Geschichte
der
Deutschen Litteratur
von
Julian Schmidt

LC A
S352ge

Geschichte

der

Deutschen Litteratur

von Leibniz bis auf unsere Zeit.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Von

Julian Schmidt.

Vierter Band.

1797–1814.

328816
10.7.36

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Besser'sche Buchhandlung.)
1890.

Inhalt des vierten Bandes.

1797—1814.

Neuntes Buch.

Die Bildung der romantischen Schule.

1797—1799.

1.

Der Bruch der Schlegel mit dem Classicismus.

1797.

Seite

Niederlassung der Schlegel in Jena. — Friedrichs Recensententhätigkeit . . . 1
Caroline Schlegel 5
Wissenschaftliches und geselliges Treiben in Jena. — Schiller bricht mit den Brüdern. — Friedrich geht eine neue Partei zu gründen nach Berlin. . 11
Friedrich von Hardenberg — Jugend — Erste Liebe. 17

2.

Die Gesellschaft in Berlin.

1797.

Allgemeine Physiognomie der Hauptstadt. — Die geistreichen Jüdinnen. — Friedrich macht Schleiermachers Bekanntschaft. 21
Tiecks Freundeskreis und Jugendarbeiten. — Der Dualismus in seinem Schaffen. — W. Lovell — Straußfederngeschichten. — Die Volksmährchen. 26
Wackenroders Herzensergießungen. 39
Gründung des Athenäums. 43

3.

Die neue Schule.

1798.

Fr. Schlegel gegen Nicolai. — Charakteristik Lessings. — Die Ironie — Der Satz des Widerspruchs — Das Stichwort der romantischen Poesie . . 44

Seite

Sternbalds Wanderungen 49
Die Romantiker besuchen Dresden. — Novalis — Neue Liebe — Hymnen an die Nacht — Lehrlinge von Sais 52
Schelling tritt in ihren Kreis. — Die Weltseele. — Steffens in Jena . . . 56

4.

Die Reden über die Religion.

1799.

Suchen nach einem religiösen Mittelpunkt in den neunziger Jahren. — Fichtes Atheismusstreit. — Jakobis Sendschreiben. — Kant gegen Fichte. . . 59
Bestimmung des Menschen 68
Herders christliche Schriften. — Metakritik 71
Fr. Schlegels und Novalis' Stellung zur Religion 74
Schleiermachers Reden über die Religion 78
Wielands Agathodämon — Goethes Walpurgisnacht — Voß' Mythologie — Schillers Glocke. — 85

5.

Lucinde.

1799.

Opposition gegen die bestehende Sittlichkeit. — Der Eudämonismus wird wieder zu Ehren gebracht. — Friedrichs Sendschreiben an Dorothea. — Selbstbekenntnisse in der Lucinde. 87
Zeitgenössische Urtheile über den Roman. — Allgemeines Aergerniß. — Friedrichs Mißstimmung gegen Schleiermacher 94
Monologen. — Vertraute Briefe über die Lucinde. 101

6.

Jena, Sitz der Schule.

1799—1800.

Versammlung der romantischen Schule in Jena. — Tiecks romantische Dichtungen — Zerbino — Genoveva. — 104
Sympathie für den katholischen Cultus. — Novalis' Marienlieder — Europa oder die Christenheit — Abschluß der Hymnen — Hinweis auf den Orient. — Friedrich fordert neue Mythologie 110
Schellings Heinz Widerporst 119
Friedrichs lyrische Experimente 122
Heinrich von Osterdingen. — Novalis' Tod 124
Polemik und Goethecultus. — Jean Pauls Beziehungen zur Schule. — Schillers Urtheil über Goethes Verhalten. 129

Zehntes Buch.

Weimar und Jena während der herannahenden Fremdherrschaft.

1797—1805.

1.

Wallenstein und Faust.

1797—1800.

Seite

Zur politischen Lage. — Bonapartes Zug nach Aegypten 135
Wallenstein 136
Faust 144

2.

Der Zerfall der romantischen Schule.

1800—1803.

Bonapartes Staatsstreich und Concordat. — Stolbergs Uebertritt 154
Zerwürfnisse in Jena. — Carolinens Verhältniß zu Schelling — Trennung von ihrem Gatten 157
Tieck in Dresden — Der Musen-Almanach — Octavian. — Alarcos und Jon 164
A. W. Schlegels Calderon — Berliner Vorlesungen. — Frau von Staël gewinnt ihn als Hauslehrer 171
Friedrich Schlegel geht mit Dorothea nach Paris — Orientalische Studien — Die Boisserées. 179
Schleiermacher in Stolpe — Kritik der Sittenlehre — Weihnachtsfeier . . . 184

3.

Die Priesterinnen der Romantik.

1797—1803.

Elisabeth Graun — Erinnerungen für edle Frauen 189
Gentz' Tagebuch — Briefwechsel mit Rahel 192
Rahels Kreis. — Gräfin Schlabrendorf. — Josephine Pachta. — Caroline v. Fouqué. — Pauline Wiesel 196
Sophie Bernhardi: Wunderbilder und Träume 203
Der Jean Paul-Cultus. — Emilie von Berlepsch — Charlotte von Kalb — Josephine v. Sydow — Caroline v. Feuchtersleben — Caroline Meyer 204
Abschluß des Titan. — Die Flegeljahre. — Willibalds Ansichten des Lebens . 210

4.

Schillers und Goethes gemeinsame Bühnenleitung.

1800—1803.

Kampf gegen den Naturalismus. — Rückkehr zu den Franzosen — Mahomed. — Macbeth 216

Seite

Maria Stuart. — Jungfrau von Orleans 220
Aufführung des Jon, Alarcos, Turandot 227
Braut von Messina 229
Umarbeitung der alten Stücke 233
Die natürliche Tochter 234
Goethe über Shakespeare als Theaterdichter 238

5.

Das Erlöschen des Weimarischen Kreises.

1803—1805.

Die politische Umwälzung verrückt auch den litterarischen Schwerpunkt. — Herders Tod. — Goethe wirkt für die neue Litteraturzeitung 239
Gothen und Griechen 242
Schillers letzte Arbeiten. — Tell. — Demetrius. — Sein Tod. — Goethes Vereinsamung 247

6.

Epigonen und Vorläufer.

1797—1806.

Heinrich von Kleist. — Selbstportrait in Briefen. — Der Guiskardtraum. — Familie Schroffenstein 256
Friedrich Hölderlin. — Hyperion — Empedokles — Lyrik 270
Ist Hölderlin zu den problematischen Naturen zu rechnen? 278

7.

Fichte und die Identitätslehre.

1801—1806.

Fichtes neue Schriften in Berlin 282
Schelling und Hegel gegen die Reflexionsphilosophie 287
Fichtes Vorlesungen. — Wendung seiner Lehre 291

8.

Schellings Einwirkungen.

1804—1806.

Baader. — Steffens. — Schubert 295
Rückwirkung der Speculation auf die Theologie 300
Mythologie und Symbolik. — Görres — Glauben und Wissen. — Religion in der Geschichte 303
Steffens Urtheil über die Epoche 308

Eilftes Buch.

Unter der Fremdherrschaft.

1806—1814.

1.

Einbruch der Fremdherrschaft.

1804—1806.

Seite

Der Imperator. — Stimmen in Deutschland — Austerlitz und Jena. . 310
Joh. Müllers Abfall. — Fichtes patriotische Wandlung. — Reden an die deutsche Nation 332

2.

Einkehr ins deutsche Leben.

1806—1808.

Des Knaben Wunderhorn 330
Ludwig Uhland. — Sein Verhältniß zur romantischen Poesie und das Volksthümliche seines Gesanges 334
Die Romantiker in Heidelberg. — Die Brüder Grimm. Familienleben. — Resultate ihrer ersten Arbeiten 340
Der Geist der Heldensage verdrängt die Renaissance. — Sigurd. — Stellung der Brüder Grimm zu den Wiederbelebungsversuchen der alten Poesie. — Arnims patriotische Absicht 350

3.

Heinrich von Kleists Entwickelung zum vaterländischen Dichter.

1806—1809.

Rückkehr zur Dichtung. — Gefangenschaft in Joux. — Neues Leben in Dresden. — Der Phöbus: Amphitryon. — Penthesilea. — Der zerbrochene Krug. — Marquise von O. — Kohlhaas. — Käthchen von Heilbronn 355
Art seines Schaffens. Goethes Mißstimmung 364
Die patriotischen Bestrebungen in Preußen. Congreß zu Erfurt. — Rüstungen Oestreichs. — Kleists Hermannsschlacht — Germania. — Die Schlacht von Wagram vernichtet seine Hoffnungen. 368

4.

Goethes isolirte Schöpfungszeit.

1807—1809.

Goethes Patriotismus. — Pandoras Wiederkunft. — Zweite Gesammtausgabe seiner Werke — Faust 376
Gesellschaftliche Stellung nach seiner Heirath. — „Der liebe alte Herr“ . . . 379
Die Wahlverwandtschaften eine Spiegelung der Metamorphose der Gesellschaft — Aufnahme des Romans 381

5.

Die Romantik und das Erwachen des reactionären Geistes.

1806—1812.

Seite

Joh. Müllers Einfluß auf die Geschichtschreibung. — Historische Schule — Hüllmann — Haller — Eichhorn — Ad. Müllers Staatskunst . . . 391
Die Umkehr der Romantiker. — Fr. Schlegels Uebertritt und Uebersiedelung nach Wien 399
Zacharias Werner — Dramen — Von Weimar und Coppet nach Rom . . 406
Frau von Staëls Buch über Deutschland 418
Fr. Schlegels Vorlesungen über neue Geschichte und Litteratur 424

6.

Die Philosophie während der Fremdherrschaft.

1807—1812.

Hegels Lossagung von Schelling. — Die Phänomenologie des Geistes . . . 429
Jakobis und Schellings akademische Reden in München 432
Schellings Wendung zur Theosophie 434
Jakobis philosophisches Testament. — Schellings Gegenschrift. — Goethes Bekenntniß 435

7.

Vor der Erhebung.

1809—1811.

Rückkehr des Hofes nach Berlin. — Der Prinz von Homburg 439
Eröffnung der Universität. — Opposition der Feudalen. — Auswärtige Politik 443
Kleists letzte Tage. — Uhland und Marwitz über den Selbstmord. 445
Arnim und Brentano in Berlin. — Arnims Erzählungen — Heirath — Besuch bei Goethe 449
Knebel, Steffens, Boisserée bei Goethe 456

8.

Goethe während des Befreiungskampfes.

1812—1814.

Gährung in Deutschland. — Der russische Feldzug — Goethes Stimmung. — Tod Wielands. 458
Arndts patriotische Thätigkeit — Goethes Verhalten 460
Die neue Dichtung — Buch des Unmuths. — Frau von Staëls Buch über Deutschland erscheint. — Epimenides Erwachen 464
Dichtung und Wahrheit 468

Neuntes Buch.

Die Bildung der romantischen Schule.

1797—1799.

1.

Der Bruch der Schlegel mit dem Classicismus.

1797.

Die „Xenien" hatten die poetische Jugend zum Spott gegen die „Philister" angeregt; die Letzteren merkten nicht, daß im Lager der Griechen bereits ein geheimer Zwiespalt bestand.

Als A. W. Schlegel von Amsterdam, wo er seit seinem Abgang von der Universität Göttingen eine Hauslehrerstelle bekleidete, Juli 1795 nach Deutschland zurückkehrte, wurde er durch Schiller bestimmt, seinen Aufenthalt in Jena zu nehmen. Sie traten sich näher durch A. W. Schlegels Arbeiten am Shakespeare; schon vor seiner Ankunft in Jena brachten die Horen aus seiner Feder einen schönen Aufsatz über Shakespeare und eine Probe-Uebersetzung aus Romeo und Julia. Mit großer Freude nahm Schiller Kenntniß von Schlegels Absicht, die gesammten Werke des Dichters zu übersetzen. So würde sich wohl ein guter Verkehr zwischen ihnen befestigt haben, wenn A. W. Schlegels Niederlassung in Jena Mai 1796 nicht die seines Bruders Friedrich ebenfalls zur Folge gehabt hätte, der soeben in der Recension des Musenalmanach für 1796 Schiller auf das Unangenehmste berührt hatte. Mit einer für die Horen eingereichten Arbeit, Cäsar und Alexander, von Schiller abgewiesen, verband sich Fr. Schlegel nun um so enger mit Reichardt, in dessen Journal Deutschland er seiner klugrednerischen Tadelsucht, seinen persönlichen Abneigungen, sowie seinen politischen Paradoxien nach jeder Richtung genug thun konnte.

In dem bereits erwähnten Horenaufsatz über Shakespeare war A. W. Schlegel der Auslegung des Hamlet, die Goethe im „Meister" gegeben, im Wesentlichen beigetreten; dieser Meinung war sein Bruder

Friedrich durchaus nicht; er erkühnte sich — zwar anonym — gegen beide zu polemisiren. „Goethe schwelgt viel zu sehr im Genuß seines vollendet schönen Selbst, als daß er die schreienden Härten, die empörenden Nacktheiten des zu aufrichtigen Shakespeare ertragen könnte. Wie sollte diese harmonische Ruhe zu der erhabenen Verzweiflung stimmen, welche so sehr die Seele des Hamlet ist, daß derjenige, bei dem jenes Gefühl nie bis zur Begeisterung stieg, das merkwürdigste aller modernen Dramen schwerlich verstehen kann? Wie Goethe den Werther schrieb, da ersetzte jenen Mangel die Jugend, ihre wehmüthigen Ahnungen, ihre weissagenden Thränen. Nachher ließ ihn das Geschick, zu nachsichtig, mit seinem Genius allein."

Wilhelm Schlegel hatte den Hamlet mit dem Faust verglichen; sein Bruder war auch mit diesem Vergleich wenig zufrieden. „Fausts unersättliche Begier, die gleich zur That wird, will das Unendliche in der Sinnenwelt selbst gleichsam mit Händen greifen, entbrennt nach jeder kurzen Täuschung nur ungestümer, und reißt ihn selbst und alle seine übrigen herrlichen Kräfte von Abgrund zu Abgrund mit sich fort. Dem zarten Hamlet fehlt es zwar nicht an Kraft, aber diese ist gebunden durch seinen großen aber unglücklich gerichteten Verstand. Er hat die Fäden verloren, wodurch er das, was sein soll, mit dem, was ist, in Uebereinstimmung bringen könnte; seine großen Kräfte sind feindlich gegen einander gerichtet und heben sich gegenseitig auf.

Das Herz beider Gedichte ist: daß alles Wirkliche nichtswürdig und alles Würdige und Göttliche leer und wesenlos sei; nicht etwa blos ein müßiger Gedanke als Aufgabe für den Verstand des Forschers, sondern zugleich der tiefste und lebendigste Schmerz, welchen die anschaulichste Darstellung dieses Gedankens erregen kann. — Das ist die Aehnlichkeit beider Dramen; ihre Verschiedenheit liegt in den beiden Helden. Hamlet muß seiner Natur nach langsam vergehen und wie von selbst aufhören, Faust hingegen muß mit Krachen zur Hölle hinabstürzen. — Um die Ausführung Klopstockisch zu vergleichen: wenn wir die Kraft und Kunst, welche den Hamlet vollendete, auf hundert schätzen, so dürfen wir die, welche den Faust entwarf, nicht wohl über sieben ansetzen".

Im „Studium der griechischen Poesie", welches ungefähr gleichzeitig mit den Shakespeareaufsätzen erschien, bezeichnet Friedrich Shakespeare als denjenigen Dichter, welcher den Geist der modernen Poesie im Gegensatz zur griechischen am vollständigsten charakterisirt. „Wer seine Poesie als schöne Kunst beurtheilt, der geräth nur in tiefere

Widersprüche, je mehr Scharfsinn er besitzt. Wie die Natur Schönes und Häßliches durcheinander mit gleich üppigem Reichthum erzeugt, so auch Shakespeare. Keins seiner Dramen ist in Masse schön; nie bestimmt Schönheit die Anordnung des Ganzen. Auch die einzelnen Schönheiten sind, wie in der Natur, nur selten von häßlichen Zusätzen rein, und sie sind nur Mittel eines andern Zwecks; sie dienen dem charakteristischen oder philosophischen Interesse. Nicht selten ist seine Fülle eine unauflösliche Verwirrung und das Resultat des Ganzen ein unendlicher Streit. Selbst mitten unter den heitern Gestalten unbefangener Kindheit oder fröhlicher Jugend verwundet uns eine bittre Erinnerung an die völlige Zwecklosigkeit des Lebens, an die vollkommene Leerheit alles Daseins. Nichts ist so widerlich, bitter, empörend, ekelhaft, platt und gräßlich, dem seine Darstellung sich entzöge, sobald es ihr Zweck bedarf. Nicht selten entfleischt er seine Gegenstände und wühlt wie mit anatomischem Messer in der ekelhaften Verwesung moralischer Cadaver. Daß er den Menschen mit seinem Schicksal auf die freundlichste Weise bekannt mache, ist daher wohl eine zu weit getriebene Milderung. Ja eigentlich kann man nicht einmal sagen, daß er uns zu der reinen Wahrheit führe. Er giebt uns nur eine einseitige Ansicht derselben, wenngleich die reichhaltigste und umfassendste. Es giebt vielleicht keine vollkommnere Darstellung der unauflöslichen Disharmonie, welche der eigentliche Gegenstand der philosophischen Tragödie ist, als ein so grenzenloses Mißverhältniß der denkenden und der thätigen Kraft wie in Hamlets Charakter. Der Totaleindruck dieser Tragödie ist ein Maximum der Verzweiflung. Alle Eindrücke, welche einzeln groß und wichtig schienen, verschwinden als trivial vor dem, was hier als das letzte einzige Resultat alles Seins und Denkens erscheint: vor der ewigen kolossalen Dissonanz, welche die Menschheit und das Schicksal unendlich trennt."

Jacobi hatte Jan. 1794 eine neue Ausgabe des „Woldemar" an Goethe geschickt, mit einer zärtlichen Widmung an den alten Freund, die dessen früherem Verdammungsurtheil Recht zu geben schien. Humboldt brachte eine Recension zu Stande, die in Ausdrücken überschwänglicher Bewunderung alles sagte, was zu sagen war; doch konnte die Ironie nur von Feinschmeckern verstanden werden. Nun war Jacobi nach der Lectüre des „Meister" kühler geworden: in einer neuen Ausgabe des „Woldemar", die 1796 erschien, wurde die Widmung wieder weggelassen.

Diese Ausgabe veranlaßte Fr. Schlegel zu einer Kritik, die tief

in den Kern der Sache eindringt; aber sie hat einen Fehler: es hatte für Fr. Schlegel einen eignen Reiz, mehr als dem Kritiker erlaubt ist, den Autor im Innersten seiner Persönlichkeit vor dem Publicum zu seciren. Er rühmt Jacobis schönen, lebendigen, kühnen, genialen Ausdruck; er ist ihm dankbar für die Liebe, mit welcher er das Recht des Herzens gegen die Sophisten und Vernünftler, die Einheit des Lebens gegen die Materialisten verficht, der leitende Gedanke all seiner Schriften sei: Liebe, Gott, alles Hohe im Menschen aus dem Verdacht des Traums und des Wahns zu ziehen.

Aber „ein Werk kann bei dieser hohen Tendenz dennoch durch und durch unlauter und verkehrt sein. Zwar das Bedenkliche im Charakter seines Helden empfindet Jacobi selbst. Aber die Kritik des Dichters gegen sein Geschöpf ist nicht scharf genug; er empfindet nicht das Ungesunde der Verhältnisse, in die er ihn einführt. Ein Weib zu lieben, gleich als wäre sie ein Mann; von einem Freunde geliebt zu werden mit weiblicher Nachsicht und Anbetung: das war es, was sein verzärteltes Herz begehrte ... In einem so gebrechlichen Herzen muß die Liebe, ihr Gegenstand sei welcher er wolle, ihre edle einfache Natur verwandeln. Er und seine Freundin reden zwar unaufhörlich von hohen Idealen der Freundschaft und erörtern das förmlich, worüber sich wahrhaft delicate Menschen stillschweigend verstanden haben würden: wo hingegen die schnellste Offenheit nothwendig war, brüten sie einsam und schmollen mißtrauisch ... Feine Wollust macht Woldemar zum groben Egoisten. So genießt er die Laïs seiner Seele, liebt sie nicht: es ist wirklich empörend, wie er sich noch freuen darf, daß er sie besitze, ohne von ihr besessen zu werden ... Diese Beschaffenheit des Helden verbreitet ihren widrigen Einfluß auf das Schönste im Buch. Das Zarteste selbst wird indelicat, weil es uns seine selbstische Befriedigung malt; so die Art, wie beide Freundinnen sich bemühen, dem Weichling das Leben zu versüßen und ihm jeden Anstoß aus dem Wege zu räumen. Wir können nicht umhin zu glauben, daß es demjenigen an wahrer Kraft fehlt, der Andere so viel für sich thun läßt, der eines solchen Zauberkreises bedarf, um darin zu existiren. Es ist ein großes Uebel, wenn ein Mensch zum Schooßkind der ihn zunächst Umgebenden geworden ist. Einem gesunden Menschen würde es lästig fallen; Woldemar bestärkt es nur in seiner Eitelkeit, und verwickelt ihn noch tiefer in Speculationen über sich selbst, zu denen er schon so geneigt ist. Dies Grübeln ist das beste Mittel, einen ohnehin kranken Geist ganz zu schwächen und zu verderben, wie beständiges Mediciniren den Körper

entnervt. Woldemar erscheint nur da rastlos thätig, wo man nicht den geringsten Widerstand findet, in den Räumen der Einbildungskraft; er macht sich ein angelegentliches Geschäft daraus, seine Gefühle sorgfältig zu registriren. Er geht gleichsam auf die Jagd nach himmlischen Empfindungen aus; mühsam muß er erst das Todte um sich her beleben, um durch eine künstliche Täuschung seine Empfindungen hervorzulocken, die doch nur trübe und tropfenweise rinnen. — Durch das lange Ausspinnen einer einförmigen Verzückung muß auch ein genialer Schriftsteller in gemeine Empfindelei versinken."

Im „Woldemar" „lebt, athmet und glüht ein verführerischer Geist vollendeter Seelenschwelgerei, eine grenzenlose Unmäßigkeit, welche trotz ihres edlen Ursprungs alle Gesetze der Gerechtigkeit und Schicklichkeit durchaus vernichtet".

Der Keim dieser künstlerischen Verirrung liegt schon in Jacobis Philosophie. „Jeder Denker, für den Wissenschaft und Wahrheit keinen unbedingten Werth haben, der ihre Gesetze seinen Wünschen nachsetzt, sie zu seinen Zwecken mißbraucht, ist ein Sophist, mögen diese Wünsche, diese Zwecke so erhaben sein und so gut scheinen als sie wollen. Wenn die wissenschaftliche Untersuchung nicht von dem festen Entschluß ausgeht, die Wahrheit zu nehmen wie sie gefunden wird, sondern von einer trotzigen Forderung, daß dies oder jenes wahr sein soll, so endigt sie entweder mit Unglauben oder Aberglauben." „Woldemar ist eine Einladungsschrift zur Bekanntschaft mit Gott, und das theologische Kunstwerk endet, wie alle moralischen Debauchen endigen, mit einem Saltomortale der göttlichen Barmherzigkeit." — Es ist ein hartes Wort, aber es trifft; es trifft nicht blos Jacobi. Ueberblickt man Fr. Schlegels spätere Entwickelung, so spricht sein eignes Wort das Urtheil: von der Debauche der Lucinde mit einem Saltomortale in den Schooß der allein seligmachenden Kirche!

Wenn nun Fr. Schlegels Recensenten-Thätigkeit in Reichardts Journal schließlich den offenen Bruch Schillers mit beiden Brüdern Schlegel herbeiführte, so spielt eine entscheidende Rolle in diesen Beziehungen doch auch A. W. Schlegels Gattin Caroline, seine langjährige Jugendfreundin, Tochter des Professor Michaelis in Göttingen, mit welcher er sich bald nach seiner Ankunft in Jena vermählte. Viel bewundert und viel gescholten, ihren Zeitgenossen als „Dame Lucifer" bekannt, ist Caroline in unseren Tagen einzelnen Forschern fast zu einer Helena geworden. Ihr Einfluß auf den gesellschaftlichen Kreis, aus welchem nach und nach die romantische Schule entstanden ist, war in

der That ein zu bedeutender, als daß ihre Entwickelung hier übergangen werden dürfte.

Unter den Göttinger Professorentöchtern besteht eine merkwürdige Familienähnlichkeit. Grade in dieser versteckten, nur für Erziehung von Beamten eingerichteten Universität empfand das junge Geschlecht den Gegensatz zum alten am härtesten. Mehr als anderwärts hatten die jungen Damen Gelegenheit, durch junge Docenten in die neue Bildung eingeführt zu werden; von der ältesten bis zur jüngsten Professorentochter, von Philippine Gatterer bis zu Dorothea Schlözer lebten alle in der neuen Empfindungswelt. Philippine hatte für den Göttinger Musenalmanach gearbeitet, daher wurde sie als Muse in einem himmelblauen Gewand, auf die Leier gestützt und einen Kranz von Lorbeer und Rosen im Haar, gemalt und so in der Kasseler Galerie aufgestellt. Dorothea wurde von ihrem Vater bereits im 11. Jahr im Griechischen unterrichtet, im 17. Jahr wurde sie nach bestandener Prüfung feierlich zum Dr. phil. erhoben.

Caroline Michaelis hatte sehr frühzeitig Herzenserfahrungen gemacht und glaubte schon im 15. Jahr einmal ihren guten Ruf verloren zu haben. Im 21. Jahr heirathete sie den Bergphysikus Böhmer in Clausthal. Hier, auf einem weiten Hochplateau zwischen den rings umgebenden Harzbergen in einer großartigen aber rauhen Natur, inmitten eines hart arbeitenden Geschlechts einsam einer sehr ausgebreiteten aber gewählten Lectüre hingegeben, sog Caroline ein glühendes Freiheitsgefühl, eine tiefe Begeisterung für echte Poesie, zugleich aber eine naive Selbstvergötterung und eine etwas herbe ästhetische Lust am Spiel der Leidenschaften ein. Nach dem frühen Tode ihres Mannes kehrte sie 23 Jahr alt nach Göttingen zurück, wo sie nun als schöne junge Wittwe eine namhafte Rolle spielte. Sie sammelte verschiedene Anbeter um sich, darunter Bürgers Schüler, A. W. Schlegel, vier Jahr jünger als sie, sehr bildsam und bildungsbedürftig, bot er der gescheiten Frau einen willkommenen Erziehungsstoff: sie hielt ihn ganz für ihr Geschöpf und verschwieg ihm das nicht.

Diese Beziehungen wurden nicht ganz abgebrochen, als Schlegel Juni 1791 eine reich ausgestattete Informatorstelle in Amsterdam annahm; er schickt ihr aus der Ferne „den Gruß der Liebe von dem Treuen, der ohne Gegenliebe schwur, dir ewig Huldigung zu weihen, wie der allwaltenden Natur! Der stets, wie nach dem Angelsterne der Schiffer, einsam blickt und lauscht, ob nicht zu ihm in Nacht und Ferne des

Sternes Klang herniederrauscht!" Daneben hatte er freilich in Amsterdam noch ein andres Verhältniß, über das er nicht schwieg.

Mit der mehr als zweideutigen Gesellschaft, die sich um Bürger sammelte, kam Caroline in unerfreuliche Berührung. Ihr eigner Bruder war Madame Bürgers erster Liebhaber.

„Madame Bürger", schreibt sie damals, „ist ein niedliches kleines Figürchen, mit einem artigen Gesicht und Gabe zu schwatzen, empfindsam, wo es Noth thut, intriguenfähig im höchsten Grade, und die gehaltloseste Coquette, der es nicht um einen Liebhaber sowohl — obgleich sie auch da so weit geht, wie man nur gehen kann — sondern um den Schwarm unbedeutender Anbeter zu thun ist. Bürger wird stupide neben ihr, ist still und starrt mit abgestorbenen Augen in das Wesen hinein. Seiner Haushaltung droht ein völliger Untergang, weil sie sich um nichts kümmert, nicht einmal um ihr Kind!"

Noch vor der Katastrophe in Bürgers Ehe, welche zur Scheidung führte, folgte Caroline einer Einladung ihrer Jugendfreundin Therese Forster nach Mainz. Zwischen den beiden Frauen war ein beständiger Wechsel von Liebe und Eifersucht, Zärtlichkeit und Bosheit; sie beobachteten sich gegenseitig sehr scharf und beurtheilten sich sehr richtig. Caroline ist eine gescheite Frau. Rasch und entschieden in ihrem Urtheil, trifft sie oft auffallend das Richtige, und scheut sich nicht, offen damit hervorzutreten; sie hat die Sprache in ihrer Gewalt, und weiß ihren Gedanken den sprechenden Ausdruck zu geben. Ihr starkes und nicht unberechtigtes Selbstgefühl wird wenig durch Wohlwollen gemildert. Die meisten Frauen, mit denen sie in Berührung kommt, scheiden endlich von ihr in Haß, während sie die Männer anzieht, fesselt und beherrscht.

Sie hätte gern die Göttinger Anbeter nach Mainz gezogen, namentlich Wilhelm Schlegel, den sie eben sehr schlecht behandelt hatte. Er lehnte ab, zur Verwunderung seines jüngeren Bruders Friedrich, der ihn für einen verzärtelten Weiberfreund hielt. „Einzelne große Züge verkenne ich nicht an ihr", so lautet das Verdict des jungen Mannes, der damals auf der Universität Leipzig eine Hamletstimmung durchmachte, über Carolinens Briefe, „doch wünschte ich, daß sie mit der schonungslosen Aufrichtigkeit, deren sie sich rühmt, nur einmal in ihr Inneres blickte! Hinter den Aussprüchen ihres Gefühls, die die Dunkelheit und Anmaßung der Orakelsprüche haben, möchten vielleicht andre Dinge im Hintergrund lauern, als sie selbst ahnt."

Caroline war, nachdem Therese Forster ihren Gatten um Hubers

willen verlassen, in Mainz zurückgeblieben, als Forsters „moralische Krankenpflegerin", aber die junge Frau fühlt auch derbere Bedürfnisse und versagt sich die Befriedigung derselben nicht. Als sie bei der Wiedernahme von Mainz die Stadt verlassen will — 30. März 1793 — wird sie mit ihrer Tochter Auguste von den Königlichen wegen vermeintlicher Theilnahme an den Mainzer republikanischen Bestrebungen festgehalten und in eine Festung gesperrt. Ihre Lage ist um so verzweifelter, da sie eben einem neuen Weltbürger das Leben schenken will. Ihre alten Freunde lassen sie im Stich, nur A. W. Schlegel bleibt ihr treu. „Wie ich von Jedermann verlassen, mir allein nicht einmal die Möglichkeit zu sterben hätte verschaffen können, vertraute ich mich einem Mann, den ich von mir gestoßen, aufgeopfert, gekränkt, dem ich keinen Lohn mehr bieten konnte, wie das wohl in der Natur meines Vertrauens lag — und er betrog mich nicht!" So schreibt sie 30. Juli 1793 nach ihrer durch die Verwendung ihres Bruders bei Friedrich Wilhelm II. bewirkten Freilassung. A. W. Schlegel war aus Amsterdam herbeigeeilt, um der schwer compromittirten Freundin beizustehn, er geleitete sie nach Leipzig, wo er sie dem Schutz seines Bruders übergab.

„Alles, was ich Wilhelm jemals geben konnte", schreibt sie diesem, „hat er mir jetzt freiwillig, uneigennützig, anspruchslos vergolten; es hat mich mit mir ausgesöhnt, daß ich ihn mein nennen konnte, ohne daß eine blinde unwiderstehliche Empfindung ihn an mich gefesselt hielt."

Ehe Fr. Schlegel Caroline kennen lernte, hatte er seinen Bruder wiederholt zu männlichem Widerstand aufgerufen: „Deine Liebe sollte eigentlich nur den Enthusiasmus in Deiner Seele stark gemacht haben, dessen Gegenstand alsdann die Gedanken des eignen bessern Selbst sein könnten, das heißt sein eigner Gott sein!" — Zugleich aber gestand er, daß ihn das „Phantom Caroline" weit mehr interessire, „als die Wirklichkeit der Weiber"; er ahnt, daß die wirkliche Erkennung dieses Phantoms ihm gefährlich werden könne. Die Ahnung erfüllte sich: kaum hatte er sie gesehen (2. Aug. 1793), so war er in ihren Banden. „Anfangs suchte ich mich ihr zu nähern; aber ich sah bald sehr bestimmt ein, daß ein bloßer Versuch in die heftigsten Kämpfe führen müßte. Jeder eigennützige Anspruch ward von da an aufgegeben, so schwer es mir ankam." Nach diesem Opfer, das er dem Bruder brachte, glaubt Friedrich sich berechtigt, ihn, den er früher gewarnt, zur Verbindung mit ihr zu drängen. „Du verdankst ihr mehr, als Du ihr je erwidern kannst!" Freilich merkt er in ihr einen Zug zur Grausamkeit, aber dieser — „ist mit dem weiblichen Character so tief verwebt!"

Er findet jetzt in Wilhelms Briefen an Caroline viel Zärtlichkeit, aber noch mehr beleidigte Eitelkeit. „Sie hatte Dich gereizt, und Du hieltest vielleicht Spott für ein Mittel, sie zu retten: aber ich verzeihe ihr doch, daß er das Gegentheil wirkte." — 21. Aug. 1793. „Zwar würde ich gern das bischen Leben, was etwa noch in mir ist, für ihre Rettung hingeben, aber es ist doch wirklich gut, daß ich ihr entbehrlich bin, sonst hinge es an schwachen Fäden: Du weißt ja, wie unsicher es mit meinem Leben von einem Tage zum andern steht!" Noch 6 Jahr später schildert er sie in der „Lucinde" als jene Freundin, deren Besitz Julius entsagen muß, deren Vergötterung aber seinem Geist den festen Mittelpunkt giebt. „Sie konnte in derselben Stunde irgend eine Albernheit mit dem Muthwillen und der Feinheit einer gebildeten Schauspielerin nachahmen, und ein erhabnes Gedicht vorlesen mit der hinreißenden Würde eines kunstlosen Gesangs. Alles umgab sie mit Gefühl und Witz; sie hatte Sinn für alles, und alles kam veredelt aus ihrer bildenden Hand und von ihren süß redenden Lippen. Nichts Gutes und Großes war zu heilig oder zu allgemein für ihre leidenschaftlichste Theilnahme. Im Gespräch, während dem steigenden Interesse, spielte auf ihrem Gesicht eine immer neue Musik von geistvollen Blicken und lieblichen Mienen, und eben diese glaubte man zu sehen, wenn man ihre durchsichtig und seelenvoll geschriebenen Briefe las. Wer sie nur von dieser Seite kannte, hätte denken können, sie sei nur liebenswürdig, sie würde als Schauspielerin bezaubern müssen und ihren geflügelten Worten fehle nur Maaß und Reim, um zarte Poesie zu werden. Und doch zeigte eben diese Frau bei jeder großen Gelegenheit Muth und Kraft zum Erstaunen, und das war auch der hohe Gesichtspunkt, aus dem sie den Werth der Menschen beurtheilte.

Am 4. Nov. 1793 wird die Mainzer Frucht, der kleine „Citoyen", mit Fr. Schlegels Beistand getauft. Dieser siedelt Jan. 1794 nach Dresden zu seinen Verwandten über, wo Körner ihn seiner Freundschaft würdigt und ihn warm an Schiller empfiehlt; Caroline findet gleich darauf eine Zuflucht in Gotha, hält sich aber gesellschaftlich ganz zurück. „Für meine Freunde bleibt so vieles im Dunkeln," schreibt sie 20. Februar 1794 ihrem alten Göttinger Verehrer Meyer, der damals in Berlin als Schriftsteller lebte, „daß sie vielleicht bald den Muth verlieren, für mich zu streiten. Die Verschuldungen meiner ehemaligen Freunde, die Fehltritte, zu denen ich hingerissen wurde, ja meine Tugenden selbst haben sich gegen mich verschworen — der wunderbare Zufall so gut wie die natürliche Folge meiner Handlungen

drückt mich nieder — und ich kann nicht verlangen, daß es anders sein soll. Man hält mich für ein verworfenes Geschöpf; die Verwünschungen, die über Thereſe ausgesprochen werden, treffen mich mit. Wissen Sie keine Hütte für mich?" — Die Frage wird beständig wiederholt; Meyer, den übrigens Humboldt für einen ganz verlogenen Menschen hält, thut, als ob er nicht verstände, bis endlich Caroline, empört, mit ihm bricht.

„Ich weiß nicht", schreibt ihr Thereſe 25. Febr., „ob Du jetzt nicht liebst, oder was Dir jetzt Liebe ersetzt; aber kommst Du mit Männern in Verhältnisse, so hüte Dich, daß Du Dich hintansetzest; gieb Dich aus Liebe, aber nicht aus Ueberdruß, Spannung, Verzweiflung — Schlegel konnte Dich retten, aber doch nicht führen kann er Dich?"

Was half es? — alle andern wandten sich ab. Friedrich drängt seinen Bruder zum Entschluß. Es wird über einen passenden Wohnsitz verhandelt; in Dresden, wo Friedrich sich aufhält, sind Körners im Wege, die Caroline Hubers wegen hassen. Es ist von Rom die Rede, auch von Holland. Endlich läßt sich Caroline, April 1795, in Braunschweig nieder, und Wilhelm, der seine Stelle in Amsterdam aufgiebt, zieht ihr nach. „Ich weiß", schreibt Humboldt 25. Aug. an Schiller, „daß er mit ihr eine, wenn man das ungleiche Alter bedenkt, phantastische Liebe unterhält. Sie ist ein sehr kaltes, aber romantisches und eitles Geschöpf, und hat auf Schlegels Bildung einen entschiedenen Einfluß geübt."

Noch 13. Oct. 1795 leugnet Caroline gegen eine intime Freundin die Idee einer Heirath sehr bestimmt ab. Aber ihre Lage war unhaltbar; in Leipzig, Gotha, Braunschweig war sie kühl behandelt, in Göttingen sogar förmlich ausgewiesen worden. Sie überlegte mit Wilhelm ernsthaft und eingehend die Idee einer Uebersiedelung nach der neuen Welt. Wilhelms Niederlassung in Jena und seine Anstellung bei der Litteraturzeitung gaben endlich den Ausschlag: 1. Juli 1796 fand in Braunschweig die Trauung statt. Sie hatte nach längerem Schwanken gewählt, nicht blind, sondern nach reiflicher Ueberlegung.

Wie sie nun in Jena ankommt, ist ihre Lage völlig umgewandelt. Die litterarischen Gegensätze sind noch nicht hervorgetreten. Ihr Gatte gilt als Günstling Goethes und Schillers, sie werden in die besten Kreise eingeführt: die Fichte, Paulus, Schütz, Humboldt bilden ihren Umgang. Die schöne und kluge Frau findet Beifall, von ihrer Vergangenheit spricht man nur im Stillen, sie macht ein Haus, auf ihre Urtheile legt man Gewicht, das ganze Leben in Jena hat etwas Aufstrebendes und Hoffnungsvolles.

Wilhelm v. Humboldt, unstreitig der vollendetste Gesellschafter des Kreises, der nun nach dem Tode seiner Mutter ganz unabhängig dastand, kam Nov. 1796 mit seiner Frau wieder auf ein halbes Jahr nach Jena. „Humboldts", schreibt sein Freund W. v. Burgsdorf, der gleichfalls Jena besuchte, „sind alle Abende regelmäßig bei Schiller. Schiller lebt nur in seinen Ideen, in einer ewigen Geistesthätigkeit. Das Denken und Dichten ist sein ganzes Bedürfniß, alles andre achtet und liebt er nur, insofern sich's an dies sein eigentliches Leben knüpft. Humboldt ist mit ihm ohne allen Zwang, und mitunter ebenso komisch als wir ihn nur je gesehn haben. Denken Sie sich dabei, wie interessant er ist, wenn er, statt die Sachen kurz abzuthun und zu frivolisiren, bei der Sache bleibt, wenn es ihm im Sprechen wie sonst im Denken um die Wahrheit zu thun ist."

„Zum Umgang", schreibt Schiller, „ist er recht eigentlich qualificirt; er hat ein seltnes reines Interesse an der Sache, weckt jede schlummernde Idee, nöthigt einen zur schärfsten Bestimmtheit, verwahrt dabei vor der Einseitigkeit, und vergilt die Mühe, die man anwendet, sich deutlich zu machen, durch die seltne Geschicklichkeit, die Gedanken des Andern aufzufassen und zu prüfen. So wohlthätig er aber für Jeden ist, der einen gewissen Gedankenreichthum mitzutheilen hat, so nothwendig ist es für ihn, von Außen ins Spiel gesetzt zu werden und zu der scharfen Schneide seiner intellectuellen Kräfte einen Stoff zu bekommen, denn er kann nie bilden, immer nur scheiden und combiniren."

„Er lebt nur in dem, mit dem er umgeht", schreibt Gentz in Berlin. „Wenn er noch so viel zu sagen wüßte, er berichtigt nur die Ideen des Andern: er würde einen Einwurf, der dem ganzen Streit ein Ende machte, um keinen Preis vortragen, sobald er nicht aus dem Gedankengang des Andern hervorginge. — Schon früh fing ich an, die Gewandtheit seines Geistes, manchmal eine ganz eigne Größe in seinen Ideen zu bewundern. Als wir tiefer in philosophische Ideen eingingen, entdeckten wir in diesem Kopf einen Tiefsinn, der unsre Zungen lähmte, wenn er ein Fundament, das wir für das allertiefste hielten, zu untergraben anfing; eine Promptitude, die unsre Streiche ahnte, lange ehe wir sie beschlossen hatten; eine Vielseitigkeit, die kein Einwurf befremdete, der es nichts kostete, aus Einem Gesichtspunkt heraus in den entlegensten augenblicklich überzugehen. — Der Reiz, mich an einem Sophisten von so ungeheurer Ueberlegenheit zu reiben, und der Triumph, selbst dieser eiskalten Seele ein wirkliches Attachement eingeflößt zu haben: — diese Lockungen waren für meine Eitelkeit zu stark."

Das Lob hat seine zwei Seiten. Humboldt selbst empfindet seine bestimmungslose Vielseitigkeit zuweilen als Mangel: „was mich tröstet, ist, daß eben diese vielseitige Anlage mich fähiger macht, Andern intellectuellen Genuß im Umgang zu geben, ihnen näher zu kommen, die Freundschaft gleichsam von mehr Seiten fassen zu können. An Genuß habe ich gewonnen, da aber Glückseligkeit nur aus gelingender Thätigkeit entspringt, an Glück verloren."

„Ich kann es nicht leiden", schreibt Fr. Schlegel, der ziemlich viel mit Humboldt verkehrte, „daß er einem Jeden gerecht sein will . . . Er wird seine Bestandheit zuletzt verlieren, wenn es nicht schon geschehn ist, und, entmannt, keinen Ton mehr geben können als einen fremden."

Das junge Geschlecht drängte sich damals hauptsächlich um Fichte, der es gewaltsam mit sich fortriß. Jeder Studirende glaubte an der ungeheuren Entwickelung mit betheiligt zu sein. Eine „Gesellschaft freier Männer" — darunter Erich v. Berger, Hülsen, Herbart, Rist, auch der Dichter Gries — studirte eifrig den transcendentalen Idealismus; bei Herbarts Abschied, 22. März 1797 — er ging nach Bern — versammelte Fichte den ganzen Kreis zu einer Bowle Punsch bei sich.

24. Febr. hatte sich sein alter Gegner Reinhold in Kiel öffentlich zur „Wissenschaftslehre" bekannt. „Sie steht als vollendetes Ganze auf sich selbst gegründet, die reine Darstellung der sich selbst erkennenden Vernunft, vor dem Auge meines Geistes da. Daneben liegen die Trümmer des Lehrgebäudes, in welchem ich so sicher und so bequem zu wohnen glaubte."

Die alten Kantianer dagegen sprachen sich immer heftiger gegen Fichte aus, der denn auch mit äußerster Hitze erwiderte; Schelling stand ganz auf seiner Seite, Kant deutete höflich seine Ablehnung an: „Ich finde gerathen, mich fast ganz ins praktische Fach zu werfen, und überlasse die Subtilität der theoretischen Speculation gern Andern, vornehmlich was ihre neuern äußerst zugespitzten apices betrifft . . . Ihr treffliches Talent einer lebendigen Darstellung sehe ich in Ihren neuern Stücken mit Vergnügen sich entwickeln; Sie haben die engen Pfade der Scholastik nun durchwandert und werden nicht nöthig finden, dahin wieder zurückzukehren." Fichte erwiderte — übrigens sehr verehrend: „ich denke doch nicht daran, der Scholastik den Abschied zu geben; ich treibe sie mit Lust und Leichtigkeit, und sie stärkt und erhöht meine Kraft."

„Ich bin," schreibt Fr. Schlegel 30. Jan., „gewaltig in die

Speculation gerathen. Ich bin über die Hauptsache so ziemlich aufs Reine, auch über Fichtes System. Doch kann meine Philosophie leicht zehn Jahre im Pult ruhn. Ich selbst rede mit Fichte immer nur über die Außenwerke. Ich finde immer mehr Geschmack an dem Menschen, seitdem ich mich von dem Wissenschaftslehrer entschieden getrennt habe, seine Ecken und Härten stören mich nicht, ich mag die abgeglätteten Menschen nicht." — Noch im März schrieb er für die Allgemeine Litteraturzeitung einen Essay über seine philosophischen Ideen; seitdem sind für ihn Goethe und Fichte die beiden Brennpunkte, um welche die deutsche Litteratur sich dreht.

„Es hat sich," schreibt Goethe 28. März 1797, im Begriff, aus Jena abzureisen, an Knebel, „diesmal alles so gedrängt, daß mich die Mannigfaltigkeit der Existenz fast betäubt hat. Schiller ist fleißig am Wallenstein, W. v. Humboldt übersetzt den Aeschylus, Schlegel den Shakespeare; dabei bringt die Gegenwart Al. v. Humboldts, die allein hinreichte, eine Lebensepoche interessant auszufüllen, alles in Bewegung, und Fichte fängt an, eine neue Darstellung seiner Wissenschaftslehre herauszugeben, woran ich, bei der speculativen Tendenz des Kreises, in dem ich lebe, wenigstens im Ganzen Antheil nehmen muß: manchmal weiß ich nicht, wo mir der Kopf steht." — „Für uns, die wir doch eigentlich zu Künstlern geboren sind," schreibt er gleichzeitig an Meyer, „bleiben die Speculation so wie das Studium der elementaren Naturlehre immer falsche Tendenzen, denen man freilich nicht ausweichen kann, weil alles, was einen umgiebt, gewaltsam dahin strebt."

Al. v. Humboldt hatte eben sein erstes größeres Werk veröffentlicht: „über die gereizte Muskel- und Nervenfaser, nebst Vermuthungen über den chemischen Proceß des Lebens in der Thier- und Pflanzenwelt". In demselben gab er seinen bisherigen Glauben an eine besondre animalische Lebenskraft auf, und suchte die organischen Lebenserscheinungen auf allgemeine physikalische und chemische Gesetze zurückzuführen. „Ich kann ihm", schreibt Schiller, „keinen Funken eines reinen objectiven Interesse abmerken, und finde in ihm, bei allem ungeheuren Reichthum des Stoffs, eine gewisse Dürftigkeit des Sinns. Es ist der nackte Verstand, der die Natur, die immer unfaßlich, ehrwürdig und unergründlich ist, schamlos ausgemessen haben will, und mit einer Frechheit, die ich nicht begreife, seine Formeln, die oft nur leere Worte und immer nur vage Begriffe sind, zu ihrem Maaßstab macht. Kurz, mir scheint er ein viel zu beschränkter Verstandesmensch zu sein."

22. Mai 1797 schickte A. W. Schlegel den ersten Band seiner

Shakespeare-Uebersetzung (Romeo, Sommernachtstraum, Cäsar, Heilige Dreikönigsabend) an Herder, mit einer Widmung, welche die reinste Verehrung athmet; er habe sich nur bemüht, in seine Fußtapfen zu treten. Die Verehrung war völlig aufrichtig und wohl verdient, Schlegel ging in seiner Uebersetzung wirklich aus Herders Schule hervor. Aber er brachte eine sichere philologische Bildung, ausdauernden Fleiß und geklärten Sinn für das Mögliche und Erreichbare hinzu.

Wenn, wie Schlegel behauptet, Shakespeare nächst den Engländern keinem Volk so eigenthümlich angehört als den Deutschen: „wir brauchen keinen Schritt aus unserm Charakter herauszugehen, um ihn ganz unser zu nennen," so ist dies zum großen Theil sein Verdienst; nach Lessing, Schröder und Herder hat keiner so viel dazu beigetragen, den britischen Dichter uns anzueignen als Schlegel. Seine Uebersetzung war eine That, auf welche die ganze frühere Litteratur hindrängte, aber keiner hätte das Problem so genügend lösen können als Schlegel; Tieck und gar Voß bleiben weit hinter ihm zurück. Das Werk ist ein Meisterstück, und in gewissem Sinn unsterblich; Shakespeare zählt nun zu unsern Classikern und hat unsre Poesie wohlthätig befruchtet. Wenn A. W. Schlegel nichts anderes geleistet, müßten wir sein Andenken ehren. Aber auch seine Commentare verdienen die höchste Achtung, namentlich das goldne Wort, daß der dramatische Dichter, um uns in das Innere der Gemüther zu führen, seinen Personen ein vollkommneres Organ der Mittheilung leihen muß, als sie von Natur haben.

Wenn die Schlegel aus Klugheit mit der herrschenden Partei in Jena Fühlung zu behalten suchten, trotz des inneren Widerstrebens, so war ihr Verhältniß zu Herder anscheinend reiner. „Herder", schreibt Caroline nach einem Weihnachtsbesuch in Weimar, „hat mich entzückt und fast verliebt gemacht; schon der kurländische Accent stiehlt einem das Herz, und nun die Leichtigkeit und Würde zugleich in seinem ganzen Wesen, die geistreiche Anmuth in allem, was er sagt — er sagt kein Wort, das man nicht gern hörte. So hat mir lange kein Mensch gefallen!"

„Wieland", erzählt sie weiter, „sagte sehr lustige Sachen, u. a. schimpfte er gegen die Schweine, deren Schöpfung er dem lieben Gott nicht verzeihen kann; dann über die — Xenien."

Caroline hatte von Schiller's Poesie immer eine geringe Meinung gehabt, sie mochte das Rhetorische und Erkünstelte nicht; die Beziehungen zu Bürger und Huber waren auch wohl zwischen sie getreten. In-

deß der Verkehr hätte sich gemacht, sie war weltklug genug und brauchte Schiller als Stütze.

Wäre nur nicht eben diese böse Saat der Xenien aufgegangen. „Mir gefällt das Ding immer weniger", schreibt sie 15. October, „und ich bin Schiller seitdem nicht gut. Er wird den Handel auch allein ausbüßen müssen; man kann ihn bei allen Ecken fassen und er ist empfindlich." Am meisten empörte sie das Epigramm auf Forster: — — o ich Thor, ich rasender Thor! Und rasend ein Jeder, der auf des Weibes Rath horchend den Freiheitsbaum pflanzt!" Caroline fühlte, daß hier nicht blos Therese gemeint sei. A. W. Schlegel war Diplomat genug, sich nichts merken zu lassen, aber sein Bruder trat als Carolinens Ritter ein. Früher Schwärmer für Schiller, war er durch Caroline umgestimmt, und hatte dem Bedürfniß, die neu gewonnene Ueberzeugung dem Publicum mitzutheilen, schon hinlänglich Genüge geleistet. Unfähig, einen Witz zu unterdrücken, antwortete er auf den Xenienangriff mit durchbohrendem Hohn.

Die Recension erschien zwar anonym, aber Friedrichs Verbindung mit Reichardt war bekannt; überdies konnte er selbst von seinen Heldenthaten nicht schweigen. Dies allein hätte genügt, die völlige Entfremdung Schillers herbeizuführen, Fr. Schlegel fuhr jedoch fort ihn immer aufs neue zu reizen.

Seit Jahren hatte sich Schiller seiner Schwägerin Caroline v. Wolzogen entfremdet: nun kam sie mit ihrem Gatten, der eine Kammerherrnstelle erhielt, nach Weimar und söhnte sich vollständig aus. Sie hatte einen — ziemlich mittelmäßigen — Roman im Stil der Sophie Laroche, „Agnes von Lilien", geschrieben, den Schiller stückweise in den Horen veröffentlichte; mit Hohn vernahm er (6. Dec. 1796), daß Caroline Schlegel diesen Roman Goethe zuschrieb und sogar meinte, Goethe habe noch nie einen so reinen weiblichen Charakter geschildert. Man war auf jener Seite sehr neugierig, einmal hatte man sogar Schiller im Verdacht, der Verfasser zu sein. Nun aber brachte Reichardts „Deutschland" eine anonyme, mißliebige Kritik desselben, in der zugleich die „Horen" sehr beißend getadelt wurden. Man hinterbrachte Schiller, daß Friedrich Schlegel der Recensent, daß Caroline Schlegel seine Einbläserin sei. Er hatte lange zurückgehalten, nun verlor er die Geduld und er beschloß, mit der ganzen Gesellschaft zu brechen.

„Es hat mir Vergnügen gemacht", schrieb er 31. Mai an A. W. Schlegel, mit dem er noch vor wenig Wochen eingehend den

Shakespeare durchgenommen, „Ihnen durch Einrückung Ihrer Uebersetzungen aus Dante und Shakespeare in die Horen zu einer Einnahme Gelegenheit zu geben, die man nicht immer haben kann; da ich aber vernehmen muß, daß mich Herr Fr. Schlegel zu der nämlichen Zeit, wo ich Ihnen diesen Vortheil verschaffe, öffentlich deswegen (!) schilt und der Uebersetzungen zu viele in den Horen findet, so werden Sie mich für die Zukunft entschuldigen. Und um Sie einmal für allemal von einem Verhältniß frei zu machen, das für eine offene Denkungsart und eine zarte Gesinnung nothwendig lästig sein muß, so lassen Sie mich überhaupt eine Verbindung abbrechen, die unter so bewandten Umständen gar zu sonderbar ist, und mein Vertrauen zu oft schon compromittirte."

A. W. Schlegel war nicht wenig erschrocken. In seiner Antwort betheuerte er seine und seiner Frau Unschuld an sämmtlichen Missethaten seines Bruders: „ich bin mir bewußt, Ihr Vertrauen auch in der geringsten Kleinigkeit nie mißbraucht zu haben". Caroline selbst widersprach eifrig dem Gerücht, daß sie ihres Schwagers Einbläserin sei: „wir verehren und lieben Sie so aufrichtig, daß diese grade und feste Gesinnung uns auf einen graden Weg führte, auch wenn noch so viel anscheinende Collisionen da waren. Vergeben Sie mir, daß ich diese Versicherung jetzt nicht unterdrücken kann, da Schlegel in Gefahr ist, ein Glück einzubüßen, wovon ich weiß, wie sehr es ihm am Herzen liegt!"

Schiller konnte für seinen Musen-Almanach den fruchtbaren Lyriker nicht entbehren, aber für persönlichen Verkehr blieb er unerbittlich. „In meinem engen Bekanntschaftskreise (3. Juli) muß eine volle Sicherheit und ein unbegrenztes Vertrauen sein, und das kann nach dem, was geschehen, in unserm Verhältniß nicht stattfinden. Besser also, wir heben es auf. Es ist eine unangenehme Nothwendigkeit, der wir, beide unschuldig, wie ich hoffe, nachgeben müssen." Wenn er hinzusetzt, er habe von dem Gerücht, Caroline sei die eigentliche Verfasserin jener Recension, nie Notiz genommen und Madame Schlegel für viel zu verständig gehalten, um sich mit solchen Dingen zu befassen, so war das eine neue Beleidigung, die freilich nur Caroline empfand, nicht Wilhelm: er war in solchen Dingen vollkommen arglos. „Er ist doch der Redlichste von euch Allen!" ruft Caroline einmal aus.

Wilhelms Brief zeigt, daß er lebhaft wünschte, in dem alten Verhältniß zu bleiben, auch wenn sich darüber das Verhältniß zu seinem Bruder lockern sollte. Nun war er abgewiesen, und damit änderte sich

seine gesellschaftliche Stellung in Jena völlig: bisher gehörte er zur herrschenden Partei, nun wurde er in die Opposition gedrängt. Goethe zwar ließ den eifrigen Anhänger nicht fallen, aber er verkehrte mit ihm gleichsam nur incognito.

Für die weitere Entwickelung der deutschen Litteratur wurde dieser Bruch bedeutungsvoll. Ohne Zweifel hätte Friedrich auch ohne das seinen kometenhaften Gang fortgesetzt, aber er hätte schwerlich eine Partei gegründet; nun drängte er eifrig in seinen Bruder, ihre Verbindung enger zu schließen, auf eigene Hand eine Zeitschrift zu gründen, für die er am liebsten den Namen „Schlegeleum" gewählt hätte: es wurde nachher das „Athenäum" daraus. Mitarbeiter für diese Zeitschrift zu suchen, machte er sich bald nach der Katastrophe auf den Weg nach Berlin. Wilhelm, dessen Verhältniß zur Litteraturzeitung sich gleichfalls lockerte, konnte sich endlich diesen Projecten nicht entziehen.

Friedrich hatte schon lange einen Gesinnungsgenossen, seinen ehemaligen Universitätsfreund Friedrich v. Hardenberg, früher Schillers begeisterter Jünger, Sohn eines wohlhabenden Gutsbesitzers, der einmal Fichte unterstützt hatte. Diesen Freund für die neue Schule der Religion und Poesie zu gewinnen, ging er 3. Juli 1797 zunächst auf einige Wochen nach Weißenfels.

Die Familie Hardenberg gehörte den Herrnhutern an; ihr ganzes Leben war von innerer Frömmigkeit erfüllt, alle Functionen des Lebens waren mit den Vorstellungen von Jesus durchwachsen. Deshalb waren sie doch keine Kopfhänger, es war ein heitres und glückliches Familienleben. Ueberhaupt darf man darin die Herrnhuter nicht mit den Hallischen Pietisten verwechseln: für diese war das Leben ein unaufhörlicher angstvoller Bußkampf; jene, wenn sie einmal ihr Herz dem Heiland übergeben hatten, waren glücklich und zufrieden.

Ein Jahr studirte Hardenberg in Jena; er lebte ganz als Student und hat sich öfters geschlagen. Gleichwohl war er, angeregt durch Schillers und Reinholds Vorlesungen bereit, sich als Priester der Philosophie zu „combabisiren"; aber Schiller brachte ihn auf Ersuchen des Vaters davon ab, und er bereitete sich gründlich auf die Beamten-Carrière vor, die ihm durch seine Familienverbindungen eröffnet war.

Auf der Universität Leipzig befreundete er sich mit Fr. Schlegel. „Das Schicksal", schreibt dieser an seinen Bruder, „hat einen jungen Mann in meine Hand gegeben, aus dem alles werden kann. Ich kam ihm entgegen, da er mir dann bald das Heiligthum seines Herzens

öffnete. Ein noch sehr junger Mann von schlanker guter Bildung, sehr feinem Gesicht mit schwarzen Augen, von herrlichem Ausdruck wenn er mit Feuer von etwas Schönem redet. Er redet dreimal mehr und dreimal schneller als wir andern; die schnellste Fassungskraft und Empfänglichkeit. Das Studium der Philosophie hat ihm üppige Leichtigkeit gegeben, schöne philosophische Gedanken zu bilden. Seine Lieblingsschriftsteller sind Plato und Hemsterhuys. Mit wildem Feuer trug er mir einen der ersten Abende seine Meinung vor, die Welt nahe sich wieder dem goldnen Zeitalter. Nie sah ich so die Heiterkeit der Jugend; er sagt in einem Gedicht: die Natur habe ihm gegeben, immer freundlich himmelwärts zu schauen! Er ist sehr fröhlich, sehr weich, und nimmt für jetzt noch jede Form an, die ihm aufgedrückt wird ... Die Unreife seiner bisherigen Dichtungen hindern mich nicht, in ihm zu wittern, was den lyrischen Dichter macht: eine originelle und schöne Empfindungsweise und Empfänglichkeit für alle Töne der Empfindung."

Sehr bemerkenswerth ist das schnelle und reichliche Sprechen. Hardenberg hält nicht kritisch zurück, er giebt den Gedanken, wie er ihm kommt, unbesehen: der Gedanke geht mit ihm durch. Das erklärt vieles in seinen Fragmenten.

„Das rechte Gespräch ist ein bloßes Wortspiel. Es ist ein Irrthum, wenn die Leute meinen, sie sprächen um der Dinge willen. Das Eigenthümliche der Sprache ist, daß sie sich blos um sich selbst kümmert. Daher geschieht, daß wenn einer blos spricht, um zu sprechen, er grade die originellsten Wahrheiten ausspricht; will er aber von etwas Bestimmtem sprechen, so läßt ihn die launige Sprache das verkehrteste Zeug sagen. Wer ein feines Gefühl ihrer Applicatur, ihres musikalischen Geistes hat, und danach seine Zunge oder seine Hand bewegt, der wird ein Prophet werden."

„Wenn ich damit das Wesen und Amt der Poesie auf das deutlichste angegeben zu haben glaube, so weiß ich doch, daß es kein Mensch verstehen kann. — Wie wenn ich aber reden müßte? und dieser Sprechtrieb die Wirksamkeit der Sprache in mir wäre? So könnte das ja am Ende ohne mein Wissen und Glauben Poesie sein, und ein Geheimniß der Sprache verständlich machen."

Hardenberg hatte eine entschiedene Neigung zum Necken und Vexiren, man versteht ihn nur halb, wenn man das unbeachtet läßt. Sich über den „gesunden Menschenverstand" der Philister lustig zu machen, war ihm wie Fr. Schlegel Herzenssache; in beständigem Sprühfeuer tauschten sie ihre Einfälle aus.

Schlegel hatte sich sonst vielfach an des Freundes Herrnhuterei geärgert, oft war es nahe am Bruch gewesen, immer hatten sie sich wiedergefunden.

Nun aber war in Hardenbergs Leben ein eignes Schicksal eingetreten. Er hatte sich 1795 in ein zwölfjähriges Mädchen verliebt, Sophie v. Kühn, eine reizende frühreife Erscheinung.

In seinem Tagebuche charakterisirt er sie: „Sie macht sich nicht viel aus Poesie. — Sie scheint noch nicht zu eigentlichem Reflectiren gekommen zu sein — Ihr Schreck vor der Ehe — Ihr Tabakrauchen — Ihre Gespensterfurcht — Ihr Hang gebildet zu sein — Ihr Abscheu vor dem Vexiren — Ihre Sorgfalt und Passion für das Schickliche — Sie will haben, daß ich überall gefalle — Sie will sich nicht durch meine Liebe geniren lassen — Meine Liebe drückt sie oft — Sie ist kalt durchgehends — Ungeheure Verstellungsgabe — Sie glaubt an kein künftiges Leben, aber an die Seelenwanderung." U. s. w.

In dem Wunsch, sobald als möglich zu heirathen, trat er Febr. 1796 in Weißenfels sein Noviciat bei den kursächsischen Salinen an. Bald darauf erkrankte Sophie schwer; sie kam nach Jena, wo sie sich einer schwierigen Operation unterziehen sollte; dort unterhielt sich auch Goethe mit ihr. Hardenberg kam oft herüber. — 8. Febr. 1797 schreibt Hardenberg an eine Verwandte: „daß wir endlich aufhören dürften, für Sophiens Tage zu zittern, daß ich nicht mehr wie ein verzweifelter Spieler lebe, dessen ganzes Wohl und Wehe davon abhängt, ob ein Blüthenblatt in diese oder jene Welt fällt".

19. März starb Sophie. „Das Blüthenblatt ist nun in die andere Welt hinübergeweht. Der verzweifelte Spieler wirft die Karten aus der Hand und lächelt, wie aus einem Traum erwacht, dem letzten Ruf des Wächters entgegen. — Ich sehe sie, den Engel meines Lebens, bald, sehr bald wieder. — Eine plötzliche Umänderung thut sehr weh. Es ist gewiß, ich muß meine ganze vorige Existenz vergessen! Die Erde hatte ich so lieb! — Das ist nun freilich schwer zu verwinden. — Es wird mir schwer werden, mich ganz von dieser Welt zu trennen, die ich so mit Liebe studirte. — Ich leugne nicht, daß ich mich vor dieser entsetzlichen Verknöcherung des Herzens, vor dieser Seelenauszehrung fürchte! Weich geboren, hat mein Verstand sich nach und nach ausgedehnt und unvermerkt das Herz aus seinen Besitzungen verdrängt. Sophie gab dem Herzen den verlorenen Thron wieder. Wie leicht könnte ihr Tod dem Usurpator die Herrschaft wiedergeben, der dann gewiß rächend das Herz vertilgen würde. Seine Kälte habe ich schon sehr empfunden —

aber vielleicht rettet mich die unsichtbare Welt und ihre Kraft, die bisher in mir geschlummert."

Novalis führte um diese Zeit ein Tagebuch, in dem er, wie einst Haller nach dem Tode seiner Marianne, beständig seine Empfindungen controlirt, ob sie tief und gerührt genug seien; er ist überzeugt, an einem bestimmten Tage ihr nachzusterben, und bezeichnet diese Ueberzeugung mystisch als einen „Entschluß". „Ich fühle mich unaussprechlich einsam in gewissen Momenten, so entsetzlichen Jammer in dem, was mir begegnet ist. Beim Grabe fiel mir ein, daß ich durch meinen Tod der Menschheit eine solche Treue bis in den Tod versichere. Ich mache ihr gleichsam eine solche Liebe möglich... Je mehr der sinnliche Schmerz nachläßt, desto mehr wächst die geistige Trauer, desto höher steigt eine Art von ruhiger Verzweiflung. Die Welt wird immer fremder, die Dinge um mich her immer gleichgiltiger. Desto heller wird es jetzt um mich und in mir. Bei meinem Entschluß darf ich nur nicht zu vernünfteln anfangen. Jeder Vernunftgrund ist schon Zweifel, Schwanken und Untreue. — 1. Juni. „Ich habe meinen Entschluß noch einmal beschworen ... Im Ganzen hab' ich die frohe Hoffnung in meiner Seele, daß ich leichter abkommen werde als ich denke. Mein Verschwinden wird keinen solchen Eindruck machen, als ich befürchtete.... Wer den Schmerz flieht, will nicht mehr lieben. Der Liebende muß die Wunde stets offen erhalten. Gott erhalte mir immer diesen unbeschreiblichen lieben Schmerz! 12. Juni. Sie ist gestorben, so sterb' auch ich. Selbst meine philosophischen Studien sollen mich nicht mehr stören. In tiefer, heitrer Ruhe will ich den Augenblick erwarten, der mich ruft. Das Engagement war nicht für diese Welt ..."

Wie Haller merkt er dann wiederholt Abfälle der Stimmung an. „Gott im Himmel! wie kann ich nur oft lau und kalt sein!" — 27. Juni. „Mein Entschluß steht unwandelbar. Es muß aber immer besser werden. Übernimm dich nicht, sei mäßig, und überlaß dich nicht zu sehr deinem Hang zu vexiren und zu belustigen! Jetzt schickt es sich doch nicht mehr recht für dich."

Er will also sterben, nicht durch Selbstmord, sondern durch den bloßen Willen, wie die spätere Penthesilea. Der Tod kommt ihm vor wie Schillers „Reich der Schatten", wie Kants intelligible Welt.

Aber der Wille erweist sich nicht als wunderkräftig, die Mächte des Lebens sind zu stark für ihn. Nicht einmal das Necken und Scherzen kann er unterdrücken.

Grade darum hatte er sich vor Schlegels Besuch gefürchtet,

nicht ohne Grund. Am 3. Juli wird angemerkt: „Seitdem ist viel geschwatzt, polemisirt, gescherzt und radotirt worden." Die Freunde tauschen ihre paradoxen Einfälle aus und elektrisiren sich zu neuen; eine Masse „Blüthenstaub" wird zur Veröffentlichung für die künftige Zeitschrift eingesammelt. Hardenberg nimmt den nom de guerre Novalis an; ein Ahnherr im 13. Jahrhundert hatte sich de Novali gezeichnet: novale ist die lateinische Übersetzung von Rode (Neubruch), Name eines Familienguts.

Seitdem wird die Fortsetzung des Tagebuchs als hoffnungslos aufgegeben; erst zwei Jahre später nimmt er es wieder vor. Die tragische Stimmung klingt in Witzen aus.

„Wer das Leben anders als eine sich selbst vernichtende Illusion ansieht, der ist noch selbst im Leben befangen." — „Leben ist eine Krankheit des Geistes." — „Die Seele ist unter allen Giften das stärkste."

A. W. Schlegel und Novalis hatte Friedrich für die neue Schule, die er zu gründen vorhatte, nun sicher. In Berlin fand er wiederum reichen Stoff.

2.

Die Gesellschaft in Berlin.

1797.

In den zehn Jahren der Regierung Friedrich Wilhelm's II. hatte sich die Physiognomie der Hauptstadt sehr verändert. Das üble Beispiel des Hofs hatte erst auf die adligen, dann auch auf die bürgerlichen Kreise eingewirkt. Die Lichtenau hielt ihren eignen Hof, daneben Maitressen zweiten Ranges, ja angetraute Gemahlinnen neben der Königin. Liederlichkeit war wohl immer vorgekommen, aber sie zeigte sich jetzt offen, sie gehörte gewissermaßen zum guten Ton, auf berühmte Don Juans — Prinz Louis Ferdinand, Graf Tilly, Gentz, Major Gualtieri u. A. war das ganze Publicum aufmerksam; sittliche Bedenken galten für spießbürgerlich.

Daneben erregten die Rosenkreuzer und Geisterseher des Hofs, im Gefolge Wöllners und Bischofswerders, bei allen Anfechtungen, die sie erfuhren, doch großes Interesse; es war etwas Neues, man unterhielt sich über sie wie früher über Schillers Geisterseher. Die Frei-

maurer aller Richtungen fanden wieder großes Ansehn: der ehemalige österreichische Jesuit Feßler, der in der Josephinischen Zeit zum Protestantismus übergetreten war und nun die Hand in allen Logen hatte, war für die Berliner ein Mann von Bedeutung.

Die Aufklärung war in die Opposition gedrängt. Dazu gehörte nicht blos die Gesellschaft der Berliner Monatschrift und der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, die Gedike, Biester und Nicolai, sondern das gesammte Beamtenthum aus der Altfritzischen Zeit. Die Achtung vor dem Königthum war gesunken: die Officiere, die in der Friedenszeit ihren Uebermuth gegen die Bürger richteten, waren allgemein gehaßt. In den regierenden Kreisen hatte sich das Pflichtgefühl verloren, dafür schwand im Publicum mehr und mehr das Staatsgefühl.

Hauptsächlich durch Reichardts Einfluß, der auch nach seiner Uebersiedelung nach Halle sich öfters in Berlin zeigte, hatte sich in der jüngeren Gesellschaft ein Cultus des Schönen gebildet, der eher mit den Rosenkreuzern als mit den Spießbürgern sympathisirte, weil allmälig auch die Religion als etwas Geistreiches und Apartes galt. In der Sing-Academie sangen musikalische Jüdinnen zu Ehren des Christenthums. Im Verein mit den Schauspielerinnen fingen sie nun an, eine hervorragende Rolle zu spielen. Ihre Superiorität über die Ehemänner war unleugbar: diese gingen ihren Geschäften nach, verkümmerten im Kleinhandel und sprachen ihr altes Judendeutsch, während die Damen, oft schön, musikalisch und französisch gebildet, selbst auf junge Diplomaten, Officiere und sonstige Edelleute ihre Anziehungskraft ausübten. „Einige Frauenzimmer sind comme il faut, alle Herren unter jeder Kritik." Sie schwärmten für Goethe, lasen Tasso mit vertheilten Rollen und errichteten französische Liebhabertheater. Die christlichen Häuser boten nichts, was sich diesen Theezirkeln an die Seite stellen konnte: in den Beamtenkreisen ging es sehr knapp zu, und auch in den günstiger gestellten Familien hatten die Frauen nach alter deutscher Sitte ausschließlich für das Haus zu sorgen.

Jene Damen, nach jüdischer Sitte in der Regel früh verheirathet, fühlten einen wahren Ekel an ihren jüdischen Umgebungen und sehnten sich nach gebildeten, womöglich vornehmen Verbindungen. Mehr und mehr stellte sich bei diesen femmes incomprises die Ueberzeugung fest, die Mehrzahl der wirklichen Ehen seien Versündigungen an dem höheren Geist der Sittlichkeit, und bei dem überspanntesten Ideal von einer rechten Ehe wurde denn doch die Intimität zwischen männlichen und weiblichen schönen Seelen, auch wohl die Huldigung feuriger Cavaliere

nicht blos der Seelenschönheit dargebracht, als Abschlagszahlung für die Zukunft gern angenommen.

Manchen wurde ein großes Loos zu Theil: die schöne Marianne Meyer für die sich auch Goethe lebhaft interessirte, wurde einem Fürsten Reuß zur linken Hand angetraut und nach dem Tode desselben Frau v. Eybenberg; ihre ältere Schwester, Sara, heirathete einen liefländischen Baron von Grotthuß; ihr hatte noch Lessing gehuldigt.

Der reiche Banquier Itzig hatte eine ganze Reihe blendender Töchter.

Die Königin dieser Frauen war Henriette Herz 33 Jahr, eine colossale Gestalt, sehr schön und sehr gebildet: französisch, italienisch, musikalisch; empfänglich für alles Geistreiche, übrigens kühl. Ihr Gatte, Dr. Marcus Herz, Kants Schüler, ein angesehener Arzt und geistvoll genug in der alten Weise, genügte ihr nicht, weil er nicht zart genug war, die neue Poesie zu goutiren; doch lebten sie friedlich zusammen. Weniger war das der Fall bei ihrer zwei Jahr älteren Freundin Brendel, der Tochter Mendelssohns, mit dem Banquier Veit verheirathet; sie war unschön, aber sehr gebildet, und hatte schon früh Scheidungsideen, wovon ihr rechtschaffener Mann nichts merkte. Ihr Hauptverehrer war ein gewisser Dalton, das Urbild ihres späteren Romanhelden Florentin.

Die bedeutendste dieser Frauen war die kleine graciöse Rahel Levi, 26 Jahr; sie sprühte von Geist und hatte das leidenschaftliche Bedürfniß, anzubeten und angebetet zu werden. — Ihren Geist füllte Goethe aus, aber ihr Herz schmachtete nach jungen Edelleuten, mit denen sie auch, namentlich seit einer Karlsbader Fahrt in Gesellschaft der berühmten Schauspielerin Friederike Unzelmann, Juni 1795, durch Vermittelung der baronisirten Wiener Judenfamilien reichlich bedacht wurde: selbst ein alter Feldmarschall, Fürst Ligne, ehemals Günstling der Kaiserin Katharina und ausgesprochener Voltairianer, brachte ihr seine Huldgiungen dar.

In Rahels Wesen überrascht zunächst eine wunderbare Nervosität. „Ennui“ und „Tristesse“ spielen eine große Rolle in ihren Briefen: „Von Homer — o weh! denn es ist ordentlich ein Schmerz! so schön kommt mir die Odyssee vor!“ — „Meine Buße besteht in Ennui!“ U.s.w. Was sie als das Schicksal ihres Lebens empfindet ist, eine Jüdin zu sein. „Ich will Sie einmal tief in meine Seele schauen lassen“, schreibt sie 21. März 1795 an ihren Vetter Veit. „Ich bin krank durch Gêne, ich halt' es nicht mehr aus. Aus dem Hause kann

ich nicht heraus, weil die Welt eingerichtet ist. Hier tödten sie mich; und erst recht, wenn sie sich's einfallen lassen, mir helfen zu wollen. In Gesellschaft bekomm ich unmittelbar vom Zuhören Ennuis und Anstrengungsschmerzen. Glauben Sie mir, verrückt bin ich nicht! ich fühle nicht gemein. Ich habe solche Phantasie, als wenn ein außerirdisch Wesen, wie ich in diese Welt getrieben wurde, mir beim Eingang diese Worte mit einem Dolch ins Herz gestoßen hätte: habe Empfindung, sieh die Welt, wie sie wenige sehn, sei groß und edel! ein ewiges Denken kann ich Dir auch nicht nehmen. Eins hat man aber vergessen: sei eine Jüdin! — Und nun ist mein ganzes Leben eine Verblutung; mich ruhig halten, kann es fristen; jede Bewegung, sie zu stillen, neuer Tod; und Unbeweglichkeit mir nur im Tode selbst möglich. Lächeln Sie oder fühlen Sie Thränen aus Mitleid, ich kann Ihnen jedes Uebel, jedes Unheil, jeden Verdruß da herleiten."

Das ist nicht etwa so gemeint, als würde sie durch die Unterdrückung der Juden gequält: sie wird vielmehr gequält durch die Berührung der Juden. „Wie ekelhaft herabziehend, beleidigend, ärgerlich, unsinnig, schwächlich, niedrig meine Umgebungen, denen ich nicht entfliehen kann; ein einziges Besudeln, eine Berührung macht mich schmutzig, stört meinen Adel. Dieser Kampf dauert ewig! Alles, was mir Schönes im Leben begegnet, geht mir fremd, als Besuch vorüber; und mit Unwürdigen soll ich unerkannt leben müssen!"

Mit Feuer klammerte sie sich an das Vornehme, das ihr begegnete: so an Wilhelm v. Humboldt, der von Juli 1795 bis Nov. 96 wieder in Berlin war. In früheren Jahren hatte er Henriette Herz angeschwärmt und war von ihr für einen Tugendbund erzogen worden; für Rahel hatte er wirkliches Interesse, er stellte sie seiner Gattin vor, deren „süßes Gesicht" sein Freund v. Burgsdorf bewunderte, sowie die wechselnden Mienen, „von der muthwilligsten bis zur verklärtesten, auch die Kindermiene".

In diesen Kreis geistvoller Jüdinnen wurde nun Friedrich Schlegel durch Reichardt eingeführt. Bei Rahel war er 30. Aug. Sie hatte eben eine leidenschaftliche Liebe zu einem Grafen Finckenstein, jünger als sie, wie stets die Gegenstände ihrer Anbetung: nach seinen Briefen zu urtheilen, ein herzlich unbedeutender Mensch, aber empfänglich für alle schönen Seelen. Mit immer steigender Begeisterung hatte Rahel das allmälige Erscheinen des „Wilhelm Meister" verfolgt: sie „goutirte" den Roman nicht blos, sie erlebte ihn. Zuerst wollten sie die Freunde in Philine erkennen, dann fiel Veit die Aehnlichkeit mit Aurelie auf:

Witz in der größten Verzweiflung, leichte launige Gutmüthigkeit bei der tiefsten Menschenkenntniß, leidenschaftlicher Trieb nach Verständniß. „Sie ist", schreibt Bernhardi, „immer in einem Goethe'schen Charakter maskirt; hat ihr Goethe den Charakter nicht recht auf den Leib gemacht, so schneidet sie ihn sich selbst nach der Mode." — „Grüßen Sie Goethe!" schreibt sie an ihre jungen Freunde Veit und Horn, „von dem Menschen, der ihn immer angebetet, vergöttert hätte, auch wenn ihn Niemand verstände! . . . Sie wissen, daß ich alles sehe, denn sonst wär' ich ja in Goethe verliebt, und ich bet' ihn ja nur an!" —

Henriette Herz beschreibt Fr. Schlegel seiner Schwägerin Caroline als eine „alte Coquette, die unbändig schön gewesen und jetzt noch ist, eine pikante Bosheit und naive Gutmüthigkeit hat". Bei ihr lernte er ihren Herzensfreund, den jungen reformirten Prediger Schleiermacher kennen, der in der Jugend bei den Herrnhutern erzogen, in Halle studirt hatte und in den Schriften Kants und Platos sehr zu Hause war. Die beiden jungen Männer traten sich bald so nahe, daß sie 21. Dec. eine gemeinsame Wohnung bezogen und ihr Verhältniß eine Ehe nannten; sie studirten gemeinsam den Plato, den sie zu übersetzen beschlossen.

„Schlegel ist von so ausgebreiteten Kenntnissen", schreibt Schleiermacher, „daß man nicht begreift, wie es möglich ist, bei solcher Jugend so viel zu wissen, von einem originellen Geist, der hier alles weit überragt. Er ist überall wegen seines Witzes der angenehmste Gesellschafter. Er gleicht mir in manchen Naturmängeln: er ist nicht musikalisch, zeichnet nicht, liebt das Französische nicht und hat schlechte Augen. — Was seinen Geist anbetrifft, so ist er mir durchaus supérieur, daß ich nur mit Ehrfurcht davon sprechen kann. Wie schnell und tief er eindringt in den Geist jeder Wissenschaft, jedes Schriftstellers, mit welcher hohen und unparteiischen Kritik er jedem seine Stelle anweist, wie seine Kenntnisse alle in einem herrlichen System geordnet dastehn und alle seine Arbeiten nach einem großen Plan aufeinander folgen — das weiß ich alles erst seit dieser kurzen Zeit völlig zu schätzen, da ich seine Ideen gleichsam entstehn und wachsen sehe. Er ist äußerst kindlich; offen und froh, naiv in allen seinen Aeußerungen, etwas leichtfertig, ein tödtlicher Feind aller Formen und Plackereien, heftig in seinen Wünschen und Neigungen, allgemein wohlwollend, aber auch, wie Kinder oft zu sein pflegen, etwas argwöhnisch und von mancherlei Antipathien. Sein Charakter ist noch nicht so fest und seine Meinungen über Menschen und Verhältnisse noch nicht so bestimmt, daß

er nicht leicht sollte zu regieren sein, wenn er einmal jemand sein Vertrauen geschenkt hat. Was ich aber vermisse, ist das zarte Gefühl für die lieblichen Kleinigkeiten des Lebens und für die feinen Aeußerungen schöner Gesinnung, die oft in kleinen Dingen unwillkürlich das ganze Gemüth enthüllen. Er hält alles für schwach, was nicht feurig und stark erscheint. So wenig dieser eigenthümliche Mangel meine Liebe zu ihm mindert, so macht er es mir doch unmöglich, ihm manche Seite meines Gemüths ganz zu enthüllen. Er wird immer mehr sein als ich, aber ich werde ihn vollständiger fassen und kennen lernen als er mich. Sein Aeußeres ist mehr Aufmerksamkeit erregend als schön. Eine nicht eben zierlich und voll, aber doch stark und gesund gebaute Figur, ein sehr charakteristischer Kopf, ein blasses Gesicht, sehr dunkles, rund um den Kopf kurz abgeschnittenes, ungepudertes und ungekräuseltes Haar und ein ziemlich uneleganter, aber doch feiner Anzug."

Zu Rahels Verkehr gehörte Wilhelm v. Burgsdorf, Humboldts Freund, aus altem märkischen Geschlecht: einer der wenigen Edelleute, die sich der Gewohnheit der militärischen oder bureaukratischen Laufbahn entzogen, um ganz ihrer Bildung und ihrem Vergnügen zu leben; ausschweifend, leichtsinnig, zu Abenteuern geneigt, aber mit reichem Sinn für schöne Seelen ausgestattet. Er hatte in Halle ein wildes Studentenleben geführt, eine Rheinreise, die er mit zwei Freunden — Tieck und Wackenroder — unternommen, konnte nicht ausgeführt werden, weil er die gemeinsame Reisekasse verspielte. Begeistert für die Revolution, wäre er bei einem Besuch in Straßburg April 1793 beinahe guillotinirt worden.

Sein Freund und Mitstudent Ludwig Tieck, Sohn eines wohlhabenden Seilermeisters in Berlin, war im Friedrich-Werderschen Gymnasium gebildet. Schon als Knabe hatte er viel gelesen, den meisten Eindruck hatten Don Quixote in Bertuchs Uebersetzung, Holberg, Götz, die Räuber und der Geisterseher auf ihn gemacht; später vertiefte er sich in Shakespeare und seine Zeitgenossen. Auch ging er viel ins Theater. Reichardt, in dessen Haus er eingeführt war, warb ihn für eine Liebhabergesellschaft, die einmal sogar die Ehre hatte, vor der Lichtenau zu spielen; durch ihn wurde er mit Moritz bekannt, dessen Begeisterung für Goethe sich ihm mittheilte. Genährt wurde dieselbe noch durch seinen nur drei Jahr älteren Lehrer Bernhardi. Ein anderer Lehrer, Rambach, verführte ihn zu vorzeitigen Productionen.

Neigung und Talent zogen ihn zum Theater, aber der Vater drohte ihm mit seinem Fluch, und er mußte sich entschließen, April 1792

auf die Universität Halle zu gehen, wo er sich wieder an Reichardt anschloß. Er hatte es damals viel mit Weltschmerz: sein Busenfreund Wackenroder schreibt ihm 15. Juni 1792: „ich weiß, daß Du Dich als einen der Welt schon Abgestorbenen betrachtest, der in einem gleichgültigen Mittelzustand lebt, alles um sich her wie durch das Gitterfenster eines düstern Gewölbes ansieht ... Wann wirst Du von dieser unseligen Krankheit genesen!"

Auch Wackenroder, Sohn eines Berliner Geheimraths, glaubte seinen Beruf verfehlt zu haben. Er wollte sich ganz der Musik widmen, sein Vater nöthigte ihn zum Studiren. In seinen Briefen spricht sich ein treues, warmes Gemüth aus, ein nicht übermäßig entwickelter Verstand. „Das Wunder schien die Welt zu sein, in der er eigentlich lebte, während das Alltägliche für ihn zum Wunder wurde." Er hatte eine stark ausgesprochene hektische Anlage, die seinen frühen Tod herbeiführte.

Während v. Burgsdorf und Tieck Ostern 1792 nach Halle und das nächste Semester nach Göttingen gingen, war Wackenroder auf Verlangen des Vaters noch ein Jahr in Berlin zurückgeblieben und hatte bei Koch Vorlesungen über altdeutsche Litteratur gehört. Dann holte ihn Tieck zur gemeinsamen Fortsetzung ihrer Studien nach Erlangen ab. Von hier besuchten sie wiederholt Nürnberg, wo die altdeutsche Art und Kunst ihren Sinn gefangen nahm und machten weitere Ausflüge in die fränkische Landschaft und in das Fichtelgebirge, wo die nachher oft mit schöner Farbe bei Tieck wiederkehrende Panstimmung ihm zum erstenmal entgegentrat. Im nächsten Wintersemester von Göttingen aus, sodann Besuch der Bibliothek und Bildergallerie in Wolfenbüttel und Braunschweig, Hamburgs u.s.w. Kein deutscher Schriftsteller hat die Reiselust mit soviel Wärme und Vollgefühl geschildert, es ist vielleicht das Wohlthuendste in Tiecks Schaffen. Oct. 1794 kamen die Freunde nach Berlin zurück. Tieck war damals ein schöner junger Mann: sein helles Auge voll Glut, seine Züge geistreich, seine Urtheile kurz und schneidend, seine Bewegungen anmuthsvoll und zierlich. Die klangvolle Rundung und Biegsamkeit seiner Sprache übte eine große Gewalt, seine Mimik war reich und wechselnd.

In Berlin fanden die Freunde nun einen reichen Umgang. Die Gesellschaften der Herz und Veit waren ihnen schon aus Reichardts Zeiten geöffnet; mit dem Schauspieler Fleck, dem Musiker Zelter, dem Bildhauer Schadow machten sie Bekanntschaft. Der jüngere Bruder Fr. Tieck war bei einem Bildhauer in der Lehre. Mit seiner Schwester

Sophie (20 Jahr), einem wohlgebildeten und geistig ziemlich entwickelten Mädchen, miethete L. Tieck Oct. 1795 gemeinschaftlich eine Wohnung; Bernhardi (26 Jahr) schenkte ihr seine Neigung. Dieser hatte die eigentliche Führung des Kreises. „Treffender Witz", erzählt Tieck, „machte ihn zu einem ebenso gefürchteten Gegner als beliebten Unterhalter. Mit Leichtigkeit wußte er sich auf den verschiedensten Gebieten des Wissens zurechtzufinden und die Lücken seiner Kenntniß geschickt zu verstecken. Er liebte Ironie und Mystification, und konnte mit Anstrengung arbeiten, um hinterher eben das zu verspotten, woran er seine ganze Kraft gesetzt, und nicht minder diejenigen, welche daran geglaubt hatten."

Zu dem Kreise gehörte Wiesel, der mit Tieck in Halle studirt hatte. In den Denkwürdigkeiten der Zeit wird er als dämonisch-mephistophelische Natur geschildert, herzlos, höhnisch, voll sinnlicher Glut, gewandter Dialektiker, zuweilen Prophet: er hatte eine mystische Geheimlehre ersonnen, in welcher die Orgien der Sinnlichkeit gefeiert wurden, und fand begeisterte Jünger, die er dann wieder verhöhnte. Tieck, den er mit Schrecken und Schauder erfüllte, nahm ihn zum Modell eines mächtig wirkenden Menschenfeindes: Andrea im Lovell.

Schon in der Jugend spottete Tieck der Gespenster, aber seine Gespenstergeschichten haben einen ebenso trübseligen ungebildeten Ernst, sie sind ebenso stofflich als die der Modelieferanten. Die längste derselben, „Abdallah" — die Verführung eines reinen Jünglings durch einen bösen Dämon zum Vatermord — hatte er schon im 18. Jahr begonnen; im Herbst 1792 wurde sie fertig. Ueber die Schlußscene verbreitet sich ein gräßlicher Leichengeruch, der Wahnsinn windet sich in krampfhaftem Entsetzen. — In dem Trauerspiel „Karl von Berneck" — 1793, zu dem eine Sage in Franken ihm den Stoff gegeben — hat der junge Held den Mord seines Vaters, die Schande seiner Mutter zu rächen; halb im Rausch, ohne es recht zu wollen, mit einem verfehmten Schicksalsschwert tödtet er die Mutter mit ihrem Buhlen, und wird von ihrem Geist verfolgt und zum Wahnsinn getrieben. Dunkle Mächte gähren im Blut durcheinander, welche Meister wird, hängt vom Zufall ab, vielleicht vom Wärmegrad des Zimmers. Auf dem Geschlecht der Bernecks lastet ein Fluch, der sich u. a. darin zeigt, daß sie sich vor jedem Gewitter fürchten. Ihre Schuld schieben sie auf die Sterne. „Der Mensch wird geboren, ohne daß er es weiß, seine unendlichen Gedanken sind Träume, und äußerlich erzeugen sich indeß andre Träume, die wir Thaten nennen und von denen er nichts weiß. — „Tauche

mich in einem See von Wahnsinn unter, damit ich nie wieder die Oberwelt und alle wirklichen Gegenstände in die Augen fasse!" — Als der moderne Orest wieder einmal so im Rasen ist, ruft ihm sein Bruder zu: „um Gottes Barmherzigkeit willen, halt ein! oder ich fange mit an zu toben, bis wir uns das Gehirn an einander ausgerannt haben!" — Nachdem alles umgebracht, sammelt der Geist des Ahnherrn die Trümmer des zerbrochenen Schicksalsschwerts und geht damit ins Grab zurück.

Derselbe Fatalismus herrscht in dem kleinen zweiactigen Trauerspiel „der Abschied". Eine noch nicht lange verheirathete Frau erhält den Besuch eines ehemaligen Geliebten: ihr Mann erkennt ihn an einem Bild, das sie, man weiß nicht warum, für das ihres Bruders ausgegeben hat; er wird eifersüchtig und bringt ihn um, sie macht ihm heftige Vorwürfe, er tödtet sie gleichfalls und sitzt nun verzweifelnd an den Leichen. Alle drei handeln wie im Traum. — Sprache, Charakteristik, aber auch das Geschick in der Durchführung des Themas erinnern auffallend an Kotzebue. Aber bei Kotzebue ist die Verschwommenheit der Charaktere eine Folge oberflächlicher Gesinnung und liederlicher Arbeit; der Dichter hat gar kein Arg an der Jämmerlichkeit seiner Geschöpfe. Bei Tieck dagegen erfaßt die Seele ein unnennbares Grauen über ihre Unfreiheit. Das Entsetzen vor der dämonischen Macht, die, selbst ohne Inhalt, den blinden Willen fortreißt, wird mit einer Gewalt dargestellt, der man nicht leicht widersteht. Der Schatten, den die Unthat, bevor sie erscheint, vorauswirft, das Grauen vor dem Geschehenen und die endlich in weiche Stimmung aushauchende Verzweiflung: das alles spricht, drängt sich auf, bleibt unvergessen.

Bei Klinger läßt einmal der Teufel, um zu zeigen, wie schwach der Wille sei, einen edlen Menschen im Traum eine Reihe unerhörter Verbrechen begehen und sucht ihm beim Erwachen einzureden, das sei die menschliche Natur! Aber Jener antwortet mit Recht: der Traum beweist nichts, denn im Traum ist der Wille nicht frei, im Leben ist er frei. Es ist hier nicht von der metaphysischen Freiheit die Rede: es heißt nur, daß die Person einen eignen Kern hat, aus dem nach einem bestimmten Gesetz ihr Denken und Empfinden folgt. Tiecks Figuren sind ohne Kern; sie bestehen nur aus Nerven und Muskeln, die bei jeder galvanischen Berührung zucken, widerstandlos, geängstigt und gequält: vergebens müht sich das Bewußtsein aufzuwachen, der Alp zerquetscht nicht blos die Brust, er macht den Geist wahnsinnig.

In der Vorrede zu einer Uebersetzung des Shakespeareschen

„Sturmes", die Tieck im 20. Jahr anfertigte, findet er, daß Shakespeare das Wunderbare glaublich macht, indem er das Gesetz des Traumes belauscht und die Seelenbewegung desselben nachbildet. „Es ist eine sonderbare Erscheinung in der Seele, daß sie oft das Fürchterliche und Lächerliche so nahe bei einander findet, daß eben das, was jetzt Lachen erregt, bei gespannter Phantasie in Schauder versetzen kann. Im Traum verfährt die Phantasie oft ebenso, das Lächerliche präparirt das Gräßliche. Wir würden oft das Furchtbare bezweifeln, aber durch komische Züge aus der gewöhnlichen Welt werden wir gezwungen es zu glauben; unsere Urtheilskraft wird so verwirrt, daß wir die Kennzeichen vergessen, nach denen wir sonst das Wahre beurtheilen; wir finden nichts, worauf wir unser Auge fixiren könnten, die Seele wird in eine Art von Schwindel versetzt."

In dem Roman „William Lovell", der nach manchen Unterbrechungen 1795 fertig wurde, will Tieck das Geschlecht der Werther, der Karl Moor, der Allwill seciren; er will „in die Tiefe des menschlichen Gemüths hinabsteigen und die Heuchelei, Weichlichkeit und Lüge enthüllen, welche Gestalt sie auch annehmen". Es ist wieder das Schema des Abdallah: ein Menschenfeind verführt den Idealisten zu jeder Art von Schlechtigkeit; nur daß diesmal im Charakter selbst der Keim aufgesucht wird, der sich der Verführung bietet.

Bei dem britischen Costüm vermuthete man eine britische Quelle; nach Tiecks eigner Aussage ist das nicht der Fall, die Erfindung ist vielmehr nach den lüsternen Blutthaten der französischen Revolution gemodelt, und dem Roman Rétif de la Bretonnes „le paysan perverti" nachgebildet, der ebenfalls einen reizbaren Idealisten vermittelst einer planmäßigen teuflischen Intrigue, durch allen Schmutz des Lebens schleppt. Auch dieser Roman, wie sein Vorgänger „les liaisons dangereuses", ist in Briefform.

Wie Jacobis „Allwill" stellt der „Lovell" den Werth der Grundsätze in Frage: „sie sind nur erfunden, um in träger Bequemlichkeit das Leben so vor sich hin zu treiben. Die Menschen haben es in irgend einem Augenblick recht lebhaft gefühlt, daß kein Gedanke und keine Vorstellung fest und unerschütterlich in uns stehe, daß eine strömende Empfindung, die oft plötzlich hereinbricht, niederreißt, was seit Jahren mühsam aufgebaut wurde; darum haben sie etwas ersinnen wollen, was die Gefühle wie mit eisernen Klammern an einander hält. — — Aber wohl dem Menschen, der diese dürre Bahn verläßt, auf der er sich erniedrigt fühlen muß. — — Er findet tausend Widersprüche in sich selber

alle Töne schlagen in ihm an und er bildet aus allen eine reiche Harmonie, die freilich dem groben Ohr unverständlich ist; er sammelt alle die tausend der seltsamsten Erfahrungen, um sich endlich über sein eignes Wesen zu beruhigen."

„Wie kommt es, daß ein Genuß nie unser Herz ganz ausfüllt? — Im vollen Gefühl meines Glücks, meiner Begeisterung ergreift mich kalt und gewaltsam eine Nüchternheit, eine dunkle Ahnung. — Ehedem glaubt' ich, dies beklemmende Gefühl sei Sehnsucht nach Liebe, aber es ist nicht das, auch neben Amalien quälte mich diese tyrannische Empfindung, die, wenn sie Herrscherin in meiner Seele würde, mich in einer ewigen Herzensleerheit von Pol zu Pol jagen könnte." „Wenn wir unsrer Phantasie erlauben, zu weit auszuschweifen, wenn wir alle Regionen der schwärmenden Begeisterung durchfliegen — gerathen wir endlich in ein Gebiet so excentrischer Gefühle, daß die Seele ermüdet zurückfällt: alles umher erscheint uns nun in einer schaalen Trübheit, unsere schönsten Hoffnungen und Wünsche stehn da, von einem Nebel dunkel und verworren gemacht, wir suchen mißvergnügt den Rückweg nach der Höhe, aber die Bahn ist zugefallen, und so befällt uns endlich jene dumpfe Trägheit, die alle Federn unsres Wesens lähmt. Man hüte sich vor jener Trunkenheit des Geistes, die uns zu lange von der Erde entrückt; wir kommen als Fremdlinge wieder herab, die doch die Schwingkraft verloren haben, sich über die Wolken hinaus zu heben." — Das Ende dieser Stimmung ist ein „humoristischer Rausch, in welchem die Freuden und Leiden dieses Lebens weder wünschenswürdig noch verabscheuungswerth erscheinen. — Das ganze Leben ist ein taumelnder Tanz; schwenkt wild den Reigen herum! Laßt das bunte Gewühl nicht ermüden, damit uns nicht die Nüchternheit entgegenkommt, die hinter den Freuden lauert!"

Sind nun diese Ansichten das, was nach des Dichters Meinung die Handlungsweise Lovells motiviren soll? — Es wäre das keine Kleinigkeit, denn es giebt im menschlichen Leben keine Cloake, durch welche er seinen Helden nicht führte, um ihn immer schmutziger wieder ans Licht zu bringen. Mord jeder Art, Nothzucht, falsches Spiel, Diebstahl, Raub, Fälschung — man erstaunt über die Erfindungskraft, die immer noch durch neuen Greuel überrascht; dabei ist er die erbärmlichste Memme, die keinen andern Gedanken hat, als unter dem schmählichsten Fußtritt sein elendes Wurmleben noch fortzuspinnen. Trotz der Redseligkeit, mit welcher Lovell sich über sein Seelenleben ausspricht, trotz der psychologischen Kleinkrämerei, die zufälligsten Momente als die

eigentlich bewegenden Federn der menschlichen Natur darzustellen, gelingt es dem Dichter nicht, den Glauben an die Continuität der Seele zu erwecken. Wie bei einem Rückenmarkskranken gehn die Gliedmaßen stets in andrer Richtung als der Wille: ein Mensch, der so endet, ist von vornherein eine Molluske ohne den Knochenbau des Willens und des Gewissens.

Gleichwohl scheint das die Absicht des Dichters nicht zu sein. Erwägt man den Zauber, den er seinem Helden über die Umgebenden leiht; die Lieder von tief schmerzlicher Sehnsucht, in denen er seine Seele sich ausgeben läßt; das Mitleid, das noch in die schmutzigste Cloake, in die er fällt, hineinscheint; erwägt man ferner die Wiederholung, in welcher dieser Charakter, wenn auch mannigfach verkleidet, in sämmtlichen Werken Tiecks wieder auftaucht: so wird man sich der Bemerkung nicht erwehren können, daß Tieck ihn aus seiner eignen Seele geschöpft hat.

Man mißverstehe das nicht. Nie giebt ein Dichter in einer Dichtung sich ganz wieder. In jedem Menschen steckt ein Doppelwesen, das, künstlerisch auseinandergelegt, die feinen Fäden zerreißt, die in der Wirklichkeit die widerstrebenden Elemente verbinden. Goethe war nicht ganz Werther, Jacobi nicht ganz Woldemar: aber so weit sie beides waren, so weit ist Tieck Lovell. Goethe hat sich nicht erschossen, Tieck hat kein Verbrechen verübt, sie befreiten sich gewissermaßen durch die Kunst von dem Dämon, den sie mit Schreck in ihrer Seele gewahrten.

Lovell leidet an einer merkwürdigen Blutarmuth, verbunden mit einer stark angespannten Phantasie: er macht den Eindruck, als wenn er alle seine Verbrechen nur träumte und sich ängstlich bemühte, zu erwachen. Bei aller scheinbaren Erhitzung der Phantasie bleibt sein Herz kalt.

Diese Körperlosigkeit charakterisirt auch den zweiten Idealisten des Romans, Balder: das Denken thut ihm in den Nerven weh.

„Wenn Du mich so auf eine Frage gewaltsam hinheftest, wenn ich im Schlaf sehen und finden muß, was Du verlangst, so dehnt es sich in meiner Brust, in meinem Kopf. Diese fließenden leichten Gewölke werden immer dünner und feiner, und mein Ich weicht wie in eine schwindelnde Ferne hinweg, daß ich in einer entsetzlichen Angst nach ihm zurückblicke. Jenes fließende fliehende Wesen, das ich selbst nicht mehr bin, faßt und sieht dann in meinen Körper, in Dich, in alle Wesen mit einem kalten Schauder hinein. Ich frage, ohne den Sinn

zu wissen, und höre von Geistern die Antwort, und sage sie Dir im Schlaf. Oft, wenn ich dann wieder erwachen soll, greift das bloße, fließende und entflohene Wesen nach dem eigentlichen Ich mit Entsetzen zurück und kann es nicht wiederfinden."

Im Irrenhaus glaubt dieser arme Hypochonder das höchste Ziel der Menschheit erreicht zu haben: „Jeder Denker, der über jene großen Gegenstände forschen will, die ihm am wichtigsten sind, über Unsterblichkeit, Gott und Ewigkeit, über Geister und den Stoff und die Endzwecke, fühlt sich mit eisernen Banden von seinem Ziel zurückgerissen. Wenn die Vernunft all ihre Kräfte aufbietet, so fühlt sie endlich, wie sie fürchterlich auf einer schmalen Spitze schwankt und im Begriff ist, in das Gebiet des Wahnsinns zu stürzen. Um sich zu retten, wirft sich der erschrockene Mensch wieder zur Erde — aber wenige haben den raschen frechen Schritt vorwärts gethan, mit einem lauten Klang zerspringen die Ketten hinter ihnen, das Geisterreich thut sich ihnen auf, ihr Sinn faßt das Ungedachte — und der verschlossene Sinn brandmarkt mit kühner Willkür ihre Weisheit Wahnsinn, ihre Entzückung Raserei." — „Es war", bemerkt Andrea, „eine schöne Anlage zur Verrücktheit in ihm, um die es sehr schade gewesen wäre, wenn sie sich nicht entwickelt hätte." Und wer ist nun dieser Andrea, der von einer Einsiedelei aus, wo er einen geheimen Orden leitet, in bittrer Menschenverachtung allerlei zwecklose Unthaten verübt? Er selbst erklärt sich in seinem Testament für den größten aller Narren, und mit Recht; aber für Tieck ist er doch etwas mehr: er ist der Einzige, der die Welt völlig kennt, wie sie ist.

„Oft wird mir Angst", sagt Tieck einmal in seinem eignen Namen, „wenn ich meine schnelle Fühlbarkeit sehe, mich in alle fremden Gedanken und Zustände hineinzudenken, so daß mir oft auf Augenblicke und Stunden mein Selbst verdämmert; aber erinnere ich mich, durch welche Fluth wechselnder Ueberzeugungen ich gegangen bin, so erschrecke ich, und mir fällt Hume's Behauptung ein, daß die Seele nur ein Etwas sei, an dem sich im Fluß der Zeit verschiedenartige Erscheinungen sichtbar machen."

30 Jahre später suchte er den Zustand, aus welchem diese Productionen hervorgingen, einem jüngeren Geschlecht deutlich zu machen.

„Ich meinte den leeren Enthusiasmus so vieler Gemüther zu verstehen, die, auf die rasche Erhitzung ihres Gemüths eitel, für die kräftigen und erleuchteten galten. Das Geniale schien immerdar sich mit Schein und Trug, das Wahre und Gute mit dem Engherzigen ver-

binden zu müssen. So blieb mir nichts als eine gewisse trübe und nüchterne Resignation übrig."

Hart neben jene Bilder des Grauens tritt nun eine Production, deren Zusammenhang mit ihnen man auf den ersten Augenblick schwer begreift. Dieser Dualismus, den er später unter dem doctrinären Einfluß seiner Freunde zu einer Kunstform und zu einem Weltprincip hinaufschrauben lernte, lag tief begründet in Tiecks Natur.

Bei aller Auflehnung gegen das Berlinerthum bleibt er doch ein ein echt berliner Kind: die Virtuosität, für die unerhörtesten Dinge lichterloh zu entbrennen und einen Augenblick später durch den Sprühregen der Ironie diesen Brand zu löschen, ist die Erbkrankheit dieser Residenz. Der alte Nicolai, der seit seiner mit Hühnerblut geladenen Pistole immer eine entschiedene Neigung für's Fratzenhafte gehabt, fand an dem jungen Poeten ein schätzbares Talent: er nahm seine Spukgeschichten in Verlag und übertrug ihm 1795 die Redaction der von Musäus begründeten „Straußfedern", einer Sammlung von Erzählungen, meist Umarbeitungen französischer Vorbilder. Tieck fand es bald bequemer, eigne Waare zu liefern: eine Reihe rasch hingeworfener Skizzen, in denen die Verkehrtheiten verspottet werden, die ihn schon früher geärgert: seichte Menschenliebe, starkgeistige Hohlheit, läppische Erziehung u. s. w. Nicolai, dem Tieck nie widersprach, konnte annehmen, der bescheidene junge Mann arbeite in seinem Sinn, und einzelne Excentricitäten würden sich mit der Zeit abschleifen.

Die komischen Chargen in diesen Erzählungen sind das Beste; es fehlt ihnen zwar der Humor, aber es sind wirkliche Typen der damaligen Gesellschaft. So „Ulrich der Empfindsame", „Fermer der Geniale". Mit besonderer Vorliebe behandelt Tieck den Gegenstand, den er am genauesten kennt, die litterarische Narrheit. Es handelt sich aber nicht blos um Verspottung einzelner Narrheiten. Betrachtet man längere Erzählungen aufmerksamer, so gilt der Hohn dem menschlichen Leben und allen sittlichen Mächten überhaupt; es ist, als ob sie Lovell in der Zeit geschrieben hätte, wo er von den Illusionen zurückgekommen und Cyniker geworden war. Es paßt nicht, wenn „Peter Leberecht" (1795) sagt: „Wir sind jetzt alle so ungemein moralisch geworden, daß wir in allen Kleinigkeiten außer uns etwas Moralisches suchen; ja wir geberden uns ganz wunderbar, wenn man einen lustigen Schwank erzählt, der keine moralische Tendenz hat". Denn diese Schwänke sind gar nicht lustig, es spricht sich in ihnen eine recht trübe, menschenfeindliche Stimmung aus. Was ist doch überhaupt mit der Abneigung gegen die

Moralisten für ein Unfug getrieben worden! Recht haben die Spötter gegen diejenigen Pharisäer, die um jede Lumperei die Moral bemühen, zu der einfachsten Sache Tugend, Pflicht und Entschluß in Bewegung setzen; Recht gegen die engherzigen Philister, die den Maßstab kleinbürgerlichen Lebens an große Weltverhältnisse legen. Aber das kleinbürgerliche Leben will allerdings mit diesem Maßstab gemessen sein, und wenn Tieck in dieser wie in den späteren Novellen mit unheimlicher Vorliebe die verlogensten, hohlsten Geschöpfe mit Liebenswürdigkeit bekleidet und das Mitleid für sie in Anspruch nimmt, so hört der Spaß ganz ernsthaft auf. Das Gewissen ist, auch künstlerisch betrachtet, ein integrirender Theil der Person, und durch Ausscheidung desselben erfolgt, was in Goethes Märchen mit dem vierten König geschieht, als ihm die Irrlichter die goldne Ader aussaugen: er fällt in einen Klumpen zusammen.

Man sehe sich die Novelle an „Siegmunds drei merkwürdigste Tage". Sie ist allerliebst erzählt, in der Ausführung den besten unsrer modernen Novellen an die Seite zu stellen; aber was für ein Stoff! Siegmund kommt in die Hauptstadt, um eine Rathsstelle zu werben, und gewinnt sie endlich, indem er den Präsidenten durch ein Freudenmädchen bearbeiten läßt! Und der ganze Ton verräth, daß der Dichter an diesem „Realismus" nicht das geringste Arg findet. So geht es in der Welt zu!

„Von Jugend auf", heißt es im „Peter Leberecht", „ist es unser Studium gewesen, uns alles Fremde gewöhnlich zu machen: wir sollten einmal versuchen, uns das Gewöhnliche fremd zu machen. Das Wunderbare liegt oft dicht vor unsern Füßen, aber wir sehn mit unsern Teleskopen darüber weg. — Die meisten Leser haben einen Widerwillen gegen die Welt, die sie umgiebt; sie haben kein poetisches Auge, und ihre innere Langeweile spiegelt sich in allen Gegenständen; die meisten neuern Schriftsteller überhäufen die überspannte und eben darum erschlaffende Phantasie mit schlecht zusammenhängenden Abenteuerlichkeiten, sie suchen das sogenannte Poetische abzusondern: es ist ein feinerer Genuß, in der trockensten Prosa des Lebens die schönste Poesie zu finden."

In diesem Bestreben nun, das Auge zu schärfen für das Wunderliche im Alltäglichen, studirte Tieck unsre ältern Schriftsteller: nicht die mittelhochdeutschen, auf die er erst später kam, sondern die des 17. Jahrhunderts, Moscherosch, Christian Weise, Grimmelshausen; das hastige Ueberspringen aus dem klobigsten Realismus in die luftige Welt des

Scheins, wie wir es im „Simplicissimus" antreffen, reizte ihn ganz besonders. Ebenso suchte er in Gherardis „Italienischem Theater" und in Gozzi nach Stoffen, in denen die Contraste des Lebens sich geltend machen, Misanthropie und Witz durch einander ihr Recht finden.

Tieck selbst hat in einem allerliebsten Gedicht die Einbildungskraft, wie sie bei ihm sich gestaltete, vortrefflich geschildert.

„Wer ist dort der alte Mann? in einer Ecke festgebunden, daß er sich nicht regt und rührt. Der wunderliche Alte folgt stets seiner närrischen Laune; sie haben ihn gefesselt, daß er den armen Menschen nicht irre . . . Fällt in die Augen das Abendroth hinein. Nun werden sie gewiß dem Alten die Hände frei machen, denkt der Mensch, und fürchtet sich schon . . . Der Alte schüttelt sich vor Freude; er breitet den weiten Mantel aus, und aus allen Falten stürzen wunderbare Sachen . . . Das Spielwerk sticht dem Menschen in die Augen, er reckt die Hände gierig aus . . . Indem erwacht mit dem Morgen die Vernunft; der Mensch schämt sich . . . Der Alte fängt an zu zittern; der Mantel umgekehrt ihm um die Schultern gehängt, sitzt er wieder grämlich da."

Phantasus der tolle Alte kann ebenso die blutigsten Fratzen aus seinem Mantel kramen als das possenhafte Puppenspiel; das Bild faßt die beiden Seiten in Tiecks Gemüth und Poesie zusammen.

Nicht minder lehrreich ist ein anderes Bild über die Gefahren des Idealismus in seiner letzten Straußfedernovelle „die Freunde". Ludwig Wandel, d. h. Ludwig Tieck — sitzt im Walde auf einem Baumstamm, einen Brief in der Hand, welcher ihm die tödtliche Erkrankung seines nächsten Freundes meldet. „Welchen sonderbaren Eindruck machte der Schmerz dieses Briefs in der fröhlichen Natur, die beglänzt vor seinen Augen dalag . . . Unter unsern Füßen rauscht das Leben wie eine flüssige Quelle hinweg und löscht nicht unsern Durst, unsere heiße Sehnsucht. Er verlor sich immer mehr in Gedanken . . . Er hatte vergessen, daß sein Freund krank sei; er horchte auf die wunderbaren Melodien, die zu ihm wie von fernen Ufern herübertönten; das Seltsamste gesellte sich zum Gewöhnlichsten. Puppen, Kinderspiele und Gespenster tanzten vor ihm her . . . Wie räthselhafte Bücher mit bunten grotesken Figuren, die sich schnell auf einen Augenblick eröffnen und dann plötzlich wieder zugeschlagen werden, so unstät, so flatternd zog alles vor seiner Seele vorüber.

Jetzt fiel ihm ein Bild aus seiner frühen Kindheit ein, das bis dahin nie wieder in seine Seele gekommen war: eine furchtbare weib-

liche Gestalt, die vor ihm über das einsame Feld hinschlich, ohne sich nach ihm umzusehn, der er wider Willen folgen mußte, die ihn in unbekannte Gegenden nach sich zog. Ein leiser Schauer schlich über ihn . . . Bin ich bezaubert? — Wahrlich, wenn ich mich nicht aus mir selbst herausreiße, so erwarte ich hier jenes Zauberbild." Er kommt in das Land der Feen. Alle seine Sorgen, alle seine Erinnerungen sind abgeschüttelt. „Des vorigen Lebens kann ich mich kaum noch erinnern. Ist mir doch dies jetzige goldene Dasein geworden, nach dem alle meine Ahndungen so brünstig strebten."

Nach magischen Freuden über Freuden findet er sich endlich in einer Laube allein. „Wie wunderlich, sagte er zu sich selber, daß ich jetzt vielleicht nur schlafe und es mir dann träumen kann, ich schliefe zum zweitenmal ein, und hätte einen Traum im Traume, bis es so in die Unendlichkeit fortginge, und keine menschliche Gewalt mich nachher munter machen könnte. — Im Traum dünkte ihm, als sei der Garten verändert, die großen Bäume waren abgestorben, der Mond war aus dem Himmel herausgefallen und hatte eine trübe Lücke zurückgelassen; statt der Gesänge durchschnitten Jammertöne die Luft. Ludwig erwachte unter bangen Empfindungen, und schalt auf sich selbst, daß seine Phantasie noch die verkehrte Gewohnheit der Erdbewohner habe, alle empfangenen Gestalten im Traum barock und wild zu vermischen."

Nun folgen mehrere glückliche Tage; nur zuweilen war es, „als wenn ein Hahnenschrei in der Nähe erschallte; dann erzitterte der Palast und die Feen wurden bleich; dann kam wohl ein Gedanke an die vergessene Erde in die Seele Ludwigs." — Einmal in dieser Stimmung begegnet er einer fremden Gestalt; es ist sein Freund: „Heute siehst du mich zum erstenmal, wie ich bin. Du hast Recht, hier zu bleiben, es giebt keine Freundschaft, keine Liebe; hier nicht, wo alle Täuschung fällt." Ludwig weint: „O komm zu unsrer lieben Erde zurück, wo wir uns unter täuschenden Formen wieder erkennen, wo es den Aberglauben der Freundschaft giebt." „Was hilft es?" antwortete der Fremde. „Du wirst doch sogleich wieder zurück wollen, die Erde ist dir nun nicht glänzend genug, die Blumen sind dir zu klein, die Gesänge zu unterdrückt, die Farben können sich aus dem Schatten nicht so schnell hervorarbeiten, die Blumen verwelken schnell, die Vögel singen bescheiden; hier aber geht alles ins Große."

Dennoch ist die Macht des Feenreiches gebrochen; Ludwig erwacht, auf dem Baumstamm im Walde, wo er eingeschlafen war, gerüttelt von seinem Freund, der seine Gesundheit wieder erlangt hat. —

„Es wäre wunderlich genug, sagte Ludwig, wenn es am Ende doch wirklich Feen gäbe. — Sie sind gewiß, antwortete jener, aber das sind nur Erdichtungen, daß sie ihre Freude daran haben, die Menschen glücklich zu machen. Sie legen uns jene Wünsche ins Herz, jene übermenschliche Lüsternheit nach übermenschlichen Gütern, daß wir nachher in einem schwermüthigen Rausch die schöne Erde mit ihren herrlichen Gaben verachten."

Es ist dieselbe Empfindung, die Lovell aussprach, die Tieck nie loswerden konnte. Im Feenreich sehnte er sich nach der Wahrheit des Lebens, im Land der Wirklichkeit fand er nur Fastnachtsposſen.

Wenn Tieck erzählt, daß in seiner Entwickelung ganz plötzlich ein Moment der Befreiung und Erlösung eintrat, wo ihm alle grübelnden Zweifel in einer lichten Gegenwart verschwanden, so möchte man diesen Wendepunkt seines Lebens dem Moment zuschreiben, wo er zuerst das Goethe'sche Mährchen von 1795 las. Das Mährchen von der schönen Lilie war ein freies Erzeugniß der nur an ihre eigenen Gesetze gebundenen, zwecklos spielenden Phantasie. Es wurde in ihm das heitere Wunder der von ihren eigenen Flügeln getragenen Einbildungskraft verkündigt und in diesem Zauberspiegel, scheint es, wurde Tieck sich der eigenen Geistesgabe zuerst als eines beglückenden Reichthums bewußt; er warf die feindlichen Betrachtungen menschlicher Verirrungen hinter sich und überließ sich dem „muthwilligen Wahnsinn" einer frei erfundenen Mährchenwelt.

Durch diese Productionen trat Tieck nun in Berührung mit der sich bildenden romantischen Schule; sie verdienen auch in der Litteraturgeschichte einen vornehmen Platz. Außer dem blonden Eckbert und dem Ritter Blaubart enthielten die 3 Bände „Volksmährchen von Peter Leberecht", 1797, die Heymonskinder „in zwanzig altfränkischen Bildern" und die schöne Magelone, jenes im nachgeahmten, nur wenig veredelten Ton des alten Volksliedes, dies mit völliger Nichtachtung des Ueberlieferten ganz in Sonnenschein und Lyrik getaucht. Ferner den „Gestiefelten Kater", eine allerliebste Satire gegen die Albernheiten des verbildeten Publicums, sprudelnd von Witz; das tolle Stück geht in ungetrübter Lustigkeit seinen Gang und endlich die Schildbürger, eine Umdichtung des alten Volksbuch zur Satire gegen die platten Philister, wobei — Nicolai.

Untergang der Seelenfreiheit in einer übermächtigen Stimmung der äußern Natur ist Tiecks eigentliche Virtuosität: aus dem Mährchen vom Blaubart hatte er ein Drama gemacht mit größter Willkür im Possenhaften wie im Romantischen; das Gesetzlose ist erkünstelt, die

Stimmung wechselt in jeder Scene, keine weiß von der andern, aber in der Schilderung der Angst, die aus der Blutkammer aufgestiegen, durch das schaurige Mährchen von den drei blutigen Fingern bis zum Wahnsinn aufgestachelt, wie ein gräßlicher Traum die Seele befängt und nur den einzigen Gedanken übrig läßt: wenn ich nur erst erwacht wäre! erhebt sich jene Virtuosität zur Meisterschaft. In den „sieben Weibern des Blaubart" ist dies Blutmährchen noch weiter ausgeführt.

Es ist die eigentliche Pforte des Wahnsinns, wenn der feste Boden unsers Bewußtseins, das im Willen sich darstellende Ich, zu wanken und in alle Winde zu zerfließen scheint. In dem Mährchen „der blonde Eckbert" ist der Stoff völlig abgestreift: das Grauen, der Schwindel erscheint als solcher, gegenstand- und subjectlos; ein Alpdruck, dem sogar die Seele fehlt, auf der er laste. Oft lacht man beim Erwachen darüber, wie im Traum die Bilder willkürlich in einander übergehn; hier erregt es Entsetzen, daß die Empfindung in angstvollem Umhertappen nach etwas Festem nur die leere Luft greift. In trostloser Einsamkeit zwischen verkleideten Gespenstern bringt ein gleichgültiger Mensch, der weder Glück noch Unglück verdient, unter eingebildeten Unthaten sein Leben zu, bis er in Wahnsinn endet. Man lasse sich durch das Lied des Vogels von der Waldeinsamkeit nicht täuschen: die Oede erscheint nicht in dem poetischen Licht, in dem sie einem vollen Herzen wohl aufgehn kann; sie ist der Tummelplatz für Larven, die das Nichts gebar. — Auch in Tiecks späteren Mährchen packt überall der Naturdämon mit kalter Todtenfaust die schwache Seele, die sich seinem Griff nicht entziehen kann, der Wahnsinn lauert grinsend im ruhigsten Auge. Im „Tannhäuser" ist es schon grausig genug, daß der Kuß des dem Venusberg Verfallenen den Geküßten willenlos nach sich zieht; aber daß der Venusberg selbst ein Traum, ein Wahnsinn, und dieser Traum, dieser Wahnsinn doch unwiderstehlicher wirkt als alle Mächte des Lebens: das steigert das Gefühl des Schwindels ins Unerträgliche. Es geht ein unheimliches Frösteln durch alle diese Geschichten, deren dämonischer Kraft man sich doch nicht erwehren kann.

Ganz anders als sein Freund Tieck hatte Wackenroder das tiefe Bedürfniß, zu lieben und zu verehren, auch den Genuß mit Andacht zu treiben. Der Weg der Kunst war ihm versagt; für eine schriftstellerische Laufbahn fehlte ihm die Leichtigkeit: aber er hatte das Bedürfniß, was in seinem Innern vorging, in einem Bekenntniß niederzulegen. Ein solches Bekenntniß ist das „musikalische Leben des Knaben

Joseph Berglinger". Er fühlt sich zwischen entgegengesetzten Stimmungen hin- und hergeworfen: „und so wird meine Seele wohl lebenslang der schwebenden Aeolsharfe gleichen, in deren Saiten ein fremder, unbekannter Hauch weht, und wechselnde Lüfte nach Gefallen herumwühlen. . . . Die Kunst ist eine verführerische, verbotene Frucht; wer einmal ihren innersten, süßen Saft geschmeckt, der ist unwiederbringlich verloren für die thätige, lebendige Welt." Und doch kann er von der Musik nicht lassen; denn sie allein versteht es, die Empfindungen des menschlichen Herzens von dem Wust und Geflecht des irdischen Wesens abzulösen, sie selbständig zu verdichten und aufzubewahren; sie lehrt das Gefühl fühlen. — Zugleich aber warf sich Wackenroder auf das Studium der alten Kunst: im Mittelalter lernten die Maler und Baumeister von der Religion aus das Leben verstehn, „nicht blos unter italienischem Himmel, unter Kuppeln und korinthischen Säulen, auch unter Spitzgewölben, krausverzierten Gebäuden und gothischen Thürmen wächst wahre Kunst hervor". — Mit besonderer Freude begrüßt er Albrecht Dürer: seine seelenvolle Art, das Eigne in seinen Bildern, das Natürliche jedes Zugs, hauptsächlich aber seine reine Wahrheitsliebe wird der modernen gelehrten oder bestellten Kunst als Muster vorgehalten. Dürer hat nichts dabei verloren, daß er in seiner Entwicklungszeit Italien nicht sah: jedes Volk hat seine eigne Kunst und Poesie. — Wenn Heinse alle Kunst aus der sinnlichen Kraft herleitete, so feiert Wackenroder die Andacht des Gemüths als die einzige Quelle alles Schaffens. „Ich vergleiche den Genuß der edlern Kunstwerke dem Gebet. Kunstwerke passen so wenig als der Gedanke an Gott in den gemeinen Fluß des Lebens. — Die Gegenwart treibt die Kunst nur als Spiel: nur in wenig Herzen flimmert, wie ein schwaches Lämpchen, der Enthusiasmus." — In diesem Sinne spricht ein halb Wackenroder, halb Tieck zugeschriebener Aufsatz „Brief eines jungen Malers aus Rom" eine entschiedene Vorliebe für den Katholicismus aus.

Bei einem Besuch in Halle, Juni 1796, legten die beiden Freunde ihrem alten Gönner Reichardt diese vermischten Aufsätze vor; er erfand für sie den gemeinsamen Titel „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", unter dem sie eine nicht unbedeutende Wirkung übten. Der Cultus der Madonna war Reichardt nicht fremd; er hatte Herders Uebersetzung des Balde in sein Journal aufgenommen. Damals verlobte sich Tieck mit Reichardts Schwägerin, Amalie Alberti — bei seinem unruhigen Wandertriebe, der sich stets gegen den Begriff eines Heimwesens sträubte, immer ein auffallender Entschluß.

Tieck hat eine glückliche lyrische Ader, aber er gewinnt niemals eine rechte Melodie, niemals ein rechtes Bild; er weiß die Empfindung des Mondscheins hervorzurufen, aber man sieht nichts dabei, und die Stimmungen gewinnen keine rechte Modulation. Durch seine ganze Lyrik geht der Cultus der Sehnsucht, nicht nach einem bestimmten Gut, sondern der Sehnsucht, die sich nach der Sehnsucht sehnt, in ihr schwelgt; in Sehnsuchtsthränen ist er ebenso unerschöpflich wie Jean Paul. Wenn aber diese Sehnsucht meist in unarticulirte Naturlaute zerfließt, klingt zuweilen doch ein tieferer Ton durch.

Dem wandernden Knaben, der den Weg nicht weiß, winken Hände aus den Wolken, dem Mondlicht. „Dir entgegen ziehn so Glück als Liebe, Dich als Beute mit goldnen Netzen zu fahn .. Bald ist's um Dich gethan!" — Das Kind erschrickt. „Wie bang ist mir's, gefangen mich zu geben, sie nahn, die Schaaren der Wonne, mit Heeresmacht! Verloren, verträumt ist das fliehende Leben!" — Er geht in bangem Harren weiter: „es klopft das Herz, es flieht die Zeit". — „Da ist's, als wenn die Quellen schwiegen." — Dunkle Schatten steigen auf, er findet sich in der Einsamkeit. — Er streckt die Hände aus nach der Morgenröthe: „o komm! ich bin erlöst von Bangen, Du wolltest mich mit goldnen Netzen fangen, Du hast es gewiß nicht böse gemeint.... Ich opfre Dir mein junges Leben, o komm zurück, Du Himmelsschein!" — Aber immer tiefer wird der Strom, der ihn vom Jenseits trennt: „was mich erst lockte, liegt nun so weit!" — Da hört er aus der Ferne die Nachtigall: „wir locken, damit Du lebest gern! Daß Du Dich nach uns sehnst, und immer matter sehnst, ist, was Du thöricht Dein Leben wähnst".

Von den Volksmährchen waren nur erst der Ritter Blaubart und der gestiefelte Kater in Einzeldrucken erschienen, als die Litteraturzeitung eine günstige Kritik brachte. Tieck wurde ein Dichter im eigentlichen Sinn genannt, „ein dichtender Dichter, ein wahrer Gegenfüßler unserer gewappneten ritterlichen Schriftsteller: da diese nur darauf arbeiten, das Gemeinste und Abgedroschenste als höchst abenteuerlich darzustellen, so hat er sich dagegen bemüht, das Wunderbare so natürlich und schlicht als möglich, gleichsam im Nachtkleide erscheinen zu lassen! Sehr erfreut setzte sich Tieck mit dem Kritiker A. W. Schlegel in Verbindung, der sich bereits über die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" überaus freundlich ausgesprochen hatte.

Fr. Schlegel, der in Berlin noch in Reichardts Auftrag mit ihm anknüpfte, war über den neuen Freund zweifelhaft. „Er interessirt mich

sehr, ungeachtet er immer aussieht, als ob er fröre, und an Geist und Leib gleich mager ist." Der „gestiefelte Kater" ist ihm nicht reich, nicht frech und nicht poetisch genug. Er findet seines Bruders Lob übertrieben. „Daß Tieck hier viel Feinde hat, ist nicht zu verwundern, da er in jeder Rücksicht die Antithese des alten Berolinismus ist. In Gesellschaft ist er gern gesehen. Daß er oft wunderlich und zuweilen langweilig sein kann, ersetzt er dadurch, daß er immer bescheiden und zuweilen sehr launig ist. Er lebt fast ganz in dem kleinen Kreise, den er um sich gebildet hat. Er kommt oft zu mir und äußert viel Zutrauen zu mir. Gegen Schleiermacher gehalten ist er doch nur ein gewöhnlicher Mensch, der ein seltnes und sehr ausgebildetes Talent hat." Von Charakter sei auch noch nicht ein Krümchen sichtbar.

Gleichviel! man mußte sich seiner annehmen und ihn benutzen, ebenso Bernhardi. Der Liebste war ihm Wackenroder: „er hat mehr Genie als Tieck, aber dieser gewiß weit mehr Verstand."

Leider starb er schon 13. Febr. 1798 an der Schwindsucht.

Tieck war damals von einer grenzenlosen Productivität; außer verschiedenen Bambocciaden schrieb er die Geschichte der sieben Weiber des Blaubart und „die verkehrte Welt", ein Gegenstück zum „gestiefelten Kater". Der Scherz mit der Bühne auf der Bühne ist wiederholt, aber ins Fratzenhafte gesteigert: Die Ernennung des Skaramuz zum Gott Apollo, seine Einführung der Stallfütterung sowie die Anlegung einer Bäckerei und Brauerei auf dem Parnaß ist im alten Stil, neu ist der Gegensatz einer poetischen Welt, theils singende Schäfer, theils eine gesprochene Ouvertüre. — Zu seiner Verwunderung blieb in einer befreundeten Gesellschaft, der er das Stück vorlas, das Lachen völlig aus, und allgemeines Schweigen war die Schlußkritik.

Den ersten Theil nahm Nicolai noch in Verlag, den zweiten Theil, den er für ein eignes Stück hielt, schickte er dem Dichter zurück, weil er in einer zu exaltirten Laune geschrieben, welcher der vorzüglichste Theil der Leser schon in seinen Volksmährchen keinen Geschmack abgewinnen könne.

Tiecks Witz mußte für Fr. Schlegel doch sympathisch sein. „Ist es nicht sonderbar, daß die neuen Gesetzgeber den Menschen als ein Vernunftwesen betrachten? . — Die Menschen sind aus Widersprüchen zusammengesetzt; diese auf gelinde, gewissermaßen kunstreiche Art zu lösen, ist Aufgabe des Lebens. — — Grade was überflüssig und unvernünftig aussieht, giebt dem Wahren, Festen und Richtigen Verstand und Schönheit." — Genau so meinte es Fr. Schlegel.

Mehr noch führten sie äußere Umstände zusammen. Ungefähr gleichzeitig — December 1797 — erwies sich Tiecks Verhältniß zu Nicolai, Wilhelms Verhältniß zur Litteraturzeitung, Friedrichs Verhältniß zu Reichardt als unhaltbar. Sie waren auf einander angewiesen.

Nun veränderte sich plötzlich die Physiognomie der Hauptstadt sehr erheblich.

König Friedrich Wilhelm II. starb 16. November 1797, sein Sohn Friedrich Wilhelm III. bestieg den Thron (27 J.), in allen Dingen der Gegensatz seines Vaters. Die Lichtenau wurde mit finsterer Härte entfernt, dem Hof ein ehrbares Kleid angethan. Mit der Maitresse verschwanden auch die Rosenkreuzer und Geisterbanner; Kriegsrath Gentz veröffentlichte ein „unterthäniges Sendschreiben" an den neuen König, welches im besten Tonfall Schillers um Preßfreiheit bat. Aber der König war solchen Mahnungen eines Unterthans abhold, er war gegen alle Frömmelei, gegen alle Romane und gegen alles Räsonniren. Der geniale Prinz Louis Ferdinand, als feuriger Jüngling bei dem alten König wohlgelitten, wurde nun in seine Schranken gewiesen und stellte sich bald an die Spitze der Opposition gegen das regierende Kamaschenthum. Königin Luise (21 J.) wurde, als die schönste Frau des Landes, in Berlin vergöttert; und Novalis sah in ihr die Erfüllung des weiblichen Ideals, das Ebenbild zu Goethes Nathalie. Sie ritt den Truppen als Amazone entgegen, sie erschien im Maskenball als Psyche mit Schmetterlingsflügeln. Die Zeit des Reifrocks, des Puders und der Perrücken war vorüber, Berlin hatte die griechische Tracht der Jungfranzosen angenommen.

Dies der Moment, in dem Fr. Schlegel mit dem Organ seiner Neuen Schule hervortrat, für welches man nach einigem Schwanken den Titel „Athenäum" gewählt hatte: das erste Heft erschien um Ostern, das zweite im Juni 1798. Die beiden Schlegel nannten sich als Herausgeber; unter den Mitarbeitern traten Hardenberg-Novalis, Schleiermacher und Fichtes Schüler Hülsen hervor. Als seinen Zweck bekannte das „Athenäum", „der Bildung Strahlen all in Eins zu fassen", namentlich zwischen der Philosophie und der Dichtkunst, die sich bisher getrennt hielten, die höhere Syntheſe zu suchen.

3.

Die neue Schule.

1798.

„Die französische Revolution, die Wissenschaftslehre und Wilhelm Meister sind die größten Tendenzen des Jahrhunderts", diese Paradoxie warf Fr. Schlegel im zweiten Stück des Athenäum, Juni 1798, den deutschen Schriftstellern an den Kopf. Er meint: so wichtig für die Geschichte der Menschheit wie die französische Revolution ist auch die neue deutsche Dichtung und Philosophie, und das eine wie das andere ist erst Tendenz.

Die Berliner waren nicht der Ansicht; Nicolai meint, Friedrich der Große, die Kartoffeln und die Vereinigten Staaten von Nordamerika wären viel gewichtigere Tendenzen. Die Kartoffeln als Symbol des Kampfes gegen den Nothstand aufgefaßt: wer wollte behaupten, daß der eine oder der andere der beiden Gegner unbedingt Recht gehabt hätte?

Ausdrücklich gegen Nicolai und die Berliner war die Charakteristik Lessings gerichtet, die noch in Reichardts Lyceum erschienen war. Fr. Schlegel wollte den Namen des verehrten Mannes von der Schmach retten, allen schlechten Subjecten zum Symbol ihrer Plattheit zu dienen! Nach dieser Absicht ist seine Charakteristik zugeschnitten, die neben vielen thörichten Einfällen auch vortreffliche Stellen enthält: so wenn er den großen freien Stil seines Lebens rühmt und die göttliche Unruhe, die überall und immer nicht blos wirken, sondern aus Instinct der Größe handeln muß; die große Tendenz seines Geistes und die symbolische Form seiner Werke. Es sei nicht zu dulden, daß grade die Anbeter der Halbheit, welche Lessing nie aufhörte zu verfolgen, es wagten, ihn zu den Ihrigen zu rechnen. Deshalb schwören sie auf seine ästhetische Kritik, obgleich es ihm an historischem Sinn und an Kunstgefühl gebrach; deshalb preisen sie seine Dramen, obgleich er sich selbst nicht zu den Dichtern rechnete. Was ist die bewunderte Emilia? „Ein großes Exempel der dramatischen Algebra, ein in Schweiß und Pein producirtes Stück des reinen Verstandes!"

Im Nathan sind die Charaktere lebendiger gezeichnet und wärmer colorirt, aber sie haben auch mehr von der manierirten Darstellung; die

dramatische Form ist nur Vehikel, die weiblichen Figuren nur Staffelei. Gleichwohl ist dies „vom Enthusiasmus der reinen Vernunft erzeugte Gedicht vom schwebenden Geist Gottes unverkennbar durchglüht; es enthält die alten heiligen Grundfesten des selbständigen Lebens; es ist ein dramatisirtes Lehrbuch des höhern Cynismus."

Lessings größte That aber ist das Wort: „es muß ein neues Evangelium kommen!" Er war nicht der erwartete Messias, aber er wies gleich Johannes dem Täufer ahnungsvoll auf ihn hin. Und daß nunmehr die Zeit des neuen Evangeliums gekommen, das laut auszusprechen fühlte Fr. Schlegel selbst als seinen hohen Beruf.

Seit Lessing waren zwei größere Propheten aufgestanden, Goethe und Fichte; aber auch ihr Streben schien erst Tendenz. Wann erschien nun der verheißene Erlöser? — Fr. Schlegel suchte ihn im Spiegel. Was darf sich der nicht zutrauen, zu dem der Witz selbst „durch eine Stimme vom geöffneten Himmel rief: Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!" Freilich stößt er der Menge vor den Kopf: „alles, was zugleich groß und gut ist, ist paradox!" heißt es in den Fragmenten, die auf die Abhandlung über Lessing folgen, daher ist es weise, das Selbstgefühl des Propheten durch Selbstironie zu mildern.

„Die Sokratische Ironie ist die einzige durchaus unwillkürliche und durchaus besonnene Verstellung. Sie soll Niemanden täuschen als die, welche sie für Täuschung halten. In ihr soll alles Scherz und alles Ernst sein, alles treuherzig offen und alles tief versteckt. Sie erregt ein Gefühl von dem unauflöslichen Widerspruch des Unbedingten und des Bedingten, der Unmöglichkeit und Nothwendigkeit einer vollständigen Mittheilung. Es ist ein sehr gutes Zeichen, wenn die harmonisch Platten garnicht wissen, wie sie diese stete Selbstparodie zu nehmen haben, den Scherz für Ernst und den Ernst für Scherz halten." — Ironie und Witz sollen den freien Kopf aus dem Spinngewebe der hergebrachten Logik lösen, hinter welche der platte Alltagsverstand sich verschanzt.

Der Geist des achtzehnten Jahrhunderts ging, bewußt oder unbewußt, davon aus, daß der Verstand berufen und befähigt sei, das Gesetz der Welt zu erforschen und festzustellen; er ließ in der Natur, namentlich der Menschen, keinen andern principiellen Unterschied gelten, als den der vollkommneren und unvollkommneren Ausbildung des Verstandes, von der ebenso das Sittengesetz abhängig sei. An sich sind alle Menschen gleich, und wenn durch vollkommene Ausbildung des

Verstandes die unnöthigen Hindernisse weggeräumt sind, die sich der zweckmäßigen Einrichtung des Lebens entgegenstellen, so wird, was Rechtens ist, auch Thatsache werden, alle Unterschiede werden wegfallen. Von diesem Grundsatz gingen sowohl die deutschen Rationalisten als die englisch-französischen Freidenker aus; er culminirte in der französischen Revolution.

Nun aber war schon lange, hauptsächlich durch Herder, in Deutschland eine Reaction vorbereitet, die gegen den abstracten Begriff das Recht des individuellen Lebens vertrat und das Wesen desselben in der Vereinigung von Widersprüchen fand.

Nach der Wolffischen Philosophie ist die Welt eine Harmonie; was sich widerspricht, existirt nicht, der Satz des Widerspruchs ist der Schlüssel zum Verständniß der Welt. Kant hatte gezeigt, daß zwischen der intelligiblen Welt und der Erscheinung allerdings ein Widerspruch besteht; den Gedanken führte Fr. Schlegel weiter fort. — Wirklich ist nur, was sich widerspricht; der innere Widerspruch gehört zum Begriff des Ideals wie der Wirklichkeit.

„Hat man einmal die Liebhaberei für's Absolute, so bleibt kein Ausweg, als entgegengesetzte Extreme zu verbinden und sich selbst immer zu widersprechen. Jeder echte Skepticismus müßte mit der Forderung unendlich vieler Widersprüche anfangen und endigen: um den Satz des Widerspruchs ist es doch unwiderbringlich geschehen."

In diesen Paradoxien wollte ihm sein so hoch verehrter Bruder Wilhelm, „der göttliche Schulmeister des Universums", nicht folgen; wie sicher Friedrich dagegen auf Novalis als einen völlig gesinnungsverwandten Mitarbeiter für das Athenäum rechnen konnte, zeigt folgende aus ihren Fragmenten getroffene Auslese.

„Die meisten Gedanken sind nur Profile von Gedanken. Diese muß man umkehren und mit ihren Antipoden syntheſiren. Eine Definition, die nicht witzig ist, taugt nichts."

„Der Mensch erscheint am würdigsten, wenn sein erster Eindruck der Eindruck eines absolut witzigen Einfalls ist. Einem jeden vorzüglichen Menschen muß gleichsam ein Geist zu durchschweben scheinen, der die sichtbare Erscheinung idealisch parodirt. Bei manchem Menschen ist es, als ob dieser Geist der sichtbaren Erscheinung ein Gesicht schnitte."

„Der Werth des absoluten und enthusiastischen Witzes ist unendlich. — Das Wesen des Bizarren besteht in gewissen willkürlichen und seltsamen Verknüpfungen und Verwechselungen des Denkens, Dichtens

und Handelns. Es giebt eine Bizarrerie der Begeisterung, die sich mit der höchsten Bildung und Freiheit verträgt und das Tragische nicht blos verstärkt, sondern verschönert und gleichsam vergöttlicht; ja auch die Philosophie wendet solche Grotesken an."

Fr. Schlegels höchstes Streben war Bildung, Bildung im doppelten Sinn: begeisterte Aufnahme aller poetischen Stoffe in ihrer Fülle und Freiheit des Gemüths von diesen Stoffen. Solange der Künstler begeistert ist, befindet er sich in einem für die Mittheilung illiberalen Zustand. Der wahre Künstler wird zugleich saphisch und cynisch sein, d. h. den Kopf voll haben von Idealen und doch die Dinge in ihrer Nacktheit sehen.

„Der Dualismus im Leben ist mir ebenso nothwendig, als der Dualismus in meiner Kunst und in meinem Wissen; es hängt tief mit meinem Innersten zusammen: ich kann nur zwei entgegengesetzte Leben leben oder gar keines."

Wenn Fr. Schlegel zuerst nach Schillers Vorgang als die ideale Poesie der neueren Zeit die sentimentale bezeichnet, so giebt er jetzt mit einem völlig veränderten Standpunkt gegen die antike Poesie das Stichwort der romantischen aus. „Ihr großer Witz zeigt sich in der künstlich geordneten Verwirrung, in der reizenden Symmetrie von Widersprüchen, in dem wunderbaren Wechsel von Begeisterung und Ironie." „Die romantische Poesie will die Poesie mit der Philosophie in Berührung setzen, die Poesie lebendig und gesellig und Leben und Gesellschaft poetisch machen, den Witz poetisiren." . . . Gleich dem transcendentalen Idealismus will sie in jeder ihrer Darstellungen in schöner Selbstbespiegelung sich mit darstellen, „frei von allem realen und idealen Interesse auf den Flügeln der Reflexion zwischen dem Dargestellten und Darstellenden in der Mitte schweben und diese Reflexion wie in einer endlosen Reihe von Spiegeln vervielfältigen".

Das ging ihm alles durch, obgleich ihm sein Bruder mit einiger Sorge zusah. Er bittet Schleiermacher, sich der Erziehung des jungen Mannes anzunehmen, der sich wie ein Maulwurf immer tiefer in seine Studien einwühle, so daß man nicht wissen könne, ob er nicht einmal unvermuthet bei den Antipoden zum Vorschein käme. „Er ist ein Mensch, der unaufhörlich seine innern Reichthümer in allerlei Ungestalten von sich giebt, und doch einen auf der Treppe verlornen Gedanken mit unsäglichem Kummer wie eine Stecknadel sucht."

„Wer den Wilhelm Meister gehörig charakterisirte, der hätte damit wohl eigentlich gesagt, was es jetzt an der Zeit sei in der Poesie."

So hatte sich Fr. Schlegel schon in den Fragmenten für Reichhardts Lyceum ausgesprochen. Mit großer Sorgfalt hatte er nun eine gründliche Kritik des Romans für das Athenäum ausgearbeitet, in dem es ihm auf zweierlei ankam: die transcendentale Bedeutung dieser Kunstform zu erläutern, und seine eigne Ironie durch ein glänzendes Beispiel zu rechtfertigen. Die Ironie im Meister hatte darin ihren Grund, daß eine reifere Bildung eine unfertige betrachtet; Fr. Schlegel aber will sie als absolute Regel geltend machen. Daher ist seine eigene Kritik, obgleich überschwänglich in Lob und in der Bewunderung, stark mit Ironie versetzt.

Gleich in der Charakteristik des Helden spricht sich Fr. Schlegels Ironie aus. „Schon im Anfange gewinnt Wilhelm das ganze Wohlwollen des Lesers, dem er, wie sich selbst, wo er geht und steht, in einer Fülle von prächtigen Worten die erhabensten Gesinnungen vorsagt. Sein ganzes Thun und Wesen besteht im Streben, Wollen und Empfinden, und obgleich wir voraus sehn, daß er erst spät oder nie als Mann handeln wird, so verspricht doch seine grenzenlose Bildsamkeit, daß Männer und Frauen sich seine Erziehung zum Geschäft und zum Vergnügen machen und dadurch die vielseitige Empfänglichkeit, welche seinem Geist einen so hohen Zauber giebt, vielfach anregen und die Vorempfindung der ganzen Welt in ihm zu einem schönen Bild entfalten werden... Freilich laufen auch nach mannigfachen Erfahrungen seine Vorsätze und seine Handlungen in paralleler Linie neben einander her, ohne sich je zu stören oder zu berühren... Nachdem sein unendlicher Bildungstrieb zuerst blos in seinem Innern gewebt hatte und sich dann in die Welt gewagt, strebt er nun in die Höhe, sollte es auch nur die Höhe einer gewöhnlichen Bühne oder die Repräsentation eines nicht sehr gebildeten Adels sein. . . Am Schluß sehn wir, daß die Lehrjahre eher jeden andern zum tüchtigen Künstler oder zum tüchtigen Mann bilden wollen als Wilhelm selbst: nicht dieser oder jener Mensch sollte gebildet, sondern die Bildung selbst sollte dargestellt werden. Für Wilhelm wird wohl endlich auch gesorgt, aber man hat ihn fast mehr als billig oder höflich ist, zum besten; nach einigen leichten Krämpfen von Angst, Trotz und Reue verschwindet seine Selbständigkeit aus der Gesellschaft der Lebendigen; er leistet völlig Verzicht darauf, einen eignen Willen zu haben — und nun sind seine Lehrjahre wirklich vollendet."

Mit nicht geringerer Ironie werden die „Bekenntnisse einer schönen Seele" besprochen: „sie überraschen durch ihre scheinbare Beziehungslosigkeit und beispiellose Willkür in der Verflechtung zum Ganzen.

Genauer erwogen sind es aber auch Lehrjahre, in denen nichts gelernt wird als zu existiren, nach seinen besondern Grundsätzen oder seiner Natur zu leben; und wenn Wilhelm uns nur durch die Fähigkeit, sich für alles zu interessiren, interessant bleibt, so darf auch die Tante durch die Art, wie sie sich für sich selbst interessirt, Ansprüche darauf machen, ihr Gefühl mitzutheilen. Ja sie lebt im Grund auch auf eine ganz dramatische Art mit sich, nur daß sie die sämmtlichen Rollen vereinigt, die im gräflichen Schloß, wo Alle Komödie mit sich selber spielten, unter viele Figuren vertheilt waren, und daß ihr Inneres die Bühne bildet, auf der sie Schauspieler und Zuschauer zugleich ist, und auch noch die Zwischenreden und Bemerkungen in der Coulisse besorgt. Sie steht beständig vor dem Spiegel ihres Gewissens und ist beschäftigt, ihr Gemüth zu putzen und zu schmücken. Ueberhaupt ist in ihr das äußerste Maß der Innerlichkeit erreicht; das Innere hat sich nun gleichsam selbst ausgehöhlt. Daß auch die Religion in diesen Bekenntnissen als angeborne Liebhaberei dargestellt wird, die sich durch sich selbst freien Spielraum schafft und stufenweise zur Kunst vollendet, stimmt vollkommen zu dem künstlerischen Geist des Ganzen."

„Die gewöhnlichen Erwartungen von Einheit und Zusammenhang täuscht dieser Roman ebenso oft als er sie erfüllt. Wer aber lebendigen Sinn für den organischen Zusammenhang des Daseins und der Bildung und die nothwendig damit verknüpfte Vielseitigkeit, wer jene Vorempfindung der ganzen Welt hat, welche uns Wilhelm so anziehend macht, fühlt gleichsam die Persönlichkeit und den lebendig eigenthümlichen Geist des Werks, und je tiefer er forscht, je mehr innere Beziehungen oder Verwandtschaften und geistigen Zusammenhang entdeckt er in demselben. . . Wohl mögen sich die Leser beim Schluß getäuscht fühlen, da aus all diesen Erziehungsanstalten nichts herauskommt als bescheidene Liebenswürdigkeit, da hinter all diesen wunderbaren Zufällen, weissagenden Winken und geheimnißvollen Erscheinungen nichts steckt als die klarste Lebenspoesie, und da die letzten Fäden des Ganzen nur durch die Willkür eines bis zur Vollendung gebildeten Geistes gelenkt werden! In der That erlaubt sich diese fast alles, und liebt die seltsamsten Verknüpfungen. Der Mittelpunkt dieser Willkür ist die geheime Gesellschaft des reinen Verstandes, die Wilhelm und sich selbst zum Besten hat, und zuletzt noch rechtlich und nützlich und ökonomisch wird."

Gleichzeitig mit dieser Recension beginnt die Schule des „Wilhelm Meister": Tieck veröffentlichte „Franz Sternbalds Wanderungen, eine altdeutsche Geschichte", die freilich nicht zum Abschluß kam. Von seinem

eignen Charakter ist diesmal — abgesehen von den lyrischen Stimmungen weniger im Roman als im „Lovell"; weder die Thränenseligkeit des ersten noch die herausfordernde Sinnlichkeit des zweiten Theils ist seine Art. Psychologisch merkwürdig ist nur eine Scene, ein Heirathsantrag, der dem Helden gemacht wird.

„Franz stutzte. Das Wort Ehe erweckte mancherlei Vorstellungen bei ihm. Er fühlte seine Jugend verschwinden... Seine Brust war beängstigt... Wie ist es mit dem Leben! dachte er bei sich selber. Irgend einmal ist dieser Taumel der Jugend doch verflogen; endlich einmal nimmt mich doch jenes Leben in Empfang, dem ich jetzt so scheu aus dem Wege trete. Wie wird mir sein, wenn meine schönen Träume hinter mir liegen?" — Die Stelle ist darum merkwürdig, weil Tieck, 25 Jahr, gerade damals heirathete, Amalie Alberti, Reichardts Schwägerin. Zwischen den beiden Gatten scheint ein inneres Verhältniß nie bestanden zu haben.

„Franz Sternbald" ist der erste Anlauf zu einem historischen Roman: er schildert die Lehr- und Wanderjahre eines angehenden Malers aus der Schule Albrecht Dürer's in Nürnberg von 1520 bis zur Erstürmung Roms durch Bourbon 1527. Die artistischen Betrachtungen wollen nicht sehr viel sagen, es sind zum Theil noch Reste aus Wackenroder's Papieren, Tieck selbst war in diesen Dingen nicht zu Hause. Dürer, Lucas von Leyden, wenn auch aus dem Handgelenk gemalt, sind wenigstens kenntlich; den Italienern fehlt alle Physiognomie, so viel Farbe auch der Dichter zusammenhäuft. Ebenso sind die Bemerkungen über Luther, welche die verschiedenen Standpunkte vertreten sollen, nicht grade bedeutend. Dagegen scheint Tieck auf die Localfarbe, die ihm aus seinen Fußreisen wohl gegenwärtig sein konnte, großen Werth zu legen, und im Anfang glaubt man auch wirkliche Landschaften vor sich zu sehen, aber bald löst sich alles wie bei Jean Paul in physiognomielosen Sonnenschein auf, der Erdboden verschwindet, und man ist im Land der Novellen, wie es z. B. Cervantes gezeichnet, oder vielmehr im „Wilhelm Meister".

Wieder Lehrjahre aus enger Häuslichkeit in die Weite glänzend bewegten Künstlertreibens; unendlicher Bildungstrieb und eine fast demüthige Empfänglichkeit, die sich fortwährend von dem eignen Wesen und dem ursprünglichen Zweck ableiten läßt. Die unhistorische Lösung des Familienbandes, ganz gegen die Art der Zeit, ist eine matte Reminiscenz aus dem „Meister"; Lothario kehrt als Ludovico wieder, grade so vielversprechend und so wenig sagend als Jener; ebenso das Schwestern-

paar und ihre Verwechselung, das Aufkeimen der Liebe durch ein flüchtig vorübergehendes Bild, das dann in der Phantasie haftet. Nur nimmt hier die Gräfin einen unendlich breitern Raum ein; sie ist, was Fr. Schlegel von ihrem Vorbild im Meister sagt, eigentlich nur zu einer geistreichen Apologie des Putzes da: das Costümiren, Tableausitzen nimmt kein Ende. In diesem Minnehof hört unter dem beständigen Horn- und Flötenconcert alle geographische und historische Bestimmtheit auf. Tieck macht einen großen Aufwand, eine bedeutende Situation vorzubereiten, aber wenn diese wirklich eintritt und man erwartet, es werde etwas geschehn, fängt der Eine oder Andre an, den Inhalt seiner Gemüthsbewegung in einer lyrischen Improvisation zu schildern, die nur schwer ein Ende nimmt.

Caroline Schlegel schlief über dem „Sternbald" ein. „Viel liebliche Sonnenaufgänge und Frühlinge; Tag und Nacht wechseln fleißig, Sonne, Mond und Sterne ziehn auf, die Vöglein singen. Es ist das alles sehr artig, aber doch leer, und ein kleinlicher Wechsel von Stimmungen und Gefühlen kleinlich dargestellt. Die Verse fahren so lose in- und auseinander wie die angeknüpften Geschichten und Begebenheiten... Es reißt nicht fort, es hält nicht fest... Eine Phantasie, die immer mit den Flügeln schlägt und flattert und keinen Schwung nimmt."

Anders urtheilte Fr. Schlegel. „Sternbald", schreibt er im „Athenäum", „vereinigt den Ernst und Schwung des Lovell mit der künstlerischen Religiosität des Klosterbruders; das Schönste ist die phantastische Fülle und Leichtigkeit, der Sinn für Ironie und besonders die absichtliche Verschiedenheit und Einheit des Colorits; der romantische Geist scheint angenehm über sich selbst zu phantasiren."

„In Tiecks Liedern", schreibt A. W. Schlegel gleichfalls im Athenäum, „liegt ein eigner Zauber, dessen Eindruck man nur in Bildern wiederzugeben versuchen kann. Die Sprache hat sich gleichsam alles Körperlichen begeben und löst sich in einen geistigen Hauch auf; die Worte scheinen kaum ausgesprochen zu werden, so daß es fast noch zarter wie Gesang lautet; Stimmen, von der vollen Brust weggehoben, die dennoch wie aus weiter Ferne leise herüberhallen. In diesen klaren Thautropfen der Poesie spiegelt sich all' die jugendliche Sehnsucht nach dem Unbekannten und Vergangenen, nach dem, was der frische Glanz der Morgensonne enthüllt und der schwülere Mittag wieder mit Dunst umgiebt." Auch seine poetische Prosa rühmt er, namentlich im „blonden Eckbert": „das Geheimniß ihres Maaßes und ihrer Freiheit, ihres rhythmischen Fortschrittes und ihres schön entfaltenden Ueberflusses hat

für unsre Sprache Goethe entdeckt, und die Art, wie Tieck dessen Stil studirt haben muß, um es ihm soweit abzulernen, würde schon allein seinen Sinn für dichterische Kunst bewähren".

Goethe hat nach dem „Athenäum" im 18. Jahrhundert eine ähnliche Mission wie Dante im 13. „Dantes prophetisches Gedicht ist das einzige System der transscendentalen Poesie; Goethes rein poetische Poesie ist die vollständige Poesie der Poesie." „Goethe ist jetzt der wahre Statthalter des poetischen Geistes auf Erden."

„Mir", schreibt Schiller 23. Juli 1798 an Goethe, „macht diese naseweise, schneidende und einseitige Manier physisch wehe. Wenn das Publicum eine glückliche Stimmung für das Rechte in der Poesie bekommen kann, so wird die Art, wie die Schlegel es treiben, jene Epoche eher verzögern als beschleunigen; die Blößen, welche sie sich geben, werfen auf die gute Sache einen fast lächerlichen Schein."

Indeß hatte die Schule ihren völligen Abschluß gefunden durch den Besuch A. W. Schlegels, der nun als der eigentliche Leiter auftrat, in Berlin, 9. Mai 1798. Er hatte den Trieb, zu leiten und zu bevormunden — „Den göttlichen Schulmeister des Universums" nannte ihn sein Bruder — weich wie er war und herrschsüchtig zugleich, legte er sich als Parteihaupt die Pflicht auf, seine Anhänger auch in ihren Tollheiten zu decken und zu vertreten. Während seines Aufenthalts in Berlin war er fast täglich mit seinem Bruder, Bernhardi, Tieck, Schleiermacher und den zur Gesellschaft gehörigen Damen zusammen, er geberdete sich ihnen gegenüber als Herr und Meister und merkte nicht, daß er sich von ihnen in Ideen und Interessen hineinziehen ließ, die ihn im Grund nur oberflächlich berührten.

Während dieser Zeit hatte sich seine Frau mit ihrer Tochter Augustchen und ihrem treuen Trabanten Gries in Dresden aufgehalten, wohin ihr Anfang Juli die Brüder Schlegel folgten; dann fanden sich Fichte, Schelling, Rahel u. A. ein. Dieser Aufenthalt machte wieder in der Entwickelung der Neuen Schule Epoche, sie regte in ihr das Interesse für bildende Kunst an. „Die Schlegels", schreibt Körners Schwägerin, „hatten die Galerie in Besitz genommen und mit Schelling und Gries fast jeden Morgen da zugebracht. Sie schrieben auf und docirten, daß es eine Lust war; auch Fichte weihten sie in die Geheimnisse der Kunst ein: Du hättest lachen müssen, wenn Du sie gesehen hättest, wie sie ihn herumschleppten und ihm ihre Ueberzeugung einstürmten!" — Aus diesen Besuchen auf der Galerie ging ein hübsches Gespräch für das Athenäum hervor, von Wilhelm und Caroline gemeinschaftlich ver-

faßt: geistvolle Beschreibungen der einzelnen Bilder, mit Bemerkungen über die Stoffe und Gesinnungen. Der hauptsächliche Gegenstand ist der christliche Mythus, der sich an die Madonna knüpft; der Vorzug derselben für die Kunst wird entwickelt, ohne alle Bigotterie.

Nun erschien auch Novalis in Dresden. Eine neue Liebe hatte ihn ergriffen, noch vor Ablauf eines Jahrs nach dem Tode seiner Sophie ist er wieder verlobt, mit Julie, der Tochter des Berghauptmanns v. Charpentier. Er empfindet das keinen Augenblick als einen Treubruch, als ein Aufgeben seines „Entschlusses", aber dieser Uebergang von einem Gefühl in das andre ist ein psychisches Phänomen, das ihn beschäftigt, ist ihm gewissermaßen ein dichterisches Problem. Sophiens Bild wich in den heiligen Aether der intelligiblen Welt, in die er noch immer durch Willenskraft eintreten zu können meinte.

„Wir träumen von Reisen durch das Weltall: ist denn das Weltall nicht in uns? — Nach Innen geht der geheimnißvolle Weg. In uns ist die Ewigkeit; die Außenwelt wirft ihren Schatten in dies Lichtreich. Jetzt scheint es uns freilich innerlich so dunkel, einsam, gestaltlos, aber wie ganz anders wird es uns dünken, wenn diese Verfinsterung vorbei und der Schattenkörper hinweggerückt ist!" — „Der Mensch vermag in jedem Augenblick ein übersinnliches Wesen zu sein. . . Je mehr wir uns dieses Zustandes bewußt zu sein vermögen, desto lebendiger ist der Glaube an Offenbarungen des Geistes. Es ist kein Schauen, Hören, Fühlen, es ist mehr als alles Dreies: eine Empfindung unmittelbarer Gewißheit, eine Ansicht meines wahrhaftesten Lebens. Die Gedanken erweitern sich in Gesetze, die Wünsche in Erfüllungen."

Um diese Zeit dichtete er die Hymnen an die Nacht; ursprünglich eine Todessehnsucht, eingegeben von dem Schmerz um Sophiens Verlust. „Zu suchen haben wir nichts mehr, das Herz ist satt, die Welt ist leer." Ahnungsvolle, tief poetische Klänge; man sucht sich der seltsamen Klage zu entziehn und wird doch gefesselt, ja von dem fremdartigen wunderbaren Duft berauscht. Eine unaussprechlich tiefe Sehnsucht nach Ruhe, nach dem Ende, wo das Licht nicht mehr die Wünsche begrenzt, nicht mehr die Körper zeigt, diese rohen Schranken der freien Phantasie. Wiederholt hatte schon Herder diese Sehnsucht nach der Nacht ausgesprochen, nach der Welt des Traumes und des Mährchens; seine Lehre von der Decomposition der Seele durch die Gewalt der Reize klingt in Novalis nach. Schiller hatte die Flucht ins Reich der Schatten empfohlen, wo der Sturm der Wünsche und Begierden schweigt: „die von ihren Gütern nichts berühren, fesselt kein Gesetz der Zeit!" Emanuel

im „Hesperus" hatte von dem Ende aller Dinge durch den Kuß der Liebe geträumt, wo alle Persönlichkeit in eine Thräne schmolz, bis der Engel weinend das Wölkchen der Zeit zerdrückte. Goethe hatte im „Mährchen" gelehrt, symbolische Arabesken anmuthig in einander zu verflechten. Fichte hatte den mystischen Punkt der Kantischen Philosophie gefaßt, die intelligible Welt durch die Macht des Willens zu ergreifen, Raum und Zeit zu vernichten. Das alles klingt in den Hymnen nach, aber sie haben zugleich etwas unaussprechlich Eignes.

„Hardenberg", schreibt Fr. Schlegel an Schleiermacher, „hat sich merklich geändert, sein Gesicht ist länger geworden und windet sich gleichsam von dem Lager des Irdischen empor wie die Braut von Korinth. Dabei hat er ganz die Augen eines Geisterſehers, die farblos gradaus leuchten. Er sucht auf dem chemischen Wege ein Medicament gegen die Körperlichkeit (mittelst der Ekstase), die er denn doch für eine Sommersprosse im schönen Geheimniß der geistigen Berührung hält. Ich werde mich aus maieutischer Machtvollkommenheit mit ihm in eine absolute Correspondenz setzen über den Galvanismus des Geistes, eine seiner Lieblingsideen. Ich werde ganz bescheiden auftreten, nur als Prophet; er selbst wird den Zauberer vorzustellen die Ehre haben. Da ich in der Philosophie soweit gekommen bin, daß ich das Universum selbst für einen Essay halte, so werde ich mich unstreitig sogleich oxydiren. — Daß Hardenberg sich selbst tödtet, glaube ich nur darum nicht, weil er es bestimmt will und es für den Anfang aller Philosophie hält. — Ich fühle Deine Wehmuth sehr gut; was mich betrifft, so habe ich's schon sehr lange nur mit seinem Geist zu thun, in den sich vielleicht keiner so finden kann wie ich. Uebrigens sehe ich ganz hartherzig zu. Das ist meine Treue gegen das Universum, in das ich knollig verliebt, ja vernarrt bin. Du hältst doch auch noch etwas auf dasselbe, und darin laß uns immer fraterniſiren."

„Zufälle", schreibt Hardenberg bald darauf an Schlegel, „haben mich bisher erhalten. Mit der größten Fassung und der heitersten Ruhe habe ich scheiden wollen, jetzt aber, anstatt mich entbehrlich zu sehen, fühle ich mich durch ein Gefühl der Pflicht an alte und neue Bekannte gebunden. Ich fühle, wie die Kameradschaft mich zwingt, jede Noth des Lebens mit meinen Lieben zu theilen. Der frühe Tod ist mein großes Loos, das Fortleben der zweite Gewinn. Die Erde scheint mich noch festhalten zu wollen. Ich sehe mich auf eine Art geliebt, wie ich noch nicht geliebt worden bin. Wäre meine Gesundheit im Stande, so lebte ich jetzt glückliche, wunderbare Tage. Indeß aufrichtig, wäre ich

doch lieber todt." — Auch seine zweite Braut fiel immer aus einer Krankheit in die andere.

Hardenberg studirte seit December 1797 in Freiberg unter Werner sehr gründlich den Bergbau und die damit zusammenhängende Physik; sein poetischer Trieb veranlaßte ihn, die neu gewonnenen Anschauungen in einem Gespräch zusammen zu fassen, „die Lehrlinge von Saïs", das fast wie ein Roman aussieht: Werner ist der „Meister", er selbst der „Lehrling". Wie in Goethes „Geheimnissen" versammelt der Meister eine Reihe von Jüngern, die er in die Mysterien der Natur einführt, dann aber auf die Wanderschaft schickt, damit Jeder frei die eigne Naturanschauung ausbilde: die Wahrheit liegt nicht in einer einzelnen Anschauung, sondern in der Fülle sämmtlicher Anschauungen. Wenn alle Jünger zurückgekehrt sind, kann der Meister seinen Platz dem kindlichen Gemüth einräumen, das die einseitigen Richtungen im Mittelpunkt des Gefühls, in dichterisch-religiöser Anschauung vereinigt.

Nicht im eigentlichen Studium der Natur liegt für Novalis der höchste Reiz. Des Lehrers Drang, die Außendinge zu betrachten, ist ihm fremd; sie sind ihm nur die Hülle, der Schleier gleichsam der ewigen Jungfrau, der Mutter aller Dinge; er aber will das Angesicht der Isis schauen: „und wenn kein Sterblicher den Schleier hebt, so müssen wir Unsterbliche zu werden suchen! Wer ihn nicht heben will, ist kein echter Lehrling zu Saïs". Aber es ist ein Menschenauge, das er hinter dem Schleier erwartet, vielleicht gar wie in dem eingeflochtenen Mährchen von Hyacinth das liebe Auge seines Rosenblüthchens, das er verließ, als ein dunkler Wissensdrang ihn in die Ferne trieb. „Unter den Händen der Forscher starb die freundliche Natur und ließ nur todte, zuckende Reste zurück; dagegen sie vom Dichter wie von geistvollem Wein noch mehr beseelt, die göttlichsten und muntersten Einfälle hören ließ, und über ihr Alltagsleben erhoben zum Himmel stieg, tanzte und weissagte. So genoß sie himmlische Stunden mit dem Dichter und lud den Forscher nur dann ein, wenn sie krank und gewissenhaft war. Dann gab sie ihm Bescheid auf jede Frage und ehrte gern den ernsten, strengen Mann. Wer also ihr Gemüth recht kennen lernen will, muß sie in der Gesellschaft der Dichter suchen, dort ist sie offen und ergießt ihr wundersames Herz. Wer sie aber nicht aus Herzensgrunde liebt und dies und jenes nur bewundert und zu erfahren strebt, muß ihre Krankenstube, ihr Beinhaus fleißig besuchen. Es ist schon viel gewonnen, wenn das Streben, die Natur vollständig zu begreifen, zur Sehnsucht sich veredelt, zur zarten, bescheidenen Sehnsucht." — Das Gespräch gipfelt

in dem Grundton der „Hymnen an die Nacht": „Allmälig scheint die alte goldne Zeit zurückzukommen, in der die Natur dem Menschen Freundin, Trösterin, Priesterin und Wunderthäterin war; dann werden die Gestirne die Erde wieder besuchen, dann legt die Sonne ihr strenges Scepter nieder, und alle Geschlechter der Welt kommen nach langer Trennung wieder zusammen. In jedem Hügel regt sich neu erglimmende Asche, alte Wohnstätten werden neu erbaut, alte Zeiten erneuert, und die Geschichte wird zum Traum einer unendlichen, unabsehlichen Gegenwart."

In dieser Stimmung mußte ihm die Bekanntschaft Schellings hochwillkommen sein, der, soeben als Professor nach Jena berufen, gleichfalls in Dresden eintraf. Schüler Fichtes und transscendentaler Idealist, hatte er sich in Leipzig auf das Studium der Naturwissenschaft geworfen. Er machte in dem von Niethammer und Fichte herausgegebenen „Philosophischen Journal" auf die jungen Naturforscher aufmerksam, „die ohne Geräusch Entdeckungen machen, an welche sich bald die Philosophie anschließen wird, und die ein wissenschaftlicher Kopf nur vollends zusammenstellen darf, um die Jammerepoche der Kantianer vergessen zu machen, die sich noch jetzt mit dem Hirngespinst der Dinge an sich herumschlagen."

Dies suchte er nun selbst zu leisten. Zunächst 1797 in den „Ideen zu einer Philosophie der Natur": die Fülle des modernen Wissens soll in das Schema Spinozas eingefügt, die Welt als der sichtbar gewordene Geist dargestellt werden. Sodann 1798 in seinem Buch „von der Weltseele, eine Hypothese der höhern Physik zur Erklärung des allgemeinen Organismus".

Der Naturforscher sucht ein gemeinschaftliches Princip, „das zwischen anorganischer und organischer Natur fluctuirend, die erste Ursache aller Veränderungen in jener und den letzten Grund aller Thätigkeit in dieser enthält, ein Princip, das, da es überall gegenwärtig ist, nirgend ist und, weil es alles ist, nichts Bestimmtes und Besondres sein kann, für welches die Sprache deswegen keine eigentliche Bezeichnung hat, und dessen Idee die älteste Philosophie nur in dichterischen Vorstellungen überliefert."

Für das Aufsuchen dieses Princips giebt ein Kantisches Aperçu die Handhabe. „Jede in sich selbst zurückkehrende Bewegung setzt als Bedingung ihrer Möglichkeit eine positive Kraft voraus, welche als Impuls die Bewegung anfacht, und eine negative, die als Anziehung die Bewegung in sich selbst zurücklenkt, oder sie verhindert, in eine grade Linie

auszuschlagen." Das ganze Natursystem ist eine Einheit entgegengesetzter Kräfte: diese Kräfte, in einem Körper vereinigt, ertheilen ihm die Polarität. Das Gesetz der Polarität ist allgemeines Weltgesetz: ist jenes positive Princip des Lebens, welches die älteste Philosophie als Seele der Natur ahnend begrüßte. — Schon Goethe hatte aus Kants „Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft" den Begriff der „Urpolarität aller Wesen" entnommen.

Fr. Schlegel rühmte an der „Weltseele" die „göttliche Nachlässigkeit": „übrigens scheint mir Schellings Philosophie ganz stickoxydirt, und ich fürchte die Schwindsucht nicht blos, ich sehe sie schon kommen. Seine sogenannte Energie ist ganz wie die blühende Farbe solcher Patienten."

Novalis findet in Schelling, gleich als er ihn kennen gelernt, „eine echte Universaltendenz — wahre Strahlenkraft vom einem Punkt in die Unendlichkeit hinaus". Später setzt er hinzu: „Je tiefer ich in die Unreife seiner Weltseele eindringe, desto interessanter wird mir sein Kopf, der das Höchste ahnt; er faßt gut, er hält schon um vieles schlechter, und nachzubilden versteht er am wenigsten." Und ferner Nov. 1798: „Schelling ist jetzt auch mit der Mathematik handgemein geworden. Schreibt er auch hier zu schnell, so muß er wieder Lehrgeld zahlen. Es ist ein sonderbares modernes Phänomen, daß seine Ideen schon so welk, schon so unbrauchbar sind. Erst in den neuesten Zeiten sind solche kurzlebige Bücher erschienen. Auch Fr. Schlegels „Griechen" sind zum Theil eine solche „interessante Indication der zunehmenden Geschwindigkeit und Progression des menschlichen Geistes. Mit der Kürze der Lebensdauer wächst der Gehalt, die Bildung und Geistigkeit."

Aus Dresden kehrte Fr. Schlegel October 1798 nach Berlin zurück, die andern sämmtlich fanden sich wieder in Jena zusammen. Caroline konnte ihrem Schwager melden, daß Goethe mit der Kritik des Wilhelm Meister zufrieden sei: auch die Ironie, den Witz und die Fragmente ließ er sich gefallen; hatte er doch mit den Xenien ein Beispiel gegeben. Vielleicht um den Teufel zu überteufeln, dichtete er die „Weissagungen des Bakis", in denen sich hinter einer tollen Maske mitunter eine feine Empfindung und eine tiefe Wahrheit versteckt.

In Jena fand Schelling den Boden für seine Lehren wohl vorbereitet. Eben gab ein junger Docent, Ritter, eine Schrift heraus: „Beweis, daß ein beständiger Galvanismus den Lebensproceß begleite"; er hatte durch seine Beredtsamkeit eine große Schaar junger Leute um sich gesammelt, denen er wunderbare Experimente vorzeigte. Ueberall

spürten die jüngeren Naturforscher dem geheimen Zusammenhang zwischen Geist und Materie nach; auch praktische Aerzte, wie Marcus und Röschlaub in Würzburg, legten sich darauf; man suchte in den verrufenen Schriften alter mystischer Physiker den Schlüssel dieses Geheimnisses.

Goethe interessirte sich lebhaft für Ritter; er hauptsächlich hatte Schelling's Anstellung betrieben: er werde in Jena durch die Reibung mit strebsamen Geistern gefördert und die allgemeine Thätigkeit in Jena durch das neue Element gestärkt werden.

„Goethe", schreibt Schelling, „hat von den ersten Wiederklängen der Natur in seinen frühesten Dichterwerken bis zu der hohen Beziehung der höchsten Naturphänomene auf die Kunst in der Natur die unendliche Fülle seiner eignen Productivität dargestellt; für ihn floß aus dieser Betrachtung der ewige Quell der Verjüngung."

Neben dem Gönner fand nun Schelling in Jena auch einen begeisterten Anhänger. Der Norweger Steffens war schon als Kind mit den Schnecken und Muscheln des Meeres vertraut gewesen; auf der Schule hat ihm Buffon Sehnsucht nach einem innern Zusammenhang der Natur eingeflößt. Im 21. Jahr — nachdem er in Kopenhagen studirt — machte er eine naturwissenschaftliche Gebirgsreise in Norwegen. „Ich verlor mich in der wüsten Gebirgseinsamkeit, oft allein. Es war ein wunderbares, aus Grauen und Lust zusammengesetztes Gefühl, welches mich ergriff: die steinerne Natur hatte einen Zauber, verführerisch wie der der Fluthen, aber finsterer, grauenhafter." Um diese Zeit war er in Zweifel gerathen, die seinen Glauben erschütterten.

Er hatte früh deutsch gelernt, im Frühling 1797 versuchte er Vorlesungen in Kiel. Dort weihten ihn Fichtes Schüler Rist und v. Berger in die Mysterien des transscendentalen Idealismus ein; stärker aber wirkten auf ihn Jacobis „Briefe über Spinoza". „Als ich glaubte, Spinoza ganz verstanden zu haben, bemerkte ich erst, wie viel ich verloren; das ganze bunte Leben schien mir erblaßt und ergraut: diese absolute Uneigennützigkeit schien mir etwas Heiliges und Theures zu vernichten, das ich um jeden Preis erhalten müsse. Gleichwohl kehrte sich dieser Schreck allmälig in eine freudige Hoffnung, die erfüllt schien, als mir Schellings Schriften in die Hände fielen." Er beschloß eine Wallfahrt nach dem Mittelpunkt der deutschen Cultur.

„Man hat nicht leicht eine Vorstellung davon, wie sehr der Nordländer in seinem entfernten Lande von den geistigen Gährungen, die Europa in Bewegung setzen, imponirt wird. Jeder Name, der

auftaucht, wird von einem verklärenden Nimbus umgeben; die kleinlichen Streitigkeiten verschwimmen in dem größern Ganzen, und dies erscheint ihm als ein Heiliges, welches unbekannte Schätze einschließt. Kaum mag ein begeisterter Deutscher erwartungsvoller Italien besuchen, als ich in meiner Stimmung Deutschland; was jene suchen, ist eine erstorbene Vergangenheit: ich suchte eine frische Zukunft, an welcher ich theilnehmen, mit welcher ich leben wollte."

Die deutsche Litteratur fing an, auch im Ausland sich geltend zu machen. September 1798 kamen zwei junge englische Dichter, Coleridge und Wordsworth, nach Deutschland, um sie an der Quelle zu studiren, und hielten sich anderthalb Jahre daselbst auf; gleichzeitig übersetzte Walter Scott den „Götz" und die „Lenore".

„Schelling", erzählt Steffens weiter, „hatte ein sehr jugendliches Ansehn. Er hatte etwas sehr Bestimmtes, ja Trotziges, breite Backenknochen, die Schläfe traten stark auseinander, die Stirn war hoch, das Gesicht energisch zusammengefaßt, die Nase etwas aufwärts geworfen; in den großen klaren Augen lag eine geistig gebietende Macht. Er riß mich ganz hin, und ich eilte, ihn zu besuchen. Er nahm mich mit Freude auf; ich war der erste Naturforscher von Fach, der sich mit Begeisterung ihm anschloß." — Von Jena ging Steffens nach Freiberg, um unter Werner den Bergbau zu studiren. Vorher hatte er mit Goethe einige Tage in beständiger naturwissenschaftlicher Unterhaltung zugebracht. „Ich verlebte diese Zeit wie in einem Taumel und hielt mich nun überzeugt, daß eine lebendige Naturanschauung, die Quelle echter Dichtkunst, auch für die Geschichte gewonnen sei."

4.

Reden über die Religion.

1799.

Am Ausgang der 80er Jahre, um die Zeit von Goethes italienischer Reise, schien die humane Bildung in Deutschland sich ganz zum Antichristenthum zu wenden. Goethes wie Schillers Dichtungen aus der damaligen Zeit lassen nur die Freude an der Schönheit des Heidenthums und die Trauer um diese verlorne Welt vernehmen. Im 4. Band der Ideen charakterisirte Herder das Christenthum ganz und

gar als eine Religion der Weltflucht, des Brütens in überirdischer Beschaulichkeit, versetzt mit Formen des Aberglaubens aus dem jüdischen, römischen, germanischen Alterthum.

In den 90er Jahren tritt nun ein bemerkenswerther Umschwung ein: leitende Geister der deutschen Bildung suchen nach einem religiösen Mittelpunkt des geistigen Lebens. Die Schrift von Kant „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", eine der tiefsinnigsten Untersuchungen der Religion nach Anlage und Ausführung, hat dennoch auf die Zeitgenossen einen geringen Einfluß ausgeübt. Die Versuche, das Wesen der Religion zu erfassen, stehn bewußt oder unbewußt in einem Gegensatz zur Kantischen Schrift. Fichte nahm Anstoß, daß der Gott, den die praktische Vernunft forderte, außerhalb des Geistes blieb, in welchem die praktische Vernunft herrschte. Nicht unnatürlich war die Consequenz, die er zog, daß die praktische Vernunft ausreiche, die moralische Weltordnung herzustellen und daß die Schöpferin der moralischen Weltordnung das Göttliche sei.

Nicht minder groß ist Herders Gegensatz zu Kant, gerade in der Auffassung der Religion. Für Kant blieb Himmel und Erde ein Gegensatz, den die Idee der Erlösung versöhnt, für Herder ist der Himmel auf Erden und nirgend sonst. Das Ideal ist in der Wirklichkeit und zwar in aller Wirklichkeit: die Grade des Werths mögen verschieden sein, aber der Werth ist in allen Erscheinungen.

In der Schule des transscendentalen Idealismus ist Fichte der erste, welcher den religiösen Mittelpunkt innerhalb des geistigen Lebens suchte. Außerhalb dieser Schule ist Jacobis ganzes Streben von dem Suchen dieses Mittelpunktes erfüllt. Der vulgäre Rationalismus macht neue Versuche, mit der herrschenden Bildung Schritt zu halten. Herder läßt eine Reihe neuer Untersuchungen über das Urchristenthum erscheinen, welche die in den „Ideen" gegebene Charakteristik des historischen Christenthums ergänzen. Sehr merkwürdig ist es, daß von allen diesen zum Theil geistvollen Versuchen keiner eine dauernde Nachwirkung gehabt hat.

Die Wiederherstellung der Religion als einer Macht in der Bildung des Zeitalters ist dennoch geglückt. Und sie ist merkwürdigerweise das Werk der romantischen Schule. Dann wenigstens muß man so sagen, wenn man Schleiermacher der romantischen Schule zurechnet. Er ist freilich mehr als ein Erzeugniß derselben und erhebt sich weit über ihre Leistungen, aber grade die Reden über die Religion tragen überall die Anregung der Romantik an der Stirn. Von den andern Roman-

tikern hat nur noch Novalis eine tiefe Ahnung der Religion besessen. Was die übrigen zur Fortbildung der Religion versucht haben, trägt den Charakter unreifer und frivoler Gelüste.

In den schon im Jahr 1790 geschriebenen „Aphorismen über Religion und Deismus" erklärte Fichte: es scheint Bedürfniß des Menschen zu sein, in seinem Gott Eigenschaften zu suchen, welche die Philosophie ihm absprechen muß. Diese wird ihm Gott als ein unveränderliches, keiner Leidenschaft fähiges Wesen zeigen, und sein Herz heischt einen Gott, der sich erbitten lasse. Die Religionen vor Jesu bedienten sich des Anthropomorphismus, um diese Bedürfnisse des Herzens zu befriedigen. In der christlichen Religion werden dem Mittler diejenigen Eigenschaften zugeschrieben, die das Herz in Gott sucht, ohne daß der Verstand sie in ihm findet.

Es war Grundsatz in allen Religionen, daß Sünde sei, und daß der Sünder nicht anders als nach gewissen Aussöhnungen sich Gott nahen könne. Die christliche Religion setzt diesen Satz als einen Empfindungssatz voraus, ohne sich auf das Wie einzulassen. Sie scheint mehr für das Herz bestimmt als für den Verstand; sie will aus Bedürfniß gesucht sein. Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken; es giebt Augenblicke, wo das Herz sich zu dem als unerbittlich anerkannten Gott mit heißer Sehnsucht wendet.

Gehe man von diesen Sätzen aus, so erscheine im Christenthum alles in Zusammenhang; überschreite man sie, so verwickele man sich in Widersprüche. Schon Paulus habe im Römerbrief mit seiner Speculation über die Gnadenwahl die Grenze überschritten.

In diesen Aphorismen gelangte Fichte noch nicht zum unumwundenen Ausdruck seiner Meinung, sondern ließ die Wahl zweifelhaft zwischen der speculativen Auffassung des Göttlichen einerseits und der religiösen anthropomorphosirenden andererseits. Diesen unumwundenen Ausdruck vermied dagegen Kant nicht. Sein Gegensatz gegen den alten Glauben zeigt sich namentlich in der Leugnung alles persönlichen Verkehrs mit Gott. „Bei dem Gebet ist immer Heuchelei, denn der Betende stellt sich die Gottheit als etwas vor, das den Sinnen gegeben werden könne, da sie doch nur ein Princip der Vernunft ist. Daher scheut man sich beim Beten überrascht zu werden; daher hört derjenige, welcher große Fortschritte im Guten macht auf, zu beten."

Bald sollte Fichte in den Ruf kommen, diesen Kantischen Standpunkt bis zum Atheismus getrieben zu haben.

Sein alter Anhänger Forberg hatte für das Philosophische Journal einen Aufsatz: „Entwickelung des Begriffs der Religion" eingesandt, den Fichte abdrucken ließ, mit einer eignen Abhandlung: über den „Grund unsres Glaubens an eine göttliche Weltregierung".

Die Religion, sagt Forberg, kann ebensogut mit dem Polytheismus als mit dem Monotheismus bestehen. Wenn nur Moralität die Regel der Weltregierung bleibt, so ist es gleichgültig, ob man sich eine monarchische oder eine aristokratische Weltregierung denkt, und hätten die überirdischen Menschen, die sich die Alten als Götter dachten, nur moralischer gehandelt, so wäre auch von Seiten des Herzens nichts gegen sie einzuwenden gewesen: die Kunst möchte wohl eher ihre Entfernung beklagen. — Religion ist, sobald man sich den Religionsglauben als einen theoretischen Glauben denkt, ein Nothbehelf menschlicher Schwäche. — Die Frage: ist ein Gott? ist blos aus speculativer Neugier aufgeworfen worden, und es geschieht dem Neugierigen ganz recht, wenn er bisweilen abgewiesen wird.

Fichtes Aeußerungen lauteten kaum weniger dem Kirchenglauben entgegen. Es ist, sagt Fichte, das Gewisseste, was es giebt, ja der Grund aller andern Gewißheit, daß es eine moralische Weltordnung giebt, daß jedem vernünftigen Individuum seine bestimmte Stellung in dieser Ordnung angewiesen und auf seine Arbeit gerechnet ist; daß jede wahrhaft gute Handlung gelingt, jede böse mißlingt, und daß denen, die nur das Gute recht lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen — Das ist aber auch der Glaube ganz und vollständig. Jene lebendige und wirkende moralische Ordnung ist selbst Gott; wir bedürfen keines andern Gottes und können keinen andern fassen; es liegt kein Grund in der Vernunft, mittelst eines Schlusses vom Begründeten auf den Grund noch ein besonderes Wesen als die Ursache der moralischen Weltordnung anzunehmen: vielmehr ist der Begriff Gottes als einer besonderen Substanz unmöglich und widersprechend. Es ist erlaubt, dies aufrichtig auszusprechen, damit die Religion des freudigen Rechtthuns sich erhebe.

Auf eine Denunciation hin ließ 19. Nov. 1798 Kursachsen das „Philosophische Journal" confisciren, und forderte 18. Dec. den Hof von Weimar auf, die Herausgeber „zur Verantwortung zu ziehen und nach Befinden ernstlich bestrafen zu lassen; auch überhaupt nachdrucksamste Verfügung zu treffen, damit dergleichen Unwesen auf dero Universität

Jena kräftiger Einhalt gethan werde, und Wir nicht in die Nothwendigkeit gesetzt werden, unsern Landeskindern den Besuch sothaner Universität zu untersagen".

In Weimar war man in nicht geringer Verlegenheit: zum Schluß seines Aufsatzes hatte Fichte Goethes „Wer darf ihn nennen?" und eine ähnliche Stelle von Schiller angeführt. Man mußte wohl die Untersuchung einleiten (27. Dec.), aber gern hätte man vermittelt.

Das war nun Fichte nicht gemeint: Er glaubte es der Wahrheit schuldig zu sein, die Höfe zu einem reinen Rechtsurtheil zu nöthigen. Das bezweckt die „Appellation an das Publicum gegen die Anklage des Atheismus, eine Schrift, die man erst zu lesen bittet, ehe man sie confiscirt"; 19. Jan. 1799 überreichte er sie dem Herzog.

„Armer Vanini! daß Du nicht laut reden konntest, ehe Du an diesen Platz kamst! Ich will es thun, ehe mein Scheiterhaufen gebaut ist; ich will, so lange ich mir noch Gehör verschaffen kann, so kräftig sprechen als ich vermag: selbst wenn ich bestimmt wäre, die unzähligen Opfer für die Wahrheit um eins zu vermehren. — Vertheidigen wir nicht jetzt die Geistesfreiheit, so möchte es gar bald zu spät sein: man unterdrückt den Forschungstrieb nicht mehr wie sonst hier und da, wie es die augenblickliche Laune gebietet; man thut es aus Grundsätzen und verfährt systematisch."

„Moralität und Religion sind absolut Eins: beides ein Ergreifen des Uebersinnlichen, das erste durch Thun, das zweite durch Glauben. — Sobald man sich zum Wollen der Pflicht, schlechthin weil sie Pflicht ist, erhebt, zum einem Wollen, das keine sinnlichen Triebfedern hat, sondern nur das Uebersinnliche des Gedankens, also durch seine Denkart sich selbst in eine andre Welt versetzt: drängt sich uns sogleich unwiderstehlich der Geist und die Gewißheit dieser andern Welt auf; die Befreiung des Willens, welche wir uns selbst verschaffen, wird uns Mittel und Unterpfand einer Befreiung unsres ganzen Seins, welche wir uns selbst nicht verschaffen können."

„Daß die fromme Einfalt Gott als eine ungeheure Ausdehnung durch den unendlichen Raum, oder die noch einfältigere ihn so, wie er vor dem alten Dresdner Gesangbuch abgemalt ist, als einen alten Mann, einen jungen Mann und eine Taube sich bilde, das kann der Weise gutmüthig belächeln, wenn dieser Gott nur sonst ein moralisches Wesen ist. Aber daß man denjenigen, der die Gottheit unter dieser Form sich nicht vorstellen will, als Atheisten verschreie, ist um vieles ernsthafter zu nehmen."

„Die wahren Atheisten sind diejenigen, deren Endzweck Genuß ist, in diesem oder in jenem Leben. — Wer Genuß will, ist ein fleischlicher Mensch, keiner Religion fähig; die erste wahrhaft religiöse Empfindung ertödtet in uns auf immer die Begierde. Wer Glückseligkeit erwartet, ist ein mit sich selbst unbekannter Thor: ein Gott, den man dieser Erwartung zufolge annimmt, ein Hirngespinnst. Ein Gott, der der Begier dienen soll, ist ein verächtliches Wesen; er leistet einen Dienst, der jeden erträglichen Menschen ekelt; er unterstützt und verewigt das menschliche Verderben. Eigenwillig knüpft er die von ihm zu erwartende Glückseligkeit an Bedingungen, die um so glaubwürdiger scheinen, je unbegreiflicher sie sind, weil er es einmal so will, weil ihm die Uebermacht statt des Rechts gilt."

Schiller suchte ihn, 26. Jan., im Auftrage des Herzogs zu beschwichtigen; aber in der gerichtlichen Verantwortung gegen die Anklage des Atheismus nahm Fichte die Sache noch persönlicher: „Ich bin den Obscuranten ein Demokrat, ein Jacobiner, darum fechten sie mich an!" — In dem allgemeinen Gerede, was nun zu thun sei, verlor Fichte die Haltung. — „Jeder rechtliche Mensch wird fühlen", schrieb er an Geh. Rath Voigt, „daß mir die Ehre gebiete, einen beschämenden Verweis durch Abgabe meiner Demission zu beantworten und diesen Brief der allgemeinsten Publicität zu übergeben. . . Mehrere gleichgesinnte Freunde haben mir ihr Wort gegeben, mich in diesem Fall zu begleiten; sie haben mich berechtigt, Ihnen dies bekannt zu machen. Es ist von einem neuen Institut die Rede; unser Plan ist fertig, und wir können dort denselben Wirkungskreis wiederzufinden hoffen, welcher allein uns hier anzuziehen vermochte."

In der That lag nichts vor, als daß Paulus, der damalige Prorector, geäußert hatte, er werde nicht in Jena bleiben, wenn man die Lehrfreiheit beschränkte. Fichte ging aber weiter. „Die Frage, warum man einen Professor der Philosophie, der weit entfernt ist, Atheismus zu lehren, zur Verantwortung zieht, und den Generalsuperintendenten dieses Herzogthums, dessen öffentlich gedruckte Philosopheme in der That dem Atheismus so ähnlich sehen wie ein Ei dem andern, nicht zur Verantwortung zieht: diese Frage, die ich aus Discretion nicht gethan habe, wird nächstens ein Andrer thun, wenn ich es nicht verbitte; und ich werde es sicher nicht verbitten, wenn man noch einen Schritt vorwärts gegen mich thut." — Der Andre war Schelling.

Fichtes Brief ging 22. März nach Weimar ab. „Hiedurch",

erzählt Goethe, „war auf einmal aller guter Wille paralysirt; hier blieb keine Vermittelung übrig, und das Gelindeste war, ihm ohne weiteres seine Entlassung zu ertheilen." „Es thut mir leid", schreibt er an Schlosser, „daß wir Fichte verlieren mußten, und daß seine thörichte Anmaßung ihn aus einer Existenz herauswarf, die er auf dem weiten Erdenrund, so sonderbar diese Hyperbel klingen mag, nicht wiederfinden wird. Ich gestehe gern, daß ich gegen meinen eignen Sohn votiren würde, wenn er sich gegen ein Gouvernement eine solche Sprache erlaubte."

2. April 1799 erhielt der Prorector das Rescript: „Obwohl philosophische Speculationen kein Gegenstand einer rechtlichen Entscheidung sein können, so müssen Wir demungeachtet die Verbreitung der nach dem gemeinen Wortverstand so anstößigen Sätze als sehr unvorsichtig erkennen, indem Wir berechtigt sind, von akademischen Lehrern zu erwarten, daß sie an die Reputation der Akademie denken." In einer Nachschrift wurde das von Fichte angedrohte Entlassungsgesuch angenommen, „wie Wir denn auch denjenigen, die ihm seinem Anführen nach zu folgen gedenken, die Entlassung vorzuenthalten nicht gemeint sind."

Mit diesem Rescript eilte Paulus zu Fichte und bewog ihn zu einem zweiten falschen Schritt: zu der Erklärung, ein so gelinder Verweis mache ein Entlassungsgesuch unnöthig. Paulus wurde damit in Weimar 3. April schroff zurückgewiesen; ebensowenig Erfolg hatte eine durch Steffens gesammelte Petition der Studirenden; der Herzog verbot, ihn ferner mit der Sache zu behelligen.

„Von den Menschen denke ich im Ganzen schlecht genug, handle aber immer, als ob ich glaubte, daß sie etwas taugten, und soeben betrogen, gebe ich mich dem ersten, der mich bis jetzt noch nicht betrogen hat, wieder unbefangen hin." — Fichte glaubte sich durch ganz Deutschland verfolgt, seine persönliche Sicherheit gefährdet. Einige Monate darauf freilich: „Die Regierungen thaten, was — ich sage es freimüthig, ich an ihrer Stelle auch gethan hätte. Nun gut, wir sind quitt." Auf Fr. Schlegels dringende Aufforderung kam er 3. Juli nach Berlin, wo er mit Erstaunen bemerkte, daß man ihm nicht die geringsten Schwierigkeiten in den Weg legte.

Dankbar empfing er die theilnehmenden Briefe Reinholds, der mit Jacobi sich bemühte, ihm ein Unterkommen zu verschaffen; er hoffte von Jacobi, den er gründlich studirte, Beistimmung. Noch eben hatte derselbe gegen Claudius' Apologie des historischen Christenthums seine eignen liberalen Ansichten dargelegt.

„Es leuchtet uns ein, redlicher Mann! wie sich Dir alles, was von Menschen Göttliches kann angeschaut werden, unter dem Bilde und mit dem Namen Christus darstellt. Das allein in ihm verehrend, was göttlich ist an sich, erhält sich Deine Seele aufgerichtet. Was Christus außer Dir, für sich gewesen, ob Deinem Begriff in der Wirklichkeit entsprechend oder nicht, ja ob nur in dieser je vorhanden, ist in Absicht der wesentlichen Wahrheit Deiner Vorstellung und der daraus entspringenden Gesinnungen gleichgültig. Was er in Dir ist, darauf allein kommt es an: und in Dir ist er ein wahrhaft göttliches Wesen, Du ersiehst durch ihn die Gottheit, soweit Du sie ersehn kannst, indem Du Dich zu den höchsten Ideen *mit* ihm emporschwingst, und, unschädlich irrend, wähnst, Dich nur *an* ihm dazu emporzuschwingen. Wir stoßen uns nicht weiter daran, wenn Du das Wesentliche, die Idee, dem Unwesentlichen, ihrer Einkleidung, zuweilen nachsetzest und in eine Art von religiösem Materialismus verfällst; Du glaubst darum im Grunde doch so gut wie wir, daß der Geist allein lebendig macht. — Der wahren Religion kann so wenig irgend eine äußere Gestalt als einzige und nothwendige zugeschrieben werden, daß es im Gegentheil zu ihrem Wesen gehört, keine solche Gestalt zu haben. — Wie der Mensch sich selbst fühlt, so stellt er sich, nur mächtiger, die Gottheit vor; darum ist zu allen Zeiten die Religion der Menschen wie ihr sittlicher Zustand beschaffen gewesen. Nur durch sittliche Veredelung erheben wir uns zum würdigen Begriff des höchsten Wesens; es giebt keinen andern Weg. Den Gott haben wir, der in uns Mensch wurde, einen andern zu erkennen, ist nicht möglich; im Menschen selbst muß Gott geboren werden, wenn der Mensch einen lebendigen Gott, nicht einen Götzen haben soll."

Das kam völlig mit den Lehren überein, die Kant und Fichte vortrugen.

Aber die Position des transscendentalen Idealismus läßt Jacobi nicht gelten. In einem offnen Sendschreiben an *Fichte*, 3. März 1799, erkennt er diesen als den wahren Messias der speculativen Vernunft; sein System sei der umgekehrte und damit erfüllte Spinozismus; er sei in sich völlig consequent. Wenn er sich auf den Isolirschemel stelle, könne er sich völlig auf Fichtes Standpunkt versetzen. — Aber der Mensch gehört dem Leben an. „So gewiß ich Vernunft besitze, so gewiß besitze ich in dieser *nicht* die Vollkommenheit des Lebens, *nicht* die Fülle des Guten und Wahren; und so gewiß ich dieses weiß, so gewiß weiß ich, es ist ein höheres Wesen. Die Welt der Erscheinungen,

wenn sie nichts außer ihr zu offenbaren hat, wird zu einem widrigen Gespenst."

„Der Mensch findet Gott, weil er sich selbst nur zugleich mit Gott finden kann, und er ist sich selbst unergründlich, weil ihm das Wesen Gottes nothwendig unergründlich ist. Der Mensch verliert sich selbst, sobald er widerstrebt, sich in Gott als seinem Urheber auf eine seinem Verstand unbegreifliche Weise zu finden; sobald er sich in sich allein begründen will. Alles löst sich ihm dann allmälig auf in sein eignes Nichts. Diese einzige Wahl hat der Mensch: das Nichts oder einen Gott. Das Nichts erwählend, macht er sich zu Gott, d. h. er macht zu Gott ein Gespenst; denn es ist unmöglich, wenn kein Gott ist, daß nicht der Mensch blos Gespenst sei."

„Indem ich jenen Glauben vernichte, muß ich zugleich vertilgen aus meiner Seele die Religion der Liebe, des Beispiels; muß verspotten jede Andacht, jede Anbetung. Fern sei von mir ein solches Heil! Entschieden, unverhohlen, ohne Zagen und Zweifeln gebe ich dem nur äußerlichen Götzendienst vor jener mir zu reinen Religion, die sich mir als Selbstvergötterung darstellt, den Vorzug."

„Ja ich bin der Atheist und Gottlose, der dem kategorischen Imperativ zuwider lügen will, wie Desdemona sterbend log; morden wie Timoleon . . . ja Aehren ausraufen am Sabbat, weil mich hungert, und das Gesetz um der Menschen willen gemacht ist. Ich bin dieser Gottlose und spotte der Philosophie, die mich deswegen gottlos nennt; spotte ihrer und ihres höchsten Wesens!"

Wider Jacobis Erwarten war Fichte über dies Sendschreiben entzückt: die schmeichelhaften Ausdrücke hatten ihn irre geleitet. „Ich unterschreibe", erklärt er sich gegen Reinhold, „Jacobis Aeußerungen in ihrer ganzen Ausdehnung, habe alles, was er da sagt, längst gewußt und deutlich gedacht, und so innig es mich freut, daß Jacobi dies treffliche Schreiben für mich schrieb, so unbegreiflich ist es mir, wie er glauben konnte, es gegen mich zu schreiben. Er kennt das Wesen der Speculation so innigst und ebenso das Wesen des Lebens; warum kann er nur nicht kalt über beide sich erheben und sie gegen einander halten? Warum muß er entweder in dem Standpunkt der Speculation gefangen sein, oder in einem andern Moment aus dem Standpunkt des Lebens der vollendeten Speculation, die er selbst für solche anerkennt, spotten, sie verwünschen und verabscheuen? Er verbittet sich den logischen Enthusiasmus, mit Recht, ich verbitte mir ihn gleichfalls. Aber es scheint ein entgegengesetzter Enthusiasmus in ihm zu wohnen, der es ihm nicht

erlaubt, auch nur zum Versuch vom wirklichen Leben zu abstrahiren... Ich glaube gar keinen Enthusiasmus zu haben und halte diese Apathie für schlechthin nothwendig, um den transscendentalen Idealismus zu verstehn."

Am 7. Aug. 1799 schickte Kant an die Litteraturzeitung eine Erklärung, welche in den härtesten Ausdrücken die „Wissenschaftslehre" für ein gänzlich unhaltbares System erklärte. Schelling suchte den Freund zu einer ebenso harten Antwort zu veranlassen: „es ist Zeit, daß Sie das zweideutige Verhältniß zu Kant verlassen, das Ihnen vielleicht mehr als alles andere geschadet hat!" Aber Fichte bewahrte bei aller Schroffheit gegen den alten Mann eine Pietät, die wohlthut; er begnügte sich mit einem Brief an Schelling, den dieser 17. Sept. veröffentlichte. „Während die Vertheidiger der vorkantischen Metaphysik noch nicht aufgehört haben, Kant zu sagen, er gebe sich mit fruchtlosen Spitzfindigkeiten ab, sagt uns Kant dasselbe; während jene gegen Kant versichern, ihre Metaphysik stehe noch unbeschädigt und unveränderlich für alle Zeiten da, versichert Kant dasselbe gegen uns. Wer weiß, wo jetzt schon der junge feurige Kopf arbeitet, der über die Principien der Wissenschaftslehre hinauszugehn und dieser Unvollkommenheiten nachzuweisen versuchen wird! Verleihe uns denn der Himmel die Gnade, daß wir nicht bei der Versicherung, dies seien fruchtlose Spitzfindigkeiten, stehn bleiben!" — Nur zu bald sollten die beiden Freunde auf die Probe gestellt werden.

Um nun seinen Standpunkt zwischen Kant und Jacobi klar zu stellen, verfaßte Fichte eine Schrift über „die Bestimmung des Menschen". Darin erzählt er in drei Abschnitten, Zweifel, Wissen und Glaube, die Geschichte seines eignen Denkens. Der erste schildert in einem Monolog den Eindruck Spinozas auf ein unverdorbenes Gemüth. Des Menschen Ideen und Willensacte, kurz das ganze Gebiet seiner vermeintlichen Freiheit, sind nur Ausflüsse des Naturgesetzes; ein wirkliches Reich der Freiheit giebt es so wenig als ein Reich der Wunder. Der Mensch empfindet nothwendig Sehnsucht nach Freiheit, d. h. nach Unabhängigkeit vom Naturgesetz, aber ebenso unabweisbar drängt sich ihm die Ueberzeugung auf, daß Freiheit nur eine Illusion sei. So scheint die Bestimmung des Menschen die vollendete Unseligkeit zu sein.

Der zweite Theil ist in dialogischer Form. Ein „Geist" setzt sich mit dem einsamen Denker in Rapport und sucht ihn von dem quälenden Gedanken der Nothwendigkeit zu befreien, indem er nachweist, die Natur sammt ihrem Gesetz sei für ihn nirgend anders als in seinem eignen Denken. Vortrefflich wird der Eindruck der „Kritik der reinen Vernunft"

auf ein von Zweifeln gequältes Gemüth geschildert. Die vermeintlichen Naturgesetze und Naturgewalten lösen sich in bloße Denkbestimmungen auf. Dadurch wird dem Geist die Freiheit von den Naturbedingungen wiedergegeben; aber er erkauft diesen Gewinn mit dem Verlust der gesammten Realität, nach der er ebenso tiefe und nothwendige Sehnsucht empfindet als nach der Freiheit. Hier leiht Jacobi dem Verfasser die Farben, um das Entsetzen des vereinsamten Ich vor dieser Welt der Gespenster zu schildern.

Die Erhebung aus diesem Zustand wird im dritten Theil dargestellt. Die Seele befreit sich von der Macht des Naturgesetzes und von der Kritik des Denkgesetzes durch einen Entschluß. Sie beschließt, im Denken einen Abschluß zu machen und in die Welt der Handlung einzutreten. Im allgemeinen Weltgewirr findet sie in sich selber einen festen Punkt: die Forderung der unbedingten Uebereinstimmung mit sich selbst. Aus dieser absolut gewissen Forderung geht ihr die Nothwendigkeit auf, recht zu handeln, um mit sich selber übereinzustimmen, und aus dieser Nothwendigkeit die Existenz einer Natur, in der sie bestimmte Zwecke des Handelns verfolgen, die Existenz gleichberechtigter Wesen, in denen sie die als nothwendig empfundenen Rechtssubjecte ehren, und folglich einer Gattung, in die sich die Unseligkeit des eignen Ichs mit absoluter Hingebung vertiefen könne; endlich die Existenz einer moralischen oder göttlichen Weltordnung, welche jener idealen Forderung die Realität verbürgt. Damit hat die ganze Welt für uns eine völlig veränderte Ansicht erhalten. Es tritt eine neue Ordnung ein, von welcher die Sinnenwelt mit all ihren Gesetzen nur die ruhende Grundlage ist. Jene Welt geht ihren Gang ruhig fort, um der Freiheit eine Sphäre zu bilden; aber sie hat nicht die geringste Gewalt über das freie Wesen. „Die transscendentale Theorie sagt: die Welt ist nichts weiter als die nach begreiflichen Vernunftgesetzen versinnlichte Ansicht unsers eignen innern Handelns innerhalb unbegreiflicher Schranken, und es ist dem Menschen nicht zu verargen, wenn ihm bei diesem gänzlichen Verschwinden des Bodens unter ihm unheimlich wird. Die praktische Philosophie ergänzt: jene Schranken sind ihrer Entstehung nach allerdings unbegreiflich; aber die Bedeutung derselben ist das Gewisseste, was es giebt: sie sind deine bestimmte Stelle in der moralischen Ordnung der Dinge. Was Du zufolge ihrer wahrnimmst, hat Realität, die einzige, die Dich angeht und die es für Dich giebt: es ist die fortwährende Deutung des Pflichtgebots, der lebendige Ausdruck dessen, was Du sollst. Unsre Welt ist das versinnlichte Material unsrer Pflicht; dies ist das eigentlich

Reale in den Dingen, der wahre Grundstoff aller Erscheinung. Dieser Glaube verwandelt alles, was ihr zu bewundern, zu begehren, zu fürchten pflegt, vor eurem Auge in nichts, indem er auf ewig eure Brust der Verwunderung, der Begier, der Furcht verschließt. Dieser Erdball mit allen den Herrlichkeiten, welcher zu bedürfen ihr in kindlicher Einfalt wähntet, dieses ganze unermeßliche All, vor dessen bloßem Gedanken eure sinnliche Seele bebt, ist nichts als ein matter Abglanz eures eignen, in euch verschlossenen und in alle Ewigkeiten hinaus zu entwickelnden Daseins. Ihr dürft kühn eure Unendlichkeit dem unermeßlichen All gegenüberstellen und sagen: wie könnte Ich Deine Macht fürchten, die sich nur gegen das richtet, was Dir gleich ist, und nie bis zu Mir reicht. Du bist wandelbar, nicht Ich — alle Deine Verwandlungen sind nur Mein Schauspiel, und Ich werde stets unversehrt über den Trümmern Deiner Gestalten schweben."

Nachdem Fichte diesen Standpunkt gewonnen, springt er ins Erbauliche über. Er schildert die große Aufgabe des Menschengeschlechts, durch Dienstbarmachung der Natur zu vernünftigen Zwecken und durch Herstellung eines der Idee entsprechenden Rechts in allmäliger Entwicklung auf Erden die göttliche Weltordnung herzustellen: die Seligkeit, die darin liegt, das an sich unselige und gehaltlose Ich in diese Idee heiligend zu vertiefen. — „Ich konnte nicht weiter vor Ekel", schreibt Jacobi 7. Febr. 1800 an Reinhold, „bei dem ewigen Wiederholen und Uebersetzen aus dem idealistischen Rothwelsch in ehrliche Menschensprache, und dann aus der ehrlichen Menschensprache in idealistisches Rothwelsch. Als es nun gar losging mit den schönen Stellen, Hymnen und Psalmen, unter fortwährendem Pauken- und Trompetenschall, einfallendem Kanonendonner, Posaunen- und Pfeifengetön, mit Zimbeln, Harfen und Zinken und dem Geläut aller Glocken — ich glaubte, ich würde toll, mir verging Hören und Sehen, und noch ist mir ganz weh und ohnmächtig davon."

Die rationalistische Theologie der damaligen Zeit wurde durch Fichtes und Jakobis Ideen nicht befruchtet, dagegen suchte sie immer mehr von Kants Lehren sich anzueignen.

„Gottesverehrung ist nichts andres, als das Bestreben des Menschen, die edlen Zwecke seines Daseins zu erfüllen. Niemals steht der Glaube des Christen im Gegensatz gegen Vernunft." — Damit sprach Paulus, seit 1793 Professor der Theologie in Jena, seine theologischen Grundsätze aus, die er durch zahlreiche Abhandlungen in der Litteraturzeitung vertrat. Er suchte in der biblischen Geschichte die That-

sachen beizubehalten, aber alle Wunder natürlich auszulegen: die Wundersucht des Orients habe ihnen die Farbe gegeben. In seiner Clavis zum Jesaias suchte er das wissenschaftlich zu begründen, er stützte sich dabei hauptsächlich auf Spinoza, den er ernsthaft studirte; auch Herder verehrte er sehr. Als er Oct. 1793 bei seinem Eintritt in die theologische Facultät die symbolischen Bücher beschwören sollte, nahm er Anstand; man fand endlich den Ausweg, daß er vorher in einer Rede den Sinn dieser Verpflichtung dahin erläuterte, daß er ein rechtschaffenes Verhalten bei Untersuchung der Wahrheit gelobte. — Paulus war Pfarrersohn aus der Nähe von Stuttgart; er hatte vor seinem Amtsantritt eine Rundreise durch Europa gemacht und war allen Berühmtheiten bekannt geworden. Mit seinem Landsmann Schiller, der nur einige Jahre älter war, befreundete er sich sehr, wie auch seine Frau, eine lustige und geistreiche junge Schwäbin, an der auch Goethe Gefallen fand.

„Kann man leugnen, daß jetzt Manche den gemeinen Christenglauben mit der Punischen Glaubwürdigkeit für Eins halten und beinahe für gewiß annehmen, daß Jedermann heuchle?" So Herder 1798 in einer Abhandlung „Vom Geist des Christenthums". Er erklärt das aus der unhistorischen Auslegung des Christenthums. Das Alte Testament ist eine Sammlung morgenländischer Schriften, die Jahrtausende hindurch bis an die Urzeit reichen. Es wurde allmälig vergeistigt. Das auf Sinai gegebene Gesetz hatte die Israeliten von allen Völkern getrennt, aber die Deutung der Weisen sagte, daß eine Zeit kommen werde, wo in allen Sprachen der Name Gottes nur Einer sein werde. Das Neue Testament enthält eine Erfüllung des alten, wie sie um Christi Zeit gedacht wurde: um zu unterscheiden, was zum Wesen der Sache gehöre, muß man sich in die Denkart jenes sonderbaren Zeitalters stellen.

„In vergangenen Zeiten möge das Christenthum gewesen sein, was es wolle, die Hauptfrage bleibt: was es jetzt sein kann und sein soll? — Lehrmeinungen trennen und erbittern, Religion vereint: in aller Menschen Herzen ist sie nur Eine."

So stellten sich damals in Deutschland zum Christenthum alle Gebildeten ohne Unterschied, sie mochten sich sonst Glaubensphilosophen oder Rationalisten nennen; sie wollten sich vom historischen Christenthum dasjenige aneignen, was zur modernen Bildung und Empfindung stimmte.

In der Schrift „von Gottes Sohn, der Welt Heiland" 1797

möchte Herder das Evangelium Johannis in seiner reinen Form wiederherstellen: „welch' schöne Lichtgestalt aus den Trümmern Palästinas wird uns entegentreten". Das alte Palästinische Evangelium erzählte die Geschichte Christi nach jüdischer Weise; diese alte Sage läuterte Johannes. Sein Jesus ist kein Jude mehr, sondern das Licht der Welt: unverkennbar ist sein Plan einer Zusammenstellung von Thatsachen, Reden und Bildern, die nach den Bedürfnissen seiner Zeit darthun sollen, in welchem Verstand Jesus der Heiland der Welt sei. Er war Sohn Gottes, das war seine eigenste Sinnesart und Empfindung. „Habt ihr einen andern Namen für die Helden eines Geschlechts, die Edles wollten, dachten und thaten? Er traf in die Mitte, indem er sich den Menschensohn nannte; das Göttlichste im Menschen war ihm die reinste Menschlichkeit." — „Die Wiedererweckung des gestorbenen Christus", heißt es in der Schrift von der Auferstehung, „hat, menschlich gefaßt, etwas so Erhebendes und Rührendes, daß, wenn sie eine Fabel wäre, wie sie es nicht ist, man ihr Wahrheit der Geschichte wünschte: daß ein Rechtschaffener, der sich rein und ganz für die gute Sache hingegeben, zutrauensvoll auf Gott sein Leben endet: dies ist so schön und groß, daß es wohl eine göttliche Katastrophe heißen möchte. Den Aposteln wollen wir das süße Zutrauen auf das Wort ihres abgeschiedenen Freundes, daß er bei ihnen sein, daß er wiederkommen und sie auf immer zu sich heben werde, gönnen und sie deshalb nicht verspotten; sie wurden dadurch auf ihrer mühseligen Laufbahn gestärkt und getröstet."

War nun Herder im Grund nicht weniger Rationalist als Kant und seine Schule, so hatte der historisch Gebildete seine alte Abneigung gegen den Mann der Abstraction nicht überwunden.

April 1799 erschien die „Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft"; Herder mußte dem Gift, das ihm seit vielen Jahren am Herzen nagte, endlich Luft machen. In der Vorrede klagt er über „die Verführung der jugendlichen Phantasie zu unnützen Künsten des Wortkrams", über die „Verleidung alles reellen Wissens und Thuns, die Verachtung aller Guten und Großen, die vor uns gelebt". „Immer mehr", erzählt seine Frau später, „stieg der Taumel der neuen Philosophie in die jungen Köpfe, besonders in Jena; öffentlich Hohn sprachen sie allen andern Wissenschaften, Kenntnissen, Erfahrungen, den Pflichten und der Religion."

Herder hatte Waffen genug in Händen, den wirklichen Schwächen Kants zu Leibe zu gehn: im Capitel über die Sinnesthätigkeit und die ästhetischen Grundbegriffe. Aber in der blinden Hitze verlor er die

Herrschaft über seinen Scharfsinn und das Maaß seines eignen Wissens und Könnens; er schlug blind um sich und überzeugte Niemand. Er nimmt die „Kritik" Paragraph für Paragraph durch und sucht regelmäßig nachzuweisen, daß nicht der geringste Sinn darin sei; er läßt den Gegner nie ausreden, er fällt ihm ins Wort und keift; nirgends giebt er sich Mühe, zu überlegen, was der Gegner sich möglicherweise dabei gedacht haben könne, geschweige denn, wie diese Idee in den Zusammenhang des Systems passe; er verfällt dabei in die seltsamsten Mißverständnisse.

Jean Paul kam dem verehrten Mann mit einer humoristischen „Clavis Fichtiana" zu Hülfe. Joh. Müller, Knebel, Platner, Bouterweck u. A. riefen lauten Beifall; am lautesten stieß Wieland in die Posaune des „Merkur": „wäre die Rede blos von einem jener metaphysischen Kartenhäuser, deren wir so manches in aller Stille in sich selbst zusammenfallen sahen, so würde es eines solchen Armes nicht bedurft haben; aber der Zauberpalast, den der große Magus aus Norden in das überempireische Leere hingewebt, wird für das einzige Pantheon der Wahrheit ausgegeben" u. s. w.

„Wielands Geschrei", schreibt Schiller an Goethe, „wird eine ganz andre Wirkung thun, als er beabsichtigt. Wir können es in aller Gelassenheit abwarten und wollen bei dieser Komödie, die bunt und lärmend genug sein wird, als ruhige Zuschauer unsre Plätze nehmen."

„Das dickste Ende", schreibt Herder 6. Mai, „steht mir nun bevor, die Verwirrungen nämlich und Absurditäten, die diese Herren in die Kritik des Wahren, Guten und Schönen, in Kunst und Wissenschaft, Moral, Rechtslehre, selbst Philologie, Geschichte, Mathematik, Theologie u. s. w. gebracht haben, auf die kürzeste, lebendigste, fruchtbarste Weise zu zeigen. Iacta alea est! Sehn will ich weder rechts noch links, bis das Werk gesehn ist."

Bei der großen Structur seines Geistes war es ein Unglück für Herder, daß er sich nicht so weit disciplinirn konnte, seine Gedanken in irgend eine feste Form zu kleiden. Immer von Neuem nahm er einen Anlauf, und zwar nicht zu einem neuen Ziel, sondern zu dem alten. Daher die unerträglichen Wiederholungen, die Verzettelung seiner Ideen an Orte, wo man sie am wenigsten vermuthet, das Unfertige, Ruhelose seiner Schreibart. So überwältigend schön sein Ausdruck zuweilen sich erhebt, wir müssen uns meist durch einen weiten unerfreulichen Pfad durchschlagen und sehn das Ziel nicht klar vor uns. In die strengste wissenschaftliche Deduction mischt sich bei ihm alle Augen-

blicke der Trieb, populär zu sein; oft fängt er an, mit den vornehmsten Geistern sich ernst und tiefsinnig zu unterhalten, und endigt damit, der gedankenlosen Masse eine triviale Moral einzuprägen.

Friedrich Schlegel hatte bisher seine religiösen Einfälle mit Novalis ausgetauscht. „Ich denke eine neue Religion zu stiften!" erklärt er 2. Dec. 1798 kurzweg seinem Herrnhutischen Freunde, „es ist an der Zeit. — Von Gott habe ich eine durchaus neue Ansicht. Das scheint mir ein Hauptverdienst von Kant und Fichte, daß sie die Philosophie gleichsam bis an die Schwelle der Religion führen und dann abbrechen; so lustwandelt von der andern Seite auch Goethes Bildung in den Propyläen des Tempels. — Ich aber bin gesonnen, Ernst zu machen. Ich fühle Muth und Kraft genug, nicht blos wie Luther zu predigen und zu eifern, sondern auch wie Mohamed mit dem feurigen Schwert des Worts das Reich der Geister welterobernd zu überziehn, oder wie Christus mich und mein Leben hinzugeben. — Doch vielleicht hast Du mehr Talent zu einem neuen Christus, der in mir seinen wackern Paulus findet. — Vielleicht hast Du noch die Wahl, entweder der letzte Christ, der Brutus der alten Religion, oder der Christus des neuen Evangeliums zu sein. Mich dünkt, dies neue Evangelium fängt schon an, sich zu regen."

„Gern gestehe ich", schreibt Novalis 26. Dec. 1798 an einen ältern Freund, „sehr entfernt zu sein von Ihrer Weise, die Religion zu betrachten. — Mir ist sie durch herzliche Phantasie nahe gekommen, denn dies ist vielleicht der hervorstechendste Zug meines eigenthümlichen Wesens. Sollte sich grade in dem bedeutendsten Verhältnisse unsre mannigfache Verschiedenheit, der Grund unsrer ganzen menschlichen Verfassung nicht zeigen? Sie hängen mit kindlichem Sinn an den unwandelbaren Chiffern einer geheimnißvollen Urkunde, die seit Jahrtausenden unzählige Menschen mit göttlichem Leben erfüllt; einer Urkunde, die außer wenigen unbegreiflichen Worten, Vorschriften und Beispiele, Geschichten und Lehren enthält, die mit Allem übereinstimmen, was die weisesten Menschen bewährt gefunden haben. Es scheint sich in ihr auch über alles dies eine unendliche Welt wie ein Himmel zu wölben und eine entzückende Aussicht in eine himmliche Zukunft wunderthätig zu eröffnen . . . Ich fuße weniger auf urkundliche Gewißheit, weniger auf den Buchstaben: ich bin geneigter, in mir selbst höhern Einflüssen nachzuspüren und mir einen eignen Weg in die Urwelt zu bahnen."

In seinen spätern Fragmenten heißt es: „Die Geschichte Christi

ist ebenso gewiß ein Gedicht wie eine Geschichte. Höchst sonderbar ist ihre Aehnlichkeit mit Märchen: anfänglich eine Bezauberung, dann die wunderbare Versöhnung, die Erfüllung der Verwünschungsbedingung. —

„Die christliche Religion steht als Gegensatz gegen die griechische Mythologie in Opposition mit Kunst und Wissenschaft und Genuß. Vom gemeinen Mann geht sie aus, sie beseelt die Beschränkten auf Erden."

„Religiöse Virtuosen sprechen einander gern die Religion ab: der wahrhaft Gebildete wird selbst den Pantheisten gelten lassen, zu dem Gott aus allen Creaturen spricht. Nur mit dem Glauben an die Allfähigkeit des Irdischen, Wein und Brod des ewigen Lebens zu sein, vermeidet man bei der Betrachtung Gottes die Langeweile. — Sollen wir Gott lieben, so muß er hülfsbedürftig sein: die wahre Religion ist, Mitleid mit Gott zu haben."

Um einen Ton kecker sprechen sich Fr. Schlegels Fragmente im „Athenäum" aus; wenn die Religion ihn interessiren soll, muß sie Geist und Witz zeigen. — Jede schöne Seele muß ihren eignen Mittler haben. Es giebt so viele Götter als Ideale. Das Verhältniß des wahren Künstlers zu seinen Idealen ist durchaus Religion. — Gott werden, Mensch sein, sich bilden, sind Ausdrücke, die Eins bedeuten. — Weil das Christenthum eine Religion des Todes ist, ließe es sich mit dem äußersten Realismus witzig und grotesk behandeln und könnte seine Orgien haben, so gut wie die alte Religion der Natur und des Lebens. — Indem sie der Tugend vor der Schönheit den Vorzug giebt, ist die christliche Religion universeller Cynismus. Die griechische Mythologie ist für die Gebildeten. Der Inhalt der Bibel ist für ein Religionsbuch zu dürftig. —

Nun aber wurde der Versuch, das Wesen der Religion zu ergründen, von einer wirklich religiösen Natur unternommen, von Fr. Schlegels Freund, dem jungen reformirten Geistlichen Schleiermacher in Berlin.

Im 15. Jahr wurde er von seinen frommen Eltern einer herrnhutischen Erziehungsanstalt übergeben. „Hier wurde der Grund zu einer Herrschaft der Phantasie in Sachen der Religion gelegt, die mich bei etwas weniger Kaltblütigkeit wahrscheinlich zu einem Schwärmer gemacht haben würde. Ich hatte schon mancherlei religiöse Kämpfe bestanden; die Lehre von den unendlichen Strafen hatte meine kindliche Phantasie beängstigt, und in meinem elften Jahr kostete es mich schlaflose Nächte, daß ich bei Berechnung des Verhältnisses zwischen den Leiden Christi

und der Strafe, deren Stelle dieselben vertreten sollen, kein beruhigendes Facit bekam. Jetzt ging ein neuer Kampf an, veranlaßt durch die Art, wie die Lehre von dem natürlichen Verderben und den übernatürlichen Gnadenwirkungen in der Brüdergemeinde behandelt wird. Meine eigne Erfahrung gab mir zum ersten dieser beiden Hauptstützen des ascetisch-mystischen Systems Belege genug, und ich kam bald dahin, daß mir jede gute Handlung verdächtig schien. Es war mir etwas genommen, meine Ueberzeugung von dem eignen moralischen Vermögen des Menschen, und nichts zum Ersatz gegeben. Denn vergeblich rang ich nach den übernatürlichen Gefühlen, von deren Nothwendigkeit mich jeder Blick auf mich selbst überzeugte, von deren Wirklichkeit außer mir mich jeder Vortrag dieser so einnehmenden Menschen überredete, und die nur vor mir zu fliehn schienen. Wenn ich einen Schatten davon erhascht zu haben glaubte, so zeigte es sich bald als eine unfruchtbare Anstrengung meiner Phantasie. Daß ich bei diesem Zustand eine unerschütterliche Anhänglichkeit an die Brüdergemeinde bekam, ist sehr natürlich; ich faßte sogar den Entschluß, wenn mir der Eintritt in das Pädagogium versagt werden sollte, lieber in der Gemeinde eine ehrbare Hantirung zu erlernen, als außer derselben den Weg zu dem gelehrten Ruhm zu betreten, und dieser Entschluß setzte mich, als ich ihn recht lebhaft in seiner ganzen Größe dachte, zum erstenmal in Versuchung, etwas in mir für eine übernatürliche Wirkung zu halten." — Nun kam er mit einem Freund in das herrnhutische Seminar zu Barby. „So glücklich wir bei unserer gemeinschaftlichen Thätigkeit waren, so unglücklich machte uns jeder Augenblick des Nachdenkens. Wir jagten immer noch vergeblich nach den übernatürlichen Gefühlen und dem, was in der Sprache der Gesellschaft der Umgang mit Jesu hieß; die gewaltsamen Anstrengungen unsrer Phantasie waren unfruchtbar und die freiwilligen Hilfsleistungen derselben zeigten sich immer als Betrug."

Die Herrnhuter suchten Frieden, und fanden ihn, indem sie sich isolirten. Die Gemeinde lebte still für sich hin, in angenehmer, beschränkter Contemplation, nur auf die Beziehungen von Bruder zu Bruder bedacht.

Nun lag aber Barby zu nahe an Halle, als daß die Litteraturzeitung von dieser Umfriedung hätte ausgeschlossen werden können. Die jungen Leute wurden, wenn auch aus zweiter Hand, in die Ideen Wolfs und Eberhards eingeweiht, und das Geräusch der theologischen Aufklärung störte ihren Frieden. Im 17. J. bekennt der Knabe mit einer Herzensangst, die etwas unendlich Rührendes hat, die vollständige

Umwandlung seiner Ueberzeugungen. „Ach bester Vater! wenn Sie glauben, daß ohne diesen Glauben nicht die Seligkeit in jenem, nicht die Ruhe in diesem Leben ist, o so bitten Sie Gott, daß er ihn mir schenke, denn für mich ist er jetzt verloren!.. Der tiefe, durchdringende Schmerz, den ich empfinde, hindert mich, Ihnen die Geschichte meiner Seele in Absicht auf meine Meinungen umständlich zu erzählen, aber ich bitte Sie inständig, halten Sie sie nicht für vorübergehende Gedanken — fast ein Jahr lang haften sie bei mir und ein langes, angestrengtes Nachdenken hat mich dazu bestimmt." Der Vater brauste auf, ließ sich aber endlich durch seinen Schwager, Professor Stubenrauch, bestimmen, Frühjahr 1787 in die Uebersiedlung des Sohnes nach Halle zu willigen.

Der Rationalismus, wie er in Halle vorgetragen wurde, war ihm leicht zugänglich: die Fragen, welche er zu beantworten unternahm, hatte sich das fromme, aber zweifelnde Gemüth lange vorgelegt. Aber die Antworten befriedigten ihn nicht lange: er wandte sich den Kantischen Schriften zu, an denen er förmlich denken lernte, doch so, daß er sie sich in seine Sprache übersetzte und an seinem Gemüth prüfte. Von Kant ging er auf Spinoza, mit der reinsten Begeisterung studirte er den Plato.

Schleiermacher war reformirt, aber durch die Brüdergemeinde an Gleichgiltigkeit gegen die confessionellen Unterschiede gewöhnt; nach seiner Niederlassung in Berlin hatte ihn sein intimer Verkehr mit den gebildeten Jüdinnen noch liberaler gestimmt. Er hatte sich bisher vor jeder Schriftstellerei gescheut: die Anregung, die Fr. Schlegels Gespräche ihm gaben, machten ihn im 31. Jahr zum Schriftsteller.

Februar 1799 begann Schleiermacher die „Reden über die Religion". 8. April geschah der letzte Strich; bogenweise wurden sie den Berliner Freunden mitgetheilt.

Die Reden wenden sich an „die gebildeten Verächter der Religion". „Ich weiß, wie schön es euch gelungen ist, das irdische Leben so reich und vielseitig auszubilden, daß ihr der Ewigkeit nicht mehr bedürft; daß ihr ebensowenig in heiliger Stille die Gottheit verehrt, als ihr die verlassenen Tempel besucht, daß es in euren Wohnungen keine andern Heiligthümer giebt, als die Sprüche der Weisen und die Gesänge der Dichter, und daß Menschlichkeit und Geselligkeit, Kunst und Wissenschaft so völlig von eurem Gemüth Besitz genommen haben, daß für das heilige Wesen, welches euch jenseit der Welt liegt, nichts übrig bleibt. An nichts Andres kann sich also eure Theilnehmung anknüpfen, als an

eure Verachtung selbst; ich will euch nur auffordern, in dieser Verachtung recht gebildet zu sein."

Zu diesen gebildeten Verächtern rechnet Schleiermacher auch Fr. Schlegel, der als Schüler Platos selbst bei seinem Freunde Novalis die Herrnhuterei verdammte.

Der Redner bekennt, ein Geistlicher zu sein. „Verweist mich darum nicht ungehört zu denen, auf die ihr als Ungebildete herabseht. Ich habe nichts zu schaffen mit den altgläubigen Wehklagen, wodurch sie die eingestürzten Mauern ihres jüdischen Zion und seine gothischen Pfeiler wieder emporschreien möchten. Als Mensch rede ich zu euch von den heiligsten Mysterien der Menschheit, von dem, was in mir war, als ich noch in jugendlicher Schwärmerei das Unbekannte suchte, und was mir auf ewig das Höchste bleiben wird, auf welche Weise auch noch die Schwingen der Zeit mich bewegen mögen. Religion war der mütterliche Leib, in dessen heiligem Dunkel mein junges Leben genährt und auf die ihm noch verschlossene Welt vorbereitet wurde; sie blieb mir, als Gott und Unsterblichkeit den zweifelnden Augen verschwand."

Die gegenwärtige Religion ist von Metaphysik und Moral entstellt, ein Gemisch von Meinungen und Geboten. Die wahre Religion begehrt nicht, das Universum zu erklären wie die Metaphysik, nicht es fortzubilden wie die Moral: ihr Wesen ist weder Denken noch Handeln, sondern Anschauen und Gefühl. Alles eigentliche Handeln soll moralisch sein, aber das religiöse Gefühl soll es wie eine leise heilige Musik begleiten; der Mensch soll alles mit Religion thun, nichts aus Religion. Ruhe und Besonnenheit ist verloren, wenn der Mensch sich durch die heftigen Gefühle der Religion zum Handeln treiben läßt. Auch lähmen die religiösen Gefühle ihrer Natur nach die Thatkraft des Menschen und laden ihn ein zum stillen hingebenden Genuß.

„Anschauen will die Religion das Universum, in seinen Darstellungen es andächtig belauschen, von seinen unmittelbaren Einflüssen sich in kindlicher Passivität ergreifen und erfüllen lassen. Sie ist die unmittelbare Wahrnehmung von dem allgemeinen Sein alles Zeitlichen im Ewigen und durch das Ewige. Wer diesen Sinn für das Unendliche, die Gabe, in der Welt das Göttliche wahrzunehmen, zur Virtuosität ausgebildet hat, ist ein Priester."

Geistlicher ist, wer nur im Unsichtbaren lebt, für wen alles Sichtbare nur die Wahrheit einer Allegorie hat. „Ihm ist es natürlich, das Gewöhnliche und Nächste als ein Wunder, und das Fremde, Uebernatürliche als etwas Gewöhnliches zu betrachten, das alltägliche

Leben selbst umgiebt ihn wie ein wunderbares Märchen, und jene Regionen, welche die meisten Menschen nur als ein Fernes, Unbegreifliches ahnen, sind ihm wie eine liebe Heimath. Er soll das Wesen der Religion darstellen in all seinen Bewegungen, nichts soll ihm verloren gehn auch in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens von dem Ausdruck eines frommen Sinns: die heilige Innigkeit, mit der er alles behandelt, soll zeigen, daß auch bei Kleinigkeiten, über die ein profanes Gemüth leicht hinweggleitet, die Musik erhabener Gefühle in ihm ertöne." Er soll die Virtuosität so rein als möglich ausbilden, und dann den Andern Zeugniß von seinen Anschauungen geben, damit die Gleichgesinnten sich finden.

Jeder wahrhaft Religiöse muß einen Moment der Erweckung gehabt haben, wo er in unmittelbarer Berührung mit dem Unendlichen eins wird, ehe noch das Bewußtsein diesen mystischen Moment in Anschauung und Gefühl zerlegt.

„Könnte und dürfte ich ihn doch aussprechen jenen Augenblick! andeuten wenigstens, ohne ihn zu entheiligen! Flüchtig ist er und durchsichtig wie der erste Duft, womit der Thau die erwachten Blumen anhaucht, schamhaft und zart wie ein jungfräulicher Kuß, heilig und fruchtbar wie eine bräutliche Umarmung; ja nicht wie das, sondern er ist alles das selbst. Schnell und zauberisch entwickelt sich eine Erscheinung, eine Begebenheit zu einem Bild des Universums. So wie sie sich formt, die geliebte und immer gesuchte Gestalt, flieht ihr meine Seele entgegen; ich umfange sie nicht wie einen Schatten, sondern wie das heilige Wesen selbst. Ich liege am Busen der unendlichen Welt, ich bin in diesem Augenblick ihre Seele, denn ich fühle all ihre Kräfte und ihr unendliches Leben wie mein eignes; sie ist in diesem Augenblick mein Leib, denn ich durchdringe ihre Muskeln und ihre Glieder wie meine eignen, und ihre innersten Nerven bewegen sich nach meinem Sinn und meiner Ahnung wie die meinigen. — Die geringste Erschütterung und es verweht die heilige Umarmung, und nun erst steht die Anschauung vor mir als abgesonderte Gestalt; ich messe sie, und sie spiegelt sich in der offenen Seele wie das Bild der sich entwindenden Geliebten in dem aufgeschlagenen Auge des Jünglings. Und nun erst arbeitet sich das Gefühl aus dem Innern empor und verbreitet sich wie die Röthe der Scham und der Lust auf seiner Wange."

Dieser Moment ist die höchste Blüthe der Religion. „Könnte ich ihn euch schaffen, so wäre ich ein Gott; das heilige Schicksal verzeihe

mir nur, daß ich ihn habe aufdecken müssen! — Er ist die Geburtsstunde alles Lebendigen in der Religion."

Durch die Anschauung des Universums sollen wir unmittelbar mit ihm eins werden und uns aus der Individualität gar nichts machen; die Altgläubigen wollen nicht einmal die einzige Gelegenheit ergreifen, die ihnen der Tod bietet, um über die Endlichkeit hinauszukommen. Der Wunsch nach Unsterblichkeit rührt von der Engherzigkeit des Gemüths her, den heroischen Gedanken nicht fassen zu können, daß das Individuum nur in dem Ganzen sei. „Wer einen Unterschied macht zwischen dieser und jener Welt, bethört sich selbst! alle wenigstens, die Religion haben, glauben nur an eine."

Die Gottheit kann nichts Andres sein als eine einzelne religiöse Anschauung; eine Religion ohne Gott kann besser sein als eine mit Gott. „Hängt eure Phantasie an dem Bewußtsein der Freiheit so, daß sie sich nicht überwinden kann, das, was sie als ursprünglich wirkend denken soll, anders als in der Form eines freien Wesens zu denken, so wird der Geist des Universums personificirt, und ihr werdet einen Gott haben; hängt sie am Verstand so, daß es euch immer klar vor Augen steht, Freiheit habe nur Sinn im Einzelnen und für's Einzelne, so werdet ihr eine Welt haben und keinen Gott. . . . So mag es dichterische Gemüther geben, denen Gott ein von der Menschheit gänzlich unterschiedenes Individuum, ein einzelnes Exemplar einer eignen Gattung ist; und auch diese Offenbarungen von Göttern sind erwünschte Entdeckungen... Die wahre Religion ist nicht intolerant, weil sie ihre eigentliche Unendlichkeit kennt; das neue Rom, das gottlose aber consequente, schleudert Bannstrahlen; das alte, wahrhaft fromm und religiös im hohen Stil, war gastfrei gegen jeden Gott, und so wurde es der Götter voll."

Nie hat Christus behauptet, der einzige Mittler zu sein. Die Idee einer allgemeinen Religion stammt aus der ungerechtfertigten Verbindung mit der Philosophie. „Die Philosophie strebt allerdings, Alle zu einem gemeinschaftlichen Wissen zu vereinigen; die Religion begehrt nicht einmal diejenigen, welche glauben und fühlen, unter einen Glauben zu bringen und ein Gefühl. Anhänger des todten Buchstabens, den die Religion auswirft, haben die Welt mit Geschrei und Getümmel erfüllt; die wahren Beschauer des Ewigen waren immer ruhige Seelen."

Historische Zeugnisse hat man zu achten, aber nicht sich von ihnen bestimmen zu lassen. „Jede heilige Schrift ist nur ein Mausoleum der Religion. Nicht der hat Religion, der an eine heilige Schrift glaubt,

sondern der keine bedarf und wohl selbst eine machen könnte. — Gern stände ich auf den Ruinen der Religion, die ich verehre, denn der Untergang des Christenthums ist nur seine Wiedergeburt. Nie vergessend, daß sie den besten Beweis ihrer Ewigkeit in ihrer eignen Verderblichkeit, in ihrer traurigen Geschichte hat, kann die Religion der Religionen nicht Stoff genug sammeln für die eigenste Seite ihrer innersten Anschauung. Nachdem das Christenthum das Irreligiöse in der äußern Welt vernichtet, wendet es seine polemische Kraft gegen sich selbst; immer besorgt, durch den Kampf mit der äußern Irreligion etwas Fremdes eingesogen oder gar ein Princip des Verderbens noch in sich zu haben, scheut es auch die heftigsten innerlichen Bewegungen nicht, um es auszustoßen... Immer wartend einer Erlösung aus dem Elend, von dem es eben gedrückt wird, sähe es gern außerhalb dieses Verderbens jüngere Gestalten der Religion hervorgehn. Es ehrt jedes seiner eignen Elemente genug, um es als Mittelpunkt eines eignen Ganzen anzuschaun."

Der gegenwärtige Augenblick deutet auf einen „neuen schaffenden Genius" hin. — „Laßt die Profanen an der Schale nagen wie sie mögen, aber weigert uns nicht, den Gott anzubeten, der auch in euch sein wird!" —

Schleiermacher hat die rhetorische Form gewählt, die zuweilen sogar die Grenze der Prosa zu überschreiten scheint; es sieht so aus, als wende er sich nicht an den Verstand, sondern an das Gemüth und die Phantasie, als wolle er ermahnen und bekehren. Eigentlich liegt aber seinem Streben ein wissenschaftliches Interesse zu Grunde: er will den specifischen Begriff der Religion feststellen, indem er alles ausscheidet, was sich in der gemeinen Vorstellung Fremdartiges eingemischt hat. Wie der Anatom den einzelnen Nerv, um ihn genauer ins Auge zu fassen, von allem losschält, was im Leben organisch mit ihm verwachsen ist, so sollte sich hier der reine Begriff der Religion dem Mikroskop darstellen. Es kam Schleiermacher darauf an, dem specifisch religiösen Gefühl, welches er in sich hatte und von seiner sittlichen, philosophischen und ästhetischen Bildung unterscheiden zu können glaubte, einen reinen Ausdruck zu geben. Läugnen konnte er nicht, daß im Christenthum Moral, Philosophie, Kunst, ja selbst Politik einen nicht unwesentlichen Platz einnahm: es hatte Gebote, Dogmen, Symbole, eine Kirche. Aber er behauptete, daß alles das nicht zu seinem Wesen gehöre. Da in den verschiedenen Religionen verschiedene Gebote, Dogmen und Symbole gelten, ohne doch dem Begriff der Religion

Abbruch zu thun, so kann und soll eine Religion auch ohne alle Gebote, Dogmen und Symbole gedacht werden.

Diesen Begriff der Religion hat Schleiermacher aus seiner Herrnhuter Erziehung abstrahirt. Er hatte mit Herrnhut gebrochen, aber er findet nun, daß bei allen Verkehrtheiten, die sich nachträglich eingeschlichen, das Herrnhuter Princip auf dasselbe herauskommt, was Spinoza lehrt: Stimmung der schön gebildeten Individualität gegen Gott, oder, wie er sich den Gebildeten verständlich macht, gegen das Universum. „Nichts andres erstrebt man in Herrnhut, wenn man sich dort klar machen könnte, was man eigentlich will." Die Unfreiheit des Herrnhuters liegt darin, daß er noch zu sehr Theologe ist, zu eifrig sich bemüht, in fest geschlossenen Lehrsätzen den Frieden seines Gemüths auszudrücken, den er nur durch Empfindung gewonnen hat. Die künstlerisch angelegten Naturen, die auf Mythologie ausgehen und denen das Christenthum zu dürftig und ungebildet erscheint, verweist er auf Plato, der die bunte überkommene Bilderfülle der Griechen in ihrem innern Sinn begreift und sie durch Vermittlung des Symbols in die Empfindung überträgt. Platos Schriften sind die erste Vorschule für das Christenthum.

Schleiermacher wollte liberal jeder religiösen Bildung ihr Recht angedeihen lassen, während Fichte, im Rationalismus aufgewachsen, nur eine wahre Religion kennt, die protestantisch-abendländische: für diese will er die ganze Welt gewinnen, die Abgötterei vertilgen, Alle unter das Joch des allein seligmachenden Glaubens beugen, das Individuum zum gehorsamen Glied dieser allgemeinen streitenden Kirche erziehen; Schleiermacher dagegen will immer kleinere Kirchlein, bis endlich jeder Einzelne seine eigene eigenthümliche Religion besitzt, und eine Gruppirung nur dadurch entsteht, daß Einzelne von tieferer und reicherer religiöser Anschauung die andern weniger Begabten darin einführen und so eine Schule bilden. Für diesen Individualismus der Religion ist ihm die Verfassung der nordamerikanischen Freistaaten das Muster.

Das ist nun aber ein leeres Postulat. Der Redner übersieht die Thatsache, daß eine mächtige fest gegliederte Kirche wirklich besteht, der kleine schönselige Secten von Herrnhutern und Pantheisten auf die Dauer schwerlich mit Erfolg widerstehen könnten.

Schleiermacher secirt einen Gebildeten am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, der vom Pietismus aus durch Herrnhut zu Spinoza gekommen ist, der mit seinem starken Stimmungsbedürfniß sich im Gegen-

satz gegen die umgebenden Barbaren besonders religiös empfindet; er secirt mit großer Feinheit und glaubt damit den allgemeinen Begriff gefunden zu haben. Der natürliche Gang der Untersuchung wäre der entgegengesetzte gewesen. Um zu wissen, was Religion ist, müßte man nicht die individuelle Religiösität eines abgeschwächten Zeitalters, sondern eine große weltbeherrschende Religion in der Fülle ihrer geschichtlichen Erscheinung und in dem springenden Punkt ihrer Entstehung ins Auge fassen. Die Religion beginnt nicht als Empfindung, sondern als zwingender Glaube, sie ist nicht der eigene Ausdruck des Gemüths, sondern die Macht des Allgemeinen über das Gemüth. Pietistische Schönseligkeit ist nur ein Residuum frühern religiösen Lebens. Sobald die Religion in individuelle Empfindungen zerbröckelt, ist ihre Lebenskraft im Erlöschen. Das Rom Hadrians und Julians, welches Schleiermacher wegen seiner Virtuosität in Religionsempfindungen für wahrhaft fromm und religiös im hohen Stil erklärt, war vielmehr durch und durch irreligiös, und darum erlag es trotz seines Reichthums an Symbolen für das Unendliche dem ungebildeten Galiläer, der den einen Gedanken, von welchem er ganz erfüllt war, wie ein Schwert in die Welt warf.

Es handelt sich nicht um die Frage: was soll die Religion sein? sondern: was ist sie? Schleiermacher erläutert eine interessante Spielart, für alle großen Phänomene der Religion bleibt er die Erklärung schuldig. Er schafft sich das Bild seines Heilands aus seiner eignen Seele und denkt ihn sich grade so wohlwollend, liebebedürftig, nachdenklich und still als er selber war. Die Geschichte zeigt andre Götter, Göttersöhne und Propheten: sie glaubten an ihre Gottheit, und die Welt glaubte ihnen. Ein Moses, ein Mahomet, ein Jeremias, ein Gregor VII., ein Luther, ein Loyola, selbst ein Zinzendorf — keiner fällt unter Schleiermachers Definition! Kein Reformator, kein Märtyrer! keine bis zur Leidenschaftlichkeit erregte gläubige Masse! Ja im wirklichen Leben: die Männer und Frauen mit schwieligen Händen, die in harter Arbeit keine Zeit haben, sich mit ihrer Stimmung ins Universum zu vertiefen, und die doch den festen Punkt bedürfen und festhalten, den man in sittlichen Dingen Gott nennt: auf alle diese echten Träger des religiösen Lebens ist Schleiermachers Darstellung nicht anzuwenden. Finesse der Empfindung ist nur für exclusive Cirkel, die Zeit haben.

„Trennt die Religion ganz von der Moral, so hebt ihr die eigentliche Energie des Bösen im Menschen, das furchtbare, grausame, wüthende und unmenschliche Princip, das ursprünglich in seinem Geist

liegt. Hier straft sich die Trennung des Untheilbaren am schrecklichsten. — Ohne Poesie wird die Religion dunkel, falsch und bösartig; ohne Philosophie ausschweifend in aller Unzucht und wollüstig bis zur Selbstentmannung. — Diese „Ideen" Fr. Schlegels im Athenäum sind doch wohl hart gegen die „Reden" gerichtet, die eine solche Trennung allerdings fordern. „Religion", schreibt Friedrich schon 19. Febr. an Caroline, „ist nicht viel darin, außer daß jeder Mensch ein Ebenbild Gottes sei und der Tod vernichtet werden soll. Schleiermacher schleicht umher wie ein Dachs, um an allen Subjecten das Universum zu riechen. Indeß ist's doch ein Buch wie mein Studium der griechischen Poesie: revolutionär und der erste Blick in eine neue Welt; es ist gebildet und fein, ein klassischer Essay."

„Es ist", schreibt er im „Athenäum", „ein sehr gebildetes und auch sehr eignes Buch; eben darum ist es nicht leicht, darüber zu reden. — Religion, wie der Verfasser sie nimmt, ist, etwa einen unverstandenen Wink Lessings ausgenommen, eins von den Dingen, die unser Zeitalter bis auf den Begriff verloren hat, und die erst von Neuem wieder entdeckt werden müssen, ehe man einsehn kann, daß und wie sie in alten Zeiten in andrer Gestalt schon da waren."

Fr. Schlegel findet den Ausweg, das Buch nach zwei Seiten hin auszulegen. — Einem „Verächter der Religion" rühmt er das Gebildete: „ich finde es hauptsächlich darin, daß alle die Zufälligkeiten, mit denen die jetzigen Anhänger einer höhern Mystik sie aufputzen zu müssen glauben, hier so ganz vernachlässigt sind, und doch das große Wesentliche der Religion in einfacher Glorie strahlt ... Nenne das Buch meinetwegen einen Roman ... Bedenke nur, welche himmlische Gabe des Friedens es für so manche liebenswürdige Menschen werden kann, die nun einmal weder von dem Christenthum noch von der Bildung des Zeitalters ablassen können ... Betrachte die Religion des Verfassers als den Brennpunkt, wo in seinem Innersten die Strahlen alles Großen und Schönen zusammenfallen."

Vor dem gläubigen Leser rechtfertigt Schlegel die Reden anders. „Sieh auch hier noch ein unerwartetes Zeichen des fernher nahenden Orients! Das ist es wenigstens für mich, während es für Dich vielleicht das letzte Phänomen der Irreligion sein wird. Betrachte es wenigstens als Incitement für die Religionsfähigen: der Redner ist ein Hierophant, der die, welche Sinn und Andacht haben, immer tiefer in das Heilige einführt, und soviel Heiliges er auch zeigt, immer noch Heiligeres zurückhält." — Schlegel schließt seine Kritik mit einem Sonett: er läßt den

Redner einen prächtigen Tempel öffnen; man steht vor einem Vorhang, hört eine feierlich ergreifende Sinfonie; der Vorhang geht auf, und — man sieht die alte Sphinx vor sich, d. h. man weiß von der Religion grade soviel als vorher.

Goethe, wie Fr. Schlegel an Schleiermacher schreibt, konnte nach dem ersten begierigen Lesen von zwei oder drei Reden die Bildung und Vielseitigkeit dieser Erscheinung nicht genug rühmen; „je nachlässiger aber der Stil und je christlicher die Religion wurde, je mehr verwandelte sich dieser Effect in sein Gegentheil, und zuletzt endete das Ganze in einer gesunden und fröhlichen Abneigung".

Erst zwei Jahre später studirte Schleiermachers alter Gönner Sack die Reden. „Ich kann das Buch, nachdem ich es bedachtsam durchgelesen, leider für nichts weiter erkennen, als für eine geistvolle Apologie des Pantheismus. Ich gestehe Ihnen, daß dies System mit allemdem, was mir bisher Religion geheißen hat, ein Ende zu machen scheint, und ich die zum Grunde liegende Theorie für die trostloseste sowohl als verderblichste halte, und sie auf keine Weise weder mit dem gesunden Verstand, noch mit den Bedürfnissen der moralischen Natur des Menschen in irgend eine Art von Vereinigung zu bringen weiß. Ebensowenig begreife ich, wie ein Mann, der einem solchen System anhängt, ein redlicher Lehrer des Christenthums sein könne. — Ich bin zwar überzeugt, daß Sie als Prediger die Meinungen nicht vortragen werden, die Sie als die richtigen mit so wegwerfender Verachtung der ihnen entgegenstehenden darzustellen gesucht haben; Sie werden fernerhin bei den gemeinen Begriffen von der Abhängigkeit des Menschen von Gott, und von den Gesinnungen der Anbetung, der Dankbarkeit, die daraus fließen, in einer verständlichen und vielleicht auch biblischen Sprache reden: aber Sie werden es als ein Mann thun, der von diesem allen in seinem Herzen nichts glaubt, der sich nur zu den Irrthümern und dem Aberglauben des undenkenden Pöbels herabläßt, und um nicht anstößig zu werden, noch Redensarten gebraucht, die bei ihm selbst gar keinen oder einen durchaus verschiedenen Sinn haben."

Gleichzeitig mit den „Reden über Religion" erschien Wielands „Agathodämon", ein Roman, in welchem an dem Beispiel des Apollonius von Tyana gezeigt werden sollte, wie productiv die Aera des Tiberius an religiösen Versuchen war. Apollonius, wohlgesinnt und einsichtsvoll wie Jesus von Nazareth, versuchte mit Trug und Kunst ins Werk zu setzen, was der Letztere mit der Unschuld und Naivetät des religiösen Genius wirklich hervorbrachte.

Gleichzeitig ferner (Aug. 1799) schrieb Goethe die „letzte Walpurgisnacht": ein leidenschaftlicher Protest des Pantheismus gegen das „dumpfe Pfaffenchristenthum", welches den Teufel ersonnen hat, um den freudigen Dienst der Gottnatur zu trüben, das Leben zu entadeln.

Gleichzeitig Voß in einer Abhandlung über die Mythologie: „wir verließen die Religion unsrer Väter und nahmen ohne eigne Ausbildung der Hebräer Religion auf".

Gleichzeitig dichtete Schiller die „Glocke". Der Dichter hat nicht blos, wie A. W. Schlegel spöttisch bemerkte, beim Guß den Klöpfel vergessen, der doch erst den Klang giebt: es fehlt bei diesem Stoff dem Dichter etwas, das er bei der griechischen Weltanschauung des „Spaziergangs" durch Kunst ersetzen konnte. Die Symbolik der Glocke ist für ihn eine rein sinnliche, es ist, als ob die Glocke nur wie ein Naturlaut bei allen wichtigen Angelegenheiten des menschlichen Lebens ihre eherne Stimme vernehmen ließe. Daß die Glocke ein Zeichen der Kirche, d. h. ein Symbol von dem Zusammenhang der irdischen und der überirdischen Welt ist, wußte der Dichter wohl, aber eine eigenthümliche Scheu hielt ihn ab, es darzustellen. Wo es auf griechische oder katholische Vorstellungen ankam, war er mit einer reichen Mythologie bald bei der Hand, gleichviel ob er daran glaubte oder nicht. Hier nun hätten sich die kirchlichen Vorstellungen von selbst aufdrängen sollen, aber er scheuchte sie zurück; und bei dem ernsten, sittlichen Inhalt ist es besser, daß der Dichter bei dem sinnlichen Klang eines Glaubens stehn blieb, der ihm innerlich fremd war, wenn auch seine Symbole ihn ahnungsvoll berührten, als wenn er sich künstlich in eine gemachte Stimmung versetzt hätte. Es war der damaligen Zeit nicht gegeben, die Neigungen des Gemüths mit den sittlichen Ueberzeugungen ins Gleiche zu bringen; aus eigner Kraft ist es der Dichter überhaupt nicht im Stande: und doch klang die Glocke wie eine warnende Stimme in das griechische Schattenreich und erinnerte die in süße Selbstvergessenheit gewiegten Künstler daran, daß es noch eine Wirklichkeit gebe. Das Gedicht drang tiefer in die Nation als irgend eines seiner früheren.

5.

Lucinde.

1799.

„Die erste Regung der Sittlichkeit ist Opposition gegen die positive Gesetzlichkeit und conventionelle Rechtlichkeit. Menschen, die so excentrisch sind, im vollsten Ernst tugendhaft zu werden, bilden eine stille Opposition gegen die herrschende Unsittlichkeit, die eben für Sittlichkeit gilt. Darum hält der Pöbel die für Verbrecher, welche für den wahrhaft sittlichen Menschen zu den höchst seltenen Ausnahmen gehören, die er als Wesen seiner Art betrachten kann. Moralität ohne Sinn für Paradoxie ist gemein. Ich halte alle sittliche Erziehung für ganz thöricht und unerlaubt." Das Individuum soll vielmehr seine eigene Sittlichkeit frei aus sich selbst entwickeln. — So spricht sich das „Athenäum" wiederholt mit großer Härte aus, nicht blos gegen die Zwangsjacke des kategorischen Imperativs, sondern gegen das Allgemeine der Sittlichkeit überhaupt. Gleichwohl beurtheilt selbst Fr. Schlegel z. B. den „Woldemar" nach sittlichen Grundsätzen. Uebrigens gilt die Opposition nicht sämmtlichen zehn Geboten, sondern vorwiegend dem sechsten.

„Mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei! Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben." — Dagegen meint das Athenäum: wenn in der Ehe die Leidenschaft sich nicht steigert, wenn mit dem Gürtel, dem Schleier der schöne Wahn reißt, so ist es keine rechte Ehe, und sie muß gelöst werden. „Fast alle Ehen sind nur Concubinate, Ehen an der linken Hand, oder vielmehr provisorische Versuche zu einer wirklichen Ehe."

Schiller sucht die „Würde der Frauen" in den häuslichen Tugenden: „der Mann muß hinaus ins feindliche Leben!" Die Frau hat für das Glück des Herdes zu sorgen. Das ist uralte deutsche Auffassung. Das Haus giebt der Frau nicht blos eine Grenze, sondern auch Schutz; es ist jedem fremden Angreifer geschlossen und geheiligt. In Frankreich war es nicht so: das Mädchen ist in der Pension abgeschlossen, als verheirathete Frau dagegen spielt sie in der Oeffentlichkeit eine hervorragende Rolle. Französische Vorbilder hatten Fr. Schlegel angeregt. Er wollte die superiören Frauen auf den Markt,

womöglich auf die Rednerbühne führen, er vergaß, daß sie darüber den Schutz des Hauses einbüßen.

Kant hatte den Eudämonismus als den Grund aller sittlichen Verirrung gescholten: die „neue Schule" suchte vielmehr den Glückseligkeitstrieb wieder zu Ehren zu bringen. Wenn diese jungen Leute nicht blos ihre Ueberzeugung laut verkündeten, sondern auch thatsächlich mit einem gewissen doctrinären Eifer dem Spießbürger Aergerniß gaben, so geschah das im Bewußtsein, ein neues Princip der Sittlichkeit entdeckt zu haben, geeignet, wenn nicht die ganze Menschheit, doch wenigstens den bessern Theil derselben würdiger und glücklicher zu machen. Da sie aber sammt und sonders nicht die Männer waren, der Welt gegenüber auf eignen Füßen zu stehn, so wurde ihr Princip in ihren eignen Schicksalen auf eine harte Probe gestellt. Sie erwarteten nicht die Erfahrung, sie suchten sie auf nach dichterischen Idealen und glaubten frivol mit ihr spielen zu können: in den Conflicten, die sich daraus ergaben, zeigte sich dann, daß sie aus zu weichem Holz geschnitten waren.

„Der häusliche Mensch", so beginnt ein Sendschreiben Fr. Schlegels über die Philosophie an Dorothea (Athenäum, Febr. 1799), „bildet sich nach der Heerde, wo er gefüttert wird; ist er reif, so pflanzt er sich an und thut Verzicht auf den thörichten Wunsch, sich frei zu bewegen, bis er endlich versteinert. . . . Wie die Einzelnen, so die Masse: sie nähren sich, heirathen, werden alt und hinterlassen Kinder, und so ins Unendliche fort. Das reine Leben um des Lebens willen ist der eigentliche Quell der Gemeinheit. Nicht die Bestimmung der Frauen, sondern ihre Natur und Lage ist häuslich. Auch die beste Ehe, die Mütterlichkeit selbst und die Familie kann sie gar leicht so sehr mit dem Bedürfniß, der Oekonomie und der Erde verstricken, daß sie ihres göttlichen Ursprungs nicht mehr eingedenk bleiben. . . . . Darum sollten die Frauen nichts so sorgfältig ausbilden als ihre Fähigkeit für das Unendliche, und mit keiner Liebhaberei sollte es ihnen so ernst sein, wie mit der Religion. . . . Der Mann bedarf, um nicht die Harmonie zu verlieren, als Gegengewicht gegen seine Lebensart der Poesie; für die Frauen ist die Philosophie das nähere Bedürfniß."

Die Dame, die Fr. Schlegel hier als Dorothea bezeichnet, und die seitdem diesen Namen behielt, ist Mendelssohns älteste Tochter Brendel, seit Jahren mit dem Kaufmanne Simon Veit verheirathet, von dem sie zwei Knaben hatte, die spätern berühmten Maler. Veit war nicht blos ein braver, sondern ein weicher, fein und edeldenkender Mensch,

er hielt Brendel für ganz glücklich; aber wie sollte ein jüdischer Handelsmann, der immer im Comtoir steckte, den hochgestimmten Bedürfnissen einer schönen Seele genügen! Sie hatte einige Jahre ein zartes Verhältniß zu einem gewissen Dalton, dem Modell zum Helden ihres spätern Romans „Florentin", der, übrigens ein tüchtiger Kenner und Kunstsammler, um der europäischen Civilisation zu entgehen, nach Amerika auswanderte, um dort Häuptling eines Indianerstammes zu werden.

Fr. Schlegel fesselte Dorothea durch Witz und dithyrambische Eingebungen. Auch sie konnte ihn nur geistig anziehn, sie war nichts weniger als schön. Ein Jahr lang hatte er als ihr Hausfreund gelebt, dann änderte sich das Verhältniß. „Sie ist", schreibt er 2. Dec. 1798 an Novalis, „allmälig meine Frau geworden, und läßt sich zu Ostern von ihrem bürgerlichen Gemahl auch öffentlich scheiden." Die Scheidung erfolgte schneller als man erwartet. „Freuen Sie sich", schreibt er 15. Dec. an Caroline, „daß mein Leben nun Grund und Boden, Mittelpunkt und Form hat. Nun können außerordentliche Dinge geschehn."

Während Schleiermacher in Potsdam die „Reden" ausarbeitete, schrieb Fr. Schlegel in Berlin die „Lucinde": beide Bücher wurden April 1799 fertig. Man sieht es der „Lucinde" nicht an, wie künstlich das Durcheinander, das durchaus den Eindruck der Zufälligkeit macht, aus poetischen Absichten ausgeklügelt, mit welcher Finesse das „Sapphische" in das „Cynische" verwebt ist. Um in diesem Gewirr den Faden zu finden, muß man mitten hineingreifen, nach den „Lehrjahren der Männlichkeit".

„Das Beste in den besten Romanen ist nichts Andres, als ein mehr oder minder verhülltes Selbstbekenntniß des Verfassers, der Ertrag seiner Erfahrung. Für den wahren Dichter ist freilich alles Individuelle nur Hieroglyphe der heiligen Lebensfülle der Natur." — Lucindens Liebhaber Julius ist Friedrich selbst. Dabei schweben ihm Crebillons Lebensvirtuosen vor, welche als Rentiers an keine bestimmte Lebensthätigkeit gebunden waren: Die Rente vermißte der deutsche Romantiker schmerzlich.

Julius' Jugendstreiche unterscheiden sich nicht wesentlich von andern; nur seine Stimmungen sind das Eigne. „Eine Liebe ohne Gegenstand brannte in ihm und zerrüttete sein Inneres. Bei dem geringsten Anlaß brachen die Flammen der Leidenschaft aus; aber bald schien diese aus Stolz oder aus Eigensinn ihren Gegenstand selbst zu

verschmähn und wandte sich mit doppeltem Grimm zurück in sich und auf ihn, um da am Mark des Lebens zu zehren. Sein Geist war in einer beständigen Gährung; er erwartete in jedem Augenblick, es müsse ihm etwas Außerordentliches begegnen. Nichts würde ihn befremdet haben, am wenigsten sein eigner Untergang. Ohne Geschäft und ohne Zweck trieb er sich umher wie einer, der mit Angst etwas sucht, woran sein ganzes Glück hängt. Alles konnte ihn reizen, nichts mochte ihm genügen. Daher kam es, daß ihm eine Ausschweifung nur so lange interessant war, bis er sie versucht hatte und näher kannte; er hatte ebensoviel Verachtung als Leichtsinn. Er konnte mit Besonnenheit schwelgen und sich in den Genuß gleichsam vertiefen; aber weder hier noch in den mancherlei Liebhabereien und Studien, auf die sich oft sein jugendlicher Enthusiasmus mit einer gefräßigen Wißbegier warf, fand er das hohe Glück, das sein Herz mit Ungestüm forderte. . . . Es war ihm, als wolle er eine Welt umarmen und könne nichts greifen. Und so verwilderte er mehr und mehr aus unbefriedigter Sehnsucht, ward sinnlich aus Verzweiflung am Geistigen. . . Er sah den Abgrund vor sich, aber er hielt es nicht der Mühe werth, seinen Lauf zu mäßigen. Er wollte lieber gleich einem wilden Jäger den jähen Abhang rasch und muthig durch's Leben hinunterstürmen, als sich mit Vorsicht langsam quälen. . . Jeder seiner Wünsche stieg mit unermeßlicher Schnelligkeit und fast ohne Zwischenraum von der ersten leisen Regung zur grenzenlosen Leidenschaft. Er ließ sich absichtlich von seiner eignen Phantasie verführen, um sich mit Lust und Uebermuth in dies Chaos von innerem Leben zu stürzen. . . Alles, was er liebte und mit Liebe dachte, war abgerissen und einzeln. Sein ganzes Dasein war in seiner Phantasie eine Masse von Bruchstücken ohne Zusammenhang."

„So lebte er eine Zeit in einem Wechsel von Schwermuth und Ausgelassenheit. . . Sein Geist fiel in eine Agonie von hoffnungsloser Wehmuth, aus der er sich nur zu neuen Thorheiten ermannte. . . Er wählte unter den schönen Frauen seiner Bekanntschaft die, welche am freiesten lebte und in der Gesellschaft glänzte. Er nahm sich vor, nach ihrer Liebe zu streben, und er erlaubte seinem Herzen, sich ganz zu überfüllen mit diesem Gegenstand. Was so wild und willkürlich begonnen wurde, konnte nicht gesund endigen. . . Er sah, daß man ihn lächerlich finde, und mußte sich gestehn, daß es ganz in der Ordnung sei. Darüber gerieth er etwas in Wuth. . . Das ward ihm immer klarer und fester, daß vollendete Narrheit und Dummheit im Großen das eigentliche Vorrecht der Männer sei, muthwillige Bosheit hingegen

mit naiver Kälte und lachender Gefühllosigkeit eine angeborne Kunst der Frauen. Das war alles, was er lernte durch sein angestrengtes Bestreben nach Menschenkenntniß. Im Einzelnen verfehlte er immer auf eine scharfsinnige Art das Rechte, weil er überall tiefen Zusammenhang voraussetzte und gar keinen Sinn hatte für das Unbedeutende."

So verwirrte er sich immer tiefer in die Intriguen einer schlechten Gesellschaft, und was ihm noch übrig blieb an Zeit und Kraft in dem Wirbel der Zerstreuungen, wandte er auf ein Mädchen, das er unter denen fand, die beinahe öffentlich sind. Was sie ihm interessant machte, war nicht allein ihre unerschöpfliche Mannigfaltigkeit in allen verführerischen Künsten der Simmlichkeit . . . Im Stande der äußersten Verderbtheit zeigte sie eine Art von Charakter; ihr Egoismus war nicht im gemeinen Stil . . . Sie achtete nichts und fand alle Poesie lächerlich . . . Sie freute sich sehr, wenn sie jemand, der dumm war, übervortheilt hatte: aber sie that es auf eine drollige Art, mit Witz und mehr aus Uebermuth . . . Bei den gewöhnlichen Männern litt und that sie, was sie schuldig zu sein glaubte; genau, mit Geschicklichkeit und Kunstsinn, aber ganz kalt. Gefiel ihr ein Mann, so schien sie eine ganz neue Person zu werden: sie gerieth dann in eine schöne bacchantische Wuth; wild, ausschweifend und unersättlich vergaß sie beinahe der Kunst und verfiel in eine hinreißende Anbetung der Männlichkeit." — Als ihr Julius, den sie auf ihre Art wirklich liebt, einmal hart begegnet, ersticht sie sich selbst. „Die Folge war, daß Julius ihr Andenken vergötterte. Er verglich ihre hohe Energie mit den nichtswürdigen Intriguen der Dame, die ihn verstrickt hatte, und sein Gefühl mußte laut entscheiden, daß jene sittlicher und weiblicher sei: denn diese Coquette gab nie eine kleine oder große Gunst ohne Nebenabsicht, und doch ward sie von aller Welt geachtet und bewundert. Es ward Grundsatz bei ihm, die gesellschaftlichen Vorurtheile, welche er bisher nur vernachlässigte, nun ausdrücklich zu verachten."

Aus Verzweiflung ergiebt sich Julius dem Witz. „Das Gemeine reizte und unterhielt ihn, weil es närrisch und toll war. Dann und wann überfiel ihn ein Gefühl, er werde plötzlich zu Grunde gehn. Die Gedanken des Selbstmords waren ihm schon in seiner frühsten jugendlichen Schwärmerei so geläufig gewesen, daß sie den Reiz der Neuheit für ihn verloren hatten. Er verachtete die Welt und alles, und war stolz darauf. Diese Krankheit heilte der Anblick einer Frau (Caroline), die einzig war, und die seinen Geist zum erstenmal ganz und in der Mitte traf. Seine bisherigen Leidenschaften spielten nur auf der Ober-

fläche, jetzt ergriff ihn ein neues unbekanntes Gefühl, daß dieser Gegenstand allein der rechte, und dieser Eindruck ewig sei. Der erste Blick schon entschied, beim zweiten wußte er's und sagte sich's, daß es nun gekommen und wirklich da sei, was er so lange dunkel erwartet hatte." Sie gehört einem Andern und er entsagt. Aber „die Vergötterung seiner erhabenen Freundin wurde für seinen Geist ein fester Mittelpunkt und Boden einer neuen Welt; in diesem wirklichen Gut fühlte er den Werth des Lebens."

Wieder vergehn einige Jahre, wieder werden mehrere Verhältnisse geschildert. „Bald aber vergaß er diese und ähnliche Kleinigkeiten, da er eine Künstlerin traf, welche das Schöne gleich ihm leidenschaftlich verehrte . . . Lucinde trieb die Malerei nicht wie ein Gewerbe oder Kunst, sondern blos aus Lust und Liebe . . . Auch sie war von denen, die nicht in der gemeinen Welt leben, sondern in einer eignen selbstgedachten und selbstgebildeten. Auch sie hatte mit kühner Entschlossenheit alle Rücksichten und alle Bande zerrissen. und lebte völlig frei und unabhängig . . . Ihm gestand sie nicht ohne Erschütterung, sie sei schon Mutter gewesen von einem schönen Knaben . . . Von einer Gottheit, dachte er, begehrt man nicht erst das, was man nur als Uebergang und Mittel denkt, sondern man bekennt sogleich mit Offenheit und Zuversicht das Ziel aller Wünsche. So bat auch er sie mit der unschuldigsten Unbefangenheit um alles, was man eine Geliebte bitten kann . . . Sie war nicht wenig überrascht . . . Sie konnte keinen Entschluß fassen und überließ es den Umständen, die es so fügten, wie es gut war. Sie waren nur wenige Tage allein, als sie sich ihm auf ewig ergab . . . Die hinreißende Kraft und Wärme ihrer Umschließung war mehr als mädchenhaft; sie hatte einen Anhauch von Begeisterung und Tiefe, den nur eine Mutter haben kann.

Er lernte das schöne Glück ehren, was er gefunden hatte. Aber weder im Taumel der Nächte noch in der Freude der Tage wollte er es Liebe nennen: so sehr hatte er sich beredet, daß diese gar nicht mehr für ihn sei. — Mehr als zwei Jahre waren vorüber; nun ward Julius erst allmälig inne, wie groß seine Ungeschicklichkeit sei: er hatte die Liebe und das Glück überall gesucht, wo sie nicht zu finden waren, und nun, da er das Höchste besaß, hatte er nicht gewagt, ihm den rechten Namen zu geben. Er erkannte nun, daß die Liebe, die für die weibliche Seele ein untheilbares, durchaus einfaches Gefühl ist, für den Mann nur ein Wechsel, eine Mischung von Leidenschaft, von Freundschaft und von Sinnlichkeit sein kann."

Dieser epische Theil des Romans gab wohl weniger Anstoß als die

Excurse, in die er verwebt war — zu der Form hatte sich Schlegel vielleicht durch Jean Paul verführen lassen — So die „Allegorie über die Frechheit": öffentliche Meinung, Sittlichkeit, Decenz und Bescheidenheit werden mit äußerster Verachtung behandelt, die Frechheit erscheint von großer und edler Bildung. Eine mächtige Stimme entscheidet: „die Zeit ist da, das innere Wesen der Gottheit kann dargestellt werden, alle Mysterien dürfen sich enthüllen und die Furcht soll aufhören." — Einmal verspricht er eine „dithyrambische Phantasie über die schönste Situation": so etwas verstanden Wieland und Heinse besser! Man wird nur ermahnt, während des Genusses über den Genuß zu reflectiren, Julius beschreibt pedantisch die Drapirung der Vorhänge: „Wir umarmten uns mit eben so viel Ausgelassenheit als Religion. Ich bat sehr, Du möchtest Dich doch einmal der Wuth ganz hingeben, und flehte Dich an, unersättlich zu sein! Dennoch lauschte ich mit kühler Besonnenheit u. s. w." — Wenn Julius die kleine zweijährige Wilhelmine beschreibt, wie sie auf dem Rücken liegend mit den Beinchen in die Höhe gesticulirt und nun der Geliebten zuruft: „wirf auch Du sie von Dir, alle die Reste falscher Scham, wie ich oft die fatalen Kleider von Dir riß und in schöner Anarchie umherstreute!" so hätte er sich allenfalls selbst sagen können, daß Kind und Jungfrau zwei verschiedene Dinge sind. — So die Idylle über den Müßiggang:

„O Müßiggang, o Müßiggang! Du bist die Lebenslust der Unschuld und der Begeisterung! Dich athmen die Seligen! — einziges Fragment von Gottähnlichkeit, das uns noch aus dem Paradiese blieb! . . . Warum sind denn die Götter Götter, als weil sie mit Bewußtsein und Absicht nichts thun, weil sie das verstehn und Meister darin sind! . . . Unter allen Himmelsstrichen ist es das Recht des Müßiggangs, was Vornehme und Gemeine unterscheidet, und das eigentliche Princip des Adels. Man sollte das Studium des Müßiggangs nicht so sträflich vernachlässigen, sondern es zur Kunst und Wissenschaft, ja zur Religion bilden!" U. s. w. — —

Nun aber hat Lucinde wieder ein Kind; Julius schreibt ihr: „ich wäre an Kunst und Tugend verzweifelt, hätte ich nicht beide an Dir gesehn, holdselige Madonna! — Ich schrieb Dir: keine Erinnerung könne Dich mir entweihen, Du seist ewig rein wie die heilige Jungfrau von unbefleckter Empfängniß, und nichts fehle Dir zur Madonna als das Kind! — Nun hast Du es." (Daß sie schon früher eins gehabt, hat er vergessen.) — „Es ist mir klar geworden, daß ich Dich vergöttere." — Aber nebenbei kommt er auf einen neuen Gedanken: „über-

haupt schien es vorher bestimmt, daß jede Begebenheit seines Lebens ihn durch ein sonderbares Ende überraschen sollte."

Er ermahnt sie nämlich: „Denke, daß eine neue Ordnung der Dinge für dich beginnt! Bisher hieß ich Deinen Leichtsinn schön, weil er an der Zeit war. Ich fand es weiblich, wenn Du mit dem Glück scherzen und alle Rücksichten zerreißen konntest. Nun ist aber etwas da, worauf Du immer Rücksicht nehmen, worauf Du alles beziehen wirst. Nun mußt Du Dich allmälig zur Oekonomie bilden, versteht sich, im allegorischen Sinn!"

Der Wildfang hat sich die Hörner abgelaufen und wird ein nützlicher Philister.

Die „Lucinde" ist eine frostige Casuistik der Leidenschaft; eine Coquetterie mit frechen Ausdrücken, die eigentlich nichts bedeuten. Sie ist aus blutlosen Figuren zusammengesetzt, die nichts Bestimmtes zu denken, zu empfinden oder zu wollen im Stande sind; aus Gedanken, die nie fertig werden, aus Empfindungen, die so klingen wie Seufzer der verhaltenen Langenweile, aus Velleitäten, die darum ans Schmutzige streifen, weil sie zu nichts führen: und das alles in einem Ton der Selbstanbetung vorgetragen, welcher das heimliche Gefühl hohler Unfruchtbarkeit zu überschreien, sich dithyrambisch zu erhitzen sucht und dann an der Persiflage erholt. Wir verstehen den Sinn des Buchs erst, seitdem wir Fr. Schlegels Jugendlauf kennen.

„Der Pedantismus bat die Phantasie um einen Kuß; sie wies ihn an die Sünde. Frech, ohne Kraft umarmt er die, und sie genaß von einem todten Kind, genannt Lucinde."

„Das Product charakterisirt seinen Mann", schreibt Schiller, „wie alles Darstellende, besser als alles, was er sonst von sich gegeben, nur daß es ihn mehr ins Fratzenhafte malt: es ist der Gipfel moderner Unform und Unnatur, man glaubt ein Gemengsel aus Woldemar, aus Sternbald und einem frechen französischen Roman zu lesen."

„Der Roman", schreibt Caroline 20. Febr. 1799 an Novalis, „ist weit phantastischer, als wir uns eingebildet haben. Rein ist der Eindruck freilich nicht, wenn man einem Verfasser so nahe steht. Ich halte immer seine verschlossene Persönlichkeit mit dieser Unbändigkeit zusammen, und sehe, wie die harte Schale durchbricht. Mir kann ganz bange dabei werden, und wenn ich seine Geliebte wäre, so hätte es nicht gedruckt werden dürfen." „Friedrich", erwidert Novalis, „lebt und webt in der Lucinde; vielleicht giebt es nur wenig individuellere Bücher. Man sieht das Treiben seines Innern, wie das Spiel der chemischen

Kräfte in einer Auflösung im Zuckerglase, deutlich und wunderbar vor sich. Tausend mannigfaltige, helldunkle Vorstellungen strömen herzu, und man verliert sich in einem Schwindel, der aus dem denkenden Menschen einen bloßen Trieb, eine Naturkraft macht, uns in die wollüstige Existenz des Instinkts verwickelt. An romantischen Anklängen fehlt es nicht, indeß ist das Ganze und Einzelne nicht leicht und einfach genug, nicht rein vom Schulstaub. Ich prophezeie mir wenig Gutes von der Aufnahme. Sollte der Roman nicht ein wenig zu früh das Licht der Welt erblicken? In zehn Jahren würde man die Bekenntnisse eines Ungeschickten um des Autors willen vielleicht mit Nachsicht aufnehmen, jetzt ist alles noch unreif. Die Herzensergießungen des Jünglings darf der Mann, aber nicht der Jüngling zeigen. . . ."

„Vergleichungen mit Heinse können nicht ausbleiben. Viele werden sagen: Schlegel treibts arg, nun sollen wir ihm noch das Licht zu seinen Orgien halten! Andre: da seht die Goethesche Erziehungsanstalt! der Schüler über seinen Meister, aus Venedig ist Berlin geworden. Das Postulat: sei cynisch! ist noch nicht gang und gäbe, und selbst sehr innige Frauen dürften die schöne Athenienserin tadeln, daß sie den Markt zur Brautkammer nimmt. . . . In mir regt sich viel dafür und viel dagegen. Ich weiß, daß die Phantasie das Unsittlichste, das geistig Thierischste am liebsten mag; indeß weiß ich auch, wie sehr alle Phantasie wie ein Traum ist, der die Nacht und die Einsamkeit liebt. Der Traum und die Phantasie sind das eigenste Eigenthum, sie sind höchstens für zwei, aber nicht für mehrere Menschen; man darf sich nicht dabei aufhalten, am wenigsten ihn verewigen; nur seine Flüchtigkeit macht die Frechheit seines Daseins gut. Vielleicht gehört der Sinnenrausch zur Liebe, wie der Schlaf zum Leben; der edelste Theil ist es nicht, und der rüstige Mensch wird immer lieber wachen als schlafen. Auch ich kann den Schlaf nicht vermeiden, aber ich freue mich doch des Wachens und wünschte heimlich immer zu wachen."

Als Steffens Mai 1799 von Freiberg aus Berlin besuchte, sah er Fr. Schlegel öfters: „er setzte mich nicht wenig in Verlegenheit durch sein echt Schlegelsches Eindringen, ihm meine unmaßgebliche Meinung über die Lucinde zu sagen! . . . Ein Mensch, der behaupten kann, die Menschen sollten nicht consequent sein! der es Jacobi vorwirft, daß er immer auf einen Punkt zurückkomme, weil er selbst einen solchen Punkt nie hatte!" — „Schlegel", erzählt er später, „hatte in seinem Aeußern etwas Ruhiges, fast Phlegmatisches. Wenn er tief

sinnend in seinem Stuhl saß und einen Gedanken ausspann, pflegte er mit Daumen und Zeigefinger die Stirn zu umfassen, bewegte die beiden Finger langsam gegen einander bis zwischen die Augen, endlich über die Nasenspitze hinaus in einer langen Linie in der Luft. Er sprach dabei langsam und bedächtig und brachte mich manchmal zur Verzweiflung, wenn er ruhig sitzen blieb, während ich lebhaft auf- und niederschreitend seinen Gedankengang unterbrach. Sein Witz war unerschöpflich. Die Natur war ihm fremd, selbst für schöne Gegenden fehlte ihm der Sinn."

Eine seltsame Rolle spielte in diesem Kreis Fichte, der strengste Gegner des Eudämonismus im engen Bund mit den ausgesprochenen Eudämonisten! Aber er mußte eine Partei haben, Fr. Schlegel trat leidenschaftlich für ihn ein gegen Nicolai und gegen die Orthodoxen, seine Freunde verehrten Fichte als ihren Führer, und dieser war weltklug genug, selbst für die „Lucinde" einiges Interesse zu bekennen. Er hatte seine Frau in Jena gelassen, um sich die Berliner Verhältnisse erst anzusehn.

Vorläufig speiste er mit Fr. Schlegel bei Dorothea und drängte auch die Jenenser Freunde, nach Berlin überzusiedeln und gemeinsame Menage zu machen. „Diese Jüdin", schreibt er seiner Frau, „hat mir den Glauben, daß aus ihrer Nation nichts Gutes kommen könne, benommen. Sie hat ungemein viel Geist und Kenntnisse, bei wenig äußerm Glanz und viel Gutherzigkeit. Man gewinnt sie allmälig lieb, aber dann von Herzen. Verheirathet ist sie mit Fr. Schlegel nicht und wird es auch wohl nie werden, aber sie nimmt sich seiner mit einer rührenden Zärtlichkeit an, und ich halte es für das höchste Glück für Schlegel, da er nun einmal dieser Schlegel ist. Er kann mit ihr nirgend getraut werden, wenn sie sich nicht taufen läßt; die Widerlichkeit dieser Sache für eine rechtschaffene Person abgerechnet, hat sie noch eine Mutter und Verwandte, denen sie durch diesen Schritt den Dolch ins Herz stoßen würde."

Das war wohl das Schlimmste an der Lucinde, daß Dorothea durch sie so greulich compromittirt wurde. Daß sie, um Geld zu verdienen, mit Friedrichs Beihilfe den verrufenen Roman „Faublas" übersetzte, besserte die Sache nicht.

„Was Lucinde betrifft!" schreibt Dorothea 8. April an Schleiermacher, „oft wird mir es heiß und wieder kalt ums Herz, daß das Innerste so herausgewendet werden soll — was mir so heimlich war, so heilig, jetzt allen Neugierigen preisgegeben! Umsonst sucht er mich

durch den Gedanken zu stärken, daß Sie noch kühner wären als er. Ach, es ist nicht die Kühnheit, die mich erschreckt. Die Natur feiert auch die Anbetung des Höchsten in offnen Tempeln — aber die Liebe? — Ich denke aber wieder, alle diese Schmerzen werden vergehn mit meinem Leben und das Leben mit; und was vergeht, sollte man nicht so hoch achten, daß man darum ein Werk unterließe, das ewig sein wird."

Schleiermacher an Henriette Herz, 10. April: „Bei meinen Reden kann man sich nur wundern, wie man so etwas der Welt sagen mag; bei der Lucinde vielleicht auch, wie man so etwas seinen Freunden sagen mag, für die es einen viel individuellern Sinn hat als für die Welt".

„Ich habe recht viel Kummer gehabt", schreibt er an seine Schwester, „über die üble Lage, in die sich Fr. Schlegel gegen die Welt gesetzt hat. Der Herz ist es ebenso gegangen, und da haben wir fleißig zusammen geklagt und uns getröstet. Du kannst Dir denken, wie die Welt über dies Verhältniß urtheilt. Sie würden sich beide gesetzmäßig verbunden haben, wenn nicht die Bedingungen, unter denen ihr Mann allein sich dazu verstehn wollte, es unmöglich machten. — Das sind unglückliche Verwicklungen, die aus den Widersprüchen in unsern Gesetzen und Sitten entspringen."

Seinen wiederholten Ermahnungen, sich taufen zu lassen, leistete Dorothea Widerstand.

Wie Fr. Schlegel mit Dorothea Veit, so philosophirte Schleiermacher mit Henriette Herz: „sie hat mich italienisch gelehrt, wir lesen den Shakespeare zusammen, beschäftigen uns mit Physik, dazwischen gehn wir spazieren und reden recht aus dem Innersten des Gemüths über die wichtigsten Dinge". — „Von Seiten unsrer besten Freunde sind uns ein paar unangenehme Tage gekommen. Schlegel und die Veit haben Besorgnisse ausgebrütet, daß wir gegen sie kälter würden; Schlegel bekannte aufrichtig, er wäre eifersüchtig auf die Herz; er sei fast nur auf meinen Verstand und auf meine Phantasie eingeschränkt, und sie habe mein Gemüth. Eigentlich hatten beide einige Besorgniß, daß ich mich über mich selbst täuschte, daß Leidenschaft bei meiner Freundschaft gegen die Herz zu Grunde läge, daß ich das früher oder später entdecken, und daß es mich unglücklich machen werde."

„Schleiermacher", schreibt Schlegel an seine Schwägerin Caroline, „verdirbt durch den Umgang mit der Herz an sich und auch für mich. Die Weiblichkeit dieser Frau ist so gemein, daß sie selbst diesen

fünften Mann am Wagen allein besitzen muß. Mit der feinsten Blüthe ist für mich in der männlichen Freundschaft alles weg, ich bin nun einmal eine in der Freundschaft unersättliche Bestie. Ich werde schwerlich wieder einen Freund finden, der so fein und tief in alle Fugen meines Geistes einklänge und eingriffe. Aber ich sehe keine Rettung für Schleiermacher, sich aus den Schlingen der Antike zu ziehn. Sie machen sich einander eitel, jede kleine noch so lausige Tugendübung rechnen sie sich hoch an, Schleiermachers Geist kriecht ein, er verliert den Sinn für das Große. Kurz, ich möchte rasend werden über die verdammten und winzigen Gemüthereien! — Doch ist ihr Betragen gegen uns in dieser Sache tadellos gewesen."

„Mit Freude", schreibt Schleiermacher, „habe ich bei dieser traurigen Gelegenheit wahrgenommen, wie einig ich mit Henriette über alle Verhältnisse des menschlichen Lebens denke und fühle. Wenn ich je die Herz hätte heirathen können, ich glaube, das hätte eine capitale Ehe werden müssen." — Freilich ist ihre „colossale königliche Figur so sehr das Gegentheil der meinigen, daß darin immer etwas Lächerliches und Abgeschmacktes gelegen hätte."

„Es macht mir oft ein trauriges Vergnügen, zu denken, welche Menschen zusammen gepaßt haben würden, indem oft, wenn man drei oder vier Paare zusammennimmt, recht gute Ehen entstehen könnten, wenn sie tauschen dürften." — Da das aber nicht immer geht, wird die ideale Ehe durch die Hausfreundschaft ersetzt. Der Verkehr mit verheiratheten Frauen ist für den Psychologen viel interessanter, weil sie mehr erfahren haben, weil sie mehr des Beichtigers bedürfen; zudem zeigen sie sich dem Hausfreund, der etwas Neues bringt, immer ausgeschmückt und empfänglich.

Schleiermachers tiefstes Bedürfniß war der Verkehr von Seele zu Seele. Dazu kam aber eine gewisse Neugier; er ließ sich von seinem Freunde v. Brinckmann, einer Art Leuchsenring, immer sehr ausführlich über Damen berichten, von denen viel die Rede war; sein Interesse für die weibliche Empfindungsweise hatte etwas Ueberreiztes. Schlegels Urtheil über Jacobis „Woldemar" würde er gewiß nicht unterschrieben haben, er hatte vielmehr eine große Sympathie für Jacobi, der aber von ihm nichts wissen wollte. Fr. Schlegel forderte ihn wiederholt auf, einen Roman über Freundschaft, Ehe und Liebe zu schreiben.

Schleiermachers glücklichste Erinnerung war die an eine fast dreijährige Hauslehrerstelle in Ostpreußen bei dem Grafen Dohna-Schlobitten: dort hatte sich, aus der Enge kleinbürgerlicher Verhältnisse

hinaus, dem jungen Candidaten ein lichter freier Blick in das reichere Leben der vornehmen Welt geöffnet. Das Vornehme trat ihm in der Form entgegen, die er am besten verstand: eine edle junge Dame, die sein Gemüth würdigte und seinem pädagogischen Bedürfniß einen schönen Spielraum gab, ihn aber in seinen Empfindungen schon durch ihren Stand an ein gewisses Maaß gewöhnte.

„Du fürchtest", schreibt er 23. März 1794 an seine herrnhutische Schwester, „die zarten und innigen Verhältnisse mit Personen des andern Geschlechts. Aber ich gebe mir Rechenschaft über das Kleinste, und über mich zu wachen, ist mein beständiges Geschäft. — Es liegt tief in meiner Natur, daß ich mich immer genauer an Frauen anschließen werde, als an Männer: es ist so vieles in meinem Gemüth, was diese nur selten verstehn. Ich muß also, wenn ich nicht auf wahre Freundschaft verzichten will, auf diesem sonst so gefährlichen Standpunkt stehn bleiben. — Was aber den Schein betrifft, so habe ich darüber meine eignen Grundsätze: ich glaube, daß es meinem Stande gradezu obliegt, ihn zu verachten; das ist ganz eigentlich Pflicht."

Auch in der Lucinde hatte Friedrich seiner Mißstimmung gegen Schleiermacher Luft gemacht, in den Briefen an Antonio, einer Figur, hinter welcher Schleiermacher zu suchen ist. Die Briefe wiederholen nur die Anklagen, welche Friedrich bereits gegen Caroline ausgesprochen hatte.

„Wie ich mit Friedrich stehe", schreibt Schleiermacher in Folge dessen an Henriette Herz 1. Juli 1799, „weiß ich eigentlich nicht; es drückt mich gewaltig. Ich weiß nicht, ob er ein solches heruntergebrachtes Verhältniß leiden kann. Ich kann es nicht und werde mir nächstens das Herz fassen, mit ihm zu reden. — Sein gänzliches Nichtverstehn unsers Verhältnisses geht aus mehreren Stellen der Lucinde klar hervor; aber er versteht auch mein Verhältniß zu ihm nicht und deutet meine ehrerbietige Schonung nicht recht. — Ein großes Wort hat er doch über mich gesagt, ich weiß nicht recht, wie es ihm gekommen ist, aber wahr ist es nach allen Seiten: nämlich ich müsse aus allen Kräften darauf arbeiten, mich immer frisch und lebendig zu erhalten. — Niemand ist dem Verwelken und dem Tode immerfort so nahe als ich. Wahrlich ich bin das allerabhängigste und unselbständigste Wesen auf der Erde; ich zweifle sogar, ob ich ein Individuum bin. Ich strecke alle meine Wurzeln und Blätter aus nach Liebe, und wenn ich sie nicht in vollen Zügen in mich schlürfen kann, bin ich gleich trocken und welk. Das ist meine innerste Natur, es giebt kein Mittel dagegen."

Eine Unterredung, welche die Freunde hatten, führte zu keinem Ausgleich. „Du hast", schreibt Friedrich an Schleiermacher, „mir das Licht, das ich wünschte, auf eine so unfreundliche Weise gegeben, daß ich es lieber nicht wieder verlangen will. Ich kann nun einmal nicht so vorsichtig reden, und wenn nur eine Möglichkeit bleibt, meine Rede in einem gemeinen Sinne zu deuten, so ergreifst Du sie unfehlbar. Die Gefühllosigkeit, mit der Du es thust, erinnert mich an die Art, wie Du überhaupt meine Freundschaft mißhandelt hast, und diese Erinnerung möchte ich nicht gern wieder anregen. Da es aber doch geschehen ist, so ergreife ich die Gelegenheit, Dir das Lebewohl zu sagen, was mir seit Monaten auf den Lippen schwebt. Es wäre gut, wenn Du etwas dabei fühltest, denn es könnte Dich veranlassen, einmal eine Ausnahme von Deiner Exegese zu machen und es allenfalls, wenn Dein Verstand es zuläßt, als Hypothese zu denken, daß Du mich vielleicht von Anfang bis zu Ende durchaus nicht verstanden hättest."

Die Verstimmung steigerte sich, als Fr. Schlegel, der 30. Aug. 1799 nach Jena zurückkehrte, „Ideen" veröffentlichte, in denen er dem souveränen Witz einen breitern Spielraum als je verstattete.

„Daß Du die Ideen nicht sogleich frischweg verstanden hast", schreibt Fr. Schlegel 13. Sept. an Schleiermacher, „nimmt mich nicht Wunder. Es ist schon viel und gut, daß Du sie nicht verstanden hast, und noch besser, daß Dir einiges, was Du schon klar glaubtest, wieder dunkel dadurch geworden ist. Es mag nun das in Dir, im Universum oder in mir sein, so hast Du in jedem Fall gewonnen: wenn anders jene frühzeitige Klarheit das böse Princip in Deinem Geiste ist."

„Es ist mir nichts verhaßter als dies ganze Verstands- und Mißverstands-Wesen und Unwesen. Ich freue mich herzlich, wenn Irgendeiner, den ich liebe oder achte, einigermaßen ahnt, was ich will. Du kannst leicht denken, ob ich in dem Fall bin, diese Freude oft erwarten zu können. Ich nehme es als eine Gabe des Himmels an, wenn die Liebe einem einmal das Verständniß öffnet. Aber eins erwarte ich von jedem Freunde: daß was mit Liebe und Freude in bescheidener Hoffnung dargeboten wird, entweder gar nicht oder in demselben Geist angenommen werde. Geben Dir meine Schriften nur Anlaß, Dich mit einem hohlen Gespenst von Verstehn und Nichtverstehn herumzuschlagen, so lege sie noch bei Seite. Das Gerede darüber kann wenig fruchten, geschweige denn über andere zartere Verhältnisse. Oder glaubst Du, daß zerrissene Blumen durch Dialectik wieder wachsen?"

Um nun sich selbst und seinen Freunden das Verständniß seines

Innern zu erschließen, arbeitete Schleiermacher die „Monologen" aus: „ein lyrischer Extract aus einem permanenten Tagebuch!" — „Es war eine unbezwingliche Sehnsucht, mich auszusprechen, so ganz in's Blaue hinein, ohne Absicht, ohne den mindesten Gedanken einer Wirkung ... Ein Versuch, den philosophischen Standpunkt in's Leben zu übertragen und den Charakter darzustellen, der dieser Philosophie entspricht. Indeß weissage ich mir freilich, daß ich gänzlich werde mißverstanden werden."

Er klagt die falschen Tendenzen der Freundschaft an. „Absondern wollen sie des Freundes Fehler von seinem Wesen, und was in ihnen Fehler wäre, scheint's auch in ihm. Verderben dem, der ein weich Gemüth besitzt, wenn ihm ein Freund sich anhängt! — Es soll die falsche Liebe mich nicht länger, als ich tragen mag, verfolgen: nur eine Aeußerung des innern Wesens, die sie nicht mißverstehn können, kostet's mich; nur einmal sie grade hin auf das geführt, was ich im Gemüth am köstlichsten bewahre, so bin ich ledig der Qual, daß sie mich für den Ihren halten."

„Meine Liebe und Freundschaft waren nie unedlen Ursprungs, immer auf das eigne innerste Sein allein gerichtet. Verschlossen war ich immer jenen gemeinen Gefühlen; nie hat mir Wohlthat Freundschaft abgelockt, nie Schönheit Liebe ... Nicht vergeblich hab' ich mancherlei Gestalten des weiblichen Gemüths gesehen und ihres stillen Lebens schöne Weisen mir bekannt gemacht. Je weiter ich noch selbst von seinen Grenzen stand, desto sorgsamer hab' ich der Ehe heiliges Gebiet erforscht; ich weiß, was Recht dort ist, was nicht, alle Gestalten des Schicklichen hab' ich mir ausgebildet, und welche darunter mir geziemt, weiß ich genau."

„Jegliches Thun soll begleiten der Blick in des Geistes Geheimnisse. Dem sinnlichen Menschen erscheint das innere Handeln nur als ein Schatten der äußern That, und in's Reich der Schatten haben sie die Seele auf ewig gesetzt. Aber klarer als der Olymp, ist, was der dürftige Sinn verbannte in unterirdische Finsterniß, und das Reich der Schatten sei mir schon hier das Urbild der Wirklichkeit."

„Ein einziger freier Entschluß gehört dazu, ein Mensch zu sein: wer den einmal gefaßt, wird's immer bleiben. — Mit stolzer Freude denk' ich noch der Zeit, da ich das Bewußtsein der Menschheit fand, und wußte, daß ich es nun nie mehr verlieren würde. Von Innen kam die hohe Offenbarung, durch keine Tugendlehren und kein System der Weisen hervorgebracht; das lange Suchen krönte ein heller Augenblick."

„Im schönen Genuß der jugendlichen Freiheit hab' ich die That vollbracht, hinwegzuwerfen die falsche Maske, frevelnder Erziehung langes Werk. Ich darf es sagen, daß ich nie seitdem mich ganz verloren."

„Was sie Gewissen nennen, kenn' ich so nicht mehr; es straft mich kein Gefühl, es braucht mich keins zu mahnen. In stiller Ruhe, in wechselloser Einfalt führ' ich ununterbrochen das Bewußtsein der ganzen Menschheit in mir."

Beständige Selbstbetrachtung glaubt Schleiermacher als Heilmittel einer Bildung anrathen zu sollen, die hauptsächlich an Eitelkeit und Müßiggang krankte! Wohl zeigt der Spiegel der Selbstbetrachtung, was für Empfindungen und Velleitäten sich in einer schönen Seele regen, und reicht das Gedächtniß nicht aus, so kann man jedwede in Tagebücher aufzeichnen und am Schluß des Jahrs mit staunendem Entzücken betrachten, was für ein schönes Schauspiel man vor sich selber aufgeführt: aber den Geist, der hinter der Erscheinung steht und ihr ein Gesicht schneidet, den zeigt der Spiegel nicht. Er zeigt nie die echten, charakteristischen, bedeutenden Züge: wenn im Gefühl etwas vorgeht, hat man nicht Zeit, in den Spiegel zu sehn; und wenn man in den Spiegel sieht, macht man ein Gesicht.

„Wie kann man sich selbst kennen lernen?" steht an der Spitze von Goethes „Maximen". — „Durch Betrachten niemals: versuche Deine Pflicht zu thun, und Du weißt gleich, was an Dir ist. — Was aber ist Deine Pflicht? — Die Forderung des Tags." — Und weiter: „erfüllte Pflicht empfindet sich immer noch als Schuld, weil man sich nie genug thut."

Im Vollgefühl Don Juanistischer Kräfte gab die Schule Nicolai den Beinamen der seufzenden Creatur; als aber das Vollgefühl an der Erfahrung stockte, als die Kräfte mit den Velleitäten nicht gleichen Schritt hielten, verwandelte sich der lustige Ritter in einen Büßer und klagte als seufzende Creatur über die Barbarei des Zeitalters.

„Wie tief im Innern ich das Geschlecht verachte, das so schamlos wie nie ein früheres sich brüstet! . . Beuge Dich, o Seele! dem herben Schicksal, in dieser schlechten Zeit das Licht gesehn zu haben. Für Dein inures Thun ist wenig von einer solchen Welt zu hoffen . . . Des Schwarzen jammervolles Schicksal, der aus dem väterlichen Lande fortgerissen zu niederm Dienst in unbekannter Ferne verdammt ist, täglich legt's der Lauf der Welt dem Bessern auf. . . Gleichgültig läßt mich, was die Welt, die jetzige, thut oder leidet; ich bin ihr ein Fremdling, ein prophetischer Bürger einer spätern Welt."

Noch war in Berlin das Geschrei gegen die Lucinde allgemein: „Der Parteigeist", erzählt Schleiermacher, „verblendet die Menschen bis zur Raserei!" Er beschloß, dem Freunde zu Hülfe zu kommen, und veröffentlichte Juni 1800 „Vertraute Briefe über die Lucinde" — „Gedanken", heißt es in der Vorrede, „die denen des Buchs bald gleich laufen, bald sich mehr oder weniger davon entfernen, und tausend Ausdrücke der Achtung und Liebe für das in seiner Art einzige Werk." — „So unbefangen, so ohne Rücksicht auf die Welt sollte Jeder, der einmal in der Opposition ist, sein Leben hinstellen, wie dies ernste, würdige und tugendhafte Buch!" — Es ist Schleiermacher gelungen, Schlegel nicht blos in der Rücksichtslosigkeit des Kampfes gegen die Prüderie, sondern auch an Langeweile zu überbieten.

„Die Briefe", schreibt Dorothea, „sind wenigstens so kühn, wie die Lucinde selbst, und werden mit ihrer Gründlichkeit hoffentlich der Welt den Kopf vollends verrücken!" — Tieck errieth den Verfasser sogleich, der Name sprach sich bald herum, auch daß eine der Briefstellerinnen, Leonore, eine wirkliche Frau, die Gattin eines Predigers war. Der Prediger Schleiermacher liebte diese Frau und suchte sie zur Scheidung von ihrem Mann zu veranlassen: es war eine von den Ehen, die er für unheilig hielt. Leonore selbst schwankte in ihrem Entschluß.

Daß die Sinnlichkeit durch das Maaß einer edlen Natur verklärt und durch das schöne Auge eines Dichters angesehn, ihr volles Recht hat gegen die Nüchternheit und Heuchelei der Pietisten und Puritaner, das durfte dem deutschen Volk nicht erst vorgesagt werden, das hatten ihm Goethes Gedichte bewiesen. In der Vergeistigung der Sinnlichkeit hat Goethe das Höchste geleistet, weil bei ihm die feinste Empfänglichkeit einer urkräftigen Natur mit der zartesten Schamhaftigkeit einer vornehmen Seele sich paarte. Beides muß zusammen kommen, um jene classischen Gebilde hervorzurufen, an denen die späteste Nachwelt sich erfreun wird. Goethe hat in seinen Elegien sehr scharf die Grenze festgestellt, über die das deutsche Gemüth nicht hinausgehn kann: jede weiteren Emancipationsversuche verlaufen in Schmutz oder in Albernheit. —

Seit dem Erscheinen der Lucinde sammelte sich eine geschlossene Partei gegen die Genossen, die vertrauten Briefe über die Lucinde verschärften nur den Gegensatz, sie fügten in den Augen des Publicums einen neuen Frevel der Schule zu dem alten.

6.

Jena, Sitz der Schule.

1799.

Mit der Rückkehr Fr. Schlegels aus Berlin nach Jena, Sept. 1799, tritt die Geschichte der romantischen Schule in eine neue Phase. Ein volles Jahr durch ist Jena jetzt der Brennpunkt für all ihre Bestrebungen. Durch A. W. Schlegel, der 1798 eine Professur erhalten und Schelling wurde sie auf der Universität vertreten. Freilich nicht mit unbedingt glänzendem äußern Erfolg. „Denkt euch mein Erstaunen", schreibt der junge v. Savigny, der um diese Zeit Jena besuchte, „als ich in A. W. Schlegels Aesthetik trat und fünf Zuhörer fand! Indeß soll sich ihre Zahl zuweilen auf zwölf belaufen haben. Sein Vortrag ist höchst ausgearbeitet und druckfertig. Schelling steht mit Gleichgültigkeit und Stolz auf dem Katheder und spricht, als ob er etwas nicht sehr Bedeutendes schnell erzählte." — Caroline hatte ihm den Beinamen „Granit" gegeben. Tieck hielt sich seit Juli in Jena auf; er ließ im October auch seine Frau nachkommen; in demselben Monat fand sich Dorothea Veit, Fr. Schlegels Geliebte, mit einem ihrer Söhne ein. Hardenberg-Novalis erschien im Laufe des Jahres wiederholt in Jena. Carolinens Haus war der Mittelpunkt der Geselligkeit; die meisten hatten auch bei ihr Tisch, sie machte mit Anmuth die Wirthin. Auch der Dichter Gries hielt sich als treuer Anbeter zu ihr. Mit dem geschäftigen Treiben der Freunde war sie nicht immer einverstanden: „ich verstehe das Wenigste von euerm Wesen, es macht mir den Kopf warm!"

Daß Schiller 3. Dec. Jena verließ, war den Verbündeten hoch willkommen; von ihren beiden Helden kam Goethe öfters aus Weimar herüber und empfing sie wohlwollend; Fichte kehrte im December auf ein Vierteljahr nach Jena zurück, um seine Verhältnisse abzuwickeln, und ließ es sich gefallen, wenn ihn die Schule als ihr Haupt verehrte.

In dieser Sturm- und Drangzeit in Jena traten eine Reihe von Dichtungen und Essays ans Licht, die, überaus schwach in der Ge-

staltung, dennoch durch die überraschende Farbe eine nicht geringe Massenwirkung ausübten.

Tieck brachte eine Uebersetzung des Don Quixote mit, die den Spanier nicht leichtsinnig modernisirte, wie die bisher gangbare von Bertuch, sondern seine romantische Farbe getreu wiedergab: eins von den Werken der Romantiker, das die Schule überdauerte. Mit Recht, denn der große Dichter ist erst seitdem in seiner wahren Gestalt in Deutschland populär geworden.

„Die Dichtung des Cervantes", schreibt A. W. Schlegel bei der Anzeige dieser Uebersetzung, „ist ein vollendetes Meisterstück der höhern romantischen Kunst. Indem der Dichter die abgeschmackte Romanwelt der Ritterbücher zerstört, erschafft er auf dem Boden seines Zeitalters und einheimischer Sitten eine neue romantische Sphäre. Der Roman besteht aus Begebenheiten, deren Folge, nach dem bloßen Begriff betrachtet, zufällig ist. Im echten Roman ist entweder alles Episode oder gar nichts, und es kommt blos darauf an, daß die Reihe der Erscheinungen in ihrem gaukelnden Wechsel die Phantasie festhält und nie bis zum Ende die Bezauberung sich auflösen läßt."

Unter dem gemeinsamen Titel „Romantische Dichtungen" — seitdem kam die Bezeichnung „romantische Schule" in Gang — veröffentlichte Tieck Sept. 1799 „Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack", gewissermaßen eine Fortsetzung des „gestiefelten Katers" und den „getreuen Eckart": letzteres eine Reihe von Balladen, dem treuherzigen Ton des Heldenbuchs künstlich und mit verstimmender Absichtlichkeit nachgebildet.

„Zerbino" ist wieder eine Satire gegen Nicolai und die Seinen, anspruchsvoller und weniger lustig als der „gestiefelte Kater"; die Witze sind verhaltene Recensionen. Um das Stück etwas bunter zu machen, werden einige groteske Figuren zugefügt, der Kater als Minister, ein Hund als Schuldirektor, ein langweiliger Zauberer (Schuhu) u. s. w. Sodann als Gegensatz gegen diese nüchterne Albernheit die lyrische Gruppe der Schäfer und Eremiten, die immer von Waldeinsamkeit reden und die Natur dem goldnen Opernsaal vorziehn. Ihr Costüm ist das Geßnersche Roccoco: ohne Puder und Handschuh kann man sich diese Sehnsucht, die sich nach der Sehnsucht sehnt, garnicht denken. — Endlich der Garten der Poesie: „was neidisch sonst der Götter Schluß getrennet, hat Göttin Phantasie allhier vereint, so daß der Klang hier seine Farbe kennet, durch jedes Blatt die süße Stimme scheint, sich

Farbe, Duft, Gesang Geschwister nennet. . . Und so wie Farb' und Blume anders klingen nach seiner Art in eignen Melodien, daß Glanz und Ton zusammendringen, so sieht man auch, wenn die Poeten singen, gar manches Lied im Schimmer fröhlich ziehn: jedwedes fliegt in Farben seiner Weise ein Luftbild in dem goldenen Geleise." — Zuerst fängt der Wald an zu reden, dann die Rosen, Lilien, die Vögel, das Himmelblau, die Harfe, die Flöte, welche u. A. die Bemerkung macht: „unser Geist ist himmelblau, führet dich in blaue Ferne!" Dann redet die Quelle, der Bergstrom, der Sturm, kurz es ist ein pantheistisches Zittern der ganzen Natur, die sich abquält, Sprache und Gestalt zu gewinnen. Als einmal Nestor Nicolai sich wundert, keine Raupen zu sehn, erklärt die Göttin feierlich: „kein Ungeziefer naht dem heil'gen Wohnsitz!" — Diese exclusive Natur für empfindsame Seelen hat uns Goethe in der „geflickten Braut" beschrieben: Prinz Zerbino ist Prinz Oronaro, die Natur ist aus Tapeten zusammengesetzt, der Wald aus Fransen, die Blumen aus Seidenstoff, der Mondschein ist eine rothe Lampe, und die Göttin, die in der Mitte thront, eine ausgestopfte Figur, mit empfindsamen Romanen angefüllt. — Wenn die Natur dem Dichter gefallen soll, muß er illuminiren. „Ein seltsamlich Geflimmer von tausend und tausend wechselnden Farben, durchsichtig sind die Blumen, ihre Geister wiegen sich und hüpfen sichtbarlich in den Kelchen; um alle Blätter brennen Lichter, durch das wankende Gras schweifen Sterne, die Töne entzünden sich, die Musik umarmt brünstig die mit Träumen gaukelnde Natur!"

Tieck führt den Frühling in der Regel in dem Costüm ein, das Goethe im „Schatzgräber" dem Genius gegeben. Einmal erscheint ihm Phantasus in dieser Maske: er besucht den Dichter, mit dem er früher viel gespielt, in seiner Kammer, wo dieser, als Lehrling von Sais in Speculationen vertieft, ihn nicht wieder erkennt. Philosophie und Geschichte haben ihn traurig gemacht: auch „Natur hab' ich ergründen wollen. Wollt' Pflanz, Metall und Stein verstehn, hatt' viel Kunstworte bald erstanden, ich selbst gekommen nur abhanden." Jetzt ergreift ihn wieder die Lust, zu spielen und den Frühling zu sehn; sie vertiefen sich in Waldeinsamkeit. Verschiedene allegorische Figuren zeigen sich: der Schreck und die liebe Albernheit, die sich Mährchen erzählen; der Scherz, ein gewaltiger Zwerg, der die verwegensten Kunststücke vollbringt; endlich die Liebe, mit einem Gefolge von Elfen und ähnlichen Balletmädchen. Es gefällt ihm. „Doch nahm der allergrößte Schreck mir plötzlich Stimm' und Odem weg: was ich für

Grott' und Berg gehalten, für Wald und Flur und Felsgestalten, das war ein einzigs großes Haupt, statt Haar und Bart mit Wald umlaubt, still lächelt er, daß seine Kind' in Spielen glücklich vor ihm sind, er winkt, und ahndungsvolles Brausen wogt her in Waldes heiligem Sausen. Da fiel ich auf die Knie nieder, mir zitterten in Angst die Glieder, ich sprach zum Kleinen nur das Wort: sag' an, was ist das Große dort? Der Kleine sprach: Dich faßt sein Graun, weil du ihn darfst so plötzlich schaun, das ist der Vater, unser Alter, heißt Pan, von Allem der Erhalter." — Dieser Schauder entspringt aus der grotesken Verbindung eines Menschengesichts mit dem bunten Allerlei der Natur. Pan ist der Geist, welcher hinter der Erscheinung steht und ihr ein Gesicht schneidet; es ist aber zugleich der Gott, den die Romantik bekennt.

„Meine Liebe zum Sonderbaren", erzählt Tieck, „gab mir den Jacob Böhme in die Hand, und ich ward geblendet von dem Glanz des innigsten blühendsten Lebens. Der Zauber dieser lebendigsten Poesie beherrschte mich so, daß ich nur von hier aus das Christenthum verstehn wollte." — „Willst mal recht in die Tiefe schauen, den Wein des Lebens schlürfen ein, so recht im Frühling heimisch sein, so hab' ich dir ein Buch erschlossen, von dem Propheten, den sie schelten, dem aufgeschlossen alle Welten, dem großen deutschen Jacob Böhme." — Auch Schelling und Novalis wurden ganz für den Görlitzer Propheten gewonnen.

Tiecks Vorliebe für das Alte war eigentlich nur ein stetiger Protest gegen die spießbürgerliche Moral seiner Berliner Landsleute. „Wir nennen im Zeitalter Shakespeares die größere Gesundheit Barbarei: eine Zeit, wo sich ein reines Gemüth an den glänzenden Bildern der Poesie ergötzte, ohne das schiefziehende Glas schlechtverstandener Sittlichkeit über jedes lustige Gemälde zu halten; wo noch die letzten Spuren des Ritterthums und des Wunderglaubens wie in einer neuen Herbstblüthe dastanden. . . Seitdem haben sie die Philosophie nicht blos vom Himmel auf die Erde gerufen, sondern sie in die Ställe und Keller locken wollen, und nichts wurde so gründlich betrieben, als die Wissenschaft vom Mist."

— „Wenn Dir die neue Zeit nicht gefällt, so gedenk der braven alten Welt; mit Andacht geh zu den Ruinen, die auf den hohen Bergen verwittern, sie schaun Dich an mit wehmüthigen Mienen, erzählen Dir von Thaten und Rittern. Besuche zumal die Waldcapellen, wo sich heilge Geschichten vor Dich stellen, die alte katholische

Religion: das alles magst Du kühnlich preisen, verkündigen in vollen Weisen."

In diesem Sinn dramatisirte Tieck das Volksbuch von der Genoveva. Anregung gab ihm das Drama des Maler Müller mit dem Refrain-Lied „mein Grab sei unter Weiden!" Er las Goethe das Stück in Jena 6. Dec. 1799 vor.

Wie kommt die Sünde in ein reines Gemüth? — Tieck möchte den entscheidenden Act bei Golo zeigen, aber dazu fehlt ihm die Kraft des Wollens, der Begriff der sittlichen Freiheit. Golo ist nichts weiter als der poetisirte Lovell: nur eins kommt dazu, der große Werth, welcher der Einwirkung des Blumendufts und des Mondscheins auf die Seele beigelegt wird; in diesem Traumleben liegt der eigentliche Reiz des Stücks. Auch in Calderons „wunderthätigem Magus" ist mit glühender Sinnlichkeit der Einfluß des Naturzaubers auf die Außenseite der Seele dargestellt, die träumerisch den geheimnißvollen Fäden folgt: aber im entscheidenden Augenblick erwacht die Seele, über deren innersten Kern der Teufel keine Gewalt hat, und beschämt seine Arglist. Die Freiheit, mit welcher die Seele die Schuld auf sich nimmt, giebt dem Sünder zugleich die Kraft, mit einem gewaltigen Sturz in sich zusammenzubrechen. Diese Kraft fehlt Tiecks Sündern durchaus, sie können nur langsam verfaulen, und ob das auf einem Kehrichthaufen geschieht, oder im einsam grünen Thal, ändert in der Sache nichts. Golos Ende gleicht an Unwürdigkeit ganz dem Ende Lovells, gleich diesem klebt er nur am nackten Leben. Zuletzt weinen ihm ein Paar gutmüthige Schäfer in Kotzebues Art eine Thräne der Rührung nach.

„Wie es bei der Geburt der Menschen steht, so steigt der Einfluß des Gestirnes nieder. Drum rächet nicht an mir des Schicksals Schuld, der bösen Sterne Einfluß, die innere Verderbung der Natur!"

Genoveva selbst ist eine wunderliche Heilige. Erst thut sie, als verstehe sie Golo nicht, dann sucht sie zu vertuschen; einmal nach einer höchst leidenschaftlichen Scene, wo freilich im narkotischen Duft der Blumen die Besinnung einschlummert, entfährt ihr das unbedachte Wort: „bei den hocherhabenen Gestirnen! ich kann auf euch nicht so, wie ich wohl möchte, zürnen". — Es lebt in ihr ein dunkles Schuldbewußtsein. Vor ihrer Vermählung erschien ihr im brünstigen Traumgesicht der Heiland und erklärte sie für seine Verlobte: wie die Neuvermählte auf das Schloß ihres Gemahls kommt, leuchtet ihr aus Golos Augen das Antlitz des Heilands entgegen, das sie im Traum gesehn! Diesen Umstand erzählt sie, nachdem Golo bereits seine ersten Versuche gemacht,

der Vertrauten desselben, die „es heiß überläuft", und die nichts Eiligeres zu thun hat, als Golo zu berichten, seine Leidenschaft werde insgeheim erwidert. „Wie tief bist Du, o schwaches Weib, gesunken! wie sind die Worte meiner Zung' entflossen! mein Geist war in der Nacht erschlafft und trunken, die ganze Welt war hinterm Mond verschlossen."

Das Motiv hat so wenig Einfluß auf die weitere Entwickelung, daß dem Dichter etwas Andres vorgeschwebt haben muß. Eine Art Auskunft giebt in einem spätern Roman die Erzählung eines Geistlichen über einen Moment religiöser Inbrunst. „Ich empfand eine solche Ueberfülle von Liebe in meinem drängenden Herzen, daß es fast in sich selbst in Wonne zerbrach. . . Wie eine ungeheure Gewalt ergriff es mich. Ja, sprach ich zu mir selbst, so wie Du hat noch kein Mensch geliebt! Der Geist Gottes ist es, der sich in Dir regt: Du selbst bist der Sohn Gottes! . . Da überfiel mich Zittern und Angst. Den fürchterlichsten Abfall von Gott hatte ich erlebt in demselben Augenblick, da ich mich ihm mit allen meinen Kräften am nächsten fühlte. Ich verstand nun die Gefahr der begeisterten Liebesentzückungen: je heller sich im Menschen der Liebesgeist entzündet, je dunkler brennt auch der Verworfene in ihm!" — Etwas der Art muß Tieck bei der Genoveva vorgeschwebt haben: der Heiland, der ihr erschien, war der Satan. Aber dies Motiv paßte nicht in den Zusammenhang eines Stücks, in welchem das Liebesentzücken als Weg zum Himmel empfohlen werden sollte.

Um diesen schwächlichen Figuren ein heroisches Gegenbild zu geben, schildert Tieck in der „Genoveva" den ganzen Maurenkrieg Karl Martells. Hier zeigt sich aber seine völlige Unfähigkeit, ein breites, geschichtliches Gemälde mit großen Strichen zu entwerfen: wie königlich hebt sich gegen dies Durcheinander von leeren Declamationen und flitterhaftem Theaterprunk Schillers Wallenstein ab!

Im Prolog ermahnt der heilige Bonifacius die Zuschauer: „O laßt den harten Sinn erweichen, daß ihr die Kunde aus der alten Zeit, als noch die Tugend galt, die Religion, der Eifer für das Höchste, gerne duldet!" — und meint damit ein Jahrhundert, welches zwischen der Fredegunde und der Marozia liegt! — Das Christenthum, das sich in der „Genoveva" breit macht, ist eitel Flitterkram, Bilder, Lampen, gemalte Fenster, Gewölbe, Miniaturen; all dieser Tand hat mit der Seele der Handlung nichts zu schaffen, es ist eine gleichgültige Decoration und die heiligen Engelein treten im Balletcostüm auf.

Sympathie für den katholischen Cultus hatte Tieck schon im „Sternbald" ausgesprochen. „Im Protestantismus erzeugt sich statt der Fülle einer göttlichen Religion eine dürre vernünftige Leere, die alle Herzen schmachtend zurückläßt; der ewige Strom voll Bilder und kolossaler Lichtgestalten trocknet aus, und einzeln, zerstückt muß wiedererobert werden, was verloren ist."

„Das Christenthum", schreibt Dorothea 15. November an Schleiermacher, „ist à l'ordre du jour: die Herren sind etwas toll, ich will wetten, sie verstehn sich selbst nicht und einander nicht." „Hardenberg", setzt Fr. Schlegel hinzu, „hat uns christliche Lieder gelesen, das Göttlichste, was er je gemacht. Tieck will nun auch solche Lieder machen und schlägt dazu im Innern Millionen Purzelbäume." — Die beiden hatten sich innig befreundet: „Deine Bekanntschaft", schreibt Hardenberg an Tieck, „hebt ein neues Buch in meinem Leben an. An Dir habe ich vereinigt gefunden, was ich bisher unter meinen Freunden nur vereinzelt fand. Noch hat mich keiner so leise und doch so überall angeregt. Jedes Wort von Dir versteh ich ganz; nirgend stoß ich auch nur von Weitem an."

In einer Zeit, die hauptsächlich auf farbenreiche Geselligkeit ausgeht, ist die Abneigung gegen den Protestantismus wohl zu begreifen.

Der Protestantismus ist ungesellig; er verurtheilt das Weib allen Ernstes zum Schweigen. In der katholischen Kirche ist der Einzelne zwar in seinem Gewissen unfrei, er muß sich erst vom Beichtvater erklären lassen, wie es in seinem Innern aussieht; desto unmittelbarer ist sein Genuß an den Gaben des Gottesdienstes. Das Schauspiel des Cultus zeigt ihm das Leben in poetischer Verklärung: er zieht mit den Processionen, macht sich dienstbar und betheiligt sich dadurch an den Geheimnissen der Religion; er macht in der Beichte die innerste Geschichte seines Lebens zu einem Roman. Für schöne Seelen ist es zwar eine Buße, ihre kleinen Sünden zu bekennen, aber auch ein Bedürfniß und eine Lust. In der protestantischen Kirche spricht einseitig der Prediger nicht zum Individuum, sondern zur Masse: um individuelle Herzensgeschichten kümmert er sich nicht.

Als schönstes Symbol überlieferte die katholische Form des Christenthums den Menschen das Bild des göttlichen Weibes, Jungfrau und Mutter zugleich; Malerei und Dichtkunst hatten gewetteifert, dies Ideal auszubilden. Schon 1797 hatte Wilhelm Schlegel die von Herder übersetzten Marienlieder des Jesuiten Balde gerühmt: „sie sind von einer wunderbaren Süßigkeit: bald begrüßen sie, wie innige Seufzer, die

schöne Madonna mit dem Kinde, beide vom reinsten Odem der Liebe umweht; bald werden sie auf dem Altar der Himmelskönigin, deren Glorie kein Sterblicher ertrüge, als schüchterne Huldigungen niedergelegt. Für die Poesie ist alles Schöne wahr. Wenn die zarten Täuschungen des Herzens in der Liebe heilig sind, wie sollten wir nicht gern einen Dichter, der auf Erden keine Laura fand noch finden durfte, seine anbetende Hingebung an ein über den Wolken schwebendes Bild himmlischer Weiblichkeit nachfühlen wollen?"

In demselben Sinne hatte er gleich darauf die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" gerühmt. „Mit Recht wählte der Verfasser, um für sein inniges Gefühl von der Heiligkeit der Kunst den lebendigsten Ausdruck zu finden, das Costüm eines Einsiedlers. — Wer wird es dem schlichten Religiösen verargen, wenn er das Göttliche aus dem Menschen herausstellt, und das Unbegreifliche der Künstlerbegeisterung mit höhern Eingebungen verwechselt? wir verstehn ihn doch, und können uns seine Sprache leicht in unsre übersetzen. . . Unleugbar steht die Wiederherstellung der Kunst mit der Religion in engem Bunde. An einem Gottesdienst, der zum Untergang der alten Kunst nur zuviel beigetragen hatte, richtete sich die neuere wieder auf; sie empfing nicht nur Beschäftigung von ihm, sondern auch ihre höchsten Gegenstände. Es ist schwer zu sagen, was diese Stelle ausgefüllt haben würde, wenn die Wiederbelebung der Kunst in Zeiten und unter Völker gefallen wäre, wo schon die strengere Vernunft alle sinnlichen Ausschmückungen einer auf das Unsinnliche gerichteten Religion verworfen hatte. Wenn wir, um uns in die Welt des Künstlers zu versetzen, sogar den mythologischen Träumen des Alterthums gern ihr luftiges Dasein gönnen, warum sollten wir nicht, einem Kunstwerk gegenüber, an christlichen Sagen und Gebräuchen einen nähern Antheil nehmen, die sonst unsrer Denkart fremd sind? — In dieser Bedeutung ist das Wort Glauben zu nehmen."

Der gemeinschaftliche Besuch der Dresdener Gallerie im Sommer 1798 hatte bei den romantischen Freunden diesen Cultus allgemein in Schwang gebracht. In dem Gespräch „die Gemälde", dessen gemeinsame Verfasser Wilhelm Schlegel und Caroline waren, heißt es: „Durch die Reformation wurde das erneute Christenthum von seiner ehrwürdigen Vorzeit abgeschieden und eine mythische Welt hinter ihm vernichtet. Wie den ersten Christen die schönsten Werke der griechischen Kunst ein Greuel waren, so verbannten die strengen Reformatoren alle bildlichen Darstellungen aus den Kirchen." — „Sie sind in Gefahr, katholisch zu werden." — „Wie dann und wann heidnisch. Es ist keine Gefahr

dabei, wenn Rafael der Priester ist. Ein schöner Gottesdienst kann nie Aberglaube sein. Für die Kunst ist es ein unschätzbarer Vortheil, einen bestimmten mythischen Kreis zu haben, wo die Gegenstände schon bekannt und von lange her malerisch organisirt sind. . . Will der Künstler auf das Uebermenschliche nicht ganz Verzicht thun, so ist er auf die Alternative reducirt, die Ideale einer ausgestorbenen Götterwelt zu wiederholen, oder den göttlichen und heiligen Personen eines noch bestehenden Glaubens zu huldigen." — „Eines noch bestehenden! aber wie lange?" — „Als schöne freie Dichtung verdient er eine unvergängliche Dauer; als Maler haben Sie Ursache, damit mehr zufrieden zu sein, als mit der griechischen Mythologie. Welch ein anmuthvolles Bild ist z. B. die Magdalena der katholischen Sage! So jugendliche Sünde, so liebliche Reue, und die sich in vielfachen Schattirungen ausdrücken läßt; hier z. B. ein blühendes Mädchen, die sich in eine sanfte Zerknirschung des Herzens hineingeträumt und im Stillen artig dazu bereitet hat. In höherem Stil aufgefaßt, ist sie die eigentlich schöne Seele, die der zufällige Irrthum früher Jugendzeit nicht hat entstellen können. Magdalena ist die Bajadere der christlichen Sage. Doch genug von ihr! man verfällt so leicht in einen frivolen Ton, wenn man von diesen fair Penitents spricht."

Selbst Steffens, dem Caroline gar keinen Sinn für bildende Kunst zugetraut, schreibt ihr Juli 1799 aus Freiberg: „Der Himmel ist mir aufgegangen in der Sixtinischen Madonna! Sie sehn mich noch an, die großen, hellen, blauen Augen, die eine Unendlichkeit abspiegeln. Alles, was ich je gefühlt und geahnt, alle die unbestimmten Bilder, die eingehüllt in trüben Nebel meiner Seele vorschwebten, das ganze bunte Gewimmel meines innern Lebens strahlte mir verherrlicht aus diesen Augen entgegen. Was ich fühlte, nenne ich religiöse Andacht, Anbetung. Freilich soll man eigentlich das Unendliche nicht im Bild anbeten, aber das Bild ist ja nur ein beschleunigtes Verfahren der Phantasie, sich dem fernen Unendlichen zu nähern."

In diesem Zusammenhang müssen auch die geistlichen Lieder betrachtet werden, die Novalis damals dichtete: Es spricht sich in ihnen kein kirchliches Gemeindebewußtsein, es spricht sich nur die Sehnsucht eines seltsam organisirten Gemüths aus, aber die Bilder der Religion verklären sich im Farbenglanz der Dichtung, und wie es den großen Malern des 16. Jahrhunderts gelang, die kirchlichen Ueberlieferungen trotz ihres innern Widerstrebens in das sonnenhelle Reich der Farbe

und Gestalt aufzunehmen, so wird auch hier durch eine seltene dichterische Gabe das Ueberlieferte zu einer individuellen Erscheinung.

„Nach Dir, Maria, heben schon tausend Herzen sich; in diesem Schattenleben verlangten sie nur Dich." — „Oft, wenn ich träumte, sah ich Dich so schön, so herzensinniglich, der kleine Gott auf Deinen Armen wollt' des Gespielen sich erbarmen: Du aber hobst den hehren Blick und gingst in tiefe Wolkenpracht zurück. Was hab' ich Armer Dir gethan? Noch bet' ich Dich voll Sehnsucht an, sind Deine heiligen Kapellen nicht meines Lebens Ruhestellen? Gebenedeite Königin, nimm dieses Herz mit diesem Leben hin!"

Jedes dichterische Gemüth strebt das Ideal nachzubilden; wohl dem, der es wirklich geschaut! „Ich sehe Dich in tausend Bildern, Maria, lieblich ausgedrückt, doch keins von allen kann Dich schildern, wie meine Seele Dich erblickt. Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel seitdem mir wie ein Traum verweht, und ein unnennbar süßer Himmel mir ewig im Gemüthe steht."

Nun aber fand er eine gleichgestimmte Seele in Schleiermachers „Reden über die Religion", die er mit Begeisterung verschlang; er erkannte den treuen Bruder in Herrnhut, der den „Herzschlag der neuen Zeit" mit ihm fühlte. Er theilte Tieck seine Begeisterung mit und entwarf schnell in einem Aufsatz „Europa oder die Christenheit" sein Bild von dem Evangelium der Zukunft.

Lebendiges Christenthum war der alte katholische Glaube, mit seiner Allgegenwart im Leben, seinen Sacramenten, seiner Liebe zur Kunst, seiner Mittheilsamkeit. — In großem Stil hat der Jesuitenorden an der Wiederherstellung der katholischen Kirche gearbeitet, und vieles ist ihm gelungen; aber die Geschichte läßt sich nicht rückwärts schrauben: das alte Papstthum liegt im Grabe, und Rom ist zum zweiten Mal eine Ruine geworden. — Soll der Protestantismus nicht endlich auch aufhören und einer dauerhafteren Kirche Platz machen? Er hat überhaupt sein eigenstes Wesen verkannt, indem er eine Kirche gründete und die Bibel mit ihrem dürftigen Inhalt zum Kanon machte. Umsonst suchten religiös gestimmte Gemüther wie Zinzendorf und Jacob Böhme gegen den Strom zu schwimmen: das Resultat des Protestantismus war der Cult des bloßen Wissens, die Abwendung von der Poesie, welche stets das Dunkel liebt. — „Die andern Welttheile warten auf Europas Versöhnung und Auferstehung, um sich anzuschließen und Mitbürger des Himmelreichs zu werden."

In dieser Stimmung gab Novalis auch den „Hymnen an die

Nacht" den Abschluß. — Ueber dem schönen heidnischen Leben der Griechen, dieser Welt des Lichts, schwebte ein dunkler Schatten, die Idee des Todes, die man nicht enträthseln konnte, weil man nur an das Leben glaubte. „Die Götter verschwanden, einsam und leblos stand die Natur. Ins tiefere Heiligthum zog mit ihren Mächten die Seele der Welt. Nicht mehr war das Licht der Götter Aufenthalt, den Schleier der Nacht warfen sie über sich; die Nacht ward der Offenbarungen mächtiger Schooß."

Nun werden die heiligen Ueberlieferungen in die Farbe der morgenländischen Mährchenwelt getaucht, das Evangelium wird zu einem Gedicht geadelt, die Geschichte vom Stern und den heiligen drei Königen mit eignen Erfindungen vermischt. Ein griechischer Sänger kommt auf seiner Pilgerschaft nach Indien durch Palästina und ergiebt sein ganzes Herz dem Wunderkinde, in welchem der Jüngling mit der gesenkten Fackel aus den Tiefen des menschlichen Gemüthes zu höherer Macht und Herrlichkeit wieder erstanden scheint. Das Räthsel des Todes, das Jener wohl zu verklären, aber nicht zu lösen vermochte, in diesem Wunderkinde wird es offenbar. „Was uns gesenkt in tiefe Traurigkeit, zieht uns mit süßer Sehnsucht nun von hinnen; im Tode wird das ew'ge Leben kund: Du bist der Tod, und machst uns erst gesund!"

„Des Morgenlands ahnende blüthenreiche Weisheit erkannte zuerst der neuen Zeit Beginn." — „Fern im Osten wird es helle, graue Zeiten werden jung; aus der lichten Farbenquelle einen langen, tiefen Trunk!" — — „Ein alter schwerer Wahn von Sünde war fest an unser Herz gebannt; wir irrten in der Nacht wie Blinde, von Reu' und Lust zugleich entbrannt. Das Herz, des Lebens reiche Quelle, ein böses Wesen wohnte drin." — Gegen diesen Wahn ist nun das Kreuz aufgerichtet: „geh zu dem Wunderstamme, gieb stiller Sehnsucht Raum; aus ihm geht eine Flamme und zehrt den schweren Traum."

Sehr willkommen waren den Brüdern Schlegel in den „Hymnen an die Nacht" die Hinweisungen auf das Morgenland.

„Wären uns nur die Schätze des Orients", schreibt Fr. Schlegel (schon 1800 im „Gespräch über die Poesie"), „so zugänglich wie die des Alterthums! Welch neue Quelle von Poesie könnte uns aus Indien fließen! Im Orient müssen wir das höchste Romantische suchen, und wenn wir erst aus der Quelle schöpfen können, so wird uns vielleicht der Anschein von südlicher Glut, der uns jetzt in der spanischen Poesie so reizend ist, wieder nur abendländisch und sparsam erscheinen."

Gleichzeitig A. W. Schlegel: „wo die Beweglichkeit der anschauenden Kräfte mit der Fülle der Empfänglichkeit in schönem Gleich-

gewicht steht, da fügen sich die Sprachen, tönend und geflügelt, den Gesetzen des Wohlklangs wie von selbst. So die arabische und persische, die der Poesie so aromatische Blüthen zum Opfer bringen; so die zarte Sanskrita, zu welcher die Gottheit selbst die Schriftzüge ersann. Je verschlossener und ungestümer die Natur wird, je mehr sich ihr Bild entfärbt oder umnebelt, desto rauher, verworrener und mühseliger wird die Bezeichnung der Gegenstände durch stimmloses Geräusch, wozwischen sich die Empfindung nur kleinlaut und mißfällig vernehmen läßt. Sehr schön hat ein Denker die nordischen Sprachen Töchter der Noth, die südlichen der Freude genannt."

Dieser Protest gegen die Einseitigkeit der abendländischen Bildung führt wiederum auf Herder zurück, der namentlich in der Bückeburger Zeit die Herrlichkeit des Orients, den mythologischen Sinn der Poesie und die Einheit des Dichters und des Priesters prophetisch verkündet hatte. Seit Sept. 1799 arbeitete Fr. Schlegel an dem „Gespräch über Poesie", welches diese Ideen in einer pikanten Form ausführen sollte. Die Epochen der Poesie malt er sich ungefähr wie Herder aus, aber mit der Periode Dantes beginnt die Abweichung: Herder tritt für das Ursprüngliche, Echte und Nationale ein, Fr. Schlegel will, die Kunst solle sich an das Gebildete anschließen, denn ihm ist Bildung das höchste Gut. Daß die Deutschen sich der römischen Bildung entzogen, war in seinen Augen ein Vorwurf; darum stehn ihm die Romanen höher. Mit besonderer Vorliebe betrachtete er die Renaissance, wo der antike Kunstsinn das moderne Leben zu beherrschen strebte, wo das wildeste Heidenthum hart an den christlichen Spiritualismus stieß, und wo der freie Sinn mit beiden Elementen in gleicher Lust spielte; jene Zeit, in welcher Maria und Leda mit gleicher Meisterschaft den Sinnen dargestellt wurden, wo Venus den schiffbrüchigen Kreuzfahrern zu Hülfe kam, und der Donnerer durch den Kuß der heiligen Jungfrau sich beschwichtigen ließ.

Das „Gespräch über die Poesie" gipfelt in der Rede über die Mythologie.

Jedes große Weltgedicht ist mythologisch, d. h. es verkörpert den Glauben, die Religion, die Sitte und Lebensweisheit der Menschheit oder eines Volks in greifbaren Symbolen. Solche Dichter sind für das Alterthum Homer, für das Mittelalter Dante. Die Inspiration ist hier ganz eigentlich aufzufassen; die Poesie ist die mythenbildende Substanz, auch für die Religion; alles wahrhaft Große in der Poesie ist mythisch oder symbolisch.

Nicht jedes Zeitalter ist gleich geeignet für die Ausübung dieser Kunst: am wenigsten scheint es das unsre zu sein, seitdem durch den Protestantismus die überlieferte Mythologie des Christenthums vertilgt, durch die Aufklärung der Sinn für die Mystik erstickt ist. Gleichwohl läßt sich ein Versuch denken, durch immer gesteigerte Bildung etwas wiederzugewinnen, was der alten mythenbildenden Naturkraft ähnelt. Wir sind seit Winkelmann liberal genug gegen alle Religionen, um jeder von ihnen die Mythen und Symbole, die unsre geistigen Bedürfnisse berühren, zu entlehnen und sie in unsre Denkart zu transponiren. Der transscendentale Idealismus sodann und die Naturphilosophie haben durch die Fülle ihrer Ideen und Anschauungen Elemente zusammengebracht, die nur einer künstlerischen Hand bedürfen, um sich zu vielsagenden für die Dichtung verwendbaren Symbolen zu verdichten. Goethe — ein Dichter, welcher nach Ideen dichtet — wird der Begründer einer neuen Poesie werden können, wie es Dante für das Mittelalter war.

„Es wird Zeit, daß wir ernsthaft dazu mitwirken, eine neue Mythologie hervorzubringen. Auf dem ganz entgegengesetzten Wege wird sie zu uns kommen wie die alte, welche überall die erste Blüthe der jugendlichen Phantasie war, sich unmittelbar anschließend und anbildend an das nächste Lebendigste der sinnlichen Welt. Die neue Mythologie muß im Gegentheil aus der tiefsten Tiefe des Geistes herausgebildet werden; es muß das Künstlichste aller Kunstwerke sein."

Auch der früher so verrufene Spinoza muß zu diesem Kunstwerk herangezogen werden. „Er hat ein gleiches Schicksal wie Saturn: die neuen Götter haben den Herrlichen vom hohen Thron der Wissenschaften herabgestürzt, in das heilige Dunkel der Phantasie ist er zurückgewichen; da haust er nun mit den andern Titanen in ehrwürdiger Verbannung. Haltet ihn hier! Im Gesang der Musen verschmelze seine Erinnerung an die alte Herrschaft in eine leise Sehnsucht; er entkleide sich vom kriegerischen Schmuck des Systems, theile dann die Wohnung im Tempel der neuen Poesie mit Homer und Dante, und geselle sich zu den Laren jedes gottbegeisterten Dichters. Ich begreife kaum, wie man ein Dichter sein kann, ohne den Spinoza zu lieben, zu verehren und ganz der Seinige zu werden."

Was thun die wenigen Mystiker, die es noch giebt? — Sie bilden das rohe Chaos der schon vorhandenen Religion. Aber nur einzeln, im Kleinen, durch schwache Versuche. „Thut es im Großen von allen Seiten mit der ganzen Masse, laßt uns alte Religionen aus ihren

Gräbern wecken und die unsterblichen beleben durch die Allmacht der Kunst und Wissenschaft." — „Versuchen wir es nur einmal, die alte Mythologie aus dem Licht der heutigen Naturphilosophie zu betrachten, wie alles in neuem Glanz erscheinen wird! Aber auch die andern Mythologien müssen wieder erweckt werden, um die Entstehung der neuen Mythologie zu beschleunigen."

„Es ist Zeit", heißt es in den gleichzeitigen „Ideen", „den Schleier der Isis zu zerreißen: wer den Anblick der Göttin nicht ertragen kann, fliehe oder verderbe! — Selbst die wenigen eigentlichen Christen, die es noch giebt, werden, wenn die Morgensonne emporsteigt, niederfallen und anbeten!" — —

Die Verjüngung der Dichtkunst durch eine neue Mythologie ist also der Zweck; die Religion, deren Ausdruck die Mythologie sein soll, nur das Mittel. Die Religion wird nur durch das Medium der Phantasie aufgefaßt; daß jede echte Religion aus dem Gewissen hervorgeht, daß jede echte Mythologie eine historische Perspective verlangt, d. h. einen festen Gesichtspunkt des Beschauens, ist völlig in Vergessenheit; im Gegentheil kommt die romantische Mythologie erst dann zur Geltung, wenn man den Gesichtspunkt verschiebt, die Perspectiven durch einander wirrt, kurz, wenn man das geschichtlich Mächtige durch Ironie auflöst.

In Paris erregte damals bei der Jugend, die sich nach der alten Kirche zurücksehnte, Parny mit seinem komischen Gedicht „la guerre des dieux anciens et modernes" große Entrüstung.

A. W. Schlegel theilt diese Stimmung keineswegs; er rechtfertigt vielmehr im letzten Stück des Athenäums die ruchlosesten Stellen des Gedichts, und tadelt den französischen Theophilanthropen nur wegen seiner Befangenheit in einer bestimmten Glaubensform, welche die Liberalität des Witzes beeinträchtige. „Es giebt nicht leicht ein größeres und tragischeres Schauspiel in der Geschichte als die Zerstörung eines Götterdienstes, der die gebildetste Mythologie, die Blüthe schöner Sinnlichkeit darstellt, durch eine erhabene Offenbarung, die auf Hintansetzung alles Irdischen drang. Dieser Streit entschied nichts Geringeres als die Trennung der alten und neuen Welt. Aber da die beiden Principe: Vergötterung der Natur und des Lebens, und vernichtendes Hinausstreben der Freiheit über beides, gleich ursprünglich im Menschen gegründet sind, so erneuert er sich immer noch in unsern Gemüthern, indem wir das Höchste der alten und neuen Bildung zu vereinigen streben."

Ganz vorzüglich eignet sich der Stoff zu einer komischen Behandlung. „Das große Vorrecht des komischen Dichters, die Gesetze der Wirklichkeit aufzuheben und seine scherzende Willkür an ihre Stelle zu setzen, liegt hier schon in der Sache selbst. Indem er die unverträglichen Mythologien mit einander streiten läßt, wird er sie zugleich als reell und als nicht reell, als Geschöpfe der Meinung und als weltbeherrschende Wesen vorstellen, woraus eine umgekehrte Natur, ein lustiges Chaos entstehen muß, in welchem der Witz seine Blitze frei nach allen Seiten kann umherfahren lassen."

„Bei Aristophanes ist es Princip, daß die Götter Spaß verstehn, daß sie auch hierin göttlich, d. h. den Menschen unermeßlich überlegen sind. Von gut gelaunten und liberalen Göttern steht dies auch billig zu hoffen: denn da der Witz eine göttliche Gabe ist, so bietet man ihnen nur, wie in andern Fällen, einen Theil ihrer eignen Wohlthaten zum Opfer, wenn man sich über sie lustig macht. Was haben sich nicht italienische Dichter ungeachtet ihres Katholicismus erlaubt! Ueberhaupt war jene düstre Aengstlichkeit, die Gottheit ja nicht durch irgend ein scherzendes Wort zu beleidigen, im ganzen Mittelalter nicht hergebracht."

„Wodurch wird Aristophanes vor Mißdeutung gesichert? Dadurch, daß er poetische Orgien feiert, daß sein ganzes Werk ein Erguß spielender Lebensfreude war. Das Ganze seines Kunstwerks ist ein einziger großer Scherz, der wieder eine Welt von einzelnen Scherzen in sich enthält, unter denen jeder sich um den andern nicht zu kümmern scheint. Der Dichter versetzt seine Personen in ein ideales Element, aber nicht in eine Welt, wo die Nothwendigkeit, sondern wo die Willkür des erfinderischen Witzes waltet und die Gesetze der Wirklichkeit aufgehoben sind. Er rückt das Wunderbarste und Wunderlichste, das in sich Widersprechende und Unmögliche dem Zuschauer vor die Augen, und seine Wirkung ist um so vollkommener, je lebendiger der Anschein des zwecklosen Spiels ist."

Wenn Schleiermachers „Reden" viel dazu beitrugen, dem witzig geistreichen Geschlecht das Christenthum interessant zu machen, so riefen sie doch auch im eignen Kreise lauten Widerspruch hervor. Fichte wurde es sehr sauer sie zu lesen. Als Tieck und Novalis in laute Begeisterung ausbrachen, „so hat", schreibt Fr. Schlegel, „Schelling dadurch einen neuen Anfall von seinem alten Enthusiasmus für die Irreligion bekommen, worin ich ihn aus allen Kräften bestätigte. Darob hat er ein Epikurisch Glaubensbekenntniß Heinz Widerporstens in Hans Sachs

Goethes Manier entworfen. Unsre Philironie ist sehr dafür, es im Athenäum zu drucken."

Heinz Widerporst sträubt sich gegen die „hohen überirdischen Lehren", zu denen sie ihn mit Gewalt bekehren wollen: „will unter sie hinein wüthen, und mir nicht von den hohen Geistern lassen Verstand und Sinn verkleistern, sondern behaupte zu dieser Frist, daß nur das wirklich und wahrhaft ist, was man kann mit den Händen betasten". „Zwar als sie sprachen davon so trutzig, wurd' ich eine Weile stutzig, wollt' mich wirklich drein ergeben, lassen von gottlos Werk und Leben." Aber mit einem kräftigen Lachen hat er diese Eindrücke wieder abgeschüttelt.

Wenn diese Heiligen sich das Recht anmaßen, auf ihr subjectives Empfinden das Zeugniß ihres Glaubens zu stützen, so muß es auch dem Verfasser freistehn, auf Grund ähnlicher subjectiver Erfahrung die Lehre zu verkündigen, bei der er sich immer wohl befunden: „Seit ich gekommen bin ins Klare, die Materie sei das einzig Wahre, alles Wissens Anfang und End, halte nichts vom Unsichtbaren, halt' mich allein am Offenbaren, was ich kann riechen, schmecken und fühlen, mit allen Sinnen drinnen wühlen".

„Drum, sollts eine Religion noch geben (ob ich gleich kann ohne solche leben), könnte mir von den andern allen nur die katholische gefallen, wie sie war in den alten Zeiten.... Lebten die Laien und die Pfaffen zusammen wie im Land der Schlaraffen. Dazu sie im hohen Himmelshaus selber lebten in Saus und Braus, war ein täglich Hochzeithalten zwischen der Jungfrau und dem Alten; dazu das Weib im Haus regiert, und wie hier unten die Herrschaft führt. Hätte über das alles gelacht, doch mir es wohl zu Nutz gemacht. Allein das Blatt hat sich gewandt: ist eine Schmach, ist eine Schand, wie man jetzund aller Orten ist so gar vernünftig worden, muß mit Sittlichkeit stolziren, schönen Sprüchen paradiren, daß allewege selbst die Jugend wird geschoren mit der Tugend, und auch ein christkathol'scher Christ ebenso wie ein andrer ist. Drum hab ich aller Religion entsagt, keine mir jetzt mehr behagt, geh weder zur Kirche noch Predigt, bin alles Glaubens rein erledigt."

„So will ich es forttreiben, wenn ich auch lebt bis an den jüngsten Tag, den auch wohl keiner erleben mag. Glaub', die Welt ist von jeher gewesen, wird auch nimmer in sich verwesen."

„Wüßt' nicht, wie mir vor der Welt sollt' grausen, da ich sie kenne von innen und außen. Ist gar ein träg und zahmes Thier, muß

sich unter Gesetze schmiegen, ruhig zu meinen Füßen liegen. Steckt zwar ein Riesengeist darinnen, ist aber versteinert mit seinen Sinnen, kann nicht aus dem engen Panzer heraus, obgleich er oft die Flügel regt, sich gewaltig dehnt und bewegt, in todten und lebend'gen Dingen thut nach Bewußtsein mächtig ringen; sucht wohl an allen Ecken und Enden sich ans Licht heraus zu wenden, und sucht durch Drehen und durch Winden die rechte Form und Gestalt zu finden."

Endlich im Menschen kommt der Riesengeist zum Bewußtsein. „Vom eisernen Schlaf, vom langen Traum erwacht, sich selber erkennet kaum, über sich gar sehr verwundert ist, mit großen Augen sich grüßt und mißt; möcht' alsbald wieder mit allen Sinnen in die große Natur zerrinnen, ist aber einmal losgerissen, kann nicht wieder zurückfließen und steht Zeitlebens eng und klein, in der eignen großen Welt allein; fürchtet wohl in bangen Träumen, der Riese könnt sich ermannen und bäumen, und wie der alte Gott Saturn seine Kinder verschlingen im Zorn. Denkt nicht, daß er es selber ist, seiner Abkunft ganz vergißt, thut sich mit Gespenstern plagen; könnt' also zu sich selber sagen: Ich bin der Gott, der sie im Busen hegt, der Geist, der sich in allen bewegt. Vom ersten Ringen dunkler Kräfte bis zum Erguß der ersten Lebenssäfte, zum ersten Strahl von neugebornem Licht, das durch die Nacht wie zweite Schöpfung bricht, und aus den tausend Augen der Welt den Himmel so Tag wie Nacht erhellt, hinauf zu des Gedankens Jugendkraft, wodurch Natur verjüngt sich wieder schafft, ist eine Kraft, ein Pulsschlag nur, ein Leben."

„Deswegen mir nichts ist so sehr verhaßt als so ein fremder fürnehmer Gast, der auf der Welt herumstolzirt, redet von der Religion als einer Frauen, die man nur dürft' durch Schleier schauen, um nicht zu empfinden sinnlich Brunst; macht darum viel Wörter Dunst, die armen Völker groß und klein zu führen in einen Schafstall hinein, wo sie aufhören sich zu necken, hübsch christlich in Eins zusammen blecken." —

Der Sinn dieses Gedichts ist wohl klar: das Absolute oder das Leben kommt zum persönlichen Bewußtsein nur im Menschen. In den Schriften der nächsten Jahre sieht es mitunter zwar so aus, als ob Schelling sich noch ein andres Bewußtsein dächte.

„Wenn wir uns", schreibt er im „System des transscendentalen Idealismus", „die Geschichte als ein Schauspiel denken, in welchem jeder, der daran Theil hat, ganz frei und nach Gutdünken seine Rolle spielt, so läßt sich eine vernünftige Entwicklung dieses verworrenen Spiels nur dadurch denken, daß es ein Geist ist, der in allen dichtet, und daß der

Dichter, dessen bloße Bruchstücke (disjecti membra poetae) die einzelnen Schauspieler sind, den objectiven Erfolg des Ganzen mit dem freien Spiel aller Einzelnen zum voraus so in Harmonie gesetzt hat, daß am Ende wirklich etwas Vernünftiges herauskommen muß." (Leibnitz) „Der Dichter enthüllt sich successiv durch das Spiel unsrer Freiheit, so daß ohne diese Freiheit er auch selbst nicht wäre."

„Wenn das Absolute in der Geschichte jemals vollständig sich offenbarte, so wäre es um die Erscheinung der Freiheit geschehen. Diese vollkommene Offenbarung würde erfolgen, wenn das freie Handeln mit der Vorausbestimmung vollständig zusammen träfe. — Die Geschichte ist eine fortgehende, allmälig sich enthüllende Offenbarung des Absoluten, man kann in ihr nie die einzelne Stelle bezeichnen, wo Gott selbst gleichsam sichtbar ist. Denn Gott ist nie: wäre er, so wären wir nicht; aber er offenbart sich fortwährend. Der Mensch führt durch seine Geschichte einen fortwährenden Beweis vom Dasein Gottes, einen Beweis, der aber nur durch die ganze Geschichte vollendet sein kann."

Freilich bekennt Schelling, daß in der letzten der drei Perioden der Weltgeschichte (Schicksal, Natur, Vorsehung) Gott allerdings sein werde. Aber die Möglichkeit einer solchen Zeit ist nur eine transscendentale: sie kommt immer näher, aber sie tritt ebensowenig in die Wirklichkeit ein wie die Asymptote in die Hyperbel. Gott als bewußte Persönlichkeit ist immer nur im Werden, und das einzige Organ seines Werdens ist der Menschengeist.

Und dieser Schelling sollte als Verfechter der Religion in Fichtes Auftrag den Generalsuperintendenten Herder des Atheismus anklagen!! — Und der „Widerporst" sollte neben Novalis' „Christenheit" ins Athenäum!! — Erst Goethe gelang es 2. Dec. 1799, die vom Dionysos Begeisterten zu überzeugen, daß beides ungedruckt bleiben müsse; hätte man seinem Rath nicht gefolgt, es wäre der Todesstoß für die „Neue Schule" gewesen: erst die Lucinde, dann die Verherrlichung der Jesuiten, endlich der unverblümte Pantheismus.

Die eigentliche Aufgabe der Romantiker wäre gewesen, die Untersuchung über die Geschichte der Poesie da aufzunehmen, wo Herder sie gelassen, und sie wissenschaftlich zu begründen. Auch kam es zu werthvollen Versuchen. Aber sie wollten in jedem Augenblick geistreich und pikant sein und unterbrachen beständig die Untersuchung durch witzige oder prophetische Einfälle. Selten hatte ein Gedanke bei ihnen Folge. Jeder freute sich, wenn ihm etwas einfiel, er freute sich auch an den Einfällen des Andern, und eignete sich davon an, was gerade zu passen

schien. Einer elektrisirte den Andern. Worin sie übereinstimmten, worin sie abwichen, machten sie sich selten klar. Am schlimmsten war, daß sie in Folge ihrer Annahme, nur der Dichter sei der wahre Mensch, sich auf ein Feld wagten, das ihnen die Natur verschlossen hatte: ihre poetischen Versuche richten sich fast ausschließlich darauf, rhetorisch auszusprechen, was man eigentlich von der Poesie zu erwarten habe.

Am verhängnißvollsten wurde das für Fr. Schlegel. Die Licentia oratorica hat gewisse Grenzen, die zu überschreiten nur dem Stab des Dionysos vergönnt schien, die Paradoxie des Fragments führte zum Dithyrambus, und der Dithyrambus suchte sich eine rhythmische Form. Im 22. Jahr schrieb er ein gelehrtes Werk, im 24. machte er sein erstes Gedicht: sein Bruder und Tieck nahmen ihn förmlich in Schule. Aber er stellte sich ein höheres Vorbild.

Ein alter Poet weiht ihn zum Dichter ein, damit, zum Haupt aufschwebe „duftiger Blumen kühlendes Feuer" und ihm die Augen öffne für die Wollust des allgemeinen Liebelebens, für den Abgrund des Todes, wo dunkel heimlich der Liebesquell rieselt. „Du bist göttlicher Art, jugendlich heldengesinnt. Du bist männlich und stark, laß Dich königlich kränzen. Du bist König, mein Sohn! Wenn ich den Leib Dir nicht zeugte, hab' ich den Muth doch entflammt. Schlage denn Du mein Lied, laß den Zauber erklingen! Ich selber kann es nicht mehr. Zwar es schlägt flammend noch immer das Herz, aber von Außen härtet sich eisern die Brust. Schnee umkränzt das Haupt, das gewaltige, es senkt sich leise."

Das soll wohl Goethe sein? und manche von Fr. Schlegels Liedern klingen ungefähr danach: „Laß froh im Kuß uns ew'ge Untreu schwören" u. s. w. Im Ganzen aber erinnern sie mit ihren kühnen Wortcombinationen, ihrem Sinn für Klangwirkung und ihren transscendentalen Versuchen, der Poesie die höchste Aufgabe zu stellen, an die Oden an Laura, das Lied an die Freude, die Künstler, das Reich der Schatten. Und mit Schiller hatte er gebrochen!

Gegen Schiller ist vielmehr unmittelbar das „Lob der Frauen" gerichtet, dessen Inhalt zu fassen die schwergereimte Canzonenform sehr erschwert. Das Verdienst der Frauen scheint hauptsächlich darin zu bestehen, daß sie durch ihre Schönheit die Männer zu göttlichen Gedanken und Thaten veranlassen. „Doch sag ich's, schöne Frauen! kühn und laut: ihr seid die schönsten Blüthen dieser Erde!" Hauptsächlich die mythologischen Frauen, zunächst die Madonna, aber ebenso Isis und die Ephesische Artemis. „Als ich der Brüste Füll' in Marmor schaute,

da ward von Deiner Milch das Herz mir trunken; und ob ich gleich im Mark vor Dir ergraute, so fühlt' ich Kraft auch, nimmer zu erschlaffen, bleib' in Mysterien ewig nun versunken." — So dreifach geweiht, durch Goethe, das Christenthum und den Pantheismus, glaubt Fr. Schlegel nun der Nation als Prophet gegenüber treten zu können: er schreibt Jan. 1800 ein langes Gedicht „an die Deutschen" in Terzinen: ohne allen Witz, ohne allen Scherz und ohne alle Ironie! es klingt wie die Stimme eines Predigers in der Wüste, er wird grob, feierlich und moralisch. Der Pöbel, das „Sündenvolk, das zu sich in den Koth das Heilige niederreißt", lauscht bange und gedemüthigt auf das Wort, das ihn aus diesem Labyrinth führen soll. Es soll die Dichterjünglinge ehren und Naturphilosophie studiren, dann wird auch die Kirche wieder sichtbar sich erheben. „In Thaten hat uns Gottes Will' umschränkt, die Kraft der Kunst gewährt er sonder Bitte": d. h. die Deutschen sind nicht zum handelnden, sondern zum ästhetischen Leben berufen.

Darin kommt auch Schelling mit ihm überein; da die Zeit, wo Gott sein wird, noch fern liegt, muß vorerst die Kunst das Absolute zeigen. Die Kunst, heißt es im „System des transscendentalen Idealismus", ist dem Philosophen das Höchste, weil sie ihm das Allerheiligste öffnet, wo in ewiger und ursprünglicher Vereinigung gleichsam in einer Flamme brennt, was in Natur und Geschichte gesondert ist, und was im Leben und Handeln ebenso wie im Denken sich flieht. Sie ist die einzige und ewige Offenbarung, die es giebt.

In einem wahrhaften Gedicht, schreibt Novalis, muß alles natürlich und doch wunderbar sein, als habe man bisher in der Welt nur geschlummert, und gehe einem nun erst der rechte Sinn auf. Alles Poetische muß mährchenhaft sein, alles muß wunderbar und geheimnißvoll zusammenhängen; die ganze Natur muß seltsam mit der Geisterwelt gemischt sein. Hier tritt die Zeit vor der Welt ein. Die Dichter wissen noch garnicht recht, welche Kräfte ihnen unterthan sind, welche Welten ihnen gehorchen müssen.

Novalis hatte sich erst ganz an „Wilhelm Meister" gebildet; allmälig aber hatte er sich ihm entfremdet. „So viel ich aus ihm gelernt habe und noch lerne, so odiös ist mir doch im Grund das ganze Buch; es ist mir unbegreiflich, wie ich so lange habe blind sein können. Ich habe eine Recension im Kopf, die freilich das völlige Gegenstück zu Fr. Schlegels sein würde."

„Meisters Lehrjahre sind durchaus prosaisch und modern. Das

Romantische geht darin zu Grunde. Das Buch handelt blos von gewöhnlichen Dingen; das Wunderbare wird ausdrücklich als Schwärmerei behandelt. Es ist eigentlich ein Candide, gegen die Poesie gerichtet, so poetisch auch die Darstellung ist. Die ökonomische Natur ist endlich die wahre übrig bleibende." — Wahrscheinlich hatte ihn „Franz Sternbald" umgestimmt. „Eine gewisse Alterthümlichkeit des Stils, eine leise Hindeutung auf Allegorie, eine gewisse Seltsamkeit und Andacht": das dachte er sich als Eigenheiten des echten Romans.

Mit Anlehnung an die Kunstform des „Meister" beschloß nun Novalis, einen echt poetischen Roman zu versuchen. Den Stoff gab ihm ein altes Buch über den Sängerkrieg mit Abbildungen, das ihm in der Bibliothek des Major v. Funck aufstieß, der mit dem jenaischen Kreis vielfach in Berührung gekommen war und selber eine Biographie Kaiser Friedrich II. geschrieben hatte.

„Mein Roman", schreibt Novalis 23. Febr. 1800 an Tieck, „ist in vollem Gange; der ganze Plan ruht ausgeführt in meinem Kopf. Es ist die erste Frucht der bei mir wieder erwachten Poesie, um deren Entstehung Deine Bekanntschaft das größte Verdienst hat." Die Philosophie ruht im Bücherschrank. „Der Kopf wimmelt mir von Ideen zu Romanen und Lustspielen. — Jacob Böhme lese ich jetzt im Zusammenhang. Man sieht durchaus in ihm den gewaltigen Frühling mit seinen quellenden, treibenden, bildenden und mischenden Kräften, die von Innen heraus die Welt gebären; ein echtes Chaos voll dunkler Begier und wunderbarem Leben."

März 1800 wurde der erste Band des „Heinrich von Ofterdingen" fertig. Der Dichter will die absolute Freiheit des Romans, d. h. der intimsten Herzensbekenntnisse, mit der absoluten Kunstform der transscendentalen Poesie vermählen.

Der Roman schildert die Lehrjahre eines werdenden Dichters, wie sich Novalis selbst vorkam. In stiller Häuslichkeit ist Heinrich in Eisenach aufgewachsen, ohne von seinem eigentlichen Beruf etwas zu ahnen. Ein Fremder (aus dem W. Meister) hat die Sehnsucht nach dem Unbekannten in ihm erweckt, er hat ihm von einer geheimnißvollen blauen Blume erzählt, die auch in Heinrichs ziemlich wollüstigen Träumen auftaucht. Die Sehnsucht macht ihn halb krank; um sich zu zerstreuen, macht er auf den Wunsch seiner Eltern, in Gesellschaft von Kaufleuten, eine Reise nach Augsburg, der Geburtsstadt seiner Mutter. In dieser Reise soll ihm nun die gegenständliche Welt aufgehn.

Statt ihn nun aber von ihrem eignen Gewerbe zu unterhalten,

machen ihn die Kaufleute — die immer im Chor sprechen — auf seine poetische Anlage aufmerksam. „Ihr sprecht so geläufig von den Erscheinungen eures Gemüths, und es fehlt euch nicht an gewählten Ausdrücken und passenden Vergleichungen." Ganz wie Meister sprechen sie sich über die Bedeutung der Dichtkunst aus. „Der Dichter erfüllt das innere Heiligthum des Gemüths mit neuen, wunderbaren Gedanken und giebt uns durch Worte eine unbekannte herrliche Welt zu vernehmen." Die Dichter haben in frühern Zeiten die Natur wirklich beherrscht, jetzt können sie dieselbe nur noch deuten.

Die Kaufleute erzählen die Legende vom Arion, die auch von A. W. Schlegel und Tieck dichterisch behandelt war, und von einem Königreich Atlantis, in welchem ein junger Sänger, Sohn und Zögling eines Naturforschers, die Königstochter zur Braut errang. Sie geben Heinrich keine Anschauungen, sondern Gedanken und Stimmungen: „Der Geist der Dichtkunst", heißt es später, „ist Euer freundlicher Begleiter, Eure Gefährten sind unvermerkt seine Stimmen geworden;" d. h., Heinrich, statt die Augen aufzumachen für die Wirklichkeit wie Wilhelm Meister, bleibt immer in sich gekehrt.

Auf einem fränkischen Ritterschloß, wo die Reisenden einkehren, trifft Heinrich ein Gelage von Kreuzfahrern und eine gefangene Morgenländerin und bildet sich nun auch für diese Gegenstände Ansichten und Stimmungen aus; das Lied des morgenländischen Mädchens ist ein Nachklang von Mignon. Ein Bergmann hatte Wilhelm Meister auf die Anfänge der dramatischen Kunst gebracht, ein Bergmann führt Heinrich in die Geheimnisse der Naturphilosophie ein. Hier wäre nun der Schüler von Saïs am Platz gewesen, aber die Untersuchung der Versteinerungen führt sehr bald in die Höhle eines alten geheimnißvollen Einsiedlers, eines Grafen von Hohenzollern, der sein Leben der geschichtlichen Betrachtung widmet. Dort sieht Heinrich in einem alten Buch die allgemeinen Zustände und Grundformen des menschlichen Lebens abgebildet: Kämpfe, Leichenbegängnisse, Hochzeiten, Schiffbrüche, Hütten und Paläste, Könige, Helden, Priester, alte und junge Leute, auch seine eigene Figur und die seiner Freunde tritt ihm zu seinem freudigen Schreck entgegen, nur in einer fremden Tracht, als hätten sie in früheren Zeiten einmal gelebt. In dieser Selbstbespiegelung scheint Heinrich die Natur des Dichters aufgegangen.

„Der Dichter ist der Gegensatz des handelnden Menschen; seine Welt ist sein Gemüth, seine Thätigkeit die Betrachtung, sein Leben ein leises Bilden der innern Kräfte. Große und vielfache Begebenheiten

würden ihn stören, ein einfaches Leben ist sein Loos, und nur aus Erzählungen und Schriften muß er mit dem reichen Inhalt und den zahllosen Erscheinungen der Welt bekannt werden. Sein empfindlicher Sinn wird schon genug von rohen unbedeutenden Erscheinungen beschäftigt, die ihm jene große Welt verjüngt darstellen, und er wird keinen Schritt thun, ohne die überraschendsten Entdeckungen in sich selbst über das Wesen und die Bedeutung derselben zu machen."

In Augsburg angekommen gehn ihm die Freuden der Geselligkeit auf, er begeht das erste „Fest des Lebens". Der große Dichter Klingsohr, bei dem Novalis wohl Goethe vorschwebt — auch seine schelmische Art erinnert an diesen — nimmt ihn in die Lehre: „Das Land der Poesie, das romantische Morgenland hat euch mit seiner süßen Wehmuth begrüßt, der Krieg hat euch in seiner wilden Herrlichkeit angeredet, und die Natur und die Geschichte sind euch unter der Gestalt eines Bergmanns und eines Einsiedlers begegnet." Er hat nun noch die Kunst der Kunst zu erlernen. In Klingsohrs Tochter, Mathilde, scheint ihm die blaue Blume schon entgegen zu treten, schon glaubt er die Sehnsucht seines Lebens erfüllt; aber der echte Dichter muß auch den Schmerz kennen lernen. Heinrich muß, wie Novalis, in die Geheimnisse des Todes, in die süßen Schauer der Unterwelt eingeweiht werden: in einem prophetischen Traum sieht er die Wellen eines Stromes über Mathilde zusammenschlagen.

Hiemit schließt der erste Theil des Romans. Den Uebergang zum folgenden Theil bildet ein Mährchen, welches Klingsohr erzählt, vom Sieg der Fabel oder der Poesie und des Eros über das anmaßende Zeitalter der Aufklärung. Es sieht so aus, als wollte Novalis nach Fr. Schlegels Vorschrift eine neue Mythologie erfinden; als sollte der Roman mit seinen künstlerisch zusammengefügten Bekenntnissen zugleich ein transcendentales Gedicht sein. An Arabesken und Farben fehlt es darin nicht, das Ganze sieht etwas heidnisch oder arabisch aus, von den christlichen Symbolen, dem Kreuz oder der Madonna, zeigt sich keine Spur, der Ton ist hochsinnlich, fast bis zum Ueberschwenglichen. Zeit und Raum, Licht und Erfahrung werden ausgelöscht. Das Mährchen soll das Leben des Dichters über sich selbst herausheben. Die Personen des Romans scheinen sich in der intelligiblen Welt in die Personen des Mährchens verwandeln zu sollen. Dem Dichter schweben die Ahnungs- und Erinnerungsmotive aus dem „Wilhelm Meister" vor: die verlorene Bildergalerie, die sich im Schloß des Oheims wiederfindet, und Vergangenheit und Gegenwart mystisch verknüpft.

Der zweite Theil des Romans, der nur als Fragment vorliegt, entfernt sich fast ganz von der Erdenwelt. — Wie der prophetische Traum es Heinrich verkündet, ist die Geliebte in einem reißenden Strom ertrunken. In tiefer Trauer — wie Novalis nach Sophiens Tod — wandelt er trostlos als Pilger umher und denkt zu sterben. Da hat er ein Gesicht: die Madonna erscheint ihm, aber in lustiger Form, wie sie Correggio gemalt; und in Cyane — wie Novalis in Julie Charpentier — taucht ihm eine neue Liebe auf. Ist es die wiedergeborne Mathilde, wie er sich selbst als Traum einer vergangenen Existenz vorkommt? Würde vielleicht Klingsohr, die Staffel seiner Bildungsmotive fortsetzend, erklären: in Cyane ist euch die Religion von den ewigen Höhen herabgestigen? Wenigstens an eigentliche Seelenwanderung ist wohl nicht zu denken: diese wäre doch nur die Ablösung der einen Unruhe durch eine andere, in der einen wie in der andern wäre das Gemüth dem harten Licht der Sonne ausgesetzt. In dem Jenseits, von dem Novalis träumt, soll dies strenge Licht erlöschen, die Seele soll warm gebettet werden in den weichen Armen der Nacht. Das wahre Jenseits liegt in dem zeitlosen intelligibeln Reich, welches Astralis schildert, der Geist, welcher als Prolog den zweiten Theil einleitet: „Wo das große Weltgemüth überall sich regt und blüht! Die Welt wird Traum, der Traum wird Welt, und was man glaubt, es sei geschehn, kann man von weitem erst kommen sehn."

Heinrich hört in einem Kloster, das von Todten bewohnt zu sein scheint, ein mystisches Lied. „Klagen sind nicht mehr zu hören .. Tief gerührt von heil'ger Güte und versenkt in sel'ges Schauen, steht der Himmel im Gemüthe, wolkenloses Blau; . . . Leiser Wünsche süßes Plaudern hören wir allein, und schauen immerdar in sel'ge Augen, .. So in Lieb' und hoher Wollust sind wir immerdar versunken, seit der wilde trübe Funken jener Welt erlosch; seit der Hügel sich geschlossen und der Scheiterhaufen sprühte, und dem schaudernden Gemüthe nun das Erdgesicht zerfloß . . . Eine göttlich tiefe Trauer wohnt in unser aller Herzen . . .

Könnten doch die Menschen wissen, unsre künftigen Genossen, daß bei allen ihren Freuden wir geschäftig sind; jauchzend würden sie verscheiden, gern das bleiche Dasein missen . . . Helft uns nur den Erdgeist binden, lernt den Sinn des Todes fassen und das Wort des Lebens finden! . . . Himmelsrosen auf den Wangen, schwebt ins bunte Fabelreich! . . . Deine Macht muß bald verschwinden, dein erborgtes Licht verblassen — Erdgeist, Deine Zeit ist um!" — —

Offenbar sind diese Sänger keine Gespenster; es sind ahnungsvolle Boten aus der intelligibeln Welt, wie sie Novalis vielleicht vorschwebten, als er vorhatte durch den Willen sich selbst zu tödten, um in die Arme seiner Sophie zu sinken. Den Leitton für seine Anschauung hatte ihm Schillers Reich der Schatten gegeben, dessen Strophen — nur ganz anders gefärbt — man der Reihe nach in diesem mystischen Liede wieder begegnet. Schillers energische, wie aus dem lichten Aether der Freiheit hernieder rauschende Gedanken lassen sich mit einiger Mühe in einfacher Prosa wiedergeben, ein solcher Versuch würde bei Novalis, dessen innerste Natur mystisch war, vergeblich sein.

Später hat Goethe noch einmal auf dieses zeitlose Wunderland gedeutet, wo die Mütter hausen, die Matrices rerum, und die reinen Formen alles Lebens aufbewahren. Novalis hatte sich in dieser nicht zu betretenden Stätte gleichsam sein kleines Wohnhaus aufgeschlagen: nicht durch das Jenseits, sondern durch das Diesseits werden wir überrascht, wenn es uns einmal faßbar bei ihm entgegen tritt. Das ganze Dasein, erzählt Steffens, „löste sich bei ihm in eine tiefe Mythe auf. Gestalten waren ihm beweglich wie die Worte, und die sinnliche Wirklichkeit blickte aus der mythischen Welt, in welcher er lebte, bald dunkler bald klarer hervor. Die Mystiker im gewöhnlichen Sinne suchen hinter der Sinnlichkeit, von welcher sie sich gefangen fühlen, ein tieferes Geheimniß: ihm war diese geheime Stätte die ursprüngliche klare Heimath; von dieser aus blickte er in die sinnliche Welt und ihre Verhältnisse hinein. Die wunderbare Anmuth seiner Sprache war nichts Erlerntes, sondern ihm das natürlichste. Seine tiefsten, ja schärfsten Gedanken konnten ihre Verwandschaft mit dem Märchen ebenso wenig verläugnen, wie das bunteste, scheinbar willkürlichste Märchen seine wenn auch verborgene speculative Absicht."

In der Fortsetzung des Ofterdingen, die Tieck theils aus der Erinnerung theils aus Novalis' hinterlassenen Papieren aufgezeichnet hat, tritt Heinrich, nachdem er mit den Todten gelebt, in die große Welt ein, kommt nach Italien, Hellas, Jerusalem, Persien; in Deutschland wird er durch Klingsohr dem Kaiser Friedrich II. vorgestellt. Zum Schluß der Sängerkrieg auf der Wartburg: „in bacchischer Trunkenheit wetten die Dichter um den Tod." Was darauf folgt, die Opfer und Verwandlungen, entzieht sich jeder Analyse; endlich wird Heinrich in der intelligiblen Welt zum König des Wunderlandes Atlantis erhoben.

Die Schönheit des Romans liegt nicht in der Erfindung, die, so weit sie sich ausdehnt, im Grunde ziemlich einförmig ist, sondern in

diesem mächtigen Zauber des Wohllauts, der von Innen hervorbricht und noch heute die Herzen bezwingt.

Eine immer sich steigernde Krankheit hatte Novalis gezwungen, seine bevorstehende Hochzeit aufzuschieben. Der plötzliche Schreck über den Tod eines jüngeren, vierzehnjährigen Bruders, welcher durch Unvorsichtigkeit ertrank, zog ihm einen Blutsturz zu, der sein Uebel unheilbar machte.

„Er wollte sich endlich für das Leben entscheiden," schreibt Caroline, „und durch die Liebe eines sehr liebevollen Wesens, wie seine jetzige Braut ist, wieder daran knüpfen; aber es scheint nicht zu gelingen." — 25. März 1801 starb er, noch nicht 29 Jahr alt; in den letzten Tagen hatte er hauptsächlich in Herrnhutischen Schriften gelesen. Drei seiner Schwestern starben bald darauf, seine Braut war schwer krank. Seine hinterlassenen Papiere übergab sein Bruder zur Veröffentlichung an Tieck und Fr. Schlegel. Verklärt durch den frühen Tod, wurde Novalis das Idol, zu dem die Freunde emporblickten: die mystische blaue Blume, die sein Osterdingen im Traum geschaut, gilt noch heute als Symbol der Romantik.

Die Berliner, welche vor zwanzig Jahren so eifrige Jesuitenriecher gewesen waren, sahen in dem ästhetisch-religiösen Cultus der Romantiker anfangs mehr Spielereien eines verdrehten Witzes; hätten sie ahnen können, daß in der „neuen Schule" zukünftige Convertiten, Magnetiseurs und Geisterbanner sich versteckten, so würden sie viel frischer zugegriffen haben. Aber diese Tendenzen traten anfangs nur verhüllt hervor; zwar wurde mitunter die Jungfrau Maria angesungen, die katholische Kirche als etwas Geistreiches und Witziges gerühmt, aber dazwischen tauchten so heterogene Elemente auf: Emancipation der Weiber, freie Liebe, Spinozismus und Ironie, daß man unmöglich an eine Jesuitenverschwörung glauben konnte. Es handelte sich eben nur darum, die Confusion dieser „Querköpfe", welche der Aufklärung gefährlich werden konnten, zu entlarven. Nebenbei setzte die Schule in der Meinung der Berliner auch die Xenien fort: dieselbe Ueberhebung, derselbe Hohn gegen alle würdigen Männer! Nichts ließen sie gelten als ihre eigene Coterie; sie räucherten sich gegenseitig an und ihre Poesie war nichts als eine Reihe von Lobgedichten auf die Cameraden, Großsprecherei und Cultus der Persönlichkeiten. — Diese Vorwürfe waren keineswegs unbegründet.

Schon Juli 1799 brachte das Athenäum unter der Rubrik „litterarischer Reichsanzeiger" einen polemischen Artikel, dem weitere folgen sollten. Was früher als Zier des goldenen Zeitalters galt, wurde hier in das Spittel für Invaliden geworfen, und wenn auf den Rath Goethes die Wiederholung dieses Artikels unterblieb, so wurde in den Notizen der Zeitschrift in nicht minder unglimpflicher Weise die Fehde fortgesetzt. Caroline und Dorothea bemühten sich umsonst, die Brüder in der Schärfe der Kritik zu mäßigen: „Es thut mir leid, schreibt Dorothea 18. Oct. 1799 an Schleiermacher, daß Ihr Euren Witz an die Wichte verschwenden müßt! Ihr revolutionären Menschen müßtet erst mit Gut und Blut fechten, dann könntet Ihr schreiben, um Euch auszuruhen!"

Die Gegner nun rächten die Schriftsteller an den Menschen, sie traten gegen die Lucinde für die Sittlichkeit ein: daß Kotzebue sich als sittlicher Wortführer gebärdete, war possirlich genug. Daneben Nicolai, Pastor Jenisch in Berlin, Falk, Merkel, es ist unglaublich, was für Schmutz in diesen Streitschriften aufgerührt wurde. Nun trat auch die Litteraturzeitung in diesen Kampf ein: sie pries gegnerische Schriften, sie brachte endlich aus Hubers Feder eine fulminante Anklage gegen die ganze Richtung der Schule. Darüber Bruch Carolinens mit Therese Huber, A. W. Schlegels mit der Litteraturzeitung.

Die Herausgeber der Litteraturzeitung, Schütz und Hufeland, standen auf altkantischem Boden; sie lehnten eine begeisterte Anzeige der Schellingschen Schriften von Steffens ab; dafür fuhr Schelling, der in der Grobheit maßloser wurde als alle andern, mit den ärgsten Invectiven über sie her. „Du sollst erleben", schreibt Fichte an seine Frau, „wie sich alles in die Haare gerathen wird! Auch dazu war ich gut, diese entgegengesetzten Menschen aus einander zu halten." — Das schrieb Fichte April 1800 bei seiner definitiven Uebersiedelung nach Berlin. Eben erschienen gleichzeitig Fichtes „Bestimmung des Menschen", Schellings „System des transcendentalen Idealismus" und Fr. Schlegels „Gespräch über Poesie". Gleichzeitig erließ Herder in der „Kalligone" eine neue Kriegserklärung: er schlug vor, die transcendentalen Idealisten sämmtlich in eine Stadt zu thun, wo sie, abgesondert von allen gebornen Menschen, bis Gott sein werde, sich einen idealistischen Aristophanischen Vogelstaat schaffen könnten. Dafür wurde Herder im „Athenäum" Bernhardi zum Abschlachten ausgeliefert, wie Schleiermacher den Kant verarbeitet hatte; mit diesen beiden Größen war nun vollständig gebrochen.

Da das Athenäum im Absterben war, plante man eine neue großartige Litteraturzeitung, die der alten den Garaus machen sollte. Fichte, den man als den gebornen Führer ansah, forderte, um dem größern Publikum nicht von vornherein vor den Kopf zu stoßen, 8. Febr. 1800 den unverdächtigen Reinhold auf, an die Spitze zu treten. „Ich kann Ihnen nicht bergen, daß die Schlegel wegen einer unseligen Verwicklung Antheil an diesem Plan haben, kann aber versprechen, daß dieser Antheil sehr subaltern werden soll... Der ältere Schlegel ist mir wie Jedem wegen seiner arroganten Seichtigkeit verhaßt, und ich werde ihn mir vom Leibe zu halten wissen, der jüngere aber — so paradox Ihnen das lauten möge — ist ein im innern Grund braver, unermüdet dem Besten nachstrebender Mensch, der auch Zucht annimmt, und aus welchem sich noch etwas machen ließe." — So wenig kannten die Leute einander! — In dieser Zweizüngigkeit gingen die Verhandlungen fast ein Jahrlang weiter und scheiterten endlich an den Rissen innerhalb der eignen Partei.

Im Schlußheft des Athenäums, Sept. 1800, das zugleich die Absage gegen Herder enthielt, thaten sich die Verbündeten noch eine rechte Güte. Da waren Fr. Schlegels Terzinen „an die Deutschen"; ein Sonett über das „Athenäum" selbst: „Der Bildung Strahlen all in Eins zu fassen, bestrebten wir uns treu im freien Bunde!", ein Sonett auf Schleiermachers Reden, auf den Zerbino, die Weltseele, die Genoveva, die Lucinde. „Dich", schreibt Wilhelm an Friedrich, „führt zur Dichtung Andacht brünstger Liebe, Du willst zum Tempel Dir das Leben bilden, wo Götterrecht der Freiheit lös' und binde! Und daß ohn' Opfer der Altar nicht bliebe, entführtest Du den himmlischen Gefilden die hohe Gluth der leuchtenden Lucinde!" Friedrich selbst erklärt, er habe „aus jugendlicher Unbesonnenheit in der Lucinde die Natur der Liebe zur ewigen Hieroglyphe dargestellt!" Es war ein Ton der Camaraderie, wie ihn Deutschland noch nicht gekannt. Wilhelm besingt den „Meister, Führer, Freund": „die Goethe nicht erkennen, sind nur Gothen! uns sandte, Goethe, Dich der Götter Güte, befreundet mit der Welt durch solchen Boten, göttlich von Namen, Blick, Gestalt, Gemüthe!" — „Goethe und Fichte", schreibt Friedrich, „das bleibt die leichteste und schicklichste Formel für allen Anstoß, den das Athenäum gegeben, und für alles Unverständniß, welches es erregt hat. Das Beste dürfte sein, es immer ärger zu machen. — Die neue Zeit kündigt sich an als eine schnellfüßige, sohlenbeflügelte; die Morgenröthe hat Siebenmeilenstiefel angezogen. — Lange hat es gewetterleuchtet am Horizont

der Poesie; in eine mächtige Wolke war alle Gewitterkraft des Himmels zusammen gedrängt: — bald aber wird nicht mehr von einem einzelnen Gewitter die Rede sein, sondern es wird der ganze Himmel in einer Flamme brennen, und dann werden Euch all Eure kleinen Blitzableiter nicht mehr helfen!" — — „Ich habe es immer gesagt", schreibt Dorothea, „Friedrich werde noch dermaßen in der Virtuosität der Ironie zunehmen, daß selbst seine Freunde ihm nicht mehr über den Weg trauen!"

„Der deutsche Unsinn", schreibt General Klinger, Goethes Gesinnungsgenoß aus der Sturm- und Drangzeit, „grenzt durch eine krampfhafte, „poetische" Verzerrung mehr noch an Wahnsinn als an Dummheit, obgleich er mit letzterer reichlich ausgeschmückt ist. Ich kenne wohl auch englischen und französischen Unsinn; aber er ist doch immer von einer viel bescheidnern, viel prosaischern Stimmung. — Man streute ehemals Goethen Weihrauch; jetzt erkühnen sich Knaben, ihn mit Teufelsdreck zu parfumiren. Ich würde sagen: was für einen Zauber muß Schmeichelei mit sich führen, da Goethe an einem solchen Gestank nicht erstickt? Aber ich denke zu gut von ihm, als daß ich glauben sollte, er habe diesen Gestank gerochen. Wären Meister und Hermann nicht von so gutem Athem, wie würde es ihnen unter einem solchen Rauchfaß ergangen sein? Und doch glauben verständige Leute zu bemerken, ihre Farbe sei etwas blasser geworden."

„Ich kann Dir den Ekel nicht beschreiben", schreibt 19. Septbr. sein Freund Otto an Jean Paul, „den ich mir aus dem letzten Athenäum gegen die absprechenden verworrnen Opferpriester des Gottes „göttlich von Namen, Blick, Gestalt, Gemüthe" sammelte. Es wird einem ordentlich der Kopf drehend, wenn man eine Zeitlang die närrischen Lobeserhebungen, die sich die Leute gegenseitig machen, und den nichtssagenden Wirrwarr von theoretischem Gefloskel gelesen hat. Mir ist es unbegreiflich, wie Goethe einen solchen Götzendienst ertragen kann."

Die Beziehungen der romantischen Schule zu Jean Paul waren bisher durchaus keine freundschaftlichen gewesen. Das Athenäum hatte ihm zuerst übermüthig genug mitgespielt. Der große Haufe, sagt ein Fragment von 1798, liebt Jean Paul vielleicht nur wegen der anscheinenden Abenteuerlichkeit. Während der gebildete Oekonom edle Thränen in Menge bei ihm vergießt, und der strenge Künstler ihn als Zeichen der vollendeten Unpoesie des Zeitalters haßt, kann sich der Mensch von universeller Tendenz an den grotesken Porcellanpuppen seines zusammengetrommelten Bilderwitzes ergötzen. Ein eignes Phänomen ist es: ein

Autor, der die Anfangsgründe der Kunst nicht in der Gewalt hat, nicht ein Bonmot rein ausdrücken, nicht eine Geschichte gut erzählen kann, und dem man doch schon um eines einzelnen humoristischen Dithyrambus willen den Namen eines großen Dichters nicht ohne Ungebühr absprechen dürfte. Zu seinen falschen Tendenzen gehören die Frauen, die Philosophie, die Jungfrau Maria, die idealischen Visionen; seine Madonna ist eine empfindsame Küstersfrau. Je moralischer seine poetischen Rembrandts sind, desto mittelmäßiger und gemeiner; je komischer, je näher dem Bessern; je dithyrambischer und kleinstädtischer, desto göttlicher. In seinem Gespräch über die Poesie im letzten Athenäum hatte Friedrich dann aber eingelenkt und Jean Paul ausdrücklich unter die romantischen Dichter aufgenommen: „Solche Groteskeu sind noch die einzigen romantischen Erzeugnisse unseres unromantischen Zeitalters: romantisch ist, was einen sentimentalen Stoff in einer phantastischen Form darstellt. Der Humor ist die Naturpoesie der höhern Stände unsres Zeitalters. Was in kränklichen Verhältnissen aufgewachsen ist, kann selbst nicht anders als kränklich sein." Und um eben diese Zeit suchte er seine persönliche Bekanntschaft.

„Vorgestern", schreibt Jean Paul in Weimar 29. April 1800, „kam ein junger, sonst gebildeter bescheidener Mensch zu mir; ich hielt ihn für einen Studenten; endlich durch eine Wendung des Gesprächs hör' ich, daß es — Fr. Schlegel sei! Wir wurden schnell Freunde; er konnte mich nicht satt bekommen. Sein Sinn ist genialisch, aber seine Menschen- Bücher- und andre Kenntniß so seicht, daß Du alle Steinchen auf dem Boden zählen kannst. Er ist auch in der Philosophie zehnmal seichter als ich gedacht." — „Ich habe mich", schreibt Fr. Schlegel an Schleiermacher, „recht gut mit ihm gehabt. Er ist unergründlich, unbeschreiblich und ganz ausschweifend redlich, und wallfahrtet nächstens nach Berlin, wo er mich sehr quälte um interessante Frauen. Es ist schade, daß er in so schlechter Gesellschaft lebt, mit uns müßte er noch wieder jung werden können."

In Berlin lernte Jean Paul nun Fichte, Schleiermacher, Tieck, Bernhardi persönlich kennen und, was das Wichtigste war, die Gegner der Romantik, Merkel an ihrer Spitze, fielen auch über ihn her. So wurde das Bündniß rasch geschlossen: „Diese Partei, schreibt er 2. Jan. 1801 an Jakobi, hat doch den rechten poetischen Geist, indeß die feindliche nicht einmal das Seelenorgan davon besitzt."

In diesem Sinn erklärte Schiller in einem Brief an die Gräfin Schimmelmann, 23. November, auch Goethes Beziehungen zur Schule.

„Ich darf wohl sagen, daß ich in den Jahren, die ich mit ihm zusammenlebte, nicht einen Augenblick an seinem Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur, den höchsten Ernst für das Rechte und Gute, er verachtet herzlich das Seichte im Leben und in der Wissenschaft und verabscheut den falschen Schein. Schwätzer, Heuchler und Sophisten haben sich in seiner Nähe immer übel befunden; sie hassen ihn, weil sie ihn fürchten. An der lächerlichen Verehrung, welche die Schlegel ihm erweisen, ist er unschuldig; diese eiteln Menschen bedienen sich seines Namens nur als eines Paniers gegen ihre Feinde. Dies Urtheil ist aus Goethes eignem Munde. Insofern sie sich aber dem Haß der Philosophie und einer gewissen kraftlosen seichten Kunstkritik tapfer entgegensetzen, kann man sie gegen die andere Partei, die noch lächerlicher ist, nicht fallen lassen; wenn sie die Grundsätze der neuen Philosophie und Kunst auf die Spitze treiben und durch falsche Anwendung lächerlich machen, so bleiben diese Grundsätze deshalb doch richtig."

Zehntes Buch.

Weimar und Jena während der herannahenden Fremdherrschaft.

1797—1805.

1.

Wallenstein und Faust.

1797—1800.

Das linke Rheinufer schien für Deutschland verloren, die Französirung desselben war im Vorschreiten; Görres in Coblenz ließ hönische Ausfälle über die Zertrümmerung des Reichs drucken, Joh. Müller in Wien weissagte den Untergang des bisherigen europäischen Staatensystems. „Welche Aussicht", schreibt er April 1798, „in dem uralten Bau der Staaten laufen Rasende mit Fackeln umher; bald brennt hier ein Thurm empor, oder bricht dort eine Zinne herab, bis alles in Schutt sinkt. Dann wird die Wohnung der Freude und Pracht von wilden Thieren besessen, die aus den eisernen Thüren hervorstürmen. Verwilderung wird das Ende sein und die neue Reihe Entwicklungen mannichfacher Cultur jenseit Thule beginnen, und herab über Polynesien hin, in fernen Jahrhunderten, etwa im alten Orient wieder mit unsrer Halbkugel den Faden anknüpfen." In Frankreich freilich sah es auch höchst verworren aus. „Es giebt nur ein Mittel", wendet sich Wieland März 1798 gegen die französische Nationalversammlung, „Ihr Gemeinwesen mitten unter seinen Triumphen und Eroberungen vor dem immer näher rückenden Untergang zu retten. Es ist — entsetzen Sie sich nicht! — Ihre Verfassung je eher je lieber ins Feuer zu werfen und einen Dictator zu erwählen. Sie brauchen diesen Mann nicht erst zu suchen: durch einen Glücksfall, den man wohl in seiner Art einzig nennen kann, ist er schon gefunden — — Buonaparte!"

Soweit war es noch nicht. Am 8. Mai schiffte sich Bonaparte nach Aegypten ein; die ganze Welt staunte über das wilde Abenteuer. Daß

Leibnitz vor 128 Jahren den Franzosen einen ähnlichen Rath ertheilt, hatte man in Deutschland vergessen.

„Jetzt an des Jahrhunderts ernstem Ende, wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird, wo wir den Kampf gewaltiger Naturen um ein bedeutend Ziel vor Augen sehn: jetzt muß die Kunst auf ihrer Schattenbühne auch höhern Flug versuchen, soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen." So Schiller im Prolog zu „Wallensteins Lager", mit dem 12. Oct. 1798 das neu ausgebaute Theater in Weimar eröffnet wurde.

„Nur der große Gegenstand vermag den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen; im engen Kreis verengert sich der Sinn, es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken."

„Zerfallen sehen wir in diesen Tagen die alte feste Form, die einst ein willkommner Friede Europens Reichen gab, die theure Frucht von dreißig jammervollen Kriegesjahren." Das historische Leben klopfte sehr vernehmlich an die Pforten Deutschlands.

In der Zeit vom Hubertsburger Frieden bis zu den Revolutionskriegen erfuhr der Deutsche vom historischen Leben nichts weiter als was in den Zeitungen stand, „wenn hinten weit in der Türkei die Völker auf einander schlagen". Sehr natürlich, daß sich die Theaterdichter auf das bürgerliche Drama warfen. Nun aber erfuhr Schiller, Aug. 1798, das Publicum sei der Iffland'schen Stücke müde: „es mag sich selbst nicht mehr sehn, es fühlt sich in zu schlechter Gesellschaft; das leere Angaffen eines Alltagsgesichts muß endlich ermüden."

In den Xenien hatte er dieser Richtung übel genug mitgespielt; sein eignes „Kabale und Liebe" mochte er nicht mehr ansehn. Das bürgerliche Drama streift zu hart an die Polizei und die Criminalgerichtsbarkeit, während die eigentlich tragischen Helden keinen andern Gerichtshof anerkennen als Gott und die Weltmacht. Der Aufschwung der Zeit und sein eignes Studium des dreißigjährigen Kriegs gaben nun Schiller die Idee einer historischen Tragödie ein, wie sie Goethe im „Egmont" versucht, aber nach Schillers Urtheil nicht befriedigend ausgeführt hatte: eine Idee, der Lessing immer fremd geblieben war.

Aus der Geschichte des großen Kriegs schälte sich dem Dichter die Episode des Wallenstein heraus.

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte; doch Euern Augen soll ihn jetzt die Kunst, auch Euern Herzen menschlich näher bringen. Denn jedes Aeußerste führt sie, die alles begrenzt und bindet, zur Natur zurück: sie sieht den Menschen in des Lebens Drang, und wälzt die größre

Hälfte seiner Schuld den unglückseligen Gestirnen zu." So weit war Shakespeare in seinen historischen Stücken nie gegangen.

Gedacht hat Schiller den Conflict in seiner vollen Stärke. — „Was ist Dein Beginnen? — Du willst die Macht, die sicher thronende, erschüttern, die an der Völker frommem Kinderglauben mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt... Ein unsichtbarer Feind ist's, den ich fürchte, der in der Menschenbrust mir widersteht. Nicht was lebendig kraftvoll sich verkündet, ist das gefährlich Furchtbare: das ganz Gemeine ist's, das ewig Gestrige, was immer war und immer wiederkehrt, und morgen gilt, weil's heute hat gegolten."

„Was thu' ich Schlimmeres als jener Cäsar?.. Er führte gegen Rom die Legionen, die Rom ihm zur Beschützung anvertraut... Ich spüre was in mir von seinem Geist. — Gieb mir sein Glück! das andre will ich tragen."

Der Plan des historischen Wallenstein war wirklich, Deutschland den Frieden zu verschaffen, die verschiedenen Religionen zu toleriren, die Fremden zu vertreiben. Er hoffte das auf diplomatischem Wege durch den Druck seiner Armee und durch Verbindung mit den gemäßigten Protestanten zu erreichen. Insofern war sein Unternehmen löblich, und daß er für sich eine hervorragende Stelle, die eines Reichsfürsten oder vielleicht eines Reichskanzlers erstrebte, war ein nicht unberechtigter Ehrgeiz.

Nun ist es aber in geordneten Verhältnissen nicht zu dulden, daß ein General auf eigne Hand Politik treibt. Das Verhältniß zum Landesherrn ist ein sittliches, der General hat nur Mittel der Gewalt, und was für einer Gewalt! Eine zügellose Soldateska ohne Heimath, von allen Banden der Religion und Volksgemeinschaft gelöst! Um sie zu benutzen, muß er ihren Interessen dienstbar werden, und bringt dadurch das Gemeinwohl in schwere Gefahr. Wallenstein hat durch seinen unerhörten Vertrag mit dem Kaiser ein unsittliches Verhältniß geschaffen, das früher oder später brechen muß; er hat mit seiner Gewalt ein frevelhaftes Spiel getrieben, in dem vermessenen Glauben, die endliche Entscheidung in seiner Hand zu behalten. Es ist durch dies dämonische Spiel in ihm selbst eine Gedankenverwirrung entstanden, die sich an den herrschenden Aberglauben der Zeit knüpft. Ein Mann von eminenter Willenskraft, der sich über die gewöhnlichen Menschen erhaben fühlt und ihre sittlichen Gesetze gering achtet, der aber doch begreift, daß im Lauf der Welt der Zufall, unabhängig vom Willen, ein geheimnißvolles Spiel treibt, ahnt leicht in diesem Zufall eine dunkle Macht, die ihm

ausschließlich eigne. Wallenstein wähnt, auch in der Einsicht in den geheimen Zusammenhang der Dinge seinen Umgebungen überlegen zu sein, und er, der Besessene, der Nachtwandlerische, wendet sich, als sie seine Räthsel nicht verstehn, verstimmt von ihnen ab, als habe er stundenlang umsonst Vernunft gesprochen! Der kluge Mann ist der einzig Blinde unter lauter Sehenden. Seine gemeinen Umgebungen durchschauen ihn ganz, sie begreifen, daß die drohenden Wahrzeichen der Sterne nur das Bild seiner eignen Unschlüssigkeit sind; sie leihen allen Handelnden ihre eignen kleinen Motive und treffen damit das Richtige. Diese Ironie wirkt um so erschütternder, da man empfindet, daß etwas von diesem nachtwandlerischen Wesen zum Begriff des Genius gehört.

Seinen Zweck zu erreichen, scheut er vor gemeinen Mitteln nicht zurück. Er hat an Buttler eine ehrlose Handlung begangen. Er läßt, um die Generale an sich zu binden, einen dreisten Betrug geschehn. Er drückt die Augen zu, als man mit seiner Tochter und seinem liebsten Freund ein frivoles Spiel treibt. „Ein großer Rechenkünstler war der Fürst: die Menschen wußt' er gleich des Bretspiels Steinen nach seinem Zweck zu setzen und zu schieben. Nicht Anstand nahm er, um Andrer Ehr' und Würde und guten Ruf zu spielen. Gerechnet hat er fort und fort, und endlich wird doch die Rechnung irrig sein." — Er macht alle Menschen schlecht, die mit ihm in Berührung kommen. „Es ist nicht immer möglich, im Leben sich so kinderrein zu halten, wie es die Stimme lehrt im Innersten. In steter Nothwehr gegen arge List bleibt selbst das redliche Gemüth nicht wahr. Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären."

Wallenstein führte seine Armee nicht in Napoleonischer Weise von Sieg zu Sieg und hielt sie so im Rausch: seine Kriegführung war nüchtern, die Soldaten und namentlich die Obersten waren nur durch das Interesse an ihn gebunden, und dem ließ sich auch auf andere Weise beikommen.

Alle diese Momente der Entscheidung treten in Schillers Drama anschaulich und überzeugend hervor. Wallensteins Lager ist ein Meisterstück, jede einzelne Scene sprudelt von dramatischer Bewegung. Ebenso die Ankunft der Generale in Pilsen, das Banket. „In kein Friedländisch Heeres Lager komme", sagt Questenberg mit Recht, „wer von dem Kriege Böses denken will!" Freilich wird man zugleich die Greuel gewahr, mit denen diese zuchtlose Armee Deutschland bedroht, und begreift die Berechtigung Octavios. Und dies dramatische Geschick in der Verknüpfung! Die elf

Acte umfassen nur zwei Tage, und doch, wie natürlich ist die Folge der Vorgänge! Wie die verschiedenen Hebel ins Spiel gesetzt werden, sittliche und unsittliche, um den Schritt zu erzwingen, den Wallenstein vermeiden möchte und nicht mehr vermeiden kann, das ist mit einer Meisterschaft gegenwärtig gemacht, von der wir sonst in Deutschland kein Beispiel haben. Die Verhandlung mit Wrangel, der Abfall der Truppen, dieser eigentliche Höhepunkt des Stücks — so etwas bringt nur ein großer Dichter hervor.

Nun aber, als das Stück beinahe fertig ist, glaubt der Dichter, daß noch etwas fehle: er drängt gewaltsam seine bisherige poetische Stimmung zurück, um einer neuen, entgegengesetzten Raum zu geben. Daraus wird zunächst eine Episode, die Episode gewinnt endlich die Herrschaft über das Stück und treibt es aus den Fugen.

Die gewöhnliche Routine sagte: zum Drama gehört eine Liebesgeschichte. Nun hätte sich Schiller durch Cäsar und Coriolan eines Bessern überführen können, aber er meinte, der Liebesepisode eine tiefere Bedeutung abgewinnen zu können.

Als Kantianer glaubte er an den kategorischen Imperativ, wenn er auch die Würde durch Anmuth mildern wollte. Daß in dem Vorgang, den er schilderte, die verschiednen sittlichen Motive nach der Reihe zum Vorschein kamen, genügte ihm nicht: er wollte eine Stimme vom Himmel, die schließlich das Donnerwort Schuldig! aussprach. Alle übrigen Personen, in eignen Interessen befangen, konnten dies kategorische Urtheil nicht aussprechen, es mußte ein ganz unschuldiges Wesen sein.

9. Nov. 1798. „Ich bin endlich an den poetisch wichtigsten Theil des Wallenstein gegangen, der sich seiner frei menschlichen Natur nach von dem geschäftigen Wesen der übrigen Staatsaction völlig trennt, ja dem Geist nach entgegensetzt. Nun erst, da ich diesem letztern die mir mögliche Gestalt gegeben, kann ich mir ihn aus dem Sinne schlagen und eine ganz verschiedene Stimmung in mir aufkommen lassen; und ich werde einige Zeit damit zuzubringen haben, ihn wirklich zu vergessen. Was ich nun zu fürchten habe, ist, daß das überwiegende menschliche Interesse dieser großen Episode an der schon feststehenden ausgeführten Handlung etwas verrücken möchte: denn ihrer Natur nach gebührt ihr die Herrschaft." Das sagt er von der Thekla, einer blos gedachten Figur, unnatürlich in jedem einzelnen Zug! Aber der Theaterdichter verstand sein Publicum: die Scenen zwischen Max und Thekla haben das Stück über Wasser gehalten.

Was Recht oder Unrecht ist, läßt sich im gewöhnlichen Leben leicht entscheiden, dafür sorgt schon die sittliche Erziehung. In verwickelten Lagen ist es schwer, da die Maxime des historischen Handelns aus verschiedenen Momenten zusammengesetzt ist, über die sich nicht das Gefühl, sondern der Verstand zu orientiren hat: das allein rechtfertigt es, wenn man die Grundsätze der gemeinen bürgerlichen Moral nicht ohne Weiteres auf die Geschichte überträgt. Ob das, was Wallenstein zu thun im Begriff steht, Verrath zu nennen oder nicht, darüber hat ein junges Fräulein, das eben aus der Pension kommt, nicht mitzureden, und wenn ein junger Oberst sich vor der Verantwortlichkeit scheut, so darf sie ihm diese Verantwortlichkeit nicht abnehmen. Daß Thekla aus formalen Rechtsbedenken ihren Vater im Stich läßt, ist Verbildung und Unnatur; das „Rechtsum!" der Pappenheimer ist ein viel gewichtigeres Zeugniß.

Das Schlimmste ist, daß dieser sentimentale Zwischenfall auf den Charakter des Helden zurückwirkt. Der harte, eigenwillige, kalt berechnende, rücksichtslose Mensch verwandelt auf einmal seine Natur: er fühlt sich als der treuherzige, biedre, schlichte Mann, dessen Vertrauen schmählich getäuscht sei; er liebt Max nicht blos, er schwärmt für ihn; er zeigt sich gegen Thekla nicht blos als gütiger, sondern als zärtlicher und verständnißinniger Vater. Der Held, wie er gedacht war, verdiente bei seinem Untergang jenes tragische Mitleid, das wir auch Richard III. schenken; nun aber nimmt er mehr in Anspruch, er verlangt Thränen; sein Untergang wird weit ausgesponnen, um die Zuhörer ganz weich zu machen, aus der Tragödie wird ein Rührspiel.

Wie bei all diesen Schwächen der Wallenstein dennoch eine dramatisch hochbedeutende Figur bleibt, hat Goethe am besten auseinandergesetzt, der unmittelbar nach der Aufführung einen Bericht an die Allgemeine Zeitung schickte.

„Der Krieger, der Held, der Befehlshaber, der Tyrann sind an und für sich keine dramatische Personen. Eine Natur, die mit sich ganz einig wäre, die man nur befehlen, der man nur gehorchen sähe, würde kein tragisches Interesse hervorbringen; unser Dichter hat daher alles, was Wallensteins physische, politische und moralische Macht andeutet, gleichsam nur in die Umgebung gelegt. Wir sehn seine Stärke nur in der Wirkung auf Andre; tritt er aber selbst — allein — auf, so sehn wir den in sich gekehrten, fühlenden, reflectirenden, planvollen und, wenn man will, planlosen Mann, der das Wichtigste seiner Unternehmungen

kennt, vorbereitet, und doch den Augenblick, der sein Schicksal entscheidet, selbst nicht bestimmen kann und mag."

„Wenn der Dichter, um seinem Helden das dramatische Interesse zu geben, schon berechtigt gewesen wäre, diesen Charakter also zu erschaffen, so erhält er ein doppeltes Recht dazu, indem die Geschichte solche Züge vorbereitet. Bei seiner Verschlossenheit beschäftigt sich der historische Wallenstein nicht blos mit politischen Calcüln: sein Glaube an Astrologie setzt ein Gemüth voraus, das in sich arbeitet, das von Hoffnung und Furcht bewegt wird, über dem Vergangenen, dem Gegenwärtigen und Zukünftigen immer brütet, großer Vorsätze, aber nicht rascher Entschlüsse fähig ist. Wer die Sterne fragt, was er thun soll, ist gewiß nicht klar über das, was zu thun ist."

„So sind auch kleine Charakterzüge, die uns die Geschichte überliefert, in diesem Sinn besonders merkwürdig, die uns andeuten, wie reizbar dieser unter dem Geräusch der Waffen lebende Kriegsmann in ruhigen Stunden gewesen: solche Züge darzustellen, war des Dichters Pflicht und Vortheil."

„Der Monolog vor der Verhandlung mit Wrangel zeigt Wallenstein „rückwärts, planvoll aber frei, vorwärts planerfüllend aber gebunden. So lange er seiner Pflicht gemäß handelte, reizt ihn der Gedanke, daß er allenfalls mächtig genug sei, sie übertreten zu können, und in dieser Aussicht auf Willkür glaubt er sich eine Art von Freiheit vorzubereiten; jetzt aber, im Augenblick, da er die Pflicht übertritt, fühlt er, daß er einen Schritt zur Knechtschaft thue."

„Wollte man das Object des ganzen Gedichts mit wenig Worten aussprechen, so würde es sein: die Darstellung einer phantastischen Existenz, welche durch ein außerordentliches Individuum und unter Vergünstigung eines außerordentlichen Zeitmoments unnatürlich und augenblicklich gegründet wird, aber durch ihren nothwendigen Widerspruch mit der gemeinen Wirklichkeit des Lebens und mit der Rechtlichkeit der menschlichen Natur scheitert und zu Grunde geht. Der Dichter hatte also zwei Gegenstände darzustellen, die mit einander im Streit erscheinen: den phantastischen Geist, der von der einen Seite an das Große und und Ideale, von der andern an den Wahnsinn und das Verbrechen grenzt; und das gemeine wirkliche Leben, welches von der einen Seite sich an das Sittliche und Verständige anschließt, von der andern dem Kleinen, dem Niedrigen und Verächtlichen sich nähert."

30. Jan. 1799 wurden in Weimar „die Piccolomini" aufgeführt. „Die gebildeten Einwohner", erzählt Steffens, der aus Jena herüber-

kam, „sahen darin ein Ereigniß, durch welches Stadt und Universität gehoben würden. Die Familien der Professoren sorgten schon bei der ersten Nachricht für Plätze; Frauen und Töchter intriguirten gegen einander. Das weitläufige Drama, in welchem nichts abgeschlossen ist, mit seinen langen Reden, fesselte dennoch die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf das Lebhafteste. Auf die Aufführung war große Mühe verwendet, das Zusammenspiel war vortrefflich; die längsten Reden wurden in einem Fluß hergesagt; ein jeder wollte Ehre einernten. Der Eindruck erinnerte mich lebhaft an den Abend in Wilhelm Meister, als Hamlet zum erstenmal aufgeführt wurde. Und dennoch war ich in einer seltsamen Verlegenheit. Ich brachte die übertriebensten Vorstellungen mit von dem, was die Weimarer Bühne unter Goethes Leitung leisten müsse. Und nun war ich genöthigt mir zu gestehn, daß in Kopenhagen das Spiel freier, natürlicher, die Talente hervorragender waren als hier. Graff als Wallenstein hatte die Rolle bewundernswürdig memorirt; die Diction war vortrefflich: und dennoch war Gestalt, Bewegung, Spiel gradezu hölzern; es war, als sagte er eine Lection her. — Wir fuhren gleich nach Beendigung des Stücks nach Jena, und obgleich es sehr spät war, versammelten sich doch noch einige bei Frau Schlegel, die zurückgeblieben war. Sie forderte mit der Entschiedenheit, die ihr eigen war, ein bestimmtes Urtheil; und hier zeigte sich, wie der erste Eindruck, den ein neues, im großen Sinn angelegtes Stück unmittelbar hinterläßt, sich selbst durch die schärfste Kritik nicht sogleich verdrängen läßt."

Weniger eine falsche Theorie als persönliche Empfindlichkeit verführte die romantische Schule, zu verkennen, daß mit Wallenstein Schillers Bedeutung eine andere geworden war.

„Das Stück", schreibt Schiller, nach Jena zurückgekehrt, „hat alle Wirkung gethan, die mit Hülfe dieses Theaterpersonals irgend zu erwarten gewesen. Mein Aufenthalt in Weimar hat mir auch in Rücksicht auf meine Gesundheit neue Hoffnungen erweckt: ich habe in diesen fünf Wochen mehr durchgesetzt, als in den letzten fünf Jahren zusammengenommen."

Am 17. März schickte er Wallensteins Tod an Goethe. „Ich habe mich schon lange vor dem Augenblick gefürchtet, den ich so sehr wünschte, meines Werks los zu sein. In der That befinde ich mich bei meiner jetzigen Freiheit schlimmer, als bei meiner bisherigen Sklaverei. Die Masse, die mich bisher anzog und festhielt, ist nun auf einmal weg, und mir dünkt, als hinge ich bestimmungslos im luftleeren Raum.

Zugleich ist mir, als wenn es absolut unmöglich wäre, daß ich wieder etwas hervorbringen könnte; ich werde nicht ruhig sein, bis ich meine Gedanken wieder auf einen bestimmten Stoff mit Hoffnung und Neigung gerichtet sehe."

20. April wurde Wallensteins Tod in Weimar aufgeführt. Nach Jena zurückgekehrt, vertiefte sich Schiller sofort in die Proceßacten der Maria Stuart. „Der Stoff scheint sich zur Euripideischen Methode zu qualificiren. Ich sehe die Möglichkeit, den ganzen Gerichtsgang mit allem Politischen auf die Seite zu bringen."

Iffland hatte den Wallenstein für 60 Friedrichs'dor gekauft: die „Piccolomini" wurden in Berlin 18. Febr. aufgeführt, 17. Mai folgte „Wallensteins Tod". Iffland selbst spielte den Octavio, den Helden gab Fleck. „Wer ihn damals sah", erzählt Tieck, „hat etwas Großes gesehn; nie ist ein späterer Darsteller ihm auch nur von fern ähnlich gewesen. Sein Ausdruck öffnete den Blick in eine unendliche wundervolle Welt. Er sprach ernsthaft und mehr nur zu sich selbst, zu jedem andern ließ er sich herab, und schaute auch während des Gesprächs in seine Träume hinein. So fühlte man, daß der Feldherr nur in einem großen schauerlichen Wahnsinn lebe, den Zuhörer faßte ein geheimnißvolles Grauen. — Bei der Erzählung des Traums verlor sich sein gewaltiges Auge mit einer vertraulichen Lust in das Grauen der unsichtbaren Welt, ein unheimliches Lächeln triumphirte mit der Unfehlbarkeit des Zutreffens seiner Träume, die Worte flossen fast mechanisch, nur wie laut gedacht, über die Lippen, und er schloß wie verletzt und gestört in höhern Anschauungen."

Mehr noch als auf dem Theater wirkte der Wallenstein als Buchdrama: eine Auflage von 3500 Exemplaren war in zwei Monaten vergriffen.

Durch Wallenstein wurde auf ein Menschenalter die Form des deutschen Theaters bestimmt, Schiller selbst der Lieblingsdichter der Nation. „Ganz Deutschland", erzählt Tieck dreißig Jahre später, „fühlte, daß das Stück eine neue Epoche begründe. Es schnitt mächtig in die schwachen Geburten des Tages ein, und plötzlich sah man, wie gebrechlich das innere Wesen dieser Gebilde sei. Der Deutsche vernahm wieder, was seine herrliche Sprache vermöge, welchen mächtigen Klang, welche Gestalten ein echter Dichter wieder heraufgerufen habe." In derselben Zeit äußerte Goethe, der Wallenstein sei so groß, daß Seinesgleichen nie wieder könne geschaffen werden.

Mit dem Wallenstein gewann Schiller die Unbefangenheit des

Schaffens wieder, die er im Don Carlos sich angeeignet, seine Technik stand fest, und mit leichter Mühe schuf er ein glänzendes Stück nach dem andern. Er gab nun der Zeit die Richtung aufs Drama, der sich selbst die Romantiker nicht entziehen konnten; er gab dem Drama die Richtung aufs Historische; nur Iffland blieb dem bürgerlichen Wesen treu. Das Knappe, Charakteristische der Emilia Galotti war völlig vergessen: Raisonnement über historische Verhältnisse, Rhetorik und schöne Stellen, die aus dem Drama heraustraten, eingefügte Liebesepisoden von idealem Gehalt und Jungfrauen voll Tugend, das waren die Kennzeichen der neuen Methode. Es begreift sich, daß man dem Meister zunächst absah, wie er sich räusperte.

Der Rührigste war Kotzebue. Er kam im Sommer 1799 nach Weimar, wo noch im Herbst sein freches aber geschickt gearbeitetes Lustspiel „Die beiden Klingsberge" ausgeschrieben wurde. Der Wallenstein warf ihn sofort ins ideale Drama: nicht weniger als drei versificirte Stücke, „Octavia" (Kleopatra), „Bayard" und „Gustav Wasa" wurden im Lauf eines Jahrs geschrieben und aufgeführt. Kotzebue hat sich bemüht, gelehrte Notizen einzuflechten, und seine Sprache nimmt zuweilen einen ganz lyrischen Anlauf; im Uebrigen erkennt man den alten Kotzebue, auf dessen faunischem Gesicht sich die Schillersche Schminke sonderbar ausnimmt. Am dankbarsten war das Berliner Theater für das Ritterschauspiel „Johanna von Montfaucon", in dem es Kotzebue wirklich gelungen war, dem Publicum die aufregendsten Kampfscenen vorzuspielen. Die Gesinnung ist ebenso gemein, wie in seinen frühern Stücken.

In der Wende des Jahrhunderts, nicht erst in den zwanziger Jahren, bildete sich unter den Philosophen in Jena der Faustmythus aus. Schelling verkündigte das Gedicht vom Katheder herab schlechtweg als das Gedicht der Deutschen, von wahrhaft universeller Bedeutung und nur mit der göttlichen Comödie vergleichbar. „Durch den eigenthümlichen Widerstreit, der im Wissen beginnt, hat das Gedicht seine wissenschaftliche Seite bekommen, so daß, wenn irgend ein Gedicht philosophisch heißen kann, dieses Prädikat Goethes Faust allein zugelegt werden muß. Der herrliche Geist, der mit der Kraft des außerordentlichen Dichters den Tiefsinn des Philosophen vereint, hat in diesem Gedicht einen ewig frischen Quell der Wissenschaft geöffnet, der allein

hinreichend war, die Wissenschaft in dieser Zeit zu verjüngen und die Freiheit eines neuen Lebens über sie zu verbreiten. Wer in das wahre Heiligthum der Natur eindringen will, nähere sich diesen Tönen aus einer höheren Welt und sauge in früher Jugend die Kraft in sich, die wie in dichten Lichtstrahlen von dem Gedicht ausgeht und das Innerste der Welt bewegt."

Mit diesen Worten schloß Schelling seine Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums im Sommer 1802, sie geben nur die allgemeine Denkweise des philosophischen Kreises in Jena wieder. Fichte, Schelling, Steffens, alle Adepten des transscendentalen Idealismus erwarteten vom genialen Seher die Offenbarung. „Vater Goethe schaffe mir Licht, geschaffen ist die Welt, doch seh ich sie noch nicht", läßt ein Witzbold jener Tage im „Thurmbau von Babel" Schelling ausrufen.

Dieser Faustmythus trat Goethe entgegen und wirkte auf ihn ein. War die erste Version des Faust im Wesentlichen Bild des Lebens, so mußte die zweite nun ins Ideenreich sich erheben. Den beiden alten Motiven — der Faustsage und den Lebenserfahrungen des Dichters — gesellten sich zwei neue aus den Elementen der geistigen Bildung der Zeit hinzu, der transscendentale Idealismus, und das Credo vom Werth und Wesen des Schönen und der urbildlichen Bedeutung der griechischen Kunst: der Glaubensinhalt der deutschen Renaissance. Aus dem Doctor und Nekromanten des 16. Jahrhunderts, dessen Pelz sich der Dichter nach seiner eigenen Statur zugeschnitten, wurde ein Repräsentant der strebenden Menschheit.

Als Goethe seine Arbeit am Faust wieder aufnahm, hatte er sich dem alten Volksbuch von Neuem zugewandt und zu bemerken geglaubt, daß es nicht ein eigentliches Volksbuch, sondern die Erfindung eines speculativen Kopfes sei, der dasselbe Problem, nämlich die zwiefache Natur des Menschen bereits behandelt, das Wort des Räthsels aber nicht gefunden habe. Dieses Räthsel also galt es zu lösen.

22. Juni 1797 hatte er Schiller aufgefordert, ihm seine Träume prophetisch zu deuten. „Der Faust", erwidert dieser, 23. Juni, „kann bei all' seiner dichterischen Individualität die Forderung an eine symbolische Bedeutung nicht ganz von sich weisen. Die Duplicität der menschlichen Natur und das verunglückte Bestreben, das Göttliche und das Physische im Menschen zu vereinigen, verliert man nicht aus den Augen, und weil die Fabel ins Grelle und Formlose geht, so will man nicht bei dem Gegenstand still stehn, sondern von ihm zu Ideen geleitet werden. Sie mögen sich wenden wie Sie wollen, so wird

die Einbildungskraft sich zum Dienst einer Vernunftidee bequemen müssen."

Ebenso hatte er schon früher im Wilhelm Meister eine stärkere Betonung der ideellen Momente und eine Vervollständigung des Erziehungsplans zum Leben verlangt.

„Mir schwindelt ordentlich", fährt er 26. Juni fort, „vor der Auflösung... Was mich ängstigt, ist, daß mir der Faust seiner Anlage nach auch eine Totalität der Materie nach zu erfordern scheint, wenn am Ende die Idee ausgeführt erscheinen soll, und für eine so hoch aufquellende Masse finde ich keinen poetischen Reif, der sie zusammenhält. Zum Beispiel gehörte sich, meines Bedünkens, daß der Faust ins handelnde Leben geführt würde, und welches Stück Sie auch aus dieser Masse erwählen, so scheint es mir immer durch seine Natur eine zu große Breite zu erfordern. In Rücksicht auf die Behandlung finde ich die große Schwierigkeit, zwischen dem Spaß und dem Ernst glücklich durchzukommen. Verstand und Vernunft scheinen mir in diesem Stoff auf Tod und Leben mit einander zu ringen. Der Teufel behält durch seinen Realismus vor dem Verstand, der Faust vor dem Herzen Recht; zuweilen aber scheinen sie ihre Rollen zu tauschen, und der Teufel nimmt die Vernunft gegen den Faust in Schutz."

„Ihre Bemerkungen", erwidert Goethe, „waren mir sehr erfreulich; sie treffen mit meinen Vorsätzen recht gut zusammen, nur daß ich mir's bei dieser barbarischen Composition bequemer mache und die höchsten Forderungen mehr zu berühren als zu erfüllen denke. Ich werde sorgen, daß die Theile anmuthig und unterhaltend sind und etwas denken lassen — das Ganze wird immer Fragment bleiben. — Es käme jetzt nur auf einen ruhigen Moment an, so sollte das Werk zu männiglicher Verwunderung und Entsetzen wie eine große Schwammfamilie aus der Erde wachsen. Sollte aus meiner Reise (nach Italien) nichts werden, so habe ich auf diese Possen mein einziges Vertrauen gesetzt."

Noch in jenen Tagen — 24. Juni, wie wir aus dem Tagebuch wissen — dichtete Goethe die „Zueignung".

„Ihr naht Euch wieder, schwankende Gestalten, die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt. Versuch' ich wohl, Euch diesmal festzuhalten? fühl' ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt? Ihr drängt Euch zu! nun gut, so mögt Ihr walten, wie Ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt; mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert vom Zauberhauch, der Euern Zug umwittert. — Und mich ergreift ein längst entwöhntes

Sehnen nach jenem stillen ernsten Geisterreich ... Was ich besitze, seh' ich wie im Weiten, und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten."

Er ist ein Andrer geworden, er fühlt sich in der Unschuld seines Schaffens gehemmt, und als die „lustige Person" ihn auffordert, nur frisch hinein ins volle Menschenleben zu greifen, antwortet er halb schmerzlich: „so gieb mir auch die Zeiten wieder, da ich noch selbst im Werden war — gieb meine Jugend mir zurück!"

Den ungestümen Trieb der Jugend sollte nun die Weisheit ersetzen. Noch im Juni dichtete Goethe, mit Anlehnung an den Hiob, den „Prolog im Himmel"; er sucht, was er früher aus Spinoza entnommen, mit dem Kantischen Idealismus zu versöhnen.

Das Göttliche liegt nicht außerhalb der Natur, aber es erhebt sich darüber. In der intelligiblen Welt, im Reich der Zwecke, erfreuen sich die echten Göttersöhne am Anblick der lebendig reichen Schöne. „Das Werdende, das ewig wirkt und lebt, umfaß' Euch mit der Liebe holden Schranken, und was in schwankender Erscheinung schwebt, befestiget mit dauernden Gedanken!"

In der Welt der Erscheinung hat der Versucher sein Recht; die menschliche Thätigkeit würde sonst leicht erschlaffen. Auch die ironische Betrachtung hat ihr Recht: wo Zeit und Raum walten, findet die Idee nie ihren reinen Ausdruck. Wenn Mephistopheles meint, grade die Unersättlichkeit einer Natur, die vom Himmel die schönsten Sterne und von der Erde jede höchste Lust fordert, sei dazu angethan, in den Abgrund des Gemeinen verlockt zu werden, so erlaubt Gott der Herr dem Schalk den Versuch, sagt ihm aber Beschämung voraus: „ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt!" Das angeborne Gute der menschlichen Natur soll endlich noch selbst die Versuchungen der zu hoch strebenden Seele bemeistern.

Dieser Wette zwischen Gott und Mephistopheles entspricht der Vertrag zwischen Mephistopheles und Faust: wenn für Faust ein Augenblick eintritt, wo er sich befriedigt wähnt, so hat der Teufel gewonnen! Beide nehmen an, die Befriedigung müsse eine Illusion, also ein Herabsinken des Menschen sein! Mephistopheles rechnet darauf, der Moment werde kommen, wenn Fausts moralische Kräfte so erschöpft sind, daß er auch im Gemeinen sich sättigt. Der Unersättlichkeit des Willens entspricht nicht die Kraft; sie muß sich endlich erschöpfen: „und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben, er müßte doch zu Grunde gehn!" Beide sind im Irrthum!

Die erste reine Befriedigung empfindet Faust, obgleich körperlich gebrochen und erblindet, als ein großes Werk, zum Besten der Menschheit mit Selbstverleugnung unternommen, der Energie und Ausdauer seines Willens gelingt. Der Teufel will nun zugreifen, da er meint, Faust so heruntergebracht zu haben, daß er den „letzten schlechten leeren Augenblick" für etwas Besonderes halte: er muß aber zu seiner Beschämung erfahren, daß er mit all seiner Weltklugheit sich gründlich getäuscht hat. Er wollte durch die Ironie seines überlegenen Verstandes das Ideale in Fausts Geist herabdrücken und ihn durch Anreizung seines Genußtriebs an das Gemeine binden: er ist vielmehr das Triebrad geworden, einen mächtigen Geist zur vollen Entfaltung seiner Kraft zu bringen.

Für diese neue Auffassung des Faust gaben dem Dichter die Kantischen Ideen, wie sie ihm Schiller mitgetheilt, das leitende Motiv; das nämliche, das Goethe zuerst vor den Kopf stieß: die Erscheinung wird der Idee nie adäquat; der wahre Beruf der Menschheit ist, unabläßig nach den Ideen zu streben, mit dem Gefühl, sie nie völlig erreichen zu können. Aus diesem Leitmotiv ergeben sich die drei Knotenpunkte der Handlung, die Wette, der Vertrag und die Erfüllung der Wette, die dem alten Stück als neue Grundsteine untergebaut sind.

Wenn ich mich vom Augenblick befriedigt fühle, sagt Faust, so bin ich Knecht. Gewiß, sagt Kant, das Zeitliche kann nie dem Ewigen adäquat sein, der Augenblick nie der Idee. Wenn endlich gleichwohl Faust einem Augenblick Dauer verleihen will, so erklärt das Kant: er ist nur selig durch die Geburt der Erkenntniß, daß der wahre Beruf des Menschen und also so viel Glück als ihm zukommt, darin beruht, mit Selbstverleugnung der Idee nachzustreben; grade darin liegt seine Ewigkeit, denn die Idee wird nie erreicht. „Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück, er, unbefriedigt jeden Augenblick!" — Und aus der intelligiblen Welt tönt es herüber: „wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen".

Durch diese drei Knotenpunkte — der entsprechende Schluß, die Erfüllung der Wette, ist auch schon damals ausgearbeitet, jedenfalls entworfen — ist der Geist der Handlung klar und großartig präcisirt. Aber er ist nur gedacht, die Ausführung bleibt hinter dem Plan zurück; man erfährt von den Versuchungen des Teufels wenig oder nichts, er wird zuletzt eine müßig reflectirende Figur.

Dagegen enthält die neue Version andre sehr bedeutende Momente: den Selbstmordversuch, das schuldvolle Unternehmen, die Pforten des

Jenseits aufzureißen, und die Unterbrechung desselben durch Orgel- und Glockenklang; die wehmüthige Erinnerung an die verlornen Klänge der Kindheit: „die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!" Die Gesänge der Engel, deren Weise am Schluß wieder aufgenommen wird: „Rosen ihr blendenden!" Dann die freie Bibelübersetzung: „im Anfang war die That!" Kantisch! oder wie Fichte sich ausdrückt: „der Schlüssel zur übersinnlichen Welt ist der Wille."

In diese Version gehören auch verschiedene Costümstücke im Stil des sechzehnten Jahrhunderts: der Pudel, die Beschwörung, der fahrende Scholast, das Pentagramm, die Walpurgisnacht u. s. w., vortrefflich ausgeführt, aber zu dem Leitton der Handlung, der ganz modern ist, wenig in Beziehung. — In andern Scenen, die in Prosa entworfen waren, wie das zornige Gespräch nach Gretchens Einkerkerung, suchte der Dichter das zu Grelle abzutönen: „ich bringe sie in Reime, da dann die Idee wie durch einen Flor durchscheint, und die unmittelbare Wirkung des Stoffes gedämpft wird" (5. Mai 1798).

„Mein Faust", schreibt Goethe 2. Jan. 1799 an Cotta, „ist zwar im vorigen Jahr ziemlich vorgerückt, doch wüßte ich bei diesem Hexenwesen die Zeit der Reife nicht vorauszusagen." — Schiller an denselben, 24. März 1800: „Goethe weiß, daß man in Deutschland auf den Faust sehr gespannt ist; Sie könnten ihn durch glänzende Anerbietungen dahin bringen, das Stück in diesem Sommer zu vollenden." — Nämlich das ganze Stück: es war damals durchaus nicht Goethes Absicht, es bei einem ersten Theil bewenden zu lassen.

16. April 1800 wird die völlige Umdichtung der Beschwörungsscene gemeldet. Nun aber tritt ein ganz neues Motiv ein, die Helena, die durch die Faustsage gleichsam postulirt wurde und die sich in der zu Rom empfangenen Hexenküche nur erst angedeutet hatte.

Faust erlöst sich selbst durch fortgesetztes Streben. Dazu gehört die Kunst. — Als Faust dem Erdgeist unmittelbar ins Auge sehen wollte, hatte er entsetzt sich abwenden müssen. Als er nun, durch Elfengesang dem schweren Traum des Lebens entzogen, erwacht, will er wieder in die aufgehende Sonne blicken, aber die Augen schmerzen, er ist geblendet. Die Sehnsucht hat sich zu hoch vermessen, die Erscheinung ist ihm zu groß, er wendet sich ab nach dem Wassersturz, aus welchem der Regenbogen aufsteigt, „in Wechselbauer, bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend:" — „Im farbigen Abglanz haben wir das Leben."

Durch diesen Monolog — vielleicht schon damals geschrieben:

A. W. Schlegel mit den Terzinen im „Prometheus" 1797 konnte die Anregung sein — klingen Schillers „Künstler" durch. „Der Mensch erbebte vor dem Unbekannten, er liebte seinen Wiederschein" auf der Woge, „von seinem Wesen abgeschieden, sein eignes liebliches Phantom!" — In der Kunst steigt „die furchtbar herrliche Urania von ihrem Sternenthron herab und steht mit abgelegter Feuerkrone als Schönheit vor uns da".

In diesem Sinn wird das Motiv der Helena ganz symbolisch gewendet. „Der menschliche Geist", sagt in einem Gespräch in den „Propyläen" der „Philosoph", d. h. Schiller, „befindet sich in einer herrlichen Lage, wenn er anbetet, wenn er vom Ideal über sich selbst erhoben wird. Aber der Gattungsbegriff läßt ihn kalt; er möchte die Neigung zum Individuum genießen, aber das Geisterhebende nicht fahren lassen. Was würde aus ihm werden, wenn die Schönheit nicht einträte und das Räthsel löste!"

Unter allen Gebilden der griechischen Schönheit trat dämonisch die Helena hervor. Goethe beschreibt einmal ein Gemälde des Polygnot, geraubte Trojanische Frauen. „Und all diese Schmerzen, um wessen willen werden sie geduldet? Um eines Weibes willen, das Sinnbild der höchsten Schönheit. Hier sitzt sie, wiederum als Königin, im höchsten Glanz, da sie mitten unter den Gefangenen als eine Fürstin ruht, von der es abhängt, zu binden und zu lösen. Was sie verbrach, wird durch ihre Gegenwart ausgelöscht. Vorher das Ziel eines verderblichen Kriegs, erscheint sie nunmehr als der schönste Zweck des Siegs, und erst über Haufen von Todten und Gefangenen erhoben, thront sie auf dem Gipfel ihrer Wirkung. Der Lebendige erfreut sich in ihr des höchsten irdischen Guts, des Anblicks einer vollkommenen Gestalt."

— „Wer gab der Gestalt die einzige furchtbar entschiedne Gewalt? Wer führte sie still die verborgene Bahn herab vom Olymp, aus dem Hades heran? Weit eher entflöhst Du dem ehrnen Geschick, als diesem durchbohrend verschlingenden Blick. . ."

„Meine Helena", schreibt Goethe 12. Septbr. 1800 an Schiller, „ist nun wirklich aufgetreten." Er las 20. Septbr. den Anfang dem Freunde vor, dem er einen „großen und vornehmen Eindruck" machte: „der edle hohe Geist der alten Tragödie weht einem entgegen."

Die Erscheinung der Helena, ist in der Ueberlieferung zunächst ein Kunststück, das der Magier seinen Gönnern vormacht; dann wird sie eine Teufelinne, um Fausts Sinnlichkeit zu bestricken. Der moderne Dichter bannt die Schöne, die ihm verlockend erscheint, in das Gewölbe

der absoluten Kunst; es ist, als wenn auf eine blendendweiße Marmorgruppe durch die dunkel gefärbten Fenster eines gothischen Doms ein räthselhaftes Licht fiele. Helena bleibt Erscheinung: was in ihr Seelisches vorgeht, ist Traum der Vergangenheit, sie kommt sich selbst wie ein Idol vor. Sie ist das Bild der reinen Schönheit, nicht sittlich begabt wie Iphigenie. Der Magier hat sie gerufen aus dem Reich der Schatten, aus der intelligiblen Welt, wo die reinen Formen wohnen, „die Bilder des schönen Lebens, regsam ohne Leben". Es ist ein Traum, in welchem der modernen Dichtung die Antike aufgeht. Das Schöne an sich kann mit Worten nicht gegeben werden, es zeigt sich durch den mächtigen Eindruck auf alle Seelen; mehr noch durch die würdige Form und Haltung des Ganzen: es ist gleichsam nicht Helena selbst, die den Dichter entzückt, sondern eine edle Tragödie von der Helena. Wie der Zauberstab des Magiers den Schatten herauf beschworen, kann er sie wieder verschwinden lassen. Helena hatte den Faust der Wirklichkeit entrückt; als ein Hauch der Wirklichkeit in das Gewölbe eindringt, sinkt das schöne Weib leblos in sich zusammen, ihre Nymphen zerfließen schattenhaft in alle Lüfte.

Faust erwacht aus seinem griechischen Traum und es erneut sich das Motiv der Euphrosyne; eine Wolke setzt ihn im Hochgebirge ab. „Sie löst sich langsam, nicht zerstiebend, von mir ab. Nach Osten strebt die Masse mit geballtem Zug, ihr strebt das Auge staunend in Bewunderung nach. Sie theilt sich wandelnd, wogenhaft, veränderlich. Doch will sich's modeln. — Ja! das Auge trügt mich nicht! — Auf sonnbeglänzten Pfühlen herrlich hingestreckt, zwar riesenhaft, ein göttergleiches Frauenbild . . . Ach, schon verrückt sich's! Formlos breit und aufgethürmt, ruht es im Osten, fernen Eisgebirgen gleich, und spiegelt blendend flüchtiger Tage großen Sinn. Doch mir umschwebt ein zarter lichter Nebelstreif noch Brust und Stirn, erheiternd, kühl und schmeichelhaft. Nun steigt es leicht und zaudernd hoch und höher auf, fügt sich zusammen. — Täuscht mich ein entzückend Bild, als jugenderstes, längst entbehrtes höchstes Gut? Des tiefsten Herzens frühste Schätze quellen auf, Aurorens Liebe, leichten Schwungs, bezeichnet's mir, den schnellempfundenen, ersten, kaum verstandnen Blick, der, festgehalten, überglänzte jeden Schatz. Wie Seelenschönheit steigert sich die holde Form, löst sich nicht auf, erhebt sich in den Aether hin, und zieht das Beste meines Innern mit sich fort."

So spricht Faust, als er aus seinem griechischen Traum erwacht, so Goethe, als er aus der hellenisirenden Schattenwelt seinen Blick in

das warme deutsche Leben zurückwandte, dem er eignete. Vielleicht ist jener Monolog erst zu Boisserées Zeit, vielleicht ist er erst nach Epimenides Erwachen geschrieben, aber das Verschwinden der Helena war ohne Zweifel von vornherein projectirt. Die Helena, d. h. das in ihr sich aussprechende Kunst- und Empfindungsleben, war nicht das versöhnende Motiv für Faust, sondern nur ein Moment im Leben des Helden. Der Augenblick, zu dem er sagen durfte: verweile doch, du bist so schön! lag nicht in einem Ideal, das einmal war. Dieser Augenblick hatte überhaupt keine sinnliche Gegenwart, er gewann Dasein nur als ein Gesicht in die Zukunft.

Einen Moment doch fühlte Goethe sich versucht, die Helena als ernsthafte Tragödie im rein antiken Stil auszuführen. Er bedauerte, ein so tief poetisches Leben in eine ihm fremde Atmosphäre entrücken und es gewissermaßen in eine Fratze auflösen zu sollen. „Lassen Sie sich", entgegnet Schiller, „ja nicht durch den Gedanken stören, wenn die schönen Gestalten kommen, daß es schade sei, sie zu verbarbarisiren. Der Fall könnte Ihnen im Faust noch öfters vorkommen, und es möchte ein für alle Mal gut sein, Ihr poetisches Gewissen darüber zum Schweigen zu bringen. Das Barbarische der Behandlung, das Ihnen durch den Geist des Ganzen aufgelegt wird, kann den höhern Gehalt nicht zerstören. Eben das Höhere und Vornehmere in den Motiven wird dem Werk einen eignen Reiz geben, und Helena ist ein Symbol für alle die schönen Gestalten, die sich in das Stück verirren werden. — Gelingt Ihnen diese Synthese des Edlen mit dem Barbarischen, so wird auch der Schlüssel zu dem übrigen Theil des Ganzen gefunden sein, und es wird Ihnen nicht schwer fallen, gleichsam analytisch von diesem Punkt aus Sinn und Geist der übrigen Partien zu bestimmen und zu vertheilen. Denn dieser Gipfel muß von allen Punkten des Ganzen gesehn werden und auch nach allen hinsehn."

Vor dieser Aufgabe nun, die Helena in den Faust einzuweben, stockte die Hand des Dichters, er suchte erst noch nach der angemessenen Form. „Da die Philosophen auf diese Arbeit neugierig sind, habe ich mich freilich zusammen zu nehmen", schreibt er 18. März 1801 an Schiller. Es ist keine Spur vorhanden, daß dieser weiter etwas von der Helena erfahren habe.

„Mit dem „Faust", schreibt Goethe 17. Nov. 1800 an Cotta, „ergeht es mir, wie es wohl auf Reisen geht, daß sich die Gegenstände weiter zu entfernen scheinen, je weiter man vorrückt. Es ist dies Jahr

manches nicht Unbedeutende geschehn, ich sehe aber noch nicht, daß sich eine erfreuliche Vollendung sobald hoffen läßt."

„Goethe", schreibt Schiller 21. Oct. 1800 an Körner, „bringt jetzt im Ganzen zu wenig hervor, so reich er noch immer an Erfindung und Ausführung ist. Sein Gemüth ist nicht ruhig genug, weil ihm seine elenden häuslichen Verhältnisse, die er zu schwach ist zu ändern, viel Verdruß erregen." — „Man verletzt die Sitten nicht ungestraft!" erwidert Körner. „Goethe kann selbst das Geschöpf nicht achten, er kann von Andern keine Achtung erzwingen, und doch mag er nicht leiden, wenn sie gering geschätzt wird. Solche Verhältnisse machen den kraftvollsten Mann endlich mürbe. Es ist kein Widerstand da, der durch Kampf zu überwinden ist, sondern eine heimlich nagende Empfindung, deren man sich kaum bewußt ist, und die man durch Betäubung zu unterdrücken sucht."

In einem gutmüthigen Moment fühlte Frau v. Stein Mitleid mit der alten Nebenbuhlerin: „es mag das arme Wesen recht drücken, dem's mit einer gemeinen Natur wohler gewesen wäre als mit dem Genie". In der That finden sich in Christianens Briefen mitunter bittre Klagen: „mir vergeht alle Lust zum Leben, alles ist mir verhaßt, und doch fehlt mir eigentlich nichts; ich habe alles, was ich mir wünsche".

„Der ist der glücklichste Mensch", schreibt Goethe in seinen Reflexionen, „der das Ende seines Lebens mit dem Anfang in Verbindung setzen kann." — In einer wichtigen Angelegenheit konnte er das von sich nicht sagen; während er reichen Segen über seine Umgebungen, über sein Vaterland spendete, rächte sich, was Problematisches in seiner Natur war, an seinem eignen Glück. Sein edles Herz hat durch Treue reichlich versöhnt, was Wankelmuth verschuldet; seine kräftige Natur hielt ihn elastisch empor, wo Schwächere erlegen wären, aber — es fehlte ihm etwas.

Sein alter Freund Knebel hatte Febr. 1799 seine ehemalige Maitresse geheirathet, war darüber mit dem Hof zerfallen und lebte still für sich in Ilmenau; Reichardt hatte sich in einer schweren Krankheit Goethes Jan. 1801 mit dem alten Freund wieder ausgesöhnt.

2.

Der Zerfall der romantischen Schule.

1800—1803.

„Lauferei alles das!" schreibt Caroline Schlegel 28. Oct. 1799 an ihre Tochter Auguste, indem sie ihr von den litterarischen Wirren in Jena berichtet; „Buonaparte ist in Paris! O Kind! bedenke, es geht alles wieder gut. Die Russen sind aus der Schweiz vertrieben, die Franzosen drängen in Schwaben vor, und nun kommt der Buonaparte noch. Freue Dich ja auch, sonst glaube ich, daß Du blos tändelst und keine gescheiten Gedanken hegst."

9. Nov. 1799 (18 Brumaire) machte Napoleon Bonaparte seinen Staatsstreich und gab 13. Dec. die neue, wesentlich monarchische Verfassung. Im Ueberdruß an der allgemeinen Zerfahrenheit fielen alle tüchtigen Kräfte ihm zu; indem er die Freiheit zu Boden schlug, sicherte er die bürgerliche und rechtliche Gleichheit. Gleichviel! die Ideen von 1789 waren aufgegeben, die Gewalt hatte die Entscheidung gebracht. Frankreich hatte sich lange nach einem Herrn gesehnt, es war im Ganzen zufrieden; aber Europa wartete mit bangem Staunen, was der Mann des Schicksals, der, glücklicher als Wallenstein, ein neuer Cäsar, die Armee an sich gekettet, nun weiter beschließen würde.

Durch den Sieg von Marengo, 14. Juni 1800, befestigte Bonaparte seine Herrschaft; seine weiteren Erfolge nöthigten Oesterreich 9. Febr. 1801 zum Frieden von Lüneville, in dem nicht blos das linke Rheinufer endgültig den Franzosen preisgegeben, sondern zugleich die Einmischung in die deutschen Verhältnisse verstattet wurde, da sie darüber zu befinden hatten, wie die deutschen Fürsten für ihre Verluste entschädigt werden sollten. So kündigte sich für Deutschland der Anbruch des neuen Jahrhunderts an! es war schlimmer als unter Ludwig XIV. Die deutschen Fürsten schämten sich nicht, bei den Machthabern in Paris schimpflich um ein Paar Quadratmeilen zu betteln, und dieser Länderschacher dauerte volle zwei Jahre! Diese Wetterwolke jenseits des Rheins drohte schwerer als das poetische Gewitter, das Fr. Schlegel im Traum gesehn.

Unter den Neuerungen des ersten Consuls machte in Deutschland die Wiederherstellung der katholischen Kirche das größte Aufsehen:

15. Juli 1801 wurde das Concordat abgeschlossen. Mit Verdacht beobachtete man die katholischen Neigungen, die nicht blos bei den Romantikern hervortraten.

1. Juni 1800 trat Fr. Stolberg mit Frau und Schwester in Münster zur katholischen Kirche über. Man hatte ihn von früher Jugend an gewöhnt, sich als schöne Seele zu betrachten; in der Religion hatte er immer, echt eudämonistisch, nur den äußern Wiederklang für die Schwingungen seines Herzens gesucht, den Sinn für die historischen Gewalten hatte er mehr und mehr verloren. In dem zehnjährigen Kampf gegen die Nüchternheit hatte ihn der Widerspruchsgeist viel weiter, als er anfangs geahnt, in die Reaction getrieben. Italien mit seinen Kunstwerken hatte auf ihn gerade so gewirkt, wie auf Schillers Mortimer, der in denselben Tagen sein Glaubensbekenntniß ablegte. Die Jesuiten, die Stolberg früher nur gegen ungerechte Angriffe vertheidigte, waren ihm allmählich theuer geworden. In der Fürstin Galitzin, mit der er viel und in den zärtlichsten Formen verkehrte, fand er eine fromme Seele, die zugleich liebenswürdig und unterhaltend war. Die französischen Emigranten in seiner Nähe zeigten ihm den vornehmen Widerstand der eidscheuen katholischen Priester gegen die Ungebühr der rohen Masse: die Kirche hatte doch noch Lebenskraft genug, Märtyrer hervorzubringen. Endlich: ihn dürstete seit früher Jugend nach einer That, nun hatte er sie gefunden.

Voß erfuhr es in Eutin von Stolbergs Schwester, 2. Aug.; er hatte es längst erwartet. Doch fand er nöthig, 8. Aug. dem alten Freund eine poetische „Warnung" zukommen zu lassen. „Du, zum Licht zwangloser Vernunft von Luther mit erkämpft, Du Forscher der Offenbarung, Du im Anhauch griechischer Luft gehobner Adler der Freiheit! Du verkennst Erbtugend und Schwung zum Aether? und, o Schmach! demüthigest Dich in grauser Hildebrand' unmenschlichen Frohn, Dich dumpfem Glauben verpflichtend, Pfaffenknecht? Ab schwöreſt Du Licht und Wahrheit? am Altarschmaus dann des gebacknen Gottes schnaubst Du dem, was Menschen vom Thier erhebet, Haß und Verfolgung?" — Voß hatte immer Toleranz gepredigt, aber nicht Toleranz gegen die intoleranten Katholiken. Er konnte sich in die Seele eines Andern nicht hineindenken, nicht begreifen, daß man in der Religion etwas andres suchen könne, als was er selber suchte. Sein eignes religiöses Bedürfniß war sehr dünn; sein Protestantismus beschränkte sich auf Anerkennung des protestantischen Pfarrerstandes als einer heil-

samen Anstalt zur Verbreitung der Moral unter dem Volk; alles Uebrige war ihm Pietismus und Schwärmerei.

Er weigerte sich, Stolberg zu sehn. „Die Sache ist zwischen Gott und mir", antwortete Stolberg; „gegen Sie und Erneſtine bleibe ich der Alte." „Den alten Stolberg", schrieb ihm Erneſtine, „werden wir lieben, so lange wir leben; wir werden sein Andenken wie das Andenken eines Geschiedenen rein in unserm Herzen zu halten suchen".

Voß war in der Gesinnung immer Stolbergs Gegner gewesen, und noch 19 Jahre später, als er den ehemaligen Freund noch einmal vor seinen Richterstuhl lud, fand er keine andere Erklärung des Abfalls als die alte Verschwörung der Jesuiten. Jacobi im Gegentheil war in der Polemik sehr weit mitgegangen mit Stolberg und Lavater, er hatte die Jesuitenverschwörung als ein Kindermärchen behandelt. Nun schien ihn die Thatsache zu wiederlegen; er fürchtete, sich compromittirt zu haben, und sprach sich in dieser Furcht bittrer und leidenschaftlicher aus, als es in seiner Ueberzeugung lag. Daß er seinen Brief an Stolberg, den er selber als den Ausdruck eines empörten Herzens bezeichnete, mit alten Invectiven nicht blos copirte, sondern in Circulation setzte, bis er endlich zum Druck kam: das war in seiner Art, aber es rechtfertigte vollkommen die kalte und stolze Ablehnung, welche Friedrich, Stolbergs Bruder, der protestantisch geblieben war, seinen erneuten Zärtlichkeitsversuchen entgegensetzte.

Stolberg, fünfzig Jahr alt, legte 24. Aug. seine Aemter nieder und verließ mit den Seinigen 28. Sept. Eutin, um nach Münster zur Fürstin Galitzin zu ziehn und für seine Ueberzeugungen schriftstellerisch zu wirken. Klopstock schrieb an Gleim: „unser Freund hat bei seinem so großen Irrthum ebensoviel Größe des Herzens durch seine Aufopferung für das gezeigt, was ihm jetzo Religion ist". Aber Gleim schrie auf: „Lieber Räuber und Mörder, als solch ein Abtrünniger!" Herder suchte zu beschwichtigen: „Have, anima distorta, misera have! Wir singen dir Requiem aber herzlich und leise".

„Unter allen seinen Freunden", schreibt Lavater, „bin ich vielleicht am wenigsten befremdet. Eine fromme poetische Natur wie die seinige ist leicht verführbar durch glänzende Phantome und wenn sich die katholische Religion seinem guten Herzen in den tugendhaftesten und liebenswürdigsten Personen darstellte, so ist leicht zu begreifen, wie ein Kopf, der nie große Beweise logischer Präcision gegeben hat, von

seinem Herzen hingerissen werden konnte, einen Schritt zu thun, den man schwerlich wird vernünftig nennen können."

„Mich", schreibt Goethe, „überraschte das Ereigniß keineswegs; ich hielt ihn längst für katholisch, und er war es ja der Gesinnung, der Umgebung nach."

Indessen ging die neue Schule in Jena ihrer Auflösung entgegen. Das persönliche Zusammenleben war anfangs nicht ohne Reiz: man speiste zusammen, man brachte den größern Theil des Tages in gebildeter Unterhaltung zu. Aber eben deshalb war man zu nahe an einander gedrängt, man sah sich alle kleinen Eigenheiten ab und legte ein ungebührliches Gewicht darauf. Mehr und mehr entwöhnte man sich des einsamen Arbeitens. Fast bei sämmtlichen Schriften Fr. Schlegels aus jener Periode merkt man heraus, sie sind empfangen in der geistreichen Unterhaltung und für dieselbe berechnet; manche von seinen Fragmenten versteht man erst, wenn man aus den Briefen erfährt, daß die Begriffe, mit denen er operirt, witzige Stichwörter sind, die sich in der Coterie gebildet haben. Ueberall blickt die Frage durch: was wird Caroline zu diesem Einfall sagen? was Dorothea? was das kleine Augustchen? So zusammengedrückt, verlor man völlig den Blick für die Welt außerhalb dieses Kreises. Die Herren wollten jeden Augenblick geistreich, die Damen jeden Augenblick interessant sein: für das, was sie eigentlich meinten, fehlte dem Publicum der Schlüssel.

Die Herren und Damen hatten ziemlich starke Bedürfnisse, die Einnahmen waren unsicher: Tieck und Fr. Schlegel waren gefährliche Borger, mit den Finanzen kam man nie in Ordnung. Um zu Friedrichs Unterhalt beizutragen, arbeitete Dorothea einen Roman „Florentin" aus, dem die Schicksale ihres alten Verehrers Dalton zu Grunde liegen, wenn auch hin und wieder Masken aus „Wilhelm Meister" und „Sternbald" darin spuken. Die Anlage der Charaktere ist sehr gut gedacht, die sinnliche Anschauung kräftig, es ist eine der besten Novellen der Romantiker; auch die eingestreuten Gedichte sind von individueller Farbe. Dorothea sprach sehr bescheiden über ihren Versuch, sie war überglücklich, Friedrich, dem das Leben sauer wurde, einiges Geld zu verdienen. Dorothea war in einer höchst precären Lage; Caroline mußte sie decken, aber sie gefiel ihr nicht. „Sie hat ein jüdisches Ansehn, Haltung u. s. w. Hübsch kommt sie mir nicht vor, die Augen sind groß und brennend, der Untertheil des Gesichts aber zu abgespannt, zu stark." Es war ihr garnicht recht, daß Dorothea ihr den alten

Verehrer Friedrich abspenstig machte. Dorothea bemerkte schon 18. Nov. 1799, daß Caroline mit ihrem Mann nur coquettire. Schelling war sehr aufmerksam gegen Caroline, besorgte ihr Putz u. s. w. zum Theil aber bezog das zwölfjährige Auguſtchen, das bei Onkel Friedrich Griechisch lernte, diese Huldigungen auf sich und ließ sich von ihrer Mutter gern darüber necken.

„Wenn auch von uns'rer Lieb' die süße Kunde kein reiches Lied der künft'gen Welt erzählt, doch wird aus des Gedichtes dunkeln Chiffern sie das Geheimniß unsrer Lieb' entziffern. Was sorgsam wir dem Aug' der Welt verborgen, das Glück, das nur die Unsichtbaren sehn, wird an des künft'gen Tages schönem Morgen aus dem Geheimniß glorreich auferstehn." Das Gedicht richtete Schelling an die zwölf Jahre ältere Caroline Schlegel.

Im Mai ging Caroline, deren Gesundheit durch ein Nervenfieber erschüttert war, mit ihrer Tochter zur Cur nach Bamberg; Dorothea athmete auf. Caroline forderte auch Schelling auf, nachzukommen. „Du weißt", schreibt sie ihm 9. Juni, „ich folge Dir, wohin Du willst, denn Dein Thun und Leben ist mir heilig, und im Heiligthum dienen — in des Gottes Heiligthum — heißt herrschen auf Erden. Doch unser Aufenthalt hier ist schon gemacht, erklärt und bereitet". 30. Juni kam Schelling wirklich in Bamberg an, ungewiß, ob er nach Jena zurückkehren würde; er hatte von Goethe Abschied genommen. Plötzlich erkrankte die kleine Auguſte und starb 12. Juli in dem nahe gelegenen Bad Bocklet.

„Sie wäre sehr reizend geworden!" schreibt Novalis 28. Juli an Fr. Schlegel. „Der Himmel hat sich ihrer angenommen, sie ist einem trüben Schicksal entgangen! Laßt uns ihr glückwünschen, daß sie ein reines Andenken von dieser Welt noch mitnahm. Für die Mutter ist es eine ernste Warnung: ein solches Kind läßt sich nicht so leicht erhalten wie ein Liebhaber."

„Sie war mir theurer, als man weiß!" schreibt Steffens 20. Aug., „als ich mir selbst gestehn wollte! Alle meine späteren Verirrungen kamen nur daher, daß ich sie zuweilen vergessen konnte".

Auch Tieck war sehr erschrocken. „Nur ist es freilich sonderbar, daß ich durch einige Verluste gewöhnt bin, alles nur wie einen Traum zu empfinden und nicht daran zu glauben, so daß mir schon seit lange das wirkliche Leben wie ein Traum vorschwebt. Dergleichen erinnert mich schmerzlich, daß eine wirkliche Welt da ist: die fast gemeine Ironie des Schicksals!"

„Wäre der Anlaß nicht gar so grausam", schreibt Dorothea 25. Aug. an A. W. Schlegel, „so wäre es mir ordentlich ein wenig lieb, daß Sie sich so etwas schwach fühlen. Nicht wahr, lieber Wilhelm? man kann sich recht, recht müde fühlen."

A. W. Schlegel folgte seiner Frau und Schelling nach Bamberg. „Es ist", schreibt er 14. Sept. an Tieck, „als hätte ich alle meine Thränen hierauf gespart, und manchmal habe ich ein Gefühl gehabt, als sollte ich ganz in Thränen aufgelöst werden. Ich wußte zwar, daß ich Auguste sehr liebte, aber ihr Tod hat alle noch verborgene Liebe ans Licht gerufen. Um das schmerzlich süße Andenken zu nähren, ist noch ein Bild von ihr vorhanden: mit einem leisen Heiligenschein umgeben, steht sie auf meinem Zimmer und wird stündlich von mir betrachtet und angebetet. — Ueber den Gegenstand meiner Trauer ist erst ein Lied und ein Sonett entstanden, ich habe nicht Ruhe und Muße gehabt, es wird aber eine ganze Reihe werden. — Du wirst mich in manchen Stücken verändert finden; es muß natürlich den Sinn mehr von der äußern Welt abziehn, wenn man vor allem mit einem abgeschiedenen Wesen lebt. Die Flecke auf der ersten Seite sind Spuren von Thränen; diese Libationen auf das Grab des geliebten Mädchens werden sich immer erneuern. Auf die erste Nachricht habe ich geglaubt, wahnsinnig zu werden."

Das „Todtenopfer", eine Reihe von Sonetten, entspricht in seiner Ueberschwenglichkeit ganz diesem Brief. In ähnlicher Art besang Fr. Schlegel das Ereigniß. Gries, der 17. Sept. in Bamberg eintraf, fand Carolinen erst vor Schmerz und Verzweiflung ganz aufgelöst, dann unbegreiflich gleichgiltig. Sie reisten 1. Oct. alle zusammen ab.

A. W. Schlegel begleitete seine Frau zu ihrer Mutter nach Braunschweig und ging 20. Febr. 1801 ohne Jena zu berühren zu dauerndem Aufenthalt nach Berlin. Hier schloß er sich wieder an Fichte an und verstand sich gern dazu, dessen Angriff gegen Nicolai — Fr. Nicolais Leben und sonderbare Meinungen — mit einer gepfefferten Vorrede herauszugeben. Nicolai hatte die Redaction der Allgemeinen deutschen Bibliothek wieder übernommen und Fichte, Schelling, Jacobi, die Schlegel, Tieck u. s. w. gleichmäßig angegriffen. Fichtes Satire ist witzig genug, nur wundert man sich, gegen eine als völlige Null dargestellte Erscheinung eine solche Batterie schweren Geschützes aufführen zu sehn. Aber in Nicolai geißelte Fichte den gesammten Zeitgeist, dessen Lieblingsidee war, über alles urtheilen zu können, ohne etwas gelernt zu haben.

Schelling kehrte krank und niedergeschlagen nach Jena zurück. Caroline suchte ihn zu trösten.

„Ich verspreche meinem Freunde, daß ich leben will, ja ich drohe es ihm, wenn er so zur unwahren Stunde den Tod sucht. Du liebst mich, und sollte die Heftigkeit des sich in Dir bewegenden Wehs Dich auch einmal mit Haß täuschen und mich damit zerreißen: Du liebst mich doch, denn ich bin es werth, und dies ganze Universum ist ein Tand, oder wir haben uns innerlich für ewig erkannt.

Meine Seele löst sich mehr und mehr in Weh auf, und doch bin ich getrost und stark. Dies erhalte Dir gegenwärtig, wenn ich auch nicht verhindern kann, an Deinem Busen zu weinen.

Erheitere mich mit Deinen Bestrebungen und Gedanken, Du hast mich so oft schon Entzücken über Dich empfinden lassen. Liebe mich, ich knie vor Dir nieder in Gedanken und bitte Dich darum.

Ach störe mich nicht in meiner sanften Trauer, dadurch, daß ich bitterlich über Dich weinen muß. Hättest Du Dir vorzuwerfen, dann ich tausendmal mehr; aber Gott weiß, es will nicht Raum in meiner Seele finden und haften. Ich habe Dich geliebt — es war kein frevelhafter Scherz, das spricht mich frei, dünkt mich.

Vielleicht bin ich wirklich schwer zu einer Entscheidung zu bringen, allein ich habe sie noch stets gefaßt, ehe es zu spät war und mich unverrückt an ihr gehalten. . . Der Moment ist da. — Ich scheide nicht von Dir, mein Alles auf Erden! . . Ich bin die Deinige, ich liebe Dich. Ich habe keine Stunde gehabt, wo ich nicht an Dich geglaubt hätte. Es sind Umstände gewesen, die Deinen Glauben an mich trübten, es wird nun heller werden. Ich sehe Dich wieder. Als Deine Mutter begrüße ich Dich, keine Erinnerung soll uns zerrütten. Du bist nun meines Kindes Bruder, ich gebe Dir diesen heiligen Segen. Es ist fortan ein Verbrechen, wenn wir uns etwas andres sein wollten."

So schreibt Caroline an Schelling, indem Wilhelm aus Braunschweig nach Berlin abging. Bald darauf fährt sie fort: „O ich habe Dich schrecklich lieb, unbegreiflich lieb, und nun wird es erst ganz an den Tag kommen! . . Wenn Du Dich jetzt nicht mehr trauernd an Unmöglichkeiten wendest, so können wir uns noch ein schönes Leben bilden. Nimm unser wunderbares Bündniß wie es ist, jammere nicht mehr über das, was es nicht sein konnte! Ich weiß wohl, daß mir als Weib dies leichter wird. So wie Du in das Bewußtsein tratest, waren Deine Forderungen an das Schicksal die eines Herrschers. — Du wolltest ein ungetrübtes jugendliches Glück, wie es auch so einem herrlichen Menschen

ziemt, wenn Du nur nicht noch soviel herrlicher wie herrlich gewesen wärst! Nun begnügst Du Dich, wenn es sein muß, jedoch in Bitterkeit, und ich in reicher Demuth. Spotte nur nicht, Du Lieber! ich war doch zur Treue geboren, ich wäre treu gewesen mein Lebenlang, wenn es die Götter gewollt hätten, und ungeachtet der Ahnung von Ungebundenheit, die immer in mir war, hat es mir die schmerzlichste Mühe gekostet, untreu zu werden. Dies Bewußtsein von innerlicher Treue hat mir erlaubt, mir wagend zu erlauben: ich kannte das ewige Gleichgewicht in meinem Herzen. Ich müßte mich verlassen auf mein Herz, und hätte es mich in Noth und Tod geleitet ... Freilich liegt nach meiner Idee die Sünde nicht in den Handlungen. Du erkennst hierin den Punkt auch, der Hohes und Niederes scheidet, sonst hättest Du nicht so anmuthig mit Deiner Freundin über ihr untreues Haupt gescherzt. — Alles Heil erwarte ich von Dir, und es muß uns beiden werden, wenn wir uns nicht fernerhin von einem stürmischen Gefühl regieren lassen. . ."

„Ich kann niemals Schelling als Freund verleugnen", schreibt sie ihrem Gatten nach Berlin, „aber auch in keinem Fall eine Grenze überschreiten, über die wir einverstanden sind. Dies ist das erste und einzige Gelübde meines Lebens, und ich werde es halten, denn ich habe ihn angenommen in meiner Seele als den Bruder meines Kindes. — Dadurch, daß ein verrätherisches Geheimniß zwischen uns wegfällt, gewinnt alles eine andre Gestalt, zuerst für uns selbst, und diese Sicherheit geht in die Umgebungen über. Ich glaube daher nach Jena gehn zu können. — Mein bester lieber Freund! Du mußt es nicht scheuen, mir auch einmal aus dem Gemüth zu schreiben — denn nicht wahr? es giebt doch ein Gemüth, ob Du schon die thörichte Leidenschaft verspottest. Adieu, lieber, lieber Wilhelm!"

Schelling richtete seine Vorlesungen in Jena förmlich darauf ein, seinen Nebenbuhler Fr. Schlegel, der gleichfalls über den transscendentalen Idealismus las, „todtzuschlagen"; er wurde darin kräftig unterstützt von seinem ältern Schulfreund Hegel, der Jan. 1801 in Jena eintraf. Als Fr. Schlegel 14. März 1801 öffentlich disputirte, benutzten die alten Professoren die Gelegenheit zu offnen Insulten; er zog sich mit Geist aus der Sache. Seine Ideen schöpfte er hauptsächlich aus Plato, den er gemeinsam mit Schleiermacher herauszugeben vorhatte. Er mußte aber bald erkennen, daß er mit seinen philosophischen Vorträgen nicht durchkomme, und nahm seine poetischen Arbeiten wieder vor.

Goethe, wenn er in Jena war, hielt sich ausschließlich an Schelling und Ritter, mit denen er seine naturwissenschaftlichen Ideen besprach.

„Ich mache mich gern etwas rar bei Goethe", schreibt Fr. Schlegel an Schleiermacher, „was ich von ihm haben kann, das ist geschehn, und er wird mich nie vernehmen." Er machte auf „den alten Herrn" das Epigramm: „herrlich ja herrlich nimmt er sich aus und besonders bei Fackeln: täuschend im Glanze erscheint lebend der marmorne Gott." — „Ehret die marmornen Männer, denn löblich sind sie von ferne; doch wenn ihr glühend euch naht, friert auf der Lippe das Wort." Das steht im „Herkules Musagetes", einem Gedicht, das er Febr. 1801 vollendete. Es enthält einen Abriß der modernen Litteraturgeschichte, Goethe, Lessing und Winkelmann, Fichte, Novalis, Tieck, A. W. Schlegel, Ritter, Schleiermacher, endlich Er selbst. „Heiliger brannte die Flamme noch nie vom reinen Altare, als mir tief in der Brust glüht das erhabene Herz; und, die so leicht wohl befriedigt der kleinen Vollendung sich freuen, alle wieg ich sie auf durch die erfindende Kraft." — Es ist, als ob ein Dämon ihn trieb, sobald er der Sprache rythmisch oder rhetorisch höheren Schwung gab, das Ungehörigste auszusprechen. Auch das konnte er nicht unterdrücken, daß er sich eigentlich zum General bestimmt glaubte, eine seiner Lieblingsphantasien.

Wilhelm versuchte von Berlin aus umsonst, zwischen seinem Bruder und Schelling Frieden zu stiften. Die Sache wurde noch schlimmer, als 23. April 1801 Caroline aus Braunschweig in Jena eintraf. „Da Du sie noch als Deine Frau zu agnosciren scheinst", schreibt Friedrich an seinen Bruder, „besuchte ich sie"; er fand Schelling bereits vor: zuerst beiderseits kühle Zurückhaltung, dann Wuthausbrüche. In diesem Verhältniß nahm Wilhelm entschieden Partei für seine Gattin gegen seinen Bruder: Friedrich hatte sich in diese Sache auf eine „ihm zu nahe tretende Art" eingemischt. Nach einem Besuch Wilhelms in Jena, Aug. bis Nov. 1801, berichtet Friedrich an Tieck: „Wir haben die Familienverhältnisse nicht berührt, aber er hat dafür gesorgt, daß ich sie ein Paarmal empfunden habe. Ich wünschte nur, daß ich darüber — was früher oder später doch geschehen muß — mit Wilhelm nicht auf eine Art zur Sprache komme, die jede fernere Gemeinschaft unmöglich macht."

Aus dieser Zeit sind eine große Zahl interessanter Briefe Carolinens an ihren Mann aufbewahrt. Ganz ohne Interesse kann er für sie nicht gewesen sein: man schreibt nicht so lange, eingehende und liebenswürdige Briefe an einen Gleichgültigen, namentlich wenn man nur kurze, trockne und selbst unwirsche Antworten erhält. Offenbar will sie ihm gefallen, theils aus Klugheit, weil sie ihn gegen Friedrich und Dorothea auf

ihrer Seite haben will, theils weil das so in ihrer Art lag. Sie schmeichelt ihm, sie neckt ihn, sie giebt ihm gute Rathschläge, sie unterhält ihn mit allem Aufgebot ihres Witzes. Ueber das Verhältniß zu Schelling haben sie sich ausgesprochen; nicht ganz wahr, doch so weit, daß man Wilhelms Betragen schwer begreift: die Liebe zur Ruhe machte, daß er sie gewähren ließ, sie sollte ihn dann auch gewähren lassen. Das Amusanteste in diesen Briefen ist die Art, wie sie ihn über seine Berliner Liebschaften raillirt, die Unzelmann, die Bernhardi, die Mayer (spätere Händel-Schütz). Seine Liebeständeleien geben ihr offenbar im Hinblick auf ihr eigenes Gefühl eine hohe Genugthuung und doch ist diese Genugthuung mit einem geheimen Verdruß zersetzt. Fast jedesmal folgen auf ihre Neckereien ein paar Nadelstiche, die er recht gut merkt. „Er erinnerte mich selbst mehrmals an die unter uns bestehende Freiheit durch Frivolitäten, die mir mißfallen konnten!" — Sie war eifersüchtig, obgleich sie nicht liebte.

„Man sagt mir", schreibt sie aus Jena 22. Juni 1801 an ihren Gatten, „Du wolltest die Unzeline heirathen, sie ließe sich von Unzelmann scheiden und Du Dich von mir." Auch mit Tiecks Schwester, Madame Bernhardi, hat sie ihn im Verdacht, daß sie sich „gegenseitig mit zuviel Nachsicht bewunderten". — „Glaube nur, allerliebster Freund! Du kannst einem recht schlecht begegnen, und hast mich auch hart angefahren lange ehe ich eine leidenschaftliche Ursache dazu in Dir gereizt hatte." (19. Juli.) „Du nimmst mir erstaunlich viel von meiner Artigkeit und Anmuth, wenn Du mich furchtsam machst." (27. Juli.)

„Mannigfaltige Störungen", erklärt Caroline einer jungen Freundin in einem Brief, der übrigens nach der Scheidung geschrieben war, „haben mein Gemüth ganz von unsrer Verbindung abgewandt; das habe ich ihm vom ersten Moment an nicht verhehlt, meine Aufrichtigkeit ist ohne Rückhalt gewesen." Doch nicht ganz, wenngleich sie ihm zuweilen in der kränkendsten Form Mittheilungen machte, die jeden Andern zum Entschluß gebracht haben würden! Aus den Briefen an Schlegel geht vielmehr mit ziemlicher Bestimmtheit hervor, daß sie eine förmliche Trennung weder wünschte noch für wahrscheinlich hielt. Ihre bisherige Stellung war, wenn auch nicht unangefochten, doch immer eine bequeme. Sie meinte es auf ihre Art ehrlich mit Wilhelm, sie vertrat auch äußerlich nach wie vor seine Interessen, sie wünschte ihm das Leben angenehm zu machen, wenn er sie nicht störte. Sie versucht sogar ein paarmal einen wärmeren Ton anzuschlagen; sie spricht wiederholt den Wunsch eines dauernden Zusammenseins aus, und sie folgt endlich

April 1802 ihrem Mann nach Berlin. Dort aber kommt es zu argen Scenen, die zum Bruch führen. Von nun an tritt sie entschieden und rücksichtslos auf, während Wilhelm fortfährt nicht zu wissen, was er will.

24. Mai 1802 holt Schelling Caroline aus Berlin nach Jena zurück. Der Bruch zwischen Wilhelm und Caroline ist so arg, daß selbst das Duzen aufhört. Dagegen stehn Schlegel und Schelling gut mit einander, obgleich der Letztere als Mandatar Carolinens sich zuweilen einen hochmüthigen und höhnischen Ton erlaubt; im Uebrigen sind seine Briefe voll Verehrung und Dankbarkeit. Grade in der Zeit werden Beschuldigungen gegen Schelling laut, er habe durch eine leichtsinnige Cur Augustens Tod verschuldet: nun muß Schlegel zu einer gemeinsamen Gegenerklärung heran; sie fällt (Sept. 1802) so grob aus, daß die Gegner mit verdoppelter Grobheit über beide herfallen; am meisten muß der arme Schlegel leiden. Die Scheidungsverhandlungen ziehn sich in die Länge, sie dauern ein volles Jahr. Die gerichtliche Scheidung erfolgte 17. Mai 1803. Am 26. Juni ließ sich Schelling von seinem Vater mit Caroline trauen; er wollte eigentlich mit ihr nach Italien gehn, nahm aber einen Ruf nach Würzburg an, wo Caroline den dortigen Professorenfrauen gegenüber die alte Superiorität behauptete. In Schelling hatte sie einen Herrn gefunden, den sie trotz seiner Jugend anbetete.

Tieck, der stets ein unansässiges Wanderleben führte, war schon Juli 1800 aus Jena geschieden und nach vorübergehendem Aufenthalt in Hamburg und Berlin April 1801 mit seiner Familie nach Dresden übergesiedelt; er hatte in einer Woche beide Eltern verloren, andere Umstände kamen dazu, seinem Geist wieder eine trübe Richtung zu geben. Körner fand anfangs viel Gefallen an ihm, doch wußte Schiller bald den Freund umzustimmen. Sehr gut verstand sich Steffens mit ihm, der damals in Tharand wohnte, aber jeden Tag zu ihm eilte. Sie fanden sich in Jacob Böhme und den Mystikern. Steffens schilderte ihm in lebhaften Gesprächen die düstren Eindrücke großer Gebirgsformen; aus diesen ging das schauerliche Mährchen vom Runenberg hervor: in dem Steinsucher ist Steffens selbst gemeint; das Grauen vor Bergen und Wäldern, die Hinneigung zur frommen Ebene gehört wohl mehr dem Berliner an. In ähnlicher Weise wie den Golddurst hat Steffens später die dämonische Macht des Spiels geschildert.

Auch in der Sympathie für die katholische Kirche stimmten sie überein. Der Cultus der Madonna war in Dresden überhaupt immer stärker geworden: auch die katholische Musik wurde nun über alles erhoben. Leo, Pergolese hörte man allenthalben bewundern, Händel und Bach, als Protestanten, wurden kaum genannt. Mit Heftigkeit verfochten die beiden Freunde die Berechtigung der katholischen Cultusform gegen die protestantische Nüchternheit; Steffens Landsmann Möller hielt als strenger Lutheraner den Widerpart, bis in einer schweren Krankheit alles, was er gehört, zum Durchbruch kam: er trat nun über und suchte auch die beiden Freunde zu bekehren.

Auch die Dresdner Künstler sammelten sich gern um den Dichter des „Sternbald"; am herzlichsten schloß sich ihm Runge aus Wolgast an, ein Geistesverwandter von Novalis. „Wer ihn sah ahnte in ihm den Dichter. Seine großen sinnenden Augen waren gewöhnlich nach Innen gekehrt und hatten eine unbeschreiblich anziehende Gewalt. Seine dicht geschlossenen Lippen waren ungemein zart, aus den leisesten Bewegungen derselben sprach sich etwas Sinniges aus. In Gesellschaft unbekannter Menschen still und verschlossen, gab er sich im vertrauten Kreise willig hin; das Kindliche der plattdeutschen Sprache (wie in den Mährchen vom Machandelboom und Frau Ilsebill) trat dann mit einem unwiderstehlichen Zauber hervor. Als Künstler gab er sich unbedingt seiner reichen Phantasie hin, und bei dem ersten Anblick scheinen seine Produktionen (Arabesken, Tageszeiten u. s. w.) mehr einem willkürlichen Traum ähnlich, in welchem alle bestimmten Gestalten sich durch unsichere Verwandlungen ins Gestaltlose hineintauchen. Aber diese Räthsel sind sinnvoll, man kann sie nicht verlassen, ohne mit Anstrengung ihre Lösung zu suchen."

Tieck war in Dresden theils mit Herausgabe der Schriften von Novalis, theils eines Musenalmanachs beschäftigt. Man hatte auf Beiträge von Goethe und Schiller gerechnet, da diese ausblieben, wurde der Almanach ein neues Manifest der Romantik. Da finden sich begeisterte Sonette auf Dante, Calderon, Goethe, Fichte, Novalis und die andern Freunde; von Tieck ein naturphilosophischer Cyclus „Die Lebenselemente", von der höchsten Ueberschwenglichkeit, ohne Gliederung und Plastik. Novalis' geistliche Lieder, Marien- und Christuslieder aus dem Lateinischen und Spanischen. Von Fr. Schlegel ein Cyclus „Abendröthe", angeblich zur Fortsetzung der „Lucinde" bestimmt, zum Theil von einem zarten Klang, aber auch wieder unbändig: „Laß froh beim Kuß uns ew'ge Untreu schwören! wo Reize locken,

kindlich sie versuchen! des Seelchens Wünsche sorgsam zu erhören, im schönen Wechsel leichte Freuden suchen! So werden wir denn frei und freier leben, bis göttlich leicht wir in den Lüften schweben." — Einmal spricht der Mond: „Seht ihr mich milde glänzen und warme Sommernächte schön erhellen, wo leise Freudenwellen der Erde Kinder kühlen nach den Tänzen: sind's Sonnengeister nur, die sanfter spielen; mein eignes Wesen könnt ihr so nicht fühlen. Doch wenn ich seltsam scheine, aus dunkeln Wolken ängstlich vorgeschlichen, dann ist die Hüll' entwichen, es merkt der Mensch mit Schaudern, was ich meine."

Die Romanzen des Almanachs verlassen durchaus das classische Gebiet: so „Der ewige Jude" von A. W. Schlegel, die „Zeichen im Walde" von Tieck, eine unendlich lange Mordgeschichte in Assonanzen, die mit einer erschreckenden Ausdauer auf U auslauten; ferner ein geheimnißvolles Strafgericht in Terzinen von Schelling; übrigens hätten „Hero und Leander" oder „Sehnsucht", die Schiller damals dichtete, allenfalls ihren Platz im Almanach gefunden. In prächtigen Worten schlug er Tieck bei Weitem. Wenn dieser singt: „Süße Liebe denkt in Tönen, denn Gedanken stehn zu fern!" oder: „Mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält, wunderbare Mährchenwelt, steig' auf in der alten Pracht!" um den Aufzug der Romanze mit ihrem Gefolge von Pilgern, Rittern und Schäferinnen im „Octavianus" einzuleiten, so klingt das gut genug; aber Schillers „Du mußt glauben, Du mußt wagen, denn die Götter leihn kein Pfand! nur ein Wunder kann Dich tragen in das schöne Wunderland!" klingt doch besser.

Unbedingt herrschte der neue Ton nicht vor: Tiedges „Urania", die gleichzeitig mit dem Almanach erschien, und von dem gebildeten Publicum verschlungen wurde, „Glauben, Zweifel und Wissen", klingt in den Ideen halb an Jacobi, halb an Fichte, in der Weise, nur abgeschwächt, an Schiller. Aber im Ganzen wird die Manier des Almanachs bei den jungen Dichtern die beliebte: Sonette, Canzonen, Terzinen, Glossen, an die Dichter und Philosophen, an die Jungfrau Maria, selbst bis zur unbefleckten Empfängniß; an die Elemente, die Liebe, den Tod u. s. w.; Naturphilosophie und transcendentaler Idealismus: überall eine Fülle von Tendenzen, überall eine Flucht aus dem Reich der Gestalten in den Nebel einer wollüstig erregten Einbildung oder in den leeren Aether der Abstraction. „Die Crucifixe und Madonnen, welche Amor und die Grazien verdrängt haben", schreibt ein damaliger Kritiker, „werden nichtssagende Puppen. Die neuen künstlichen Formen der Lyrik stechen genug hervor, um für sich allein zu fesseln und die

Leerheit zu begünstigen. . . . Dennoch drängt sich manches auf, als ob es etwas wäre: das aber bringt grade den treuen Freund der Poesie zur Verzweiflung, weil es dann doch nichts ist, indem überall die Tiefe und der Hintergrund fehlt. . . . Die Leute studiren garnicht, sie schauen nur sich und ihr kleines Gemüth, das ihnen ein unendlicher Abgrund dünkt, und aus diesem Gemüth haspeln sie wie die Spinne ein Netz, um Fliegen zu fangen."

Die größte Hoffnung setzte Tieck noch immer auf sein dramatisches Schaffen. In seinem neuen Stück „Octavianus" ist die Stillosigkeit auf die Spitze getrieben. Der Stoff zu diesen zehn Acten ist dem alten Volksbuch entnommen, die Composition Shakespeares „Wintermährchen" nachgebildet. Es treten auf: der Römische Kaiser Octavianus, König Dagobert von Frankreich, der Majordomus Pipin, König Eduard von England, König Rodrigo von Spanien, König Balduin von Jerusalem, der Sultan von Ceylon, König Arlanges von Persien, ein Riesen-König u. s. w. Wie in der „Genoveva" den heiligen Bonifacius, so bringt Tieck hier jedesmal, wo etwas geschehen soll, die Romanze hinein, die in einer langen Rede in Assonanzen dem Publicum referirt, was eigentlich auf der Bühne vorgehn sollte. So bleibt, abgesehn von den komischen Scenen, nichts übrig als die lyrische Stimmung, die in allen nur erdenklichen Versmaßen Calderons angeschlagen wird; für die Mehrzahl der Arien und Recitative hat dem Dichter eine bestimmte Stelle bei Calderon vorgeschwebt: die ewigen Wettgesänge zwischen Rose und Lilie, Roxane und Lealia, die christlichen Predigten in Ottaverimen und die bombastischen Prahlereien der Babylonier. Das Stück sieht wie eine Sammlung lyrischer Gedichte aus, durch unbedeutende Dialoge nothdürftig verbunden; die Gefühle zerfließen in gegenstandslose Seufzer, die Bilder in schillernde Arabesken.

Tiecks Octavianus blieb auf geraume Zeit sein letztes Originalproduct. Die Nachahmer verleideten ihm seine eigene Poesie; daneben verstimmte ihn ein gichtisches Leiden, das sich in Jena eingestellt und in den nächsten Jahren ihn wiederholt bis zu ernstlicher Lebensgefahr heimsuchte. In gesunden Tagen setzte er sein Reiseleben fort, zum Theil mit seinem alten Freund von Burgsdorf, bei dessen Onkel, dem Grafen Finkenstein auf Gut Ziebingen, seine Familie eine Heimath fand. Später nahm er mit seiner Schwester Sophie in München und Rom längere Aufenthalte. Er widmete sich nun den altdeutschen Studien, aus denen 1804 seine Bearbeitung der Minnelieder als erste Frucht an die Oeffentlichkeit trat.

Zu den Nachahmern, die Tieck seine Poesie verleideten, gehörte Clemens Brentano, drittes Kind der einst von Goethe geliebten Maximiliane, Enkel von Sophie Laroche. Nach des Vaters Tod, der ihn für den Handel bestimmt hatte, kam er 1797, 19 Jahr alt, nach Jena. Eigentliche Studien vermied er, suchte sich aber dem Schlegelschen Kreis anzuschließen. Schon damals gelangen ihm einige schöne Lieder, z. B. „die lustigen Musikanten", die „Loreley", welche nachher am Rhein zur Volkssage ausgebildet wurde: für die Weise des Volksgesangs hatte er schon als Knabe ein feines Ohr. Seine Grillen zeichnete er in einem „verwilderten" Roman auf: „Godwi oder das versteinerte Bild der Mutter", der Juni 1800 abgeschlossen wurde, mehr noch als „Lucinde" eine Studie über die Natur des romantischen Subjects. In seinen „Satiren und poetischen Spielen von Maria", mit denen er 1800 zuerst an die Oeffentlichkeit trat, gebrauchte er gern Tieckſche Wendungen, z. B. „Alles mit Religion treiben!" Dafür verhöhnte ihn dieser Juni 1800 in der Maske eines Bewunderers. „Ich verachte gottlob die Sittlichkeit!" läßt er ihn sagen.

Brentanos erster Eindruck, erzählt Tieck später, war ein gewinnender; schlagende Einfälle, unerwartete Wendungen standen ihm zu Gebot. „Bei längerem Umgang machte man indeß seltsame Erfahrungen. Er pflegte sonderbare Geschichten zu erzählen, die er erlebt haben wollte. Im Anfang glaubte man ihm, dann stiegen Bedenken auf, endlich kam man dahinter, er habe seinen Zuhörern Mährchen aufgebunden. Bald war er der erklärte Liebling empfindungsvoller Frauen. Das ewige Thema seiner Gespräche war er selbst. Er begann mit Selbstanklagen, er habe vieles zu bereuen, er sei ein schlechter Mensch. Doch werde er sich bessern, wenn edle Frauen übernähmen, ihn auf den rechten Weg zu leiten. War es endlich zur Rührung gekommen, so brach er ab, ging von dannen und sagte im nächsten Augenblick: „nun glauben die Gänse dort wirklich alles, was ich ihnen erzählt habe".

Dorothea und Fr. Schlegel konnten ihn eigentlich nicht leiden, aber sie wehrten seine Zudringlichkeit nicht ab. „Er schämt sich", schreibt Dorothea, „seiner sentimentalen Ader, die er doch gar nicht verleugnen kann."

4. Dec. 1801 erhielt Dorothea in Jena von Tieck den „Octavianus"; gleichzeitig las ihr Clemens Brentano sein Lustspiel „Ponce de Leon" vor. Dasselbe bezweckt nach der Vorrede durch den Uebermuth freier Seelen zu belustigen, da für das eigentlich Komische unser albern

gewordenes Zeitalter den Sinn verloren habe. — Ein junger Cavalier liebt eine junge Dame, sie liebt ihn wieder, die Eltern sind einverstanden; trotzdem verführt ihn sein eigner Vater, sie zu entführen: und dieser närrische Einfall wird in zwei Intriguen wiederholt. Außerdem läuft jede der betheiligten Personen ohne irgend einen Grund bald nach links, bald nach rechts und stößt mit einer andern Person, die dasselbe thut, zusammen. Dergleichen belustigt im Ballet, wenn die zusammenstoßenden Personen wirklich umfallen und Purzelbäume schlagen; aber wenn sie zur Abwechselung in die Mystik gerathen, hört der Spaß auf. Der Held ist ein phlegmatischer junger Mann, in den sich alle Mädchen verlieben, ohne daß er es erwiedert, bis er endlich durch die Beschreibung einer Dame, daß sie im Bett auf der linken Seite ausgestreckt ruht und auf freundliche Gespräche mit ihrem zukünftigen Gatten sinnt, zur Liebe angeregt wird. Dieser große Moment wird durch folgende Parenthese eingeleitet: „Ponce ergreift ein Glas und spricht schläfrig, doch bestimmt und mit ruhiger launiger Wärme. Diese Rede muß der Schauspieler gut verstehn, wenn er sie nicht verderben will: sie ist nicht Wortspiel, sie ist der Charakter des Ponce, der um wenige Punkte ein größeres Leben dreht, bis ihn die Liebe verwandelt." — „O gern will ich des Schlafes Ehre trinken; doch lieber Mohn als Wein, dann schlief die Ehre ein, und auf der Ehre Schlaf läßt sich gut trinken. Die Ehre wacht über die Liebe und die Liebe schläft über der Ehre ein. Aus Liebe wacht die Liebe wieder auf, und endlich macht die Ehre sich eine Ehre daraus, einzuschlafen. Sie drückt ein Auge zu; nun kann die Liebe recht erwachen, und nun ist es gefährlich, die Ehre der Ehre steht auf dem Spiel. — Drum trink' ich auf der Ehre Schlaf; der Schlaf wäre wahrlich nicht zu ehren, er wäre blos zu schlafen, wenn die Ehre nicht mit ihm einschliefe, daß die Liebe wachen könne. O pfui des Schlafes, Schlaf! Eiapopeia Ehre!"

Auch Fr. Schlegel versuchte sich im Drama. In seinem Trauerspiel „Alarcos" finden sich neben dem spanischen Rythmus und Reim Trimeter sonderbarer Weise durch die Assonanz verschönert: ganze Seiten lauten auf a oder o oder u aus. Von dieser Künstlichkeit der Form wird die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, der Inhalt wird als etwas Accidentelles angesehn, man erfährt nicht einmal deutlich, was vorgeht. Die einzige Rücksicht des Gedichts scheint, den sittlichen Vorstellungen der Aufklärung möglichst zu widersprechen. Die Volkssage vom Grafen Alarcos ist durchaus spanisch gedacht. Er hat einer Königstochter die Ehe versprochen und trotzdem eine Andre geheirathet;

an sein Wort gemahnt, bleibt ihm kein ander Mittel, es zu lösen, als der Tod seiner Gemahlin. Er ermordet sie, und wird nebst seinen Mitschuldigen von der Sterbenden in der Frist von drei Tagen vor Gottes Richterstuhl geladen. — Diese wunderliche Begebenheit psychologisch zu motiviren, hat Schlegel garnicht versucht, er nimmt alle Voraussetzungen aus der spanischen Legende unbefangen herüber und geht nur darauf aus, die düstre Stimmung des Ereignisses, ohne alle Vermittlung sittlicher Theilnahme, auf die Phantasie wirken zu lassen. — Gleichwohl zog Goethe das Stück, seiner knappen und strengen Form wegen, bedeutend dem „Octavianus" vor.

Gleichzeitig hatte sein Bruder den „Jon" des Euripides bearbeitet: in der Behandlung ist Goethes Iphigenie das Vorbild. Der Trimeter ist mit Ausnahme einiger Stellen von erhöhter Stimmung dem fünffüßigen Jambus gewichen; der Chor ist weggefallen, von den tragischen Versmaßen nur der trochäische und anapästische Tetrameter in Anwendung gebracht. Die Sprache erinnert an den Ton des griechischen Dramas, aber sie ist zugleich reines und elegantes Deutsch. Die scenischen Veränderungen sind fast durchweg Verbesserungen, obgleich das Bestreben, das Alterthum perspectivisch zu malen, d. h. so, daß die uns fremden Farben und Linien am auffallendsten hervortreten, dem Zweck des Dramas widerstrebt. Wo Schlegel frei arbeitet, hat er im Ganzen den Ton schöner Leidenschaft getroffen. Aber wie unendlich steht der dichterische Inhalt dieses Stücks hinter der Iphigenie zurück! es ist ein Intriguenstück, dessen Motive uns fremd sind: nach unsern Begriffen ist es keine Ehre für einen Sterblichen, den Bastard eines Gottes in seinem Hause zu hegen, wenn auch Apollo, der ungeschickterweise zuletzt persönlich auftritt, dem Xuthus erklärt: „du wirst das holde Lager nicht verschmähn ob meiner offenbarten Vorgenossenschaft". Schlegel hat die lüsternen Scenen, die im Euripides vermieden sind, absichtlich schärfer hervorgehoben und bei den Geständnissen der Kreusa mit einer gewissen Vorliebe verweilt.

Gegenüber einem Stück und einem Dichter, den A. W. Schlegel unter seine Flügel nahm, konnte sich der Verfasser des Jon allerdings als Meister vorkommen. Es war das Drama „Lakrimas" von Wilhelm von Schütz, eine Uebung in den neumodischen italienischen und spanischen Versmaßen; zuweilen stehn sechs Sonette neben einander, auch an Canzonen ist kein Mangel. Der Held weint das ganze Stück durch, sämmtliche Personen sehnen sich mit einer Ausdauer, die einer bessern Sache werth wäre; es werden drei Träume erzählt, in denen es noch blumiger

aussieht, als im Stück selbst. Die dramatische Kunst ist völlig in ihre Wiege zurückgekehrt: es tritt eine Person auf und besingt ihre Sehnsucht, eine andre begegnet ihr und thut dasselbe, dann gehn sie ab u. s. w. Der Liebhaber einer christlichen Dame ist eigentlich ein muhamedanischer Prinz, eigentlich aber auch nicht, sondern der Sohn eines Christen, und ein Andrer ist der maurische Prinz, obgleich Christ; eine dritte christliche Dame ist eigentlich eine maurische Prinzessin und umgekehrt; es geht zu wie im „verwunschenen Prinzen".

Die romantische Poesie, nun im buchstäblichen Sinn das „Mädchen aus der Fremde", sollte in Sprache, Costüm, Versbau, Bildern, die höhere Abkunft verrathen. In dieser Jagd nach fremden Himmelsgestalten war die Uebertragung der Spanier hoch willkommen, die an Fremdartigkeit nichts zu wünschen übrig ließen. 15. Febr. 1803 wurde A. W. Schlegel mit dem 1. Band des Calderon fertig; er hatte sich erst gegen diesen Dichter gesträubt und Tiecks Begeisterung verlacht: nun konnte er die Virtuosität des Uebersetzers nach einer neuen Richtung bethätigen. Der Band enthält ein christliches und ein heidnisches Stück: „Die Andacht zum Kreuz" und „Ueber allen Zauber Liebe" (Circe), recht als hätte der Uebersetzer zeigen wollen, daß es bei Anwendung der Mythologie auf die besondre Religion nicht ankomme.

„Man hat getadelt", schreibt Gries, „daß Schlegel seine Uebersetzung mit einem Stück eröffnet, worin sich der Katholicismus in seiner ganzen Stärke ausspricht. Mit Unrecht, däucht mir: warum sollte man sich nicht ebensogut in diese Mythologie, als in die griechische versetzen können?" — Gewiß war es nicht zu schelten, daß Schlegel das Werk eines großen Dichters, und zwar meisterhaft übersetzte; aber schwer versündigte er sich, indem er diese Ausgeburt der Bigotterie auch ihrem Inhalt nach verherrlichte. Calderon war ein Ausdruck für den Sieg, welchen in Spanien die Inquisition und der Despotismus über den protestantischen Geist davongetragen, und diesen Triumph des Aberglaubens sollte der deutsche Protestant als schön, gleichsam als ein Vorbild empfinden: das war eine gefährlichere Licentia poëtica, als die Schillers in den „Göttern Griechenlands".

Die Uebersetzung Calderons machte augenblicklich großes Aufsehn. Schiller bewunderte die Kunst des spanischen Dichters; er bedauerte, ihn nicht früher gekannt zu haben, er hätte viel aus ihm lernen können! Der Meinung war Goethe nicht, doch war auch seine Bewunderung sehr groß: „wenn die Poesie ganz von der Erde verloren ginge, so könnte man sie aus Calderons standhaftem Prinzen wiederherstellen!"

A. W. Schlegel verherrlichte an der Spitze seiner Schule seinen Dichter unermüdlich in Sonetten und Canzonen, und die erstaunlich leere und erstaunlich liebebedürftige Jugend wußte nichts Besseres zu thun, als diesem Vorbild nachzustreben. Von Calderon lernte sie, durch den Wechsel des Versmaßes und dem Blüthenreichthum der Sprache der jedesmaligen Stimmung einen sinnlichen Ausdruck zu geben, den sittlichen Eindruck an einzelne Operneffecte zu verzetteln. Sie arbeitete von Außen nach Innen: sie suchte für die ideale Kunstform, die sie mitbrachte, nach passenden Charakteren und sittlichen Vorstellungen. Das Gewissen, der sittliche Inhalt und die Charaktere waren nur noch ein unentbehrliches Theaterrequisit. Die Figuren wurden wie die spanischen stereotyp, die Ideen geprägte Münzen. Aber bei Calderon war die katholische Bigotterie ernst gemeint, er glaubte daran: die Romantiker priesen sie, weil sie zum Behuf der höhern Kunst dergleichen Fictionen brauchten.

„Es ist ewig schade", schreibt Caroline Herder 12. Juni 1803, „daß die spanische Poesie den Schlegel in die Hände gefallen ist! es liegt in ihr eine Welt voll Schönheit, aber in welch' einer närrischen wortreich verworrenen Sprache ersäufen sie den Geist!" Herder hatte eine französische Bearbeitung des Cid in spanische Rhythmen geschmackvoll übertragen: „Der Cid", schreibt Caroline, „hat mich überzeugt, daß historische Gegenstände das Gemüth ganz anders ergreifen, als idealer Klingklang; er spricht mir lebendiger zu als die Odyssee, da er uns näher ist."

„Unsre Zeit ist bemüht, jeden Geist auf seine ihm eigne Art zu fassen und auf diesem Wege ein unbekanntes heiliges Land zu entdecken, von dem begeisterte Gemüther geweissagt haben." So schreibt Tieck in der Vorrede zu den „Minneliedern", die er mit besonderer Vorliebe für die kunstvollen Rhythmen modernisirt hatte. „Die Lieder der Provençalen, die Blüthen der Indischen Imagination werden uns nicht lange mehr fern bleiben. — Es ist vielleicht Zeit, auch an die ältere Deutsche Poesie zu erinnern." — Tieck erklärt die Zeit der Artussagen für die eigentliche Blüthe der romantischen Poesie. „Liebe, Religion, Ritterthum und Zauberei verweben sich in ein großes wunderbares Gedicht, dessen Mittelpunkt der heilige Graal ist. Die Kreuzzüge veranlaßten ein wunderbares Verhältniß zwischen Orient und Abendland; vom Norden sowie vom Morgen her kamen Sagen, die sich mit den heimischen vermischten. — Die Dichtkunst setzte in schöner Unschuld den Glauben an das voraus, was sie besingen wollte: daher ihre ungesuchte

Sprache, das reizende Tändeln, die ewige Luft am Frühling, seinen Blumen und seinem Glanz, das Lob der schönen Frauen... In diesen Gedichten begreift man die Entstehung des Reims: es ist die Liebe zum Ton und Klang, das Gefühl, daß die ähnlich lautenden Worte in geheimnißvoller Verwandtschaft stehn, die Sehnsucht, diese Laute näher zu bringen, damit sie sich gleichsam vermählen. Es ist oft, als wenn die Worte sich irrend suchten, oder aus weiter Ferne nur mit der Sehnsucht zu einander herüberreichten."

Diese Worte sind charakteristisch für seine eigene Lyrik und haben nebenbei vielleicht Einfluß gehabt auf die Form der Einwebung der Helena in den Faust.

„Eins war Europa in den großen Zeiten: ein Vaterland, des Boden hehr entsprossen, was Edle kann in Tod und Leben leiten; ein Ritterthum schuf Kämpfer zu Genossen, für einen Glauben wollten alle streiten, die Herzen waren einer Lieb' erschlossen, da war auch eine Poesie erklungen in einem Sinn, nur in verschiednen Zungen. Nun ist der Vorzeit hohe Kraft zerronnen, man wagt es, sie der Barbarei zu zeihen. Sie haben enge Weisheit sich ersonnen: was Ohnmacht nicht begreift, sind Träumereien. Doch mit unheiligem Gemüth begonnen, will nichts, was göttlich ist von Art, gedeihen. Ach diese Zeit hat Glauben nicht, noch Liebe: wo wäre denn die Hoffnung, die ihr bliebe?"

So leitet A. W. Schlegel die Uebersetzungen aus der italienischen, spanischen und portugiesischen Poesie ein, die er unter dem Titel „Blumensträuße" im Jahr 1804 veröffentlichte. Die Technik dieser Uebersetzungen ist wieder bewundernswerth: Schlegel hat den Ton gefunden, der uns den Geist jener Sprachen versinnlicht und sich doch dem Gesetz der deutschen Sprache gefällig anschmiegt. Freilich muß der Leser guten Willen mitbringen, denn eigentlich widerstreben die romanischen Formen unsrer Art: ihre Wirkung beruht auf einem ungeschwächten Vocalismus, den wir nicht mehr haben. Die Sündfluth von Sonetten, Canzonen u. s. w. hat die natürliche Physiognomie und das musikalische Moment unsrer Sprache abgeschwächt, der Form eine unnatürliche Aufmerksamkeit zugewendet, und die Empfindung und Anschauung durch den Witz und die Reflexion verdrängt.

Diese gesammelten Dichtungen hatte A. W. Schlegel ursprünglich in die Vorlesungen eingestreut, welche er von 1801—1804 über schöne Litteratur und Kunst in Berlin hielt. Nachdem die gemeinsame Action der Schule gescheitert war, wollte A. W. Schlegel das gemeinsame Bekenntniß

der Schule als ihr berufenster Apostel verkünden. So gab er in den durch drei Semester hindurch gehenden Vorlesungen ein zusammenhängendes Ganze der Doctrin der Schule, wie ihrer Ansicht über die Epochen der Litteratur. Das Interessanteste, was seine Kunstlehre giebt, der Abschnitt über das Verhältniß der Kunst zur Natur, ist aus Goethes theoretischen Anregungen geschöpft, dessen Aufsatz über einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil, bereits 1789 erschienen war und dessen im Verkehr mit Schiller festgegründete Kunstansichten in den „Propyläen" mit dem ausdrücklichen Hinweis niedergelegt waren, daß sie dem Kunstphilosophen künftig als Data dienen könnten, um sie nach Befund in sein System einzuordnen oder es aus ihnen abzuleiten.

Auf die Beantwortung der Frage, welche Veränderung mit der Natur eigentlich vorgeht, wenn sie zum Kunstwerk erhoben wird, hatte Goethe bei dem in den Propyläen unternommenen Kampf gegen den Naturalismus sein vornehmstes Augenmerk gerichtet. Den Satz des Aristoteles von der Nachahmung der Natur ließ er insofern bestehen, als der Künstler etwas den Erscheinungen der Natur Aehnliches hervorbringen solle. Goethe sah in der Nachahmung der Natur die erste Stufe der gesammten Kunstentwicklung, deren Stufen sich aber nicht blos in den Generationen folgen, sondern sich auch in den Individuen erneuen. Nachahmung der Natur bleibt ihm ein fruchtbarer Satz, denn er hat den der Menschheit eingeborenen bildenden Trieb zur Voraussetzung, ohne welchen aus allen Gemüthserregungen keine Kunsterscheinung hervorgehn würde; aber das menschliche Gemüth ist allerdings die Quelle, aus der alle Gesetze der Kunst fließen und wiederum der Brennpunkt, in welchem alle ihre Wirkungen sich sammeln müssen. Die Natur, sagt Goethe, läßt vielleicht sich unabhängig von dem Menschen denken, die Kunst bezieht sich nothwendig auf ihn. Nun aber ist der Mensch kein einfaches Wesen, sondern eine Einheit mannigfaltiger Kräfte und zu diesem Ganzen soll das Kunstwerk reden. Um dieser Anforderung zu entsprechen, hat das Kunstwerk einen ganzen Kreis zu beschreiben von einfacher Nachahmung der Natur und der Bildung eines Gattungsbegriffs, eines mustergültigen Kanon, sich höher erhebend, bis zur Darstellung des Uebernatürlichen, des Göttlichen. Und auch das ist noch nicht die höchste Erfüllung: der Gattungsbegriff läßt uns kalt, das Ideale erhebt uns über uns selbst, nun aber möchten wir in uns selbst zurückkehren, wir möchten die Neigung, die wir zum Individuum hegten, wieder genießen, ohne in Beschränktheit zurückzukehren und das Geisterhebende fahren zu lassen. Hier tritt nun die Schönheit

ein, um das Räthsel zu lösen. Sie giebt dem Wissenschaftlichen erst Leben, dem Uebernatürlichen einen himmlischen Reiz. Nun ist das Kunstwerk wieder eine Art Individuum, das wir mit Neigung umfassen, das wir uns aneignen können. Goethe nannte diese letzte Kunsterscheinung die göttliche Gestalt, oder auch wohl einfach die Gestalt. Typus an die Stelle seines höchsten Kunstbegriffs zu setzen, wäre nicht in seinem Sinn, Typus entspricht nur seinem Gattungsbegriff und ist nach einem Ausdruck der Propyläen nichts als die „gemessene Form eines Charakters". Charakter aber verhält sich zur Gestalt, diesem Inbegriff eines organischen Ganzen, wie das Skelett zum lebendigen Menschen.

Diese Anforderung einer gleichsam individuellen Gottnatur, welche Goethe, aus dem lebendig sittlichen Gemüth begründet, an das Kunstwerk stellte, übertrug A. W. Schlegel nun in die Formeln der transscendentalen Poetik, für welche Schelling im System des transscendentalen Idealismus den Grund gelegt hatte. Das Schöne sei Darstellung des Unendlichen im Endlichen, hatte Schelling gelehrt. Wie kann nun aber das Unendliche im Endlichen zur Erscheinung gebracht werden? Mit Verkennung des Goetheschen Princips der Gestaltung gelangte A. W. Schlegel naturgemäß dahin, daß das Kunstwerk sich mit der symbolischen Darstellung des Unendlichen begnügen müsse. Dichten ist — symbolisiren. A. W. Schlegel verwirft die Nachahmung des Wirklichen absolut; es kommt nur darauf an, daß der Dichter uns durch den Zauber seiner Darstellung in eine fremde Welt zu versetzen wisse, so kann er alsdann nach eigenen Gesetzen schalten. A. W. Schlegel giebt hier zuerst das Stichwort der Schule aus: der Dichter soll nicht die Natur, sondern den Naturgeist nachahmen.

„Was die großen Anforderungen betrifft, die man jetzt an den Dichter macht", schreibt Goethe an Schiller, welcher sich gegen dies „vage Gebiet des Absoluten" ausgesprochen hatte, „so glaube ich, daß sie nicht leicht einen Dichter hervorbringen werden. Die Dichtkunst verlangt im Subject, das sie ausüben soll, eine gewisse gutmüthige, ins Reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt. Die Forderungen von oben herein zerstören jenen unschuldigen productiven Zustand und setzen für lauter Poesie an die Stelle der Poesie etwas, das nun ein für allemal nicht Poesie ist, wie wir in unsern Tagen leider gewahr werden."

Im weiteren Verlauf verfällt A. W. Schlegel, im blinden Eifer für die Romantik, doch wieder in das paradoxe Unwesen, aus

dessen Verzäunung das Bekenntniß der Schule zu lösen sich die Vorlesungen zur Aufgabe gestellt hatten. In derselben Allgemeinheit, wie früher sein Bruder, spricht er sich über das Zusammenhangslose der deutschen Litteratur aus, in welcher das Bessere sich zwischen übel verkleideter Geistesarmuth und fratzenhafter Originalitätssucht verliere. Er vertheidigt die Astrologie, den Glauben an die Zauberei, an Geister: die Aufklärung, die keine Ehrerbietung vor dem Dunkel empfindet, hat die wahren Reste der Poesie durch Vernichtung des Traumlebens, der Mystik u. s. w. zerstört. — Das wurde in Berlin vorgetragen, dem angeblichen Mittelpunkt der Aufklärung, vor einem auserlesenen Publicum von Damen und Herren. — Die Reformation wird angeklagt, die Entwickelung der Kunst unterbrochen zu haben. Schließlich charakterisirt A. W. Schlegel die Richtung der Neuen Schule. „Mehrere meiner Freunde und ich selbst haben den Anfang einer neuen Zeit in Gedichten und Prosa verkündet. Wir schmeicheln uns keineswegs einer schon erfolgten allgemeinen Veränderung, wir behaupten nur, es seien Keime eines neuen Werdens ausgestreut. Auch wenn man ganz allein bliebe und auf einen sich erweiternden Bund gemeinschaftlich strebender Geister nicht rechnen dürfte, wäre man darum nicht weniger berechtigt zu sagen, es fange eine neue Zeit an, sobald man es in sich fühlt."

Die Vorlesungen A. W. Schlegels bildeten zwar einen Hauptgegenstand der Aufmerksamkeit der Berliner litterarischen Kreise, hatten aber nicht den Erfolg, ihrem Urheber eine sichere Stellung im Leben zu verschaffen. Nicht eine solche, aber ein Asyl wenigstens wurde ihm nun von einer ganz unerwarteten Seite geboten.

14. December 1803 erschien Frau v. Staël (37 Jahr), die durch eine Reihe geistvoller Schriften, zuletzt die „Delphine", die Aufmerksamkeit der Deutschen auf sich gezogen, in Weimar. Bonaparte hatte sie als gefährliche Frau, die Leute denken lehre, welche sonst nicht einen Gedanken im Kopf haben würden, aus Paris verbannt; sie lebte bei ihrem Vater Necker auf Schloß Coppet am Genfer See. Es lag etwas Providentielles darin, daß die geistvolle Frau, um den deutschen Idealismus an der Quelle zu studiren, den Brennpunkt desselben gerade in dem Augenblick aufsuchte, wo noch die letzte Blüthe aufschoß: wir verdanken diesem Zusammentreffen ein wunderbares Spiegelbild einer längst vergangenen Periode.

„Es ist", berichtet Schiller 21. December 1803 an Goethe, der ihr nach Jena ausgewichen, „alles aus einem Stück und kein fremder, pathologischer Zug in ihr. Dies macht, daß man sich trotz des immensen

Abstandes der Naturen und Denkweisen vollkommen wohl bei ihr befindet, daß man alles von ihr hören, ihr alles sagen mag. Die französische Geistesbildung stellt sie rein und in einem höchst interessanten Lichte dar. Sie will alles erklären und ausmessen, sie statuirt nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin sie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da ist nichts für sie vorhanden. Darum hat sie eine horrible Scheu vor der Idealphilosophie, welche nach ihrer Meinung zur Mystik und zum Aberglauben führt. Für das, was wir Poesie nennen, ist kein Sinn in ihr; sie kann sich von solchen Werken nur das Leidenschaftliche, Rednerische und Allgemeine zueignen. Das einzige Lästige ist die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge, man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können."

Endlich mußte sich doch auch Goethe entschließen, nach Weimar zu kommen und ihr Rede zu stehn. „Ihre Gegenwart hatte wie in geistigem so in körperlichem Sinn etwas Reizendes, und sie schien es nicht übel zu nehmen, wenn man auch von dieser Seite nicht unempfindlich war. Wie oft mochte sie Geselligkeit, Wohlwollen, Neigung und Leidenschaft zusammengeschmolzen haben. Auch sagte sie einst: ich habe niemals einem Mann vertraut, der nicht einmal in mich verliebt gewesen wäre. — Mit entschiednem Andrang verfolgte sie ihre Absicht, unsere Zustände kennen zu lernen, in ihrer geistreichen Weiblichkeit die allgemeinen Vorstellungsarten und was man Philosophie nennt zu durchdringen. Dann aber suchte sie ihre Ansichten ebenso geltend zu machen. Da sie keinen Begriff hatte von dem, was Pflicht heißt und zu welcher stillen gefaßten Lage sich derjenige, der sie übernimmt, entschließen muß, so sollte immerfort eingegriffen, augenblicklich gewirkt, so wie in der Gesellschaft immer gesprochen und verhandelt werden. Sich über unauflösliche Probleme lebhaft unterhalten, war ihre Leidenschaft: sie trieb es in Reden und Wechselreden gewöhnlich bis zu den Angelegenheiten des Denkens und Empfindens, die eigentlich nur zwischen Gott und dem Einzelnen zur Sprache kommen sollten. Dabei hatte sie, als Frau und Französin, immer die Art, auf Hauptstellen positiv zu verharren, und nicht genau zu hören, was der Andre sagte. Durch das alles war der böse Genius in mir aufgeregt, daß ich nicht anders als widersprechend, dialektisch und problematisch alles Vorkommende behandelte und sie durch hartnäckige Gegensätze oft in Verzweiflung brachte, wo sie aber erst recht liebenswürdig war und ihre Gewandtheit auf die glänzendste Weise darthat. — Sie erlaubte über die bedeutendsten Vorkommenheiten nicht einen Augenblick stilles Nachdenken, man sollte bei den wichtigsten Gegen-

ständen ebenso schnell bei der Hand sein, als wenn man einen Federball aufzufangen hätte."

29. Februar 1804 reiste Frau v. Staël aus Weimar ab: „mir ist zu Muth", schreibt Schiller, „als hätte ich eine große Krankheit überstanden!" Sie ging nach Berlin, wo sie wiederum die ganze Gesellschaft elektrisirte: Prinz Louis Ferdinand, die Herzogin von Kurland, Fichte, alles drängte sich um sie. Am meisten Interesse hatte sie für A. W. Schlegel, an den ihr Goethe ein Empfehlungsschreiben mitgegeben hatte; er gefiel ihr sehr, sie engagirte ihn als Hauslehrer ihrer Kinder, und nahm ihn April 1804, als der plötzliche Tod ihres Vaters Necker sie abrief, mit sich nach Schloß Coppet.

Bei den mannigfachen Schicksalen, die Schlegel bisher durchgemacht, ist man einigermaßen überrascht, nachzurechnen, daß er erst 36 Jahr alt war; für eine Hauslehrerstelle freilich ein übermäßig reifes Alter, und er blieb darin bis zu seinem 50. Jahr. — Freilich war die Stelle einzig in ihrer Art in Europa. Eine höchst geistvolle, von Leben sprudelnde Frau, die seine Gelehrsamkeit und seine Bildung ehrte, an ihm Gefallen fand, ihm Freundschaft erwies und auch wohl seine Huldigungen annahm; in deren Schloß er eine sorgenfreie und äußerlich glänzende Existenz fand, während der Bruder und die übrigen Freunde sich in schweren Sorgen abquälen mußten; eine Frau, die ihn mit den bedeutendsten Köpfen Europas bekannt machte: die dann aber doch wußte und es mitunter merken ließ, daß sie seine „Protectrice" war — so nennt er sie selbst.

Das kühnste Vorhaben Fr. Schlegels und seiner Freunde war gewesen, die überlieferte Sittlichkeit durch eine neue geistreich subjective zu ersetzen. Die Zeit hatte für ein solches Unternehmen keinen Beruf, und Fr. Schlegel war am wenigsten der Mann dazu. Der persönliche Erfolg hatte augenscheinlich gegen ihn entschieden. Die Erfahrungen, die er selbst, sein Bruder und seine nächsten Freunde mit der Anwendung ihres neuen Moralprincips gemacht, waren niederschlagend. Es war das dunkle Gefühl, mit seinem Vorhaben gescheitert zu sein, das ihn 2. December 1801 aus Jena trieb; er wich seinen Gegnern, um recht weit fortzugehen. — Nach Paris! — Er hatte viel vom Orient geschwärmt, in Paris schienen sich ihm die wirklichen Quellen für den Orient zu öffnen. Dort, in der großen Stadt, hoffte er, werde sein Verhältniß zu Dorothea keinen Anstoß geben — sie hatte, obgleich nicht sein Weib, sich freudig verpflichtet, ihn zu begleiten. Friedrich, der noch einmal nach Berlin gegangen war, traf sie 17. Januar 1802 in Dres-

den. „Wir reiten dem Schicksal entgegen schnell!" schreibt er, im Begriff, nach Paris abzugehen, 22. Mai 1802 an Schleiermacher.

„Ich weiß", äußert dieser, der die Reise entschieden mißbilligte, „wie mit seiner Lage gegen die Welt alles, was widersprechend an ihm erscheint, natürlich zusammenhängt; ich kann gegen diese Dinge duldsamer sein als Andere."

„Die Leute mögen ganz recht haben", schreibt ihm Schlegel, „mehr als sie selber wissen, wenn sie mich für wahnsinnig halten. Das thust Du nun auch, oder solltest es doch thun, und dann nicht mit solcher Vernunft d'reinkommen, die doch garnichts darüber vermag, so daß es unheilig wäre, auch nur Rücksicht auf sie nehmen zu wollen."

In Paris entschieden sich die Geschicke Deutschlands; es verdrängte Rom aus dem Gesichtskreis der gebildeten Deutschen, es wurde das Mekka für die Pilger, die sich nach großem Leben sehnten. Von dort hatte man Perspectiven auf den ganzen Erdkreis, wie im altrömischen Reich: die Kunstschätze aus allen Gegenden Italiens hatte man zusammengeschleppt. Freilich spöttelte Schiller über die „Antiken zu Paris": „ewig werden sie ihm schweigen, nie von den Gestellen steigen in des Lebens frischen Reihn!" Aber man wollte sie doch sehn, und dazu mußte man nach Paris. Nach der Reihe finden sich dort die bildungssüchtigen Deutschen ein: die Humboldts, v. Burgsdorf, v. Brinckmann, Jacobi, Rahel, Baggesen, Heinrich von Kleist, Reichardt u. A. m.

„Frankreich ist gar kein Staat, sondern ein erobertes Land, wo der Eroberer despotisirt. Keine öffentliche legale Verwaltung, keine Spur von Rechtlichkeit. Alles stiehlt." So schreibt Caroline v. Wolzogen an ihre Schwester, Lotte Schiller. Sie war ihrem kranken Mann, der als Begleiter des Erbprinzen von Weimar nach Paris gegangen war, 3. Juni 1802 dahin gefolgt und blieb bis in den Herbst.

11. April 1802 wurde Notre Dame wieder zu christlichem Gottesdienst eingeweiht, gleichzeitig erschien Chateaubriands „Génie du Christianisme", die glänzende Verherrlichung der katholischen Kirche. 2. März hatte der erste Consul die liberale Opposition (darunter Benjamin Constant) aus dem Tribunat getrieben und mit der Philosophie des 18. Jahrhunderts (der Ideologie) förmlich gebrochen.

Fr. Schlegel hoffte, die französische Regierung zur Errichtung einer Deutschen Akademie zu bewegen und in dieser eine Stelle zu finden. „Er steckt sehr in Armuth", schreibt Frau v. Wolzogen Aug. 1802, „und will allerhand Entrepriſen machen. Seine Narrheit wird hier nie

etwas gelten, weil sie doch eine Art von Gehalt hat und ohne Urbanität ist."

„Friedrich", schreibt Dorothea Nov. 1802, „hält eine deutsche Vorlesung über Litteratur. — Wir leben unter lauter Deutschen, denn wie dumm die Franzosen sind, das ist unglaublich! Wir lassen es uns herzlich sauer werden. Mir reißt oft die Geduld, wenn es manchmal mit aller Anstrengung nicht gehn will, und ich es so garnicht dahin bringen kann, daß Friedrich ein Paar Jahre sorgenfrei leben könnte."

„Es sind", schreibt Fr. Schlegel 13. Sept. 1802 aus Paris, „ungeheure Quellen und Hilfsmittel hier, ein Reichthum von orientalischen Manuscripten, über den selbst die erstaunen, die von Benares kommen; Persisch und Sanskrit. Ich habe Lust, beides zu lernen. Ich fühle mich unglaublich nach dem Orient gezogen; ich überzeuge mich immer mehr, daß der Norden und der Orient die guten Elemente der Erde sind." 10. Nov. „Im Persischen bin ich schon ziemlich weit, und ganz erstaunt, daß es dem Deutschen nicht blos ähnlich, sondern das Deutsche selbst ist: nur arabisirt, wie das Deutsche latinisirt. Die großen mystischen Dichter fange ich nun bald an."

Fr. Schlegel arbeitete in diesen orientalischen Dingen ebenso geistvoll, aber auch ebenso vorschnell, als früher in den griechischen.

15. Sept. 1803. „Anfangs hat mich die persische Sprache am meisten beschäftigt; jetzt ist alles vom Sanskrit verdrängt. Hier ist die Quelle aller Sprachen, aller Gedanken und Gedichte des menschlichen Geistes; alles, alles stammt aus Indien, ohne Ausnahme. Was wir kennen, ist verhältnißmäßig spätern Ursprungs; die einfachere und tiefere Poesie der Brahminen ist nie nach Europa gekommen."

Vom strengsten Hellenismus ausgegangen, hatte sich die Romantik nun ganz in den Orient vertieft; auch darin folgte sie Herders Fußtapfen. Früher der Ausdruck liberaler Gesinnung gegen alle Arten historischen Seins, spielte sie nun ihre Grillen und Einfälle als dogmatische Trümpfe aus. Die Zeitschrift „Europa", welche Fr. Schlegel in Paris herausgab, ist voll davon.

Die moderne Litteratur habe sich einseitig auf den abendländischen Standpunkt gestellt, das Princip der Individualisirung habe schon seit den Griechen endlich zur Zersplitterung aller geistigen Kräfte geführt. Nur der Orient habe die ursprüngliche Fülle des Lebens in ungesonderter Kraft bewahrt. „Die geistigste Selbstvernichtung der Christen und der üppige Materialismus der Griechen, beide finden ihr höheres

Urbild in Indien. Denkt man nach über die erhabene Sinnesart, welche alles Göttliche ohne Unterschied in ihrer Unendlichkeit zu umfassen weiß, so wird, was man in Europa Religion nennt oder ehedem genannt hat, kaum noch diesen Namen zu verdienen scheinen. Zwar ist es der katholischen Religion bis auf einen gewissen Grad gelungen, die griechische Bildlichkeit sich zu eigen zu machen, aber sie ist bald entartet durch die klimatische Unfähigkeit Europas zur Religion." — Wer einmal Religion sehn will, muß nach Indien pilgern. Von dort allein kann eine neue Religion kommen. Im Orient ist die Möglichkeit derselben nie ganz vertilgt, weil die Natur selbst eine nie versiegende Quelle derselben dorthin verlegt hat.

Die Zerstreuung in seinen Arbeiten hielt ihn von Plato ab; der Buchhändler verlor die Geduld, und Schleiermacher mußte sich Juli 1803 entschließen, die Fortsetzung allein zu übernehmen, was Schlegel wieder sehr verstimmte.

„Mir hat unsre Lage", schreibt Fr. Schlegel 5. Mai 1803 seinem Bruder, „oft alle Kraft und Fähigkeit geraubt. Denke nicht, daß es blos äußerliches Leiden ist; für Dorothea ist es ein inneres." — „Es will nichts, nichts gelingen!" schreibt Dorothea selbst an Schleiermacher. „Sie würden jammern, wenn Sie sähen, wie der Arme sich fruchtlos abarbeitet. Es hat sich in mir die Ueberzeugung festgesetzt, daß ich ihn am Fortkommen hindre. Ich glaube gewiß, es wird Friedrich nach meinem Tode recht gut gehn. Noch kann ich mich von eitlen Hoffnungen nicht rasch losreißen, aber mit mehr Ruhe sehe ich der Abnahme meiner Kräfte zu."

Unerwartet bot sich auf einmal eine kleine Verbesserung ihrer Lage. 20. Sept. 1803 kamen 3 junge Männer aus Cöln nach Paris, Bertram und die Brüder Boisserée, Sulpiz 20, Melchior 17 Jahr; sie waren katholisch, aus einer Kaufmannsfamilie und ursprünglich zum Handel bestimmt, hatten sich aber, da ihr Vermögen sie unabhängig stellte, den Wissenschaften ergeben. Durch Bertram, der in Erlangen unter einem Schüler Fichtes studirt, war Sulpiz in die Theorien der romantischen Schule eingeführt, die ihm während seiner Lehrjahre in Hamburg sehr verdächtig gemacht worden. Sie hatten die Absicht gehabt, das nächste Wintersemester nach Jena zu gehn, Fr. Schlegels Bekanntschaft und eine Krankheit des älteren Boisserée veranlaßte sie, den Winter über in Paris zu bleiben. Sie fühlten sich durch Fr. Schlegels Umgang, dessen Sympathie für den Katholicismus und das Mittelalter schon stark hervortrat, so gefesselt und gefördert, daß sie ihm den Vorschlag machten, sich

bei ihm in Logis und Kost zu geben unter der Bedingung, daß er ihnen Vorlesungen halte. Dorothea athmete durch dieses Abkommen erleichtert auf. Zu ihren Haus- und Tischgenossen zählte ferner ein kriegsgefangener Engländer, der Sanskritgelehrte Alex. Hamilton und Helmine von Hastfer, Enkelin der Karschin. Mit 18 Jahren bereits geschieden, war sie von Frau von Genlis nach Paris entführt; die beiden Damen hatten sich aber bald überworfen. Bei Schlegels lernte sie ihren zweiten Gatten, den Orientalisten Chézy kennen, der Friedrich in seinen persischen Studien unterstützte.

Dorotheens vorsorglicher Sinn wußte die Häuslichkeit angenehm zu gestalten. Immer war's bei ihr heimlich und traulich. „Noch heute versteh' ich nicht, erzählt Helmine, wo sie Zeit zum Schreiben fand. Allein die Getreue, deren flinke Hand Friedrichs Wäsche nähte und in Stand hielt, war auch die Copistin aller seiner Schriften. Sie arbeitete für die Europa, übersetzte den Merlin, führte eine ausgebreitete Correspondenz, berichtete über Theater, Concerte und Kunstausstellungen und las Abends vor."

6. April 1804 ließ sich Dorothea in Paris von einem protestantischen Pfarrer taufen und unmittelbar darauf mit Fr. Schlegel trauen — nach fünfjährigem Concubinat! — Bald darauf ging sie mit Friedrich und den Brüdern Boisserée nach Köln, wo man Schlegel Aussicht auf Anstellung an einer höhern Schule machte. Trotz aller Noth ist Dorothea glücklich: „will es das Schicksal, daß ich noch der äußern Sorge enthoben werde, so habe ich dann nichts mehr zu thun, als meiner Seligkeit recht inne zu werden und zu sterben!" — Friedrich gefällt es in Köln nicht übel: „Der Lachs ist hier unvergleichlich, so auch die Krebse, wie nicht minder der Wein". — Freilich Paris! — „Hätten Sie einmal auf dem Theater St. Martin schöne Pferde mit halbnackten Actricen durch einander spielen sehn, Sie würden kaum wieder weg wollen! Paris hat den einzigen Fehler, daß ziemlich viel Franzosen da sind; doch werden diese dort im Ganzen schlecht behandelt und sind allgemein verachtet, nämlich von sich selber, so daß ein ehrlicher Mann sich gar nicht die Mühe zu geben braucht, es außerdem zu thun. — Ich war niemals halsstarriger deutsch als jetzt, aber mit Unterschied: die alten Deutschen, Vandalen u. dgl. liebe ich über alles, aber was ich an den jetzigen Deutschen hätte, wüßte ich nicht, da alles mit den Franzosen in Niederträchtigkeit gegen den großen Allerwelts-Brentano wetteifert. — Mir ist das Leben so gleichgiltig geworden, daß es mich einen Entschluß kostet, an etwas Antheil zu nehmen; einzig

mit meinem indischen Werk ist es mir unter allen übrigen Späßen völliger Ernst."

19. Sept. reiste Friedrich zu seinem Bruder nach Coppet. „Die Staël", schreibt er seiner Frau, „ist zwar ganz und gar Französin, aber von der besten Gattung; sie scheint sinnlich und veränderlich zu sein, aber nicht von der wüsten Coquetterie, die sonst bei ihnen so gewöhnlich ist. — Wilhelm ist sanfter geworden; die Staël schreibt das ihrer Erziehung zu: wie viel Frauen haben ihn nun schon erzogen!" — Von da ging er im November bis März 1805 wieder nach Paris; Dorothea, die in den drückendsten Nahrungssorgen in Köln zurückblieb, mußte ihm noch Geld schicken! Sie konnte es durch die Unterstützung ihres geschiedenen Mannes. — „Ich habe mich so rein ausgeplündert, daß ich nun hier in die bitterste Verlegenheit gerathe."

Friedrichs Selbstsucht ist ganz unglaublich. Er nimmt leichtsinnig die Last eines fremden Schicksals, von der er weiß, daß er sie nicht tragen kann, auf seine Schultern und versucht nicht das Mindeste, seiner Verpflichtung nachzukommen. Sie dagegen arbeitet und schafft für ihn, mit einer rührenden, ja erstaunlichen Aufopferung und sühnt nach Kräften die Schuld, die sie an Veit begangen.

„Ich finde mein Leben allein in Friedrich; wenn es ihm nur erst besser ginge! Aber nie hat sich wohl im Leben dergleichen widerwärtiges Schicksal zusammengefunden. Wie kann man so hilflos sein und so geliebt? so berühmt und so gehaßt?"

„Es war ein Ritter, war traurig genung; er sah sie laufen, sich raufen und schnaufen um Nichts. Sein Haar wurde grau, doch der Muth blieb ihm jung, und ekelt' ihn manchen Dreihellergesichts." Eine Reihe von Zwergen trippelt um ihn herum. „Ade, sprach der Ritter, du Vaterland mein! es starrete kalt in der Brust ihm das Herz — Ade! es muß nun geschieden sein, was weiß diese Brut, was weiß sie von Glut und von Schmerz! So zieht er und flieht von dannen fort, ein Kleinod doch läßt er am heimischen Ort." Dies Kleinod vor den Zwergen zu wahren, schüttet er viele magische Figuren darauf: dennoch spüren die Zwerge den Schatz und machen possirliche Versuche damit. „Sie warfen die Bilder wohl hin und wohl her, und hatten deß immer und nimmer Gewinn. Sie stellten die Zeichen die Kreuz und die Quer, und fanden jedweder sich selber darin. Der rechte Edelstein fehlt ihnen doch, der ruhte wohl tief in der Erde noch." — Nicht Jeder, der dies Gedicht liest, wird errathen, daß der traurige Ritter der Verfasser selbst ist, Fr. Schlegel, und die Zwerge: Schleiermacher, Schelling, Tieck, Ritter,

Brentano u. s. w. — „Nun fanden die Zwerge in selbiger Gruft ein heidnisches Bild von Marmelstein: sie zerren und zerrgen's hervor an die Luft: das, sprachen sie, soll unser Abgott sein! Sie toben und loben das Bildniß fortan, den heidnischen herrlichen Marmormann!" — — Fr. Schlegels Aeußerungen über seine ehemaligen beiden Helden, Goethe, den „Marmormann" und Fichte lauten immer wegwerfender. Nicht minder die Ausdrücke über die ehemaligen Genossen: „Meine ehemaligen sogenannten Freunde, calvinische, herrnhutische, theistische, atheistische, haben sich sämmtlich als wahres Zigeunergesindel gegen mich aufgeführt, meinen Bruder ausgenommen, der aber auch ein schlechter Calviner ist." — An Schleiermacher: „meine Freunde haben mir durch ihr Stillschweigen, Verleugnen und Vergessen mehr geschadet und wehgethan als alle Feinde. Es scheint eine allgemeine Seelenverhärtung gegen mich zu sein."

Eine kurze Frist noch und die neue Schule war völlig auseinander, ihre Doppelfahne, Goethe und Fichte, im Stich gelassen.

Auch der wissenschaftlichste Jünger der Schule löste sich nicht nur von den alten Genossen, sondern auch mehr und mehr von dem romantischen Glaubensbekenntniß. Schleiermacher hatte im Frühjahr 1802 auf Zureden Sacks eine Predigerstelle in Stolpe angenommen. Hier verfaßte er die umfassendste seiner bisherigen wissenschaftlichen Arbeiten, eine Kritik der Sittenlehre, worin er alle früheren Systeme der Reihe nach vornimmt, um sie dialectisch zu vernichten.

Während der vorbereitenden einsamen Studien zu diesem Werk läßt sich Schleiermacher von Freund Brinckmann, der unpassendsten Quelle, die er hätte wählen können, sittliche Probleme aus der modernen Gesellschaft referiren; das ist die nächste Grundlage seiner Weltkenntniß. Er erweitert sie dann in den eignen Beziehungen zu gleichgesinnten Frauen, reflectirt sehr ausführlich über diese im Ganzen eintönigen Verhältnisse, bildet sich darüber Regeln und Maximen, die vielleicht für den vorliegenden Fall bei den Betheiligten ganz zutreffend waren, erhebt aber sofort, indem er die Beschränktheit der einzelnen Beziehung vergißt, diese Regeln zu gemeingültigen. Das Studium seiner eignen Persönlichkeit und verwandter Persönlichkeiten ist das einzige Material seiner Psychologie und bezeichnet den ganzen Umfang seines Pflichtbegriffs. Im Anfang lehnt er sich gegen die Moral überhaupt auf, er zweifelt an

der Möglichkeit, die Fülle echter Menschlichkeit in einem Moralsystem darzulegen; endlich versucht er es doch.

In dem Briefwechsel mit Brinckmann kommt er öfters auf seine Kunst zurück, das Innere andrer Menschen zu ergründen. „Etwas davon glaube ich auf Rechnung der Gemeinde setzen zu können: das zeitige Insichselbstschauen und in einem solchen Detail, wie es fast nur dort möglich ist, bildet gewiß den reifsten Menschenbeobachter. . . Ich bin überzeugt, daß die Herrnhuter recht guten Grund haben in der Religion: ihr unmäßiges Hangen am Exoterischen der Theologie und meine eigne Unfähigkeit, unter dieser Bedingung zwischen der Heuchelei und dem Anstoß durchzukommen, ist das Einzige, was meinen Wunsch, einmal wieder unter den Herrnhutern zu leben, zurückhält."

19. Jan. 1803 starb Dr. Marcus Herz in Berlin. „Wie unerwartet schnell ist das über Dich gekommen!" schreibt Schleiermacher an Henriette. „Herzens Verhältniß zu Dir und Deinem Leben war ein vielfaches und wunderbar verschlungenes" — z. B., er war 23 Jahre ihr Gatte gewesen! — Bei seiner reichen Einnahme hatte Herz ein großes Haus gemacht; das hörte nun auf, Henriette (39 Jahr) blieb fast mittellos zurück. Ein Graf Dohna, der sie lange liebte, soll ihr in jenen Tagen seine Hand angeboten haben. Prinz Louis Ferdinand stellte sie in einer Gesellschaft mit den Worten vor: „sehn Sie diese Frau an! Und sie ist nie so geliebt worden, als sie verdient hätte!"

Seit einigen Monaten war der sechzehnjährige Sohn eines reichen jüdischen Wechslers aus Frankfurt a. M., Lion Baruch, der spätere Börne, bei Herz in Pension; Henriette gab ihm Privatstunden, in zwei Tagen war er verliebt; 17. März schickte er ihr einen tollen Liebesbrief und drohte, sich zu vergiften. Statt dessen wurde er in Halle auf die Schule geschickt. — „Meine Eitelkeit allein", gesteht sie in späterm Alter, „war schuld, daß so viele Männer aller Art mir den Hof machten, ja in heftiger Leidenschaft zu mir entbrannten." — Einiges Behagen blickt durch dieses Schuldbewußtsein durch.

Schleiermacher war in einer peinlichen Lage: Leonore hatte sich seine offnen Briefe verbeten, heimlich mit ihr zu correspondiren, verboten ihm seine Grundsätze. 9. März 1803. „Sie fürchtet, daß sie kein volles Recht hat, die Folgen ihres Irrthums aufzuheben; o wie kann eine schöne Seele sich quälen!" — Juni 1803. „Es ist geschehn! sie hat mich aufgegeben. Die Unglückliche! sie fühlt schon, daß es ihr das Leben kostet, und sie wird auch bald sterben. Ich kann ordentlich

wünschen, daß sie eher stürbe als ich: denn wenn sie meinen Tod erlebte, würde sie wieder eine andre Reue anfallen. Sie mag sich sputen, denn Gram und Anstrengung werden auch mir bald zu Gift werden. Noch habe ich wenig an mich gedacht, aber wenn es kommt, überfällt mich ein kaltes Grausen. — Ich kann nicht mehr, ich zerfließe in Seufzer und Thränen!" — 30. Juli. „Mein Geist hat die Schwindsucht, ich vergehe zusehends von einem Tag zum andern. Warum sterbe ich nicht bei diesem bestimmten Gefühl? Feigherzigkeit ist es nicht, aber etwas nicht viel Besseres, ein schwacher Schimmer kindischer Hoffnung, der mir manchmal aus der Ferne entgegenglänzt. Und für ein Leben mit Leonore, sei es so spät es wolle, möchte ich dies elende Leben noch sehr lange aushalten." — 7. Dec. „Seit meinem Geburtstag ist die Idee aufs Neue lebhaft in mir geworden, daß ich sterben will, wenn der Plato vollendet ist. Denn dies ist eine übernommene Schuld, die ich erst abtragen muß."

Der definitive Bruch erfolgte erst zwei Jahre später. „Es ist das tiefste ungeheuerste Unglück — der Schmerz wird mich nicht verlassen, die Einheit meines Lebens ist zerrissen, was sich aus den Trümmern machen läßt, will ich daraus machen."

Es wäre ein Wunder gewesen, hätten die „Grundlinien zur Kritik der Sittenlehre" nicht etwas von der Farbe seiner Stimmung angenommen: die Bitterkeit gegen Kant und den kategorischen Imperativ erklärt sich doch zum Theil daraus, daß Leonore durch den kategorischen Imperativ verhindert wurde, sich mit ihm zu verbinden.

Schleiermacher geht bei seiner Kritik von der Voraussetzung aus, die Systeme der Ethik prüfen zu können, ohne ihnen ein eignes positives Princip entgegenzusetzen, ja ohne auf den Inhalt derselben Rücksicht zu nehmen: ihr Werth soll sich rein formell, nach der Vollständigkeit und absoluten Uebereinstimmung des Systems entscheiden; er thut sich nicht wenig darauf zu Gute, daß Niemand ahnen soll, was der Verfasser selber glaube.

Dieser Voraussetzung liegt eine zweite zu Grunde: alles Thun des Menschen fällt unter das Schema der Moral, und ein echtes System der Moral muß ein Regulativ für alles Thun enthalten, für die Erbauung der Welt wie für das gewöhnliche Essen und Trinken; er glaubt an die Allgegenwart des sittlichen Begriffs und leugnet gleich den Pietisten alle Adiaphora. Wenn bei Lessing und Kant ein scharfer Gegensatz zwischen Scherz und Ernst besteht, will Schleiermacher auch den Scherz um Gotteswillen treiben; wenn jene die Ausübung der

Freiheit, die Wahl, den Entschluß auf solche Fälle einschränken, wo wirklich ein Conflikt besteht, will Schleiermacher die gleichgültigen Geschäfte des Tags in den Kreis der Freiheit und Moral ziehn.

Die Vollständigkeit der Kritik ist nur scheinbar: eigentlich ist es Schleiermacher nur um die Vernichtung Kants zu thun. Auf das, was Kant selber gewollt, was er in der „Metaphysik der Sitten" ausgesprochen, kommt es ihm garnicht an: er legt ihm ein Frageregister vor, und verlangt überall runde und volle Antwort. Mit diesem Register wendet er sich an die schwächern Schriften des Alters, die „Tugend- und Pflichtenlehre", und zieht die willkürlichsten Consequenzen; keinen einzigen Satz Kants läßt er in seinem organischen Zusammenhang: es ist ein tolles Durcheinander von zerrissenen Sätzen, die unruhig hin und her geworfen werden.

Es war Kant nicht um ein Schema für das moralische Handeln, sondern um eine Kritik des moralischen Urtheils zu thun. Urtheil heißt die Subsumption des Besondern unter das Allgemeine: der mit Vernunft begabte Mensch ist zugleich Einzelner und Allgemeiner, als intelligibles Ich Gesetzgeber, als empirisches Ich Gegenstand der Gesetzgebung. Für die Moral ist der kategorische Imperativ das Höchste, aber die Moral ist nicht die einzige, nicht einmal die höchste Werthbestimmung des Lebens. Wenn es nur eine Werthbestimmung gäbe, so wäre es freilich bequemer, aber die giebt es nicht, und Schleiermacher müht sich umsonst, aus der empirischen Natur das Gesetz herzuleiten.

Die Composition seiner „Kritik" ist ganz wunderlich. Das ziemlich starke Buch geht in einem Athem fort, ohne Absätze, als ob das Ganze sich aus einem Grundgedanken ausspänne. Das ist jedoch keineswegs der Fall: zwar liegt ein scharfsinniges Register zu Grunde, aber an sich betrachtet, hängen die einzelnen Gedanken nur durch Association zusammen. Alles wird gleich würdig und feierlich vorgetragen, kein größerer Gedanke hebt sich deutlich ab, man wird beim Lesen müde und abgespannt. Bei der scheinbar haarspaltenden Dialektik ist der Ausdruck doch nie genau, oft rhetorisch und schöngeistig unbestimmt, und die durchgehende Polemik oft unverständlich, weil man nicht weiß, worauf sie sich bezieht: es sieht zuweilen so aus, als sollten geflissentlich alle Gesetze, welche die Klarheit und Eindringlichkeit der Sprache bedingen, über Bord geworfen werden. Wenn er sich nicht einen beinahe lyrischen Schwung giebt, geht die Zerfaserung seiner Gedanken, die Einschränkung des einen durch den andern oft soweit, daß man bei der zwanzigsten Cautel die zehnte und den Hauptgedanken selbst, der eingeschränkt, be-

dingt und auf seinen richtigen Ausdruck zurückgeführt werden soll, längst vergessen hat.

Das Buch erschien Oct. 1803; es that gar keine Wirkung. Die Freunde begnügten sich, die Bitterkeit der Polemik gegen Kant zu tadeln; durchgelesen haben es wohl die wenigsten. „Ich komme davon wie von einer Algebra", schreibt Spalding 21. Oct., „mit dem wehmüthigen Seufzer Gellerts gegen Käftner: und das verstehn Sie nun alles?! — Nichts, durchaus nichts habe ich verstanden im Zusammenhang. Seien Sie mir nicht böse, wie ich Ihnen nicht böse bin."

Einigermaßen wurde Schleiermacher selbst irre. „In der Philosophie werde ich immer Dilettant bleiben. Mit der Gelehrsamkeit sieht es noch schlechter aus, besonders seit ich in diese Wüste (Stolpe) versetzt bin. Das Einzige, worin ich es vielleicht zu etwas hätte bringen können für die Welt, ist wohl die Philologie in jenem höhern Sinne, wie sie Schelling nimmt und jetziger Zeit wohl Niemand besser darstellt als Fr. Schlegel. Meine Ideen würden wohl nicht so umfassend sein, und meine Construction nicht so groß, aber die Ausführung in mancher Hinsicht tüchtiger und brauchbarer. Allein diese höhere Philologie hat keine andere Basis als die niedre, und ohne große Virtuosität in dieser schwebt jene nur in der Luft."

Die Uebersetzung des Plato, die er nun ohne Fr. Schlegels Beihülfe fortführte, hat dem griechischen Philosophen in Deutschland wieder einen großen Anhang verschafft, durch sie sich auch in der höhern Prosa ein hellenisirender Stil eingebürgert, der gegen den Stil aus der Lessingschen Zeit nicht grade vortheilhaft absticht.

Schleiermacher hat seine moralischen Studien bis in sein spätes Alter fortgesetzt; er ist bei seinem alten Princip stehn geblieben. Handle in jedem Augenblick mit Deiner ganzen zusammengefaßten sittlichen Kraft, mit Deiner ganzen ungetheilten sittlichen Bildung! . . . Thue in jedem Augenblick dasjenige sittliche Gute, wozu Du Dich lebendig angeregt fühlst! Das sind Grundsätze, deren Anwendung sehr ins Unbestimmte fällt, oder die zum Naturalismus führen. Schleiermacher wollte eine objective, allgemein gültige Theorie der Moral entdecken, gleichsam eine Physik der Moral, aber er konnte sich nicht erwehren, für seine Betrachtung stets einen maßlos subjectiven Standpunkt zu wählen. Jede wirksame Moral ist kritisch gegen gewisse unhaltbare moralische Voraussetzungen und daher in der Form einseitig: Kant ist es, Schleiermacher ist es: aber Kant traf mit scharfer Sonde den wunden Fleck des Zeitalters und suchte ihn zu heilen. Man kann mit unhaltbaren Grund-

sätzen in Wirklichkeit ein tüchtiger rechtschaffner Mann sein, und Schleiermacher war es in vollstem Maß: damit werden aber seine Grundsätze nicht richtig.

Das Gespräch „Die Weihnachtsfeier" (1805), welches dem christlichen Fest die humane Weihe zu geben versucht, und die verschiedenen Momente in Schleiermachers christlicher Gesinnung ausspricht, verweilt mit besonderer Vorliebe auf dem Gegensatz der Männlichkeit und Weiblichkeit und feiert das christliche Symbol: die Mutter mit dem Kinde. Schelling wendet sich spöttisch an die Theilnehmer des Festes. „Mit Lob erkenne ich, wie ihr den Saal so magisch mit Lichtern und Blumen geschmückt habt, wie ihr so elegant und geistig zugleich, von erfreulichem Wohlstand umgeben und doch so häuslich wart; wie es an Musik nicht fehlte und ihr so richtig erkanntet, daß sie das Beste bei der Sache war." Aber es kommt ihm vor, als ob sich diese modernisirte geistreiche Weihnachtsfeier zu der alten echten ungefähr so verhalte, wie der Thee, den die Festtheilnehmer trinken, zu den natürlichen Gaben des Brods und des Weins. „Ihr legt gar zu sehr an den Tag, daß alles Menschliche unter euch ins Weibliche übergegangen, daß ihr dem weiblichen Verständniß und der weiblichen Neigung vor allem huldigt, und daß ihr nicht blos unsrer lieben Frauen allein, sondern den Frauen überhaupt dient."

3.

Die Priesterinnen der Romantik.

1797—1803.

„Es ist ein wunderbares Phänomen, daß man auf einen Mann zehn Frauen von großem Gemüth und umfassendem Geist findet; es deutet auf eine große Zerrüttung in der moralischen Welt. Bei mir ist es Maxime geworden, Frauen jener großen Art zu suchen, mit zärtlicher Sorgfalt zu pflegen und das Heil der Welt von ihnen zu erwarten." So schreibt Kriegsrath Gentz in Berlin, Humboldts Freund. Der junge Mann hatte eine Frau, huldigte großen Weibern, wie namentlich der Rahel, stürzte sich aber daneben auch in die Ausschweifungen der

liederlichsten Kreise. Er hatte in Königsberg Kantische Philosophie studirt und ein zartes Verhältniß zu einer schönen Frau gehabt, Elisabeth Graun. „In der Blüthe einer anerkannten Schönheit ging sie wie die Dame von Fayel streng und still an der Schaar ihrer Verehrer vorüber, wenn sie auch wie jene mit zartem Sinn eines schönen Lieds sich erfreuen mochte." Gentz, überhaupt ein Virtuos im Briefschreiben, richtete fast täglich an sie glühende und schwermüthige Briefe; er bekennt, wie sich „in kraftlosem Streben nach einem Schatten von Glückseligkeit sein elender, zerrütteter Geist in tausend Labyrinthe elender, geschmackloser Beschäftigungen und falscher, jämmerlicher Freude verirrt"; er sieht sich hilflos seinen eignen „Schwachheiten und Leidenschaften, den glühenden Phantomen seines unruhigen Kopfs, den Thorheiten seiner Gesellschafter, dem Drang und Geräusch der Welt überlassen". — „Es gab einst", schreibt er ihr December 1793, „eine furchtbare Verabredung unter uns, die meine Verdammniß, meine unwiederbringliche Verdammniß entschied, wenn ich in einem Termin, den ich längst gar weit überschritten habe, Ihrer zu vergessen scheinen sollte ... Es war eine Zeit, wo unsre Herzen sich verstanden, eine Zeit, wo Sie in meinem Umgang fanden, was Ihnen rund um Sie her versagt war, und wo ich mein Dasein nur achtete, weil ich es wagen durfte, Sie grenzenlos zu lieben. ... Sie wissen, daß wir tausendmal dem unerbittlichen Schicksal vorhielten, daß es uns nicht für einander geschaffen habe. ... Nach einem Stillschweigen von zwei Jahren klingt es fast wahnsinnig, was ich Ihnen sagen werde, aber ich sage es doch: wenn Sie meine Stelle in Ihnen irgend einem Andern vergeben hätten, es wäre eine unaussprechliche Ungerechtigkeit gewesen ... Graun" (ihr Mann) „war Ihrer unwerth. Es giebt weniger Fehler, als man denkt; Sie nicht zu achten, ist ein ungeheurer, weil er in die Mitte trifft, unleugbarer die Sünde im Menschen voraussetzt als tausend einzelne Vergehungen, die den edelsten Charakter beflecken können."

1795 folgte Elisabeth ihrem Mann nach Berlin, wo es bald darauf zur Scheidung kam. Sie gab ihre Hand Sept. 1796 einem jungen Beamten in Königsberg, v. Stägemann, der sie seit elf Jahren angebetet und besungen hatte.

Sie fühlte das Bedürfniß, ihre Reminiscenzen und Stimmungen zu einem Roman zu verweben, welcher als „Erinnerungen für edle Frauen" der Nachwelt erhalten ist. „Ich suchte Dichtung und Wahrheit zu verschmelzen, und fand eine sonderbare Befriedigung darin, über meine Gefühle mich aussprechen zu können, ohne von mir selbst zu reden."

„Ich ward frühe vor dem Egoismus der Männer gewarnt, ihre Anbetung konnte mir kein Vertrauen, ihre Bemühungen keine Liebe einflößen; dennoch schlossen sie sich mir an, und ich konnte mich dem Antheil und Einfluß, den sie auf mein Leben hatten, nicht entziehn. Ich ward Gattin und Mutter, aber die Thätigkeit in einem idealischen Wirkungskreis blieb immer noch Bedürfniß für meinen Geist, der zwischen seiner selbstgeschaffnen Welt und den Forderungen, die nun in der Wirklichkeit von allen Seiten auf ihn eindrangen, eine Art von Vergleich zu stiften hoffte."

Schon der Bräutigam erscheint, obgleich brav und rechtschaffen, als eine prosaische Natur. „Selbst wenn er der Gegenstand nicht wäre", tröstet die verständige Freundin Meta, „der von Seiten des Herzens dich befriedigte, glaubst du nicht, daß dir das Verdienst vorbehalten sein könne, etwas von dem Reichthum deiner Empfindung auf ihn zu übertragen? . . . Du wirst finden, daß die Männer gewöhnlich nur bei sogenannten reellen Anlässen an unsern Bekümmernissen Theil nehmen; von den stillen Leiden, denen uns unser zarterer Sinn, unsere Phantasie aussetzt, nehmen sie meist gar keine Notiz . . . M. fühlt deine Zurückhaltung und Kälte, diese giebt ihm bei aller Liebe einen Depit gegen dich, und diesen aufzuheben, giebt es nur ein Mittel: jene Kälte, wenn auch mit einiger Anstrengung, zu überwinden oder zu verstecken." —! — Nebenbei ist zu bemerken, daß die Anbeter sich ziemlich viel herausnehmen. Elisabeth ist unordentlich und läßt sich in der Sorge für ihren Mann selbst von andern Frauen beschämen. Einmal gesteht sie doch: „Ich bin weit entfernt, mich davon freizusprechen, daß nicht auch in mir selbst der Grund des Mißmuths liege, der mich drückt. Ich bin zu wenig Herr meiner Empfindungen und jedes augenblicklichen Eindrucks; man hat vielleicht meine Fehler zu sehr geschont." — Sie ist in der That so wenig Herr darüber, daß sie einem fremden Mann Gelegenheit giebt, ihr unter Händedruck zuzurufen: „Theure Frau, Sie sind nicht glücklich!" — Dieser Vorfall giebt denn doch der verständigen Meta zu der Bemerkung Gelegenheit: „Ueberhaupt fürchte ich nur zu sehr, daß bei dem Beifall, den deine Gestalt, dein ganzes Benehmen findet, du leicht die Theilnahme irgend eines Freundes gewinnen könnest, der deinen Zustand verschlimmert, indem er ihn zu verbessern denkt." „Mich dünkt, du wirst eine gewaltige Sophistin, meine Elisabeth! Gewiß bist du immer zuerst getäuscht, ehe du andre täuschest."

Endlich stirbt der Mann plötzlich am Schlagfluß; Elisabeth, herbeigerufen, steht an der Leiche und hebt die Augen zum Himmel. „O

wie wohl thut es mir jetzt, sagte sie, indem sie auf ihn niedersah, immer sanft gegen dich gewesen zu sein. Wenn er nicht immer gut gegen mich war, fuhr sie fort, indem sie sich gegen uns wendete, so war es ja mehr die Schuld seiner Kränklichkeit als eines bösen Willens; er hat mich gewiß nie absichtlich gekränkt." — Möchte man vor dieser Heiligen nicht gleich anbetend niederfallen? Und es geschieht in der That! —

„Wie der Sklave, der seiner Ketten entledigt", kehrt sie jetzt zu ihren idealen Beschäftigungen zurück. Sie nimmt von den verschiedensten Seiten Huldigungen an, prüft und erwägt. Ein gewisser Gerson, der hingebendste unter den Anbetern, wird vorgezogen; aber auch ihn behandelt Elisabeth zweideutig. „Du hättest ihm", schreibt Meta, „die Eifersucht gegen einen andern billig ersparen sollen. O meine Elisabeth, kannst auch du dich ganz von dem Tadel deines eignen Herzens freisprechen?" Ein Bruch erfolgt, aber noch nach demselben schreibt Gerson an Elisabeth: „Werden Sie etwa je in eine Lage geworfen, in der Sie einen Freund brauchen, der Leben, Glück und Ruhe für Sie aufzuopfern im Stande sein muß, so vergessen Sie nicht, daß ich, so lange meine unsterbliche Seele dauert, Sie höher schätze als Ehre, Glück und Leben." — Mehr als die Ehre! — Das ist der Rechte!

Es ist das Eigenthümliche der schönen Seelen, stets vor dem Spiegel zu stehn, mit ihren Gedanken, ihren Empfindungen, ihrem Glück und ihren Leiden; alles was in ihnen vorgeht, zu wichtig zu nehmen, und um doch etwas zu sehen, auch wohl der Natur nachzuhelfen. Hier eine Stelle aus Rahels Tagebuch. „Es giebt ein Farbenspiel in unserer Brust, so zart daß es zur Lüge wird, wenn wir es aussprechen wollen. Ich sehe die Worte, wenn sie sich aus meinem Herzen gearbeitet haben, wie in der Luft vor mir schweben; und sie bilden eine Lüge!" — In der That untergräbt diese Sucht, jeden Augenblick etwas Bedeutendes zu empfinden, dies beständige Staunen vor sich selbst, dies überreizte Beobachten der eignen Zustände, zuletzt alle Unbefangenheit und Wahrheit des Empfindens.

Von den Beziehungen dieser schönen Seelen, mit denen sich die Kreise der emancipirten Damen seltsam mischen, geben die Tagebücher von Gentz recht lustige Aufschlüsse.

17. November bis 3. December 1801 war er zum Besuch in Weimar. Bei Hofe wurde er sehr ehrenvoll empfangen: seine Schrift

über den Urſprung des Revolutionskrieges hatte Aufſehn gemacht; man wußte, daß er zu den Günſtlingen des Prinzen Louis Ferdinand gehörte, daß öſterreichiſche und brittiſche Staatsmänner ſeine Bekanntſchaft ſuchten; mit Humboldt, Brinckmann, Rahel war er ſehr liirt, ſelbſt ſeine tollen Verſchwendungen machten ihn intereſſant. In Weimar verliebte er ſich in die ſchöne Amalie v. Imhof, die Nichte der Frau v. Stein; täglich war er bei ihr und ſchrieb ihr außerdem bogenlange Briefe; er betrachtete es als moraliſche Cur. „c'est une nouvelle ère qui commence.“ Bei der Abreiſe, 7. December: „Ainsi finit ce qu'il y a de plus beau dans la vie des hommes! Mais l'impression durera, je l'espère, éternellement. Amen! Amen!“

„Effect der Vorſätze von Weimar. — Am 23. December verlor ich alles was ich hatte im Hazardſpiel . . . Doch wurden fortdauernd Briefe von 6—8 Bogen an Amalie von Imhof geſchrieben. 26. Januar 1802 finde ich bei Rahel die (Schauſpielerin) Chriſtel Eigenſatz, und ſie gefällt mir. — 21. Februar, als ich 2 Uhr Morgens nach Hauſe komme, finde ich einen Brief von meiner Frau, qui a décidé du sort de ma vie. Et le lendemain, notre résolution a été prise — vermuthlich die, uns ſcheiden zu laſſen. Abends Hazard. — 13. März. Die Paſſion für Chriſtel wird förmlich declarirt, und am folgenden Tage erlaubt ſie mir, die Nacht mit ihr zuzubringen. Aber gleich darauf, theils durch mein ſchlechtes Benehmen, theils durch die Ankunft ihres wahren Liebhabers (Zinnow) bricht der Teufel los. — Die große Geſellſchaft wird von nun an etwas weniger frequentirt. Prinz Louis, Pauline, Rahel werden die Hauptfiguren, alles bezieht ſich auf Chriſtel. — 31. März: tout ce que je savais, tout ce que je craignais, m'a jeté dans des transes de désespoir. — 5. April kommt aus London eine Rimeſſe von 1000 Pfd. St. an. Die tolle Paſſion für Chriſtel geht ihren Gang. Zinnow verliebt ſich in Pauline. Nun bin ich oben drauf bei Chriſtel. — 5. Mai ſetzt ſich der Gedanke, Berlin zu verlaſſen und meine Ehe zu trennen, in mir feſt. — 13. Mai ſage ich meinem Schwiegervater un adieu éternel. — 24. zieht meine Frau ohne mich nach Schöneberg. Der Abſchied muß traurig geweſen ſein. Abends ein herzzerreißendes Geſpräch mit meinem Vater, welches damit ſchließt, daß er einen Anfall von Schwindel bekommt und ſich am Kopf verwundet. Nach einer ſolchen Scene konnte ich von Gott Verlaſſener den Abend mit Zinnow und Chriſtel zubringen! — Nach unendlichen Wortwechſeln bleibe ich in der Nacht vom 17. zum 18. Juni bei Chriſtel. Après cette nuit céleste il ne me restait qu'à me jeter dans les préparatifs du

voyage. Am nämlichen Abend verliere ich eine große Summe. 20. Juni verlasse ich Berlin, um es nie wiederzusehn.

27. Juli in Wien angekommen. 6. September eröffnet mir der Minister, daß mich der Kaiser mit 4000 Gld. als Rath in seine Dienste nähme. Auf Urlaub. 22. September in Dresden; von da mit dem englischen Gesandten nach England; zurück über Brüssel. In Weimar — 16. Jan. 1803 — erhielt ich die Nachricht vom Tode meiner Frau; ich war tief gerührt von dieser Neuigkeit. Doch genoß ich noch leidenschaftlich den Umgang mit Amalie v. Imhof." — Diese ließ sich übrigens Anfang August mit einem schwedischen Officier in Ruhla trauen und kehrte als Frau von Helwig vorläufig nach Weimar zurück.

In Dresden fand Gentz seinen Berliner Freund Adam Müller. Der geistreiche junge Mann hatte sein juristisches Studium in Göttingen absolvirt und arbeitete eben seine „Lehre vom Gegensatz" aus, zu deren Conception ein Einfall Wiesels, des pantheistischen Schalks, ihn angeregt hatte. Der Grundzug war, daß die Vorsehung sich in Contrasten offenbart und daß die äußersten Extreme in Bezug auf die Entwickelung der Menschheit gleiche Berechtigung haben.

„22.—31. Jan. Mit Adam Müller hatte ich denkwürdige Gespräche; ich selbst war in tief bewegter Stimmung, kräftig, lebendig religiös, und doch auch zur Ausschweifung sehr geneigt und sehr fähig. Müllers großer Geist hatte mir nie so eingeleuchtet. Unter anderm sagte ich ihm in einer nächtlichen Unterredung über die Unsterblichkeit der Seele, sein System habe in mir den Tod überwunden." — Die Correspondenz zwischen den Beiden ist unterhaltend genug. An Alter, Bildung und Geist dem jungen Manne bedeutend überlegen, konnte sich Gentz in seiner ganzen Natur ihm preisgeben. Wenn er zuweilen die wüsten Phantasiebilder des Freundes mit unbarmherziger Analyse zerlegt, blickt er doch auf seinen Enthusiasmus mit einem gewissen Neid. Der eingefleischte Realist und Weltmann hat eine geheime Herzenskammer, die sich nach Idealen sehnt; da er aber nicht stark genug ist, Ideale zu finden, lehnt er sich an Phantasten, so wenig das Schwankende einer solchen Stütze seinem hellen Blick entgeht.

Ein ähnliches Interesse hatte er für den Verkehr mit Rahel. Wenn die geistreiche Frau alle ihre Correspondenten veranlaßte, Worte zu combiniren, die nichts mit einander zu thun haben, so war Keiner dieser Verführung so ausgesetzt als Gentz, der mit seinem großen geselligen Talent die Neigung verband, sich stets in der Sprache derer auszudrücken, mit denen er verkehrte. — „Engel des Himmels!"

schreibt er ihr, nach Wien zurückgekehrt, wo er mit Damen des höchsten und des gemeinsten Ranges intime Verhältnisse hatte, „haben Sie Sich denn vorgesetzt, mich wahnsinnig zu machen? Wie oft habe ich es gesagt, daß Sie das erste Wesen auf dieser Welt sind! Wo ist denn noch eins, das so lieben, so denken, so rasen kann! Großer Redner, vor dem ich mich beuge in den Staub, und den ich doch zu lieben wage! . . . Sie nennen mich ein Kind; es ist das Süßeste, was Sie mir sagen können. Aber Sie allein, Sie machten mich zum Kinde. Wissen Sie denn nicht mehr, wie groß und erwachsen ich war, und wie ich neben Ihnen, in dem Blüthenduste Ihrer alles aufthauenden, auflösenden, schmelzenden Atmosphäre wieder zum Kinde herabsank? wie ich mich täglich, stündlich verjüngte? — Wissen Sie, Liebe, warum unser Verhältniß so groß und so vollkommen geworden ist? Sie sind ein unendlich producirendes, ich bin ein unendlich empfangendes Wesen; Sie sind ein großer Mann, ich bin das erste aller Weiber, die je gelebt haben. Das weiß ich: wäre ich ein physisches Weib geworden, ich hätte den Erdkreis unter meine Füße gebracht. Nie habe ich etwas erfunden, nie etwas gedichtet, nie etwas gemacht: aus mir allein ziehe ich nicht den lumpigsten Funken heraus. Aber meine Empfänglichkeit ist ohne Grenzen; Ihr ewig fruchtbarer Geist traf auf diese unbegrenzte Empfänglichkeit, und so gebaren wir Ideen und Gefühle und Sprachen, die alle ganz unerhört sind. Was wir beide zusammen wissen, ahnt kein Sterblicher."

Ein neuer Erguß. 19. Oct. 1803. „Schreiben denn Menschen so? Nein! aber auch Götter nicht! Rahletten schreiben so: und Sie allein sind, bei dem lebendigen Gotte, Ihr ewiger Typus und Archetypus, das Alpha und Omega und der reiche Baum des Lebens für Alle, die noch einen Funken von Sinn und Geist haben. Gott, welch ein Glück! daß ein solcher Brief noch immer so auf mich wirkt, wie sonst Ihre ätherischen Gespräche! Aber alt werde ich ja nie, zuweilen sogar jünger. Meine Empfänglichkeit für die wahre Himmelsspeise bleibt immer dieselbe. Und wenn ein Wesen mir sagt: unter diesem Ekel verstehe ich allerlei schönen Ekel! so bete ich das Wesen gleich auf neue Aeonen hinaus an. . . . Hätte ich das Glück, katholisch zu sein, so errichtete ich Ihnen einen kleinen Altar in meinem Zimmer, unter dem Vorwand, er sei einer Heiligen gewidmet, und triebe allen Frevel mit ihrem Bilde." Seine alte Flamme Christel hat sich in Wien engagiren lassen, aber — „für mich besorgen Sie nichts. Die Leidenschaften haben schlechthin ausgetobt in mir; und ob ich gleich immer der lebendigsten Gefühle und

ſelbſt Aufwallungen fähig bleiben werde, ſo iſt doch die Freiheit meines Gemüths nun ein für allemal gerettet. Von dieſer Seite betrachtet iſt meine Jugend ſeit dem 20. Juni 1802 — dem Tage meiner Abreiſe aus Berlin — geſchloſſen; und es freut mich ewig, daß ich ſie nicht wie ein Lumpenhund langſam auslaufen ließ, ſondern im höchſten Rauſch vom Tiſch des Lebens, ein geſättigter Gaſt, mich emporhob."

Die Correſpondenz zwiſchen Gentz, Adam Müller und Rahel zeigt das Krankhafte ihrer Naturempfindung. Faſt jeden Brief eröffnen ſie mit einer Schilderung des Wetters, und ſie kommen davon garnicht los, ſo daß ihre Seele ſich lediglich als ein krankes Phänomen der phyſiſchen Mächte darſtellt. Sie fürchten wiederholt den Ausbruch eines Erdbebens, den Untergang der Welt; die höchſte Aufgabe der Wiſſenſchaft ſcheint ihnen, das Wetter vorauszuſehen, um die Seele von dieſer fortwährenden Angſt zu befreien. Einmal ſchildert Ad. Müller ſeine Stimmungen während einer Woche, wo faſt jeden Tag ein Gewitter war. „Von 12 bis 1 Uhr war ich in mehr als Todesangſt, auf jeden Windſtoß, auf jeden Fußtritt achtend, in jedem Augenblick Bewegungen der Erde erwartend. Endlich gegen 2 Uhr ermannte ſich das Gemüth, und der Gedanke der Dauer in ſeiner ganzen religiöſen Majeſtät erhob ſich aus dem Chaos, worin ſich die Welt ſchon aufgelöſt hatte. Unter all dieſen Schmerzen gedeiht in mir der Glaube an Chriſtum, und beſonders an die Strafgerichte Gottes, auch meine Ideen über die Aſtrologie und den Umgang der Planeten mit einander. Hiervon verſtehe ich mehr als einer."

Rahel war eine glühende Natur, bei ihrem ſcharfen Verſtand überſieht man das leicht. Ihr erſter Liebesverſuch mit dem Grafen Finkenſtein war mißglückt. Graf Finkenſtein war nicht energiſch genug, den Widerſtand ſeiner Familie zu brechen, — „zu ſchwach", ſagt Rahels Freundin, Gräfin Pachta, „um ſich ein verdientes, würdiges Glück zu ſchaffen, zu ſchwach, das Unglück zu ertragen". — Ende 1797 hatte Rahel ihm ſein Wort ſchon einmal zurückgegeben, aber die intimen Beziehungen waren ſofort wieder angeknüpft. Ueber den Zuſtand, in den ſein Schwanken ſie verſetzte, ſchreibt ſie 15. Nov. 1798 an Veit: „Die ganze Scala meiner Seele giebt reine Töne an, obgleich man ſchrecklich mit den Saiten umgegangen iſt. Glauben Sie, ſchrecklich! ſogar zum Erzählen ſchrecklich. Man iſt entweder dem Wahnwitz oder dem Tod oder der Geneſung ausgeſetzt; mir ſind die beiden erſten nicht widerfahren . . . Ich bin vom Schickſal beſchimpft, aber nicht mehr beſchimpfbar. Ich bin wie ich war, und nie ſollen Sie mich verändert

finden; und finden Sie mich im Tollhause, eine papierne Krone auf dem Haupt, erschrecken Sie nicht! Sie finden die Freundin wieder. — Jetzt weiß ich erst wahr zu sein! — Nur die Galeerensklaven kennen sich. Goethe und das Leben ist mir noch immer eins; ich arbeite mich in beide hinein."

Finckenstein hat ihr von einem Fräulein erzählt, das ihn liebe, ihre Verbindung werde das Glück beider Familien ausmachen; Rahel beschwört ihn, sich zu entscheiden, aber sofort. „Einmal habe ich dem, was ich für Recht erkannte, das ungeheuerste Opfer gebracht, welches Menschen zu bringen fähig sind. Es ist mir nicht gelungen. Nie thue ich dergleichen wieder: das gelobe ich Dir bei dem, was Dir das furchtbar Heiligste sein mag! . . So wahr ich mir meine Existenz nicht ableugnen kann: ich werde nie wieder die erste sein, die sich von Dir trennt! und wenn Himmel und Hölle, die Welt und Du selbst mir gegenüberstehn!" — Wenn er sich nicht sofort entscheidet: „dann halte ich mich für eine vom Schicksal Angespieene, und stehe nicht mehr für mich selbst! . . Ich will Dich ermahnen, mich nicht so unglücklich zu machen, als es Dir möglich ist . . Kein Gebet ist in meiner Seele".

Finckenstein ist in Wien mit Wiesel, Pauline, Marianne Eybenberg. Er schickt Rahel eine flüchtige Einladung, nachzukommen — viel zu flüchtig und gleichgültig. „Du hast mich nun völlig vernichtet!" antwortet sie. „Der elendesten abgelegten Maitresse, die man aus der vierten Hand auf eine Zeit lang genommen, läßt man sich herab, sich mehr zu verstellen! Fürchte nichts: meine Armuth verbietet mir zu kommen: hab' ich je das Vermögen — die Kraft dazu meine ich, so käm' ich, weil ich wollte! von Dir ließ' ich mich nicht abhalten! — Du hast wieder einmal auf mich getreten . . . Bald werd' ich schweigen, unser Verhältniß wird ein abgetragenes." Finckenstein bedauert sehr, der „lieben Kleinen" soviel Verdruß zu machen; es werden doch noch Briefe gewechselt. „Ich imponire Dir", schreibt sie ihm 19. Jan. 1800, „darum kann ich kein Glück bei Dir finden." Sie will ihre Briefe zurück: „ich befehle es ihm als eine Getödtete!" „Es wird eine Originalgeschichte, und poetisch!"

In der Nähe von Berlin, in Siegersdorf bei dem General Graf Kalkreuth lebte seine Schwester, Caroline Gräfin Schlabrendorf, eine Wittwe: eine große starke Frau, entschiedener Charakter, herb, trotzig und herausfordernd; sie ging gern in Mannskleidern. Fichte achtete sie sehr.

„Ruhig bin ich jetzt wohl", schreibt sie an Rahel, „aber welche

Ruhe ist die meinige! Mich selbst hab' ich aufgegeben, mein eignes Herz zerstört! . . . Lieber in Verzweiflung leben, als gefühllos! Daß ich besser bin als mein Ruf, haben Sie bei unserer ersten Begegnung auf meiner Stirn gelesen: aber fühlen Sie es denn auch gewiß, daß ich besser bin als mein äußeres Betragen? . . Es giebt bei mir gewisse Saiten des Herzens, die ich nicht berühren kann, ohne mich der dichterischen Natur bewußt zu werden. Doch von Außen bin ich wenig erregsam; in meinem Innern ist die Quelle ewiger Dichtung und ewigen Lebens, ohne die ich garnicht das Gemeine der Bedingungen meines Daseins zu ertragen vermöchte."

Juli 1800 ging sie mit Rahel nach Paris, wo sie neun Monate blieben.

„Glaube nicht", schreibt Rahel an Frau von Boye, „daß ich hoffe, ich würde dort würdig empfangen: Gott bewahre, die Komödie geht von Neuem los! Denn lieben muß ich." In der That wurde bereits in Paris wieder eine leidenschaftlich gefärbte, aber mehr harmlose Freundschaft mit dem dänischen Consul Bokelmann angeknüpft — „Wie freut es mich", schreibt sie ihm 12. Juni 1801, „heimlich, trotz der ganzen miserabeln Welt, so verheirathet zu sein!" — „Aengstigen Sie sich nicht", setzt sie hinzu, „es ist nicht so gemeint."

Nun aber überkam sie eine wilde Leidenschaft zu einem schwarzäugigen, jungen Portugiesen, Urquijo, der bei der Gesandtschaft in Berlin war. Die Katastrophe scheint im Frühling 1803 gespielt zu haben: „Ne me faites pas mourir avant le temps!" — „Je suis née pour vous aimer! ange du ciel!" — „In welchem Augenblick des Zerreißens wirft sich mein ganzes Wesen in Deine Arme!"

In ihren Briefen an ihn fand sie später selbst ihre größte „Turpitude": „so erniedrigend darf man sich auch in der größten Leidenschaft nicht vom Schmerz auseinanderzerren und herumschleppen lassen!" — „Aber was habe ich denn verbrochen, daß Einer mich dem Andern in die Hände wirft, bis die Göttin selbst wieder vor mir steht und mich versteinert!" — „Je t'aime, mais je ne t'estime pas! so sagte er mir tausendmal, und so konnte er meine Leidenschaft bis zur Durchsichtigkeit auseinanderzerren. Je t'estime, mais je ne t'aime plus! sagte er den letzten Monat, und da packt' ich mordgewaffnet mein eigen Herz mit meiner Hand, und ging wie aus dem Leben. Denn ich wußte, es war wie zu einem schwarzen Tod, und schrieb: „ich wähle die Verzweiflung, die ich nicht kenne!"

Rahel sah beide Liebhaber später noch einmal wieder. Als völlig

entzauberte Titania. „Ich überlege immer, wie es war, wie dies Gefühl diese Macht über mich hatte!" Der eine betrug sich in ihrer Gegenwart grade wie der andre, so unbewußt, „wie ein Beil, das einem großen Mann den Kopf abhaut". „Pfui", schreibt Rahel in ihr Tagebuch, „wenn ich Einem etwas gethan hätte, verfolgt' ich ihn, ich brüsquirte ihn! Daß ich sie noch sehe — das ist meine Neugierde. Ich muß von Allem wissen, wie es ist: so habe ich von Kindheit an den größten Trieb gehabt, Leichen zu besehn. Wie mir bei Allem wird und werden wird, was natürlich zugeht, wird mir immer unübersteiglich wichtig und hemmt jeden Affect."

Rahel war eine leichte graciöse Gestalt, klein, aber kräftig von Wuchs, von zarten und vollen Gliedern, Fuß und Hand auffallend klein. Das Antlitz, von reichem, schwarzem Haar umflossen, verkündigte geistiges Uebergewicht, die schnellen und doch festen dunklen Blicke ließen zweifeln, ob sie mehr gäben oder aufnähmen, ein leidender Ausdruck lieh den klaren Gesichtszügen eine sanfte Anmuth; was am überraschendsten traf, war die klangvolle, weiche, aus der innersten Seele heraufönende Stimme. So schildert sie Varnhagen, der sie um diese Zeit zum erstenmal sah, und in dem sie endlich noch den Mann fand, der sie zu schätzen wußte. „Das Feuer der ursprünglichsten Schöpfungskraft", schrieb er nach ihrem Tode, „brannte in ihr noch lichterloh, sie hatte noch alle Wärme, alles Leuchtende eines Menschen, der eben aus Gottes Händen kommt. Ich weiß nichts ihr Aehnliches! Talente und Kräfte mögen Andere ebenso haben und mehr — Wesen Keiner. Eher kann ein Goethe, ein Spinoza, ein Plato sich wieder zeigen, als eine Rahel!"

Am 9. Jan. 1803 fand in Nennhausen, einem Gut des Herrn v. Briest in der Nähe von Rathenow, die Hochzeit seiner Tochter, Frau Caroline, verwittwete v. Rochow, mit dem Lieutnant v. Fouqué statt. Nennhausen war ein Sammelplatz der Romantiker A. W. Schlegel, Bernhardi, v. Schütz, Hülsen, später der ganzen romantischen Jugend. Fouqué und Caroline dichteten, er als Pellegrin, sie als Serena. „Groß und schön gewachsen, kräftig und ausdrucksvoll, in der Gesichtsbildung dem Apoll von Belvedere ähnlich, mußte sie für eine herrliche Erscheinung gelten, der man gezwungen war zu huldigen." Sie hatte drei Kinder, darunter eine Tochter, welche wußte, daß sie eigentlich die Tochter eines Grafen Lehndorf war. „Nach mancherlei Erlebnissen, in welchen ihr Herz und Gemüth vielfach erschüttert worden war", durfte die schöne und glänzende junge Frau jedoch auf neue Lebenswendung noch nicht verzichten." Sie trennte sich von Rochow, einem unglück-

lichen Spieler, der sich bald darauf erschoß, und heirathete Fouqué, der sich zu diesem Zweck von seiner Frau scheiden ließ. — Das Alles erzählt ihr Verehrer Varnhagen; auch das Folgende. — „Sie war an Naturell und Lebenssinn ihrem Mann weit überlegen. Für das wirkliche Leben erschien ihr Fouqué nur wie ein Kind, das entweder garnicht oder doch ohne Bedeutung mitredet, an dessen Spielen man theilnimmt, aber mit Lächeln, und ohne sie weiter gelten zu lassen als es der Laune beliebt. In keiner Weise konnte der kränkliche, nur im Schreiben rüstige Dichter ihr genügen. Sie hatte dies nicht Hehl, nahm sich offen jede Freiheit und die volle Herrschaft." — —

„Ich habe", schreibt sie später an Rahel, „ein leidenschaftlich heftig Gemüth... Ich habe Verbindungen geschlossen, zerrissen, neue geknüpft, mich selbst wie mein Herz veräußert, mich und Andre getäuscht, wie stets die Leidenschaft es thut, Menschen, edle Menschen verlockt, und Niemand, mich am wenigsten, beglückt... Daß ich zur Erkenntniß gekommen bin, ist gut... Ich könnte mich überreden wollen, eine starke Natur habe sich durch willkürliches Verstehn des eignen Gesetzes in mir zuerst frei machen müssen, um sich durch sich selbst zu begründen. Niemand würde es mir indeß glauben, ich selbst nicht. Die Zeitentwicklung spukte in mir. Ich bin, wie viele andre regsame Menschen, durch fremde Einwirkung umgetrieben worden, und falsche Verstandsconsequenz, unverdaute Philosophie, gemachte Religiosität, an mich gerissener Katholicismus und katholische Poesie, alles ist der Köder gewesen, mich mir selbst zu veräußern. Diese Stimmungen veranlaßten Begebenheiten, die zu wirklichen Thaten wurden."

Zu Rahels intimsten Freundinnen gehörte die böhmische Gräfin Josephine Pachta, die sich wiederholt in Berlin zeigte und dort einen großen Anhang besaß: auch Schleiermacher gehörte dazu. Sie war in ihrer Gesinnung Republicanerin und hatte auch Kant studirt. Sie hatte zahlreiche Verhältnisse und reflectirte gern darüber. „Ich werde nie von meinem Grundsatz weichen, die Männer genau über meine Empfindungen für sie, sowie über das Verhältniß, in welches das Schicksal uns gestellt, zu unterrichten; noch mit gewissenhafterer Genauigkeit über das letztere, denn dieses ist ihnen am nothwendigsten zu wissen, sonst giebt ihnen der falsche Gesichtspunkt ein fruchtloses Streben nach versagtem Glück." Ihres Mannes war sie lange überdrüssig; da die katholische Ehe nicht geschieden werden konnte, fand sie ihn äußerlich ab und lebte fortan mit dem bisherigen Erzieher ihres Knaben, Meinert, im Concubinat; ja, sie nöthigte die Bekannten, ihn als ihren Gatten zu

behandeln. Das dauerte beinahe 17 Jahre, dann wurde Meinert der alternden Beschützerin überdrüssig und heirathete ihre hübsche Gesellschafterin; Josephine starb bald darauf.

Ueber solche exceptionelle Verhältnisse wurde gedacht und empfunden, als wenn sie der einfache Ausdruck der menschlichen Natur wären. „Wir wollen keinem Urtheil vorgreifen", berichtet Varnhagen, „aber als Thatsache dürfen wir feststellen, daß in jener Zeit eine Religion der Liebe galt, in der jedes echte Gefühl als ein heiliges angesehn wurde, gegen welches jeder Einspruch unberechtigt war, jedes andere Verhältniß zurückstehn mußte; diesem Gefühl zu folgen war heilige Pflicht, ihm widerstreben hieß Gemeinheit. Nur in dieser Voraussetzung, daß eine solche Ansicht weit verbreitet herrschte und von geistvollen Dichtern und Denkern — den Romantikern — kühn ausgesprochen und gepriesen wurde, nur in dieser Voraussetzung können wir uns die heitere Zufriedenheit und Seelenruhe erklären, mit welcher sich die in solcher Art Verbundenen zu einander und der umgebenden Welt verhielten."

Rahels Freundin Pauline Wiesel war die anerkannte Geliebte des Prinzen Louis Ferdinand; mit einer andern, Henriette Fromm, hatte er einen förmlichen Hausstand eingerichtet. „Sie haben gesehn", schreibt er an Rahel, „wie heiß meine Liebe zu Pauline ist, mit welcher Innigkeit ich zugleich an der himmlisch guten Henriette hänge: dies scheint manchem unbegreiflich, und doch haben es die sonderbaren Umstände so gewollt! . . Der große Aufwand von Kraft, der stete Wechsel der heftigsten Sensationen, vom Glück zum Schmerz, hat mich ganz abgestumpft, und mein Herz ist öde und todt." Freilich fühlt er ihre Corruption: „ich habe sie erröthen sehn, wenn sie etwas Gutes sagte, als wenn ein Andrer eine Sottise sagt, blos weil sie fühlte, daß sie das Recht, es zu sagen, verloren hat!" Gleichwohl versprach er, sie zu heirathen, sie sollte sich nur von Wiesel scheiden lassen. „Ohne Deine Liebe kann ich nicht leben! Alles liebe ich an Dir, die schönen Gefühle, die in Deiner Brust liegen und die Du gar nicht einmal ahnst! . . Es stand im Himmel geschrieben, vom Schicksal war ich bestimmt, Dich zu vergöttern! Ich schwöre Dir: den Augenblick, wo Du mich verläßt, vernichte ich mich! . . . Nur Du verbreitest über mein Gemüth einen Seelenzauber! Deine Aufwallungen, Deine Ungerechtigkeiten, alles lieb' ich, obgleich es mich quält: es sind nur die Auswüchse einer zu kräftigen Natur. . . Du kennst ja die Wunder unsrer Liebe, und wie wir den Kelch der Wollust tranken, thaten es wenige."

Pauline hatte als das schönste Mädchen Berlins dem mephisto-

pheliſchen Wieſel, Tiecks Modell zum Andrea, die Hand gegeben. Sie ſelbſt ſcheint ihm für die Coquette im jungen Tiſchlermeiſter, einem Roman, den Tieck ſchon in früher Jugend begann, aber erſt 40 Jahre ſpäter vollendete, die Farbe geliehen zu haben.

„Daß alles Ehrbare, Echte, wahrhaft Menſchliche und Treue ihr unzugänglich war, goß dieſen wunderbaren Zauber über ſie, welche unſre jugendlich friſchen Herzen ſo ſonderbar berauſchte. Hätte man ſie achten können oder ehren müſſen, ſo konnte man ſie nicht mehr lieben. Aber auch einzig ſie konnte dieſen Wolluſtrauſch, dieſen feinen und ſeelenbetäubenden Wonnedurſt erregen und befriedigen... Wenn man unter dieſen Gefühlen erwacht, ſo iſt die Wirklichkeit gar zu arm und nüchtern, weil der Traum zu wonnereich war."

In der älteren Romanſchule entſprach die Würdigkeit des Gegenſtandes im Durchſchnitt der Stärke der Empfindungen, welche er erregte; für jeden wohlangelegten Mann ſchien ein beſtimmtes Weib prädeſtinirt. Die Treue war nicht blos ſittliche Pflicht, ſie lag in der Natur der Sache. Untreue kam vor, aber ſie rächte ſich phyſiſch wie ſittlich. Wenn bei einem ordentlichen Menſchen die Liebe aufhörte, ſo galt das als ein Zeichen, daß ſie nicht die rechte geweſen war: dieſe iſt ihrer Natur nach ewig. Die eingebildete, die unechte Liebe durfte dann mit Humor behandelt werden.

Anders die neue Schule. Zuweilen freilich ſcheint es mit dem Wechſel der Liebe dieſelbe Bewandtniß zu haben, wie bei Jean Paul: ſobald die Rechte kommt, wird der Mann ſolid und wendet ſich der Oekonomie zu. In der Regel aber iſt nicht die Beharrlichkeit, ſondern der Wechſel das Natürliche. Was reizt und verführt, iſt grade das Unberechenbare, das Räthſelhafte, das Dämoniſche, mitunter das Diaboliſche. Der Menſch hat einen Doppelgänger, der ihm hinter dem Rücken ein Geſicht ſchneidet; hinter Ludwig Wandel mit der blauen Blume, mit der Ahnung des Ueberirdiſchen ſteht ein Mephiſtopheles, der alle Illuſionen überwunden hat.

„Alle Achtung vor Tugend und Wahrheit! aber herrſchten ſie allein auf der Welt, ſo gäbe es keine Poeſie... Immer iſt die weiche, liebe, intereſſante Verführbarkeit des Mannes der Gegenſtand der ſchönſten Gemälde und anziehendſten Verwickelungen. Jene feſten, unerſchütterlichen, dem Reiz und der Schönheit unzugänglichen ſind eben keine rechten Männer, ſondern nur Larven und widerwärtige, wenigſtens gleichgültige Geſpenſter... Stella, dies Gedicht der Treuloſigkeit, nannte Goethe ein Schauſpiel für Liebende, und mit Recht; denn nur derjenige,

der die Liebe empfunden und erlebt hat, kann es wissen, wie das Herz wohl so gestimmt sein kann, daß es die neue, höhere Liebe nur fühlt und rein in ihr lebt, wenn eine andre, auch echte Zärtlichkeit ihr brüderlich Gesellschaft leistet."

Das sagt die Coquette in Tiecks jungem Tischlermeister, aber die ideale Figur des Romans giebt ihr völlig Recht.

Tiecks Schwester, Sophie Bernhardi, fühlte sich dem spöttischen Gemahl gegenüber sehr femme incomprise, der geschmeidige Schlegel würdigte ihre Nerven viel intimer. Außerdem fand sich ein Herr von Knorring als Hausfreund ein. Im Herbst 1804 entfloh sie ihrem Gemahl und ging zu ihrem Bruder nach Dresden, den sie im folgenden Jahr nach München und Rom begleitete. Sie hatte 1801 einen Roman geschrieben: „Julie St. Albain", der an Lucinde, auch ein wenig an die „Liaisons dangereuses" erinnert: der Zweck ist moralisch. — In ihren Erzählungen „Wunderbilder und Träume" 1802 sind Blumen, Springbrunnen und andere Naturgegenstände unermüdlich geschäftig, Gedanken und Empfindungen von sich zu strahlen und das Herz der Menschen zu bezaubern, das ihnen keinen Widerstand entgegensetzt. Die blaue Blume verbreitet einen so narkotischen Duft, daß nur die Sehnsucht übrig bleibt, die sich nach der Sehnsucht sehnt und nicht weiß, daß sie die Sehnsucht ist. „Mir ist, als hätte ich gestern ein großes Gut besessen, und mein träger Geist kann sich nicht darauf besinnen." „Mir ist, als gäbe es einen Klang in der Welt, wonach mein Herz mit Sehnsucht schmachtet, und mir dünkt, wenn dieser Klang mich wieder berührte, so würde ich glücklich sein; aber wie soll ich ihn suchen, wo soll ich ihn finden, da ich ihn nicht einmal zu nennen weiß?" „Ihr schöne Pilgerin habt uns eine große Wohlthat erzeigt, die uns lebenslang euch zu dienen zwingt, doch weiß ich mich ihrer nicht zu erinnern." „Als Du geboren wurdest, hat er Dein Bild gesehn, und seit der Zeit liebt er Dich mit der heißesten Sehnsucht, und zieht nun durch die Welt, um Dich zu suchen." — Zuweilen bildet sich jemand ein, daß er einen andern erschlagen habe, dann trifft er ihn wieder, erschlägt ihn wieder, dann ist es ein Mädchen, die er heirathet. Oder jemand springt, von Sehnsucht getrieben, in einen verzauberten See erwacht wo anders, springt wieder in den See u. s. w. Man begegnet einem schwarzlockigen Frauenbild, fühlt ein seltsam Weh in seinem Busen und stürzt weinend zu ihren Füßen, wo sich dann ergiebt, daß sie eine andere ist, als diejenige, die man gesucht, etwa eine Hexe, die einen in einen Vogel verwandeln will, aber die Macht der Augen ist doch so stark,

ſtark, daß man wie todt zu ihren Füßen geſtreckt wird, daß man den Staub mit heißen Thränen benetzt, in einer Miſchung von Grauen, Furcht und Entzücken vor dem lieblichen Geſicht, dem man zum Spiele dient. Kurz, man iſt ſtets außer ſich. Zuweilen verblüht man ſanft wie eine Blume, und in der Ferne klingt dazu ein Waldhorn. Indeß iſt das Reſultat zuweilen auch greifbarer, und man begreift, daß die Lucinde nicht blos eine dithyrambiſche Phantaſie war.

Die ganze Hypertrophie dieſer weiblichen Gefühle tritt in Jean Pauls Briefwechſel zu Tage, den er der Sitte der Zeit gemäß circuliren ließ; er wirkt wie ein Magnet auf die Frauen, alles, was von Willkür bei ihnen vorhanden war, kommt durch die Berührung mit ihm zum Vorſchein.

2. Juli 1797 kam Frau Emilie v. Berlepſch, 40 Jahr alt, mit einer erwachſenen Tochter verſehn, Dichterin, im Weimarer Kreiſe vielfach zu Hauſe, nach Hof, um ihm zu huldigen. Obgleich ſeine Mutter dem Tode entgegenkränkelte und in den nächſten Tagen wirklich ſtarb, folgte er dem großen Weibe nach Franzensbad. „Ich habe nun zum erſtenmale erfahren, daß es eine reine weibliche Seele giebt!" — Sie ſchreibt ihm auf dem Weg nach Weimar 3. Sept.: „Mein Geiſt beugt ſich vor dem Ihrigen, den ich ſo hoch auf glänzenden Flügeln ſchweben ſehe, daß mir ſcheint, als dürfe er kaum ſich niederlaſſen und etwas dauernd berühren. Eben das elaſtiſche leichte Schweben, das Ihrem Geiſt die Erhabenheit giebt, macht Ihrem Herzen die ausdauernde unverrückte Stellung an einem andern Herzen unmöglich. Sie fordern mit Recht ungebundene Freiheit; ſie kommt Ihnen als Genius zu; aber ungerecht ſind Sie, wenn Sie fordern, daß es nicht ſchmerze!" — „Emilie!" antwortet Jean Paul 2. Oct., „Sie wiſſen nicht, wie ich Sie liebe!"

„Wenn es auch wahr iſt", ſchreibt ihm Frau v. Kalb aus Weimar, „daß Sie Charlotten über dieſer Minerva ganz vergeſſen können, ſo ſoll ſie doch dieſes Glaubens noch nicht leben!" — 10. Dec.: „Sie iſt äußerſt geſchwätzig über das neue himmliſche Leben, welches ſich ihr mit Ihnen eröffnet. Ich lebe ganz allein, mein Mann lieſt mir zuweilen vor. Er liebt Sie ſehr, und wünſchte, daß Sie uns beſuchen." 4. Jan. 1798: „Mein Mann hat mir Ihren letzten Brief vorgeleſen (er empfiehlt ſich Ihnen ſehr!) und meinem Sohn dictir' ich dieſen Brief." — — „Unſre unglückſelige Charlotte", ſchreibt Schiller an

Goethe 6. April, „ist womöglich noch materieller geworden, und ihr gespanntes freudloses unerquickliches Dasein hat mir keine gute Stimmung gegeben." „Es scheint", bestätigt Goethe, „daß die meisten Naturen ihre kleine Portion idealer Ingredienzen durch ein falsches Streben gar bald aufzehren."

Indeß lebte Jean Paul mit Emilie in Leipzig: „ich wäre ganz glücklich mit ihr, wenn sie es nicht zu sehr durch mich werden wollte! An einem einsamen Abend las ich ihr das erste Capitel des Titan vor, und sie umarmte mich im Enthusiasmus. Ich sagte ihr, daß ich sie oft in acht Tagen nicht sehn würde. Sie nahm das Schnupftuch vor ihre Augen und mir war, als säh' ich ihre stechende Vergangenheit gewaffnet wieder an ihrem Herzen vorüberziehn. Ihre Seele hing an meiner heißer, als ich an ihrer; sie bekam über einige meiner Erklärungen Blutspeien, Ohnmachten, fürchterliche Zustände! — Einmal — 13. Januar 1798 — ging mein Inneres auseinander, ich sagte ihr die Ehe zu. Sie will thun, was ich will, mir das Landhaus kaufen, wo ich will. — Und doch ist mein Schicksal noch nicht entschieden von Mir."

13. März. „Der Riß ist gethan. Ich habe zwei fürchterliche Tage gehabt. Ich sagte ihr, daß ich keine Leidenschaft für sie hätte, und wir nicht zusammen gehören. Nun schließt sich ihr zerschnittenes Herz sanft wieder zu und blutet weniger."

24. Dec. 1798 aus Weimar: „Zu einer wichtigen Nachricht! Die Titanide (Frau v. Kalb) ist vom Lande zurück und will mich heirathen. — Kurz nach einem Souper bei Herder sagte sie es mir gradezu. — O! ich sagte der hohen heißen Seele einige Tage darauf Nein, und da ich eine Größe, Glut, Beredsamkeit hörte wie nie, so bestand ich darauf, daß sie keinen Schritt für, wie ich keinen gegen die Sache thun wolle. Ach! im März wäre alles vorbei, nämlich die Hochzeit. — Sonderbar setzt sich das Schicksal an meinen Schreibtisch und tunkt ein. Ich kann Dir nicht sagen, mit welcher Berechnung auf meinen Titan das Geschick mich durch alle diese Feuerproben führt. Jetzt kann ich ihn machen."

Charlotte an Jean Paul: „Nenne mich nicht Titanide! Man fühlt wenig Mitleid, Liebe und Schmerz für das Kühne und Sonderbare". — „Von einem mächtigen Geist vernichtet zu werden, ist viel erhabner als die höchste Ehre, Genuß und Fülle, so die Welt geben kann. O nimm mich auf, damit ich sterben kann, denn ich kann entfernt von Dir nicht leben und nicht sterben! — Heiliger Gott, gieb Deinem Unsterblichen alle die Seligkeit, die Deine Erschaffnen

entbehrten! Laß mich nur in seiner Nähe, daß ich sein Antlitz schaue! Laß mir den Schmerz, laß mir die Thränen um Ihn!" — „Kommen Sie, Sie müssen mich hören. Ich bin unveränderlich bis in den Tod! bis in den Tod! — —"

6. Jan. 1799 schreibt Jean Paul an den Freund: „Mit der Titanide habe ich jetzt Elysium... Es giebt nichts Heiligeres und Erhabneres als ihre Liebe. Tausendmal leichter als mit der Berlepsch geh' ich mit ihr durch alle Saiten der Seele, sie soll immer froher durch mich werden. Sie hat drei große Güter, und wird, wenn die Processe geendet sind, wie sie sagt, reicher als eine Herzogin. Im Frühling begleit' ich sie auf das schönste und habe alles."

27. Jan. 1799: „Hier ist alles revolutionär kühn und Gattinnen gelten nichts. Hier sind Sitten im Spiel, die ich Dir nur mündlich malen kann." 2. Febr. „Die Kalb nahm, weil ihre Phantasie ihr nichts von der Unveränderlichkeit der Berlepsch giebt, ihre Resignation schon oft und heftig zurück. Die glühenden Briefe werden Dir einmal unbegreiflich machen, wie ich mein Entsagen ohne Orkane wiederholen konnte." Charlotte an Jean Paul: „Glaube mir, mein Wunsch wird siegen — ich mag, ich kann das Leben sonst nicht wollen. Ich kann und will mich nicht ändern, denn ich fürchte das Unglück und die Oede und die Trauer meines Lebens. Wir müssen mit einander leben und sterben, das sagt meine Vernunft, mein Verstand, mein Herz." 16. März. „Kein Ideal darf aufgegeben werden, oder die Seele vernichtet ihre Würde und ihr Selbst." — Vier Wochen darauf: „Du hast mir oft tiefe Schmerzen gegeben! Dichter wie Du, d. h. wie Du allein bist, sehn, fassen, bilden, zeichnen und schaffen tief die Menschheit, aber die Wirklichkeit eines festen unzerstörlichen liebenden Gemüths fassen sie nicht. Ich verzage nicht an meinem Herzen, aber verstummen wird es wohl müssen, und unbeseligt wird mein Geist das Leben verlassen."

Jean Paul ließ sich grade malen, als ihn der junge v. Savigny aus Marburg in Weimar besuchte. „Ueber sein Auge hat die Natur einen Schleier gezogen; dies und das unausgesetzte Spiel seiner weichen Muskeln macht das Treffen unendlich schwer. Er hat nichts Humoristisches, sondern blos ein ungemein sanftes, aber etwas erzwungenes Wesen, das gegen Frauen sich dem Schmachtenden nähert."

„Ich kenne nun", schreibt Jean Paul 4. Juni an Jacobi, „das auflösende Leben bei genialen Weibern, die zugleich verwirren und zersetzen; nein, ich will ein einfaches Herz, damit meine Kindheit und das Leben bei meinen Eltern wiederkomme!"

In den Tagen erhielt er einen neuen Verehrungsbrief: „un coeur pénétré des charmes de la vertu, mais flêtri par la douleur, resserré par l'injustice des hommes, attristé par leurs petitesses“ u. s. w. — Auf Befragen enthüllte sich die Briefstellerin als Frau Josephine v. Sydow in Hinterpommern. Eine geborne Französin, hatte sie Rousseau mit der Muttermilch eingesogen, und im fünfzehnten Jahr einen Vetter geheirathet: „aimable, spirituel, passionnément amoureux de moi“. Sie ging mit ihm nach Berlin, wo ihm der König eine Anstellung gab. Aber kaum ein Jahr verheirathet, „j'éprouvai que l'amour le plus vif s'affaiblit; hélas! j'avais tout sacrifié pour une chimère! Je fis voeu de ne plus aimer.“ Nun wird der Mann leidenschaftlich: „il prétendait être aimé par devoir et poussa jusqu'à la tyrannie les droits que je lui avais donnés sur moi“. Ein junger Officier aus einer benachbarten Garnison verliebt sich; man widersteht fünf Jahre; endlich hat der erste Mann „la générosité de consentir à notre séparation“, sie wird Frau v. Sydow. Bis dahin hat sie geschriftstellert, jetzt giebt sie es auf; zehn Jahre leben sie einträchtig auf dem Lande, dann wird Herr v. Sydow untreu: „le joug du mariage lui a semblé insupportable, il a cherché des distractions et les a trouvées.“ Alle diese Begebenheiten legt sie dem verehrten Dichter zu Füßen: „j'épancherai mes peines dans votre sein, et du moins je ne mourrai pas, sans avoir connu un mortel digne de mes adorations.“ — Sie hat zur Vertrauten — ihre zwölfjährige Tochter.

„Welch ein Weib“, schreibt Jean Paul, als er sie im folgenden Jahr in Berlin kennen lernte. „Südliche Naivetät bis zum Komischen, südliches Feuer, Festigkeit, Weichheit und ein treues deutsches Auge.“

In Hildburghausen durfte er der Fürstin, der Schwester der Königin Luise von Preußen, die ihn schon bei einem Besuch in Weimar ausgezeichnet, seine Huldigungen darbringen. Er kennt nichts Schöneres als diese „süße Gestalt! Mit himmlisch kindlichen Augen, das ganze Gesicht voll Liebe und Reiz“ u. s. w. Er erhielt Erlaubniß, den ersten Band seines „Titan“ den „vier guten und schönen Schwestern auf dem Thron“ zu widmen.

6. Oct. 1799 verlobte sich Jean Paul in Hildburghausen mit einer Hofdame, Caroline v. Feuchtersleben (25 Jahr). „Noch in keiner weiblichen Seele fand ich diese hohe, strenge religiöse Moralität, die unerschütterlich bis in die kleinsten Zweige treibt. Bei ihrer moralischen Zartheit fühlt man, daß man leider lange in Weimar gewesen. Sie würde, wenn ich mit ihr verbunden wäre, mein ganzes Wesen bis

auf die kleinsten Flecken ausreinigen. Und so hab' ich mein Herz am Herzen, die Reine und Feste, und nichts tritt mehr zwischen die Geister. Auf ihren Muth, künftig durch alle adligen Verhaue durchzudringen, kann ich bauen ... Ich erschrecke, wenn ich jetzt zu den ausgebrannten Ehekratern hinübersehe, in die ich so oft zu fallen im Begriff war!"

Jean Paul verkehrte in Weimar fast nur mit Herders: „er hatte sich", erzählt Frau Herder, „nach und nach von jenen ihn verachtenden und verhöhnenden Menschen losgemacht. Als er Herders seine Verlobung mittheilte, „sanken die zwei Menschen mit Thränen an mein Herz". Emilie Berlepsch will zu ihm ziehen: „mich und alles, was ich besitze, will ich in Ihre Hände geben, will nichts thun als lieben und mich lieben lassen wie ein gutes Kind!" Josephine: „Jean Paul n'est pas un homme, ou du moins il est un Gottmensch!"

In denselben Tagen erschien der erste Band des „Titan".

Ganz glatt wollte es mit der Brautschaft doch nicht fort; Caroline hatte schwere Stürme mit ihren Verwandten. „O guter edler Mann — laß mich nicht büßen für fremde Kälte! Ach, leide ich denn nicht schon genug durch sie?" — „Caroline", schreibt Jean Paul an Jacobi, „hat einen ernstern Geist als der meinige, bei der zartesten Weichheit der Empfindung. Gegen die Verwandten, die uns zertheilen wollten, kämpfte sie, und wo sie sich zum Doppelopfer der Liebe für jene und mich machte, schonend, fest und siegend an. — Ich werde mich neben ihr heiligen."

Emilie, aus Edinburg, wohin sie einem andern Verehrer, dem Schotten Macdonald, gefolgt war: „Jetzt ist meine Ueberzeugung, daß Sie mehr als ein Mensch sind, bis zur Schwärmerei gestiegen ... An Leib und Seele bin ich zerstört worden ... Außer der Aussicht, die Sie mir eröffnen, sehe ich keine Möglichkeit, festzustehn am Rande des Abgrunds. — Ich ziehe mit Ihnen, wohin sie wollen: über unser dreifaches Glücklichsein mit einander habe ich nicht den leisesten Zweifel."

Aehnlich Josephine. Diese Briefe geben Caroline viel zu denken; sie bittet Jean Paul, ihr keine solche Briefe mehr zu zeigen. „Liebe sie alle, schreib' an alle, aber — sage mir nichts mehr davon! Vergieb Deiner Caroline eine Schwachheit, die aus keiner unreinen Quelle fließt."

Herder und seine Frau halten doch für nöthig, sich das ganze Verhältniß näher anzusehn. Die Zusammenkunft findet 2. Mai 1800 zu Ilmenau statt.

„Herder", erzählt Jean Paul, „fand Caroline über all' meine Schilderungen erhaben. Sie hat etwas Hohes, Ungemeines. Aber! seit

dieser Reise ist mein Bund mit ihr — aufgelöst! .. Lauter moralische kleine Ecken trieben mich in mein altes trotziges Fieber. Ein gewisses Absprechen, Unnachgiebigkeit, eine parziale Liebe ertrag' ich schwer."

„Was wir den ersten Abend ahnten", schreibt Herders Gattin an Knebel, „war bei Richter und Caroline schon vorbereitet. Sie hatten sich gegenseitig Opfer gebracht und sahen sich jetzt mit hellen Augen. Das verdiente weder sie noch er, daß sie, sich täuschend, einander unglücklich machten." Herder suchte — vergebens — die verlassene Geliebte zu trösten: Jean Paul sei nicht fähig zu lieben, d. h. sich in der Existenz eines Andern zu fühlen. „Lassen Sie ihn sein Dichterleben fortsetzen! Thätige Liebe, reelles Für- Mit- Ineinanderleben ist etwas Andres, als das Spiel der Imagination am Pult, oder süßer Witz in Gesellschaft. Sei er aller Frauen Mann! Das Feenland der Imagination ist eine Transcendentalwelt." — Caroline zog vor, einfach zu verzweifeln. „Ihr Weiber", schreibt ihr Jean Paul, „wißt nicht, wieviel mehr Versuchungen und Kreuzwege ein Mann in seiner Wüste hat, als ihr in eurem Gartenleben!"

Auch sein nächster Freund Otto hat schon lange gedacht, daß die Ehe nichts für ihn sei: „es gehört nichts für dich, als ein ewiges junggesselliges Jünglingsleben, das das Ziel der Ehe vor sich hat, und, immer unerreicht, es doch nicht aufgiebt." Jean Paul hat bessere Hoffnung: „aber es muß ein sanftes Mädchen sein, das mir etwas kochen kann, und mit mir lacht und weint. Ich muß ein Mädchen heirathen, dessen ganze Sippschaft ein Freudenfest feiert, daß ich mich herabgelassen. Und doch speculir' ich seit einiger Zeit mit auf Eingebrachtes".

28. Mai 1800 kam Jean Paul nach Berlin. „Er will", schreibt Schleiermacher, „nur Weiber sehn und meint, selbst eine gemeine wäre immer wenn auch nicht eine Welt, doch ein neuer Welttheil." Die Abgötterei, die von einem großen Theil „feinfühliger" Damen hier mit ihm getrieben wurde, überstieg alles, was Jean Paul bisher noch erfahren; die vornehmen Damen wußten ihm Dank, erzählt Henriette Herz, daß er sie so viel bedeutender und idealer darstellte, als sie waren, und strengten sich an, ihn in dieser schmeichelhaften Täuschung zu erhalten. „Viele Haare erbeutete ich", schreibt er selbst, „und viele gab mein eigner Scheitel her... Ich wurde angebetet von den Mädchen, die ich früher angebetet hätte.... Die herrliche Königin lud mich nach Sanssouci ein, ich aß bei ihr, sie zeigte mir alles."

Nachdem Jean Paul in Berlin mit unzähligen Gräfinnen, Baronessen und Jüdinnen ein Liebesgetändel getrieben, dessen Berichte in

den Briefen an seinen Freund sich äußerst komisch, aber auch sehr widerlich ausnehmen, verlobte er sich 10. November 1800 mit Caroline Mayer, der gebildeten Tochter eines Geheimraths, und heirathete sie wirklich 27. Mai 1801. Hier hatte er gefunden, was er suchte: „der Vater verehrt, die Tochter vergöttert mich. Sie hat ihre wärmsten Seelenfreundinnen unter den höhern Ständen; besonders Frau v. Krüdener. Ich will frei und cynisch leben, und meine gute Caroline ist überall so philosophisch als ich nur will. Sie hat keinen Schmerz als den, daß sie nicht die allerklügste und allerschönste für mich sein kann." Eine geschiedene Gräfin Schlabrendorf, mit der er viel geliebelt, die ihn heirathen wollte und über seine Verlobung krank wurde, ließ sich trösten und heirathete einen Andern; ebenso machte es Frau Emilie v. Berlepsch. Die Königin wollte ihm gern eine Präbende zuwenden, aber dem König war des Wesens zuviel, er lehnte ab. So siedelte er sich zunächst in Meiningen an, wo der Hof ihn sehr verehrte. Sein Neffe erzählt: „Bisher hager, bleich und die Unruhe seiner Seele in einem hastigen Wort, in dem suchenden Auge und der unsteten Bewegung ausdrückend, von einem Fleck zum andern eilend, nirgend mit dem Gefühl des Bleibens, wölbte sich plötzlich seine Gestalt, es füllte sich sein Gesicht, er bekam ein robustes Ansehn und wurde so dick, daß seine frühern Freunde ihn kaum wieder erkannten."

Jean Paul hatte viel von einer problematischen Natur, aber in der Theorie war er keineswegs ein Vertreter dieser Geistesrichtung; sein großer Roman „Titan" war vielmehr ein ernsthaft gemeinter Kampf gegen die Titanen. Von diesem Roman waren zur Zeit seiner Heirath erst die beiden ersten Bände fertig: der 1. Band mit der Erziehungsgeschichte Albanos, der 2. Band mit dem Hofleben, Roquairol und Liane. Vollendet wurde das Werk zwei Jahr später. Linda tritt erst im 4. Band auf.

Die äußere Form des Wilhelm Meister ist auf die Composition dieses Hauptwerks des Dichters nicht ohne Einfluß geblieben. Der Held tritt zuerst als halbfertiger Jüngling auf und nimmt den Leser für sich ein; dann werden seine Knabenjahre nachgeholt, Schritt für Schritt tritt er in höhere Kreise, alle Welt ist geschäftig, zu seiner Erziehung beizutragen; ein großes Geheimniß geht ihm zur Seite, wie dieses sich löst, ist auch seine Bildungsgeschichte fertig. Indeß ist die Composition das Schwächste: die Motive der Spannung und Auflösung sind nicht blos die gemeinsten, ganz im Schlage der alten schlechten rationalistisch aufgelösten Geistergeschichten, sondern sie sind zum großen Theil dem Hes-

perus entlehnt. In der Erfindung einer zusammenhängenden Verwickelung war Jean Pauls Phantasie wenig ausgiebig. Auch der äußere Flitterglanz der Bildung und Anschauung will nicht viel sagen: Isola bella, Rom, Neapel sind nicht ohne Geschick getuscht, aber doch nur aus zweiter Hand.

Die Misere der kleinen Höfe ist mit einer Bitterkeit und Unbarmherzigkeit wiedergegeben, die nichts zu wünschen übrig läßt. Der ausgemergelte Fürst, die stolze Fürstin, der Minister mit seiner Familie, der deutsche Herr, der Lector, der Hofprediger, das alles ist von einer grauenvollen Wahrheit. Auch die zarte Liane, die von sich selbst sagt, je ne suis qu'un songe! ist als Contrast gegen diese gottverlassne Welt begreiflich. Vielleicht am wenigsten ist Don Gaspard gelungen, weil er zu viel Ansprüche macht, zu eifrig Komödie spielt und zu wenig handelt, wozu er doch angelegt zu sein vorgiebt.

Sonderbarerweise wird der Held dazu erzogen, der Sultan dieser traurigen Wirthschaft zu sein. Wieland bestimmte seinen Tifan doch für das unermeßliche Schefchian, aber was soll der feurige Titan mit seiner Lebenskraft und seinem Thatendrang in dem unseligen Nest Flachsenfingen? Da hat kein Titan Platz; er geht zu Grunde oder wird schlimmer als sie alle. Der Spielraum des Grafen Cesara war viel reicher: eine Musterwirthschaft — denn auch hier bleibt das Evangelium der Oekonomie auf den Trümmern der poetischen Leidenschaften übrig — hätte er auch ohne Hof anlegen können.

Das Knabenleben Albanos steht in seiner Frische und Innigkeit noch immer unerreicht: in diesen Mysterien des Gemüths war Jean Paul wirklich zu Hause. Der vollsaftige, trotzige Knabe mit dem offnen Auge und warmen Herzen, der von den Grillen seiner sittlichen Anschauung ebenso oft irre geführt wird, als von seiner auflodernden Hitze: es ist schade, daß der Dichter die prächtigen Unarten dieses gesunden Bengels mit einer Folie des Erhabenen umgeben zu müssen geglaubt, dessen sie gar nicht bedurften.

Die Entwickelung zum fertigen Mann entspricht leider nicht ganz der schönen Anlage: der Dichter ertheilt seinem Helden den Lehrbrief zu früh. Die fest und hart ausgeprägte Moralität, in der er zuletzt sich zeigt, hat noch viel vom moralischen Phantasieleben und ist ein unsicherer Leitstern in diesem Welttreiben. Seine Willenskraft ist noch mehr negativ, seine Entschiedenheit lange nicht so schöpferisch, als er glaubt, Stimmung und Vorurtheil beherrschen ihn noch leicht und verführen ihn zum Despotismus. Dieser Albano konnte nur durch einen großen Wirkungskreis,

der einen zusammenhängenden Willen verlangte, seiner Bestimmung zugeführt werden: als Sultan von Krähwinkel wird er mehr stören als fördern.

„Ich preise, lieber Jüngling, Deine Thränen und Flammen, die einander wechselnd unterhalten und nicht löschen. Werde nur etwas, auch viel, nur nicht alles, damit Du es in einer so äußerst leeren Sache wie das Leben ist — ich möchte wissen, wers erfunden hat — ausdauern kannst vor Wüstenei." So schreibt Schoppe, der humoristisch weltschmerzliche Philosoph, an seinen Zögling Albano. Die Figur ist typisch geworden: die innere Liebesgluth wird von Außen durch die Welt erkältet, der weiche Gefühlsmensch stellt sich als borstiger Igel dem Lebensgewirr gegenüber, und höhnt, wo er weinen und umarmen möchte. „Von wenigen lange geliebt," sagt der Dichter, „weil wenige einen ganz freien Menschen dulden." Sein eignes Wesen verliert er in dieser Doppelrolle; sein Ich tritt ihm abgelöst, wie ein Gespenst gegenüber, er fürchtet sich davor, der freche Einfall eines unbedeutenden Menschen macht ihn zuletzt wahnsinnig.

Mit nicht gemeiner Poesie in der Farbe ist das Bild der Titanide angelegt, das Portrait der Frau von Kalb: ihre Halbblindheit, ihre Erscheinung, ihre Art sich zu halten, einzelne Aussprüche sind geradezu copirt. Jean Paul hatte eine würdige Braut seines Titan schaffen wollen, und sie so groß, frei und genial als möglich angelegt; seine Erfahrungen schienen ihn zu überzeugen, daß Größe, Freiheit und Genialität für Frauen, die man heirathen will, keine wünschenswerthe Mitgabe sind. Man ruft ihr die Worte des Erdgeistes zu: „Du gleichst dem Geist, den Du begreifst, nicht mir!" — d. h. du gehörst deinem Verführer, Roquairol. — Die Art, wie dieser Schluß motivirt wird, hat etwas Empörendes und Unwahres, weil er dem Zufall einen so großen Spielraum läßt.

Roquairol, als höchstes Bild der problematischen Natur, sollte ursprünglich der Held des Romans sein; auch noch steht er ziemlich in der Mitte, seine Verführung Rabettens und Lindas sowie sein Selbstmord machen die Wendepunkte der Geschichte. Auch ist er keineswegs blos individuell gemeint. „Glaubst Du", schreibt er einmal an Albano, „daß die Roman- und Tragödienschreiber, nämlich die Genies darunter, die alles, Gottheit und Menschheit, tausendmal durch- und nachgeäfft haben, anders sind als ich?"

Roquairol ist gleich Lovell ein Typus der an Gefühlsschwelgerei und ausschließendem Phantasieleben krankenden Zeit, ein „Kind und

Opfer des Jahrhunderts". Er hat vorzeitig, noch als halber Knabe, Genüsse und Gedanken durchgemacht, für die seine Natur noch nicht reif war. „Für diese Abgebrannten des Lebens giebt es dann keine neue Freude und neue Wahrheit mehr, und sie haben keine alte ganz und frisch; eine vertrocknete Zukunft voll Hochmuth, Lebensekel, Unglauben und Widerspruch liegt um sie her; nur noch der Flügel der Phantasie zuckt an ihrer Leiche. — Nicht blos die Wahrheiten, auch die Empfindungen anticipirte er. Alle herrlichen Zustände der Menschheit, alle Bewegungen, in welche Liebe, Freundschaft und Natur das Herz erheben, durchging er früher in Gedichten als im Leben; daher als sie endlich lebendig in seiner Brust erschienen, konnt' er besonnen sie ergreifen, regieren, ertödten und gut ausstopfen für die Eisgrube künftiger Erinnerung. — Er stürzte sich in Zerstreuungen und Liebeshändel, und stellte hinterher alles auf dem Papier und Theater wieder dar, was er bereute oder segnete; und jede Darstellung höhlte ihn tiefer aus. Sein Herz konnte die heiligen Empfindungen nicht lassen, aber sie waren eine neue Schwelgerei, und grade von ihrer Höhe lief der Weg zu den Sümpfen der unheiligsten abschüssiger. Wie beim dramatischen Dichter engelreine und schmutzige Zustände nebeneinanderstehn, so in seinem Leben."

„Unglücklich die weibliche Seele, die sich in ein so großes, mitten im Himmel aufgespanntes Gewebe verfliegt! Diese allmächtige Phantasie, diese strömende Liebe, diese Weichheit und Stärke, diese erobernde Besonnenheit wird jede weibliche Psyche mit Gespinnsten überziehn, sobald sie nicht die ersten Fäden wegschlägt. . . . Bald Schwärmer, bald Libertin in der Liebe, durchlief er den Wechsel zwischen Aether und Schlamm immer schneller, bis er beide vermischte. Er stürzte sich zuweilen absichtlich in die Sünde und Marter hinab, um sich drunten durch die Wunden der Reue und Demuth den Schwur der Rückkehr tiefer einzuschneiden . . . Liebe schwelgerisch auffassend, aber blos um mit ihr zu spielen — mit einem unwahren Herzen, dessen Gefühl mehr lyrisches Gedicht, als wahres Dichter-Wesen ist — unfähig wahr, ja kaum falsch zu sein, weil jede Wahrheit zur poetischen Darstellung artete und diese wieder zu jener — gleichgültig, verschmähend und keck gegen das ausgeschöpfte stofflose Leben, worin alles Feste und Unentbehrliche, Herzen und Freuden und Wahrheiten zerschmolzen herumschwammen — an seinen Entschlüssen verzagend und sogar in seinen Irrthümern schwankend."

Im Frühling 1803 kam der letzte Band des „Titan" in Weimar

an: Frau v. Kalb, nahe am Erblinden, konnte nun sehen, wie Linda da Romeiro gefallen war, die der Dichter durch tausend Einzelheiten als ihr Ebenbild bezeichnet hatte! — „Sie jammert mich", schreibt 30. Mai Dora Stock an Lottchen Schiller, „bei Deiner Erzählung ihres geistigen Zustandes liefs mir kalt über die Haut. Es muß ängstlich und peinigend für Dich und Schiller sein, wenn Ihr sie oft seht."

In den „Flegeljahren" 1804—1805 kehrte Jean Paul zu dem Kreis zurück, dem er eigentlich angehörte; es ist deutsches Leben, scharfe Realität. Gottwalt, der stille, bescheidene Träumer, der sich aus seiner einsamen Klause nach der Welt sehnt, erhält durch einen wohlwollenden Sonderling Gelegenheit, in verschiedenartige Verhältnisse und mit verschiedenartigen Menschen in Verkehr zu kommen. Dieser Sonderling setzt ihn zum Universalerben seines großen Vermögens ein, jedoch unter solchen Bedingungen, daß er um dieses Vermögen mit den habsüchtigen und listigen Verwandten kämpfen muß. Obgleich der Roman nicht vollendet ist, kann man doch voraussehn, es werde das ganze Vermögen in den Händen dieser Verwandten bleiben und dem Dichter nur als ein Bildungscapital dienen, ohne ihm irgend eine Selbstanstrengung zu ersparen. Die träumerische Unschuld einer jugendlichen, aus der Armuth des Dorfs plötzlich in das Treiben der Welt mit ihren Luftschlössern hineintretenden Dichterseele, der ein reich möblirtes Zimmer, ein Mittagsessen bei einem begüterten Kaufmann und dergleichen wunderbare Erlebnisse sind, die sich aber durch ihren innern Adel kühn über diese Welt erhebt, hat an sich etwas Humoristisches, aber diesen Humor legt der Dichter diesmal nicht dem Bewußtsein des Helden unter, er läßt ihn vielmehr in seiner vollen Unschuld, und stellt ihm dafür einen Zwillingsbruder zur Seite, der wohlwollend, aber in seinen Aeußerungen mephistopheliſch seine Irrfahrten ironisirt. Vult ist die eine Seite von der Doppelnatur des Dichters, in der sich aber zeigt, daß Jean Pauls Humor nur ein künstlich Anerzogenes war: er hat für den Humoristen keinen Zug, kein Ereigniß aus seinen Erlebnissen; es ist in ihm kein geschichtlicher Inhalt, er ist nur der Schatten für die ideale Empfindungswelt des andern.

Jean Paul hatte ein scharfes Auge für die Wunderlichkeiten des menschlichen Kleinlebens, für die Gebundenheit an einen beschränkten Horizont. Solche Züge fielen ihm rasch auf, er merkte sie sich und wußte sie glücklich anzubringen. Namentlich in den „Flegeljahren", aber auch in den übrigen Romanen überrascht uns die Fülle kleinbürgerlicher Figuren, die uns in scharf charakteristischen Umrissen fast mit

mikroskopischer Genauigkeit entgegentreten. Diese Methode, Spießbürger zu porträtiren, wendet er mit vollem Recht und mit glücklichem Erfolg auf die Vornehmen an, die sich scheinbar auf den Höhen des Lebens bewegen: er zeichnet sie als wunderliche Käuze, und alle Welt findet sie getroffen.

Insofern ist also Jean Paul Realist, mit allen Stärken und Schwächen des Begriffs; mehr Realist als irgend ein anderer Dichter des vorigen Jahrhunderts. Dem mikroskopischen Blicke des Realisten verzerrt sich das Auffallende leicht ins Groteske; es ist kein Zufall, daß Jean Paul mit Satire begann und die Verkehrtheiten des bürgerlichen, adeligen und höfischen Spießbürgerthums mit bitterm Humor geißelte. Aber die Satire ist zugleich Ausfluß eines hochgespannten Idealismus.

Es lebt in ihm wie in seinen Helden ein übersprudelndes Liebesgefühl, das sich in die ganze Natur versenken, das alle Menschen umfassen möchte; er sehnt sich leidenschaftlich nach Freundschaft und Liebe, nach hohen, göttlichen Stimmungen, nach Unschuld und Seelenfrieden, den die Civilisation verkümmert; er fühlt sich als einen Prediger, einen Apostel der Humanität, und möchte nach dem Vorbild Herders alle Menschen human, alle Titanen gottesfürchtig und alle Unschuldigen stark machen. Er übt sein Talent, seltsame Käuze zu zeichnen, mit Behagen aus, aber gleichsam nur in den Nebenstunden. Für die Staffelei, an der er mit besonderem Eifer arbeitet, wird immer ein Idealbild geplant und mit besonderer Neigung gepflegt, wenn es sich ihm in weiblicher Gestalt offenbart.

„Im Roman muß das ganze Leben mit seinen innersten, tief verborgenen Verhältnissen daliegen; er soll mitten in unserm eignen Leben ein andres, liebliches, fabelhaftes Leben auferbaun, welches uns der Idee zuführt, ohne unsre Wirklichkeit zu vertilgen. Man mache ihn ohne Bedenken zu einer Fundgrube von Ideen und Sentenzen, und gebe ihm zur Haupttendenz einen treuen Unterricht in der Kunst, das Leben zu idealisiren." So schreibt ein kränklicher Dichter, Ernst Wagner, Schüler und Schützling Jean Pauls, in der Vorrede zu „Wilibalds Ansichten des Lebens" (1804—1805), welchem Roman noch verschiedene andre folgten. Er strebt, sich über das Verhältniß der bürgerlichen zur vornehmen Gesellschaft ins Klare zu setzen, und es sind vorzugsweise Künstler, Musiker, Maler und Dichter, welche zwischen beiden Ständen die Brücke schlagen; der Adel, den er nur von Weitem kennt, kommt bei ihm fratzenhaft heraus. Gemein mit Jean Paul ist ihm der Cultus des Gemüths, breit und nicht ohne Ziererei ausgeführt, z. B. die roman-

tische Schilderung der Weihnachtsfreuden, in der Art Schleiermachers. Was ihn aber von Jean Paul unterscheidet, ist die fieberhafte Sinnlichkeit; seine Frauen sind meist halb Mignon, halb Philine, ohne die Anmuth und Natürlichkeit dieser poetischen Gestalten.

Jean Paul hatte eine ganze Schule; der ansehnlichste darunter Graf Benzel-Sternau, der 1802—1804 mit dem „goldnen Kalb" begann. Seine satirischen Romane zeigen Geist und eine überlegene Bildung; in der Form hat er das Barocke seines Vorbilds noch überboten.

Jean Pauls buntscheckiger Stil wirkte aber nicht blos auf die Dichter, sondern ebenso auf Philologen und Naturforscher; auf Kanne, Görres u. A.; alle wollten humoristisch schreiben.

4.

Schillers und Goethes gemeinsame Bühnenleitung.

1800—1803.

„Größres mag sich anderswo begeben als bei uns, in unserm kleinen Leben, Neues hat die Sonne nie gesehn. Sehn wir doch das Große aller Zeiten auf den Brettern, die die Welt bedeuten, sinnvoll still an uns vorübergehn. Alles wiederholt sich nur im Leben, ewig jung ist nur die Phantasie. Was sich nie und nimmer hat begeben, das allein veraltet nie."

Seit dem Wallenstein wurde das Theater die begünstigte Form der deutschen Poesie, Schillers Thätigkeit in Folge und Zusammenhang für seine übrige Lebenszeit ihm gewonnen. „Weil ich mich für die nächsten 6 Jahre ausschließlich an das Dramatische halten werde, so kann ich es nicht umgehen, den Winter in Weimar zuzubringen, um die Anschauung des Theaters zu haben." 3. Dec. 1799 bewirkte er seinen Umzug, der Herzog bewilligte ihm eine Zulage von 200 Thlr. mit einer weiteren Zusage, im Fall er durch Krankheit verhindert sein sollte zu arbeiten. Schiller lehnte diese letztere ab: „ich habe das Talent und muß mir selber helfen können". — Er übernahm nun im Verein mit Goethe die Leitung des Theaters. „Einer solchen Schranke", erzählt Goethe, „bedurfte der Dichter, sein außerordentlicher Geist suchte von Jugend auf die Höhen und Tiefen; seine Einbildungskraft, seine dichterische Thätigkeit führten ihn ins Weite und Breite, und bei längerer Erfah-

rung konnte seinem Scharfblick nicht entgehen, daß ihn diese Eigenschaften auf der Theaterbahn nothwendig irreführen mußten."

Im Verein mit Goethe suchte Schiller nun systematisch für die Idealisirung des deutschen Theaters zu wirken: man suchte eine mittlere Form zwischen Shakespeare und Sophokles. Wenn seit Lessing die Bühne darauf ausgegangen, eine überzeugende Nachbildung der Wirklichkeit zu geben, so sollte jetzt die Bühne dem Leben Richtschnur sein. Die natürliche Entwickelung der Charaktere wurde durch das Schicksal abgelöst. Das Denken und Empfinden des Volks sollte gewaltsam dem Naturalismus entrissen und durch das griechische Ideal geadelt werden. Das zeigte sich auch äußerlich, aus dem natürlichen Ton wurde ein conventionelles Declamiren; Geberden, Stellungen, Gruppen fügten sich den Gesetzen der antiken Plastik. In demselben Sinn waren die Preisaufgaben gedacht, die Goethe alljährlich den Künstlern stellte.

Indem man nun den Sieg des idealen Princips, der mit dem Wallenstein gewonnen war, rasch zu verfolgen strebte, mußte man den Mangel an einem Repertoire idealistischer Stücke schmerzlich empfinden. „Nicht lange hatte Schiller einer Reihe von Theatervorstellungen beigewohnt, als sein thätiger Geist ins Ganze arbeitend den Gedanken faßte, daß man die eigenen Stücke nach der neuen Kunstüberzeugung bearbeiten und dasselbe an fremden versuchen könne; und so entwarf er einen Plan, wie dem deutschen Theater, indem die lebenden Autoren für den Augenblick fortarbeiteten, auch das zu erhalten wäre, was früher geleistet worden. Der anerkannte Gehalt solcher Werke sollte einer Form angenähert werden, die theils der Bühne überhaupt, theils dem Geist der Gegenwart gemäß wäre." — Es lag nahe, daß man die Unzulänglichkeit der einheimischen Production durch Uebersetzungen zu ergänzen suchte. Am meisten befremdet Goethes Versuch, durch Uebertragung des Mahomed und Tankred zu dem vielgeschmähten französischen Theater zurückzukehren. Der Herzog, welcher immer eine Vorliebe für das französische Theater gehabt, machte seinen Einfluß hier nicht allein geltend, auch W. v. Humboldt, seit 1798 in Paris, wußte mit seinen Berichten über die tragische Bühne der Franzosen, auf der Talma damals seine Triumphe feierte, die Aufmerksamkeit der Freunde dorthin zu lenken. Humboldt rühmte den höhern Kunstcharakter der französischen Bühnentechnik: Rhythmus und Cadence der Verse von einer gleichen Folge von Bewegungen und Geberden begleitet, brächten verlängerte Attituden hervor, die Mimik werde mit den bildenden Künsten in Verbindung gebracht, man glaube einen Bund aller Künste

zu erblicken und empfange einen vielleicht minder tiefen, aber mehr ästhetischen Eindruck.

Diesen Bericht druckte Goethe in den Propyläen ab, zugleich mit zwei Scenen seiner Uebersetzung Mahomeds, in deren Einleitung er auf Humboldts Brief mit den Worten hinwies: „Niemand kann ihn lesen ohne zu wünschen, daß die Vorzüge des französischen Theaters auch auf das unsrige hinüber geleitet werden möchten. Die Nothwendigkeit, unser tragisches Theater durch Versification von Lustspiel und Drama zu entfernen, wird immer mehr gefühlt werden. Die Aufführung der Wallensteinschen Folgen, der Merope und Zaire nach Gotter und Eschenburg, ja des Hamlet nach A. W. Schlegels Uebersetzung, wodurch die Berliner Direction ein nachahmungswürdiges Beispiel gegeben, läßt uns hoffen, daß die Scheu, welche so manchen, der sich einen dramatischen Künstler nannte, bisher ergriff, wenn ihm etwas Rhythmisches angeboten wurde, endlich einmal radical curirt werde. Um eine solche Epoche zu beschleunigen, den Schauspieler zu einem gemessenen Vortrag, zu einer gehaltenen Action zu veranlassen, ist die Bearbeitung des Voltairischen Mahomed unternommen. Die Allgemeinheit seines Interesse, die Klarheit der Behandlung, die Entschiedenheit der Charaktere, das Pathetische der Situationen begünstigt von Innen, wie die Beschränktheit des Personals von Außen, einen Versuch dieser Art auf dem Theater."

Schiller hatte Bedenken: er hatte sich durch aufmerksame Lectüre, namentlich Corneilles, mehr und mehr von der Werthlosigkeit der französischen Kunstform überzeugt. „Charaktere, Gesinnungen, Personen, alles stellt sich unter die Regel des Gegensatzes, und wie die Geige des Musikanten die Bewegungen der Tänzer leitet, so die zweischenklige Natur des Alexandriners die Bewegungen des Gemüths und der Gedanken." Löst man aber den Vers auf, so zerreißt man das letzte künstlerische Band.

Gleichwohl suchte er, nun durch Humboldt erwärmt, das Beginnen des Freundes in einem Gedicht zu rechtfertigen. Um des Naturalismus willen hatte man die französische Regel über Bord geworfen; den Naturalismus los zu werden, nahm man sie wieder auf.

Schiller zeigt, wie nöthig es sei, das gewaltsam eindringende wirkliche Leben aus der Kunst zu verbannen. Denn „leicht gezimmert nur ist Thespis' Wagen, und er ist gleich dem Acheront'schen Kahn; nur Schatten und Idole kann er tragen; und drängt das rohe Leben sich heran, so droht das leichte Fahrzeug umzuschlagen, das nur die

flücht'gen Geister fassen kann. Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen, und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen."

In diesem Sinn soll man den französischen Dichter achten. „Ein heiliger Bezirk ist ihm die Scene; verbannt aus ihrem festlichen Gebiet sind der Natur nachlässig rohe Töne, die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied. Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne, in edler Ordnung greifet Glied in Glied, zum ernsten Tempel füget sich das Ganze, und die Bewegung borget Reiz vom Tanze."

Es ist nicht möglich, kürzer und schlagender das ideale Princip gegen den Naturalismus auszusprechen. Freilich fühlt man auch die Unsicherheit heraus, die im Streben, einen dramatischen Stil zu gewinnen, zu den verwegensten Experimenten trieb. Viel merkwürdiger noch als der Versuch, die französischen Classiker auf die Bühne zu bringen, war die Aufführung der Terenzischen Lustspiele in Masken nach v. Einsiedeln, ein Versuch, der Goethe so wichtig erschien, daß er von ihm eine neue Epoche des Theaters datirt. Ungleich wichtiger für unsere Einsicht in das Princip der Freunde war Schillers Bearbeitung des Macbeth, der 14. Mai 1800 in Weimar aufgeführt und öfters wiederholt wurde. Die Freiheit, mit der Shakespeare über Raum und Zeit wegspringt, erschien Schiller unkünstlerisch, er bemühte sich, eine ununterbrochene Succession auf der Bühne herzustellen; er verwarf ferner die Mischung des Komischen und Tragischen, so legte er dem Pförtner statt der Possen ein frommes Gebet in den Mund und er verwandelte, der Schicksalsidee gemäß, die Unheilsschwestern in Schicksalsschwestern, gab ihnen eine eumenidenartige Haltung und legte ihnen complicirte Pläne unter.

Man fühlt sich leicht versucht, an eine Verwandtschaft Shakespeares mit der antik-romantischen Schicksalstragödie zu glauben, wenn man den Accent seiner Stücke verändert. Damit ändert man aber freilich die Hauptsache. Die Prophezeiungen der Hexen sind bei Shakespeare nicht im Sinn der griechischen Orakel aufzufassen, sie sind vielmehr dramatische Motive, deren Wirkung wir vollständig ermessen. Durch die erste Prophezeiung wird der Ehrgeiz, der in Macbeths Brust schlummerte, ins Bewußtsein gerufen und ihm der Muth zu seinem Unternehmen eingeflößt; durch die zweite wird er in trügerische Sicherheit gewiegt und dadurch endlich der rächenden Gerechtigkeit preisgegeben. Daß die Hexen die Zukunft, wenn auch in einem verkehrten Sinn, richtig prophezein, ist ein zufälliger Umstand, insofern die Freiheit des Helden dadurch nicht beeinträchtigt wird: es liegt in diesem

Vorgreifen der Zukunft keine Prädestination. Macbeth rennt nicht blind in seine Schuld wie Oedipus, sondern sehend. Die dämonische Welt erfüllt unsichtbar das ganze Leben, aber sie zeigt sich nur dem, der sie sucht. Die Gedanken, welche die Hexen Macbeth einzugeben scheinen, schlummerten schon in seiner Seele; sie verkörperten sich zu jenen räthselhaften Erscheinungen, die nur ihm vernehmlich werden, nur auf ihn einwirken, weil sein Geist bereits darin gefangen ist. Es erregt ein grauenhaftes Gefühl, als später Macbeth beschließt, die Zauberschwestern aufzusuchen; er zweifelt nicht daran sie zu finden, denn sie sind da, wo etwas Böses eintritt. Nachdem sie sein Herz noch weiter mit trügerischen Versicherungen genährt, sind sie verschwunden wie ein Blendwerk der Phantasie, keiner seiner Begleiter hat sie gesehn, er steht einsam auf der Haide. Mit unendlicher Feinheit hat der Dichter diesen finstern Spuk so bezeichnet, daß er nur die Farbe der Seele wiedergiebt. Dies geht durch den falschen Idealismus Schillers verloren. Die Schicksalsschwestern behaupten ein Recht für sich und verlieren dadurch jenen poetischen Hauch, der nur aus der realen Farbe des Lebens hervorgeht.

Während so von allen Seiten das Fremde herbeigezogen wurde, that Schiller in zwei rasch aufeinander folgenden Tragödien einen neuen entscheidenden Schritt zur Durchführung seiner künstlerischen Principien. Einen Monat nach dem Macbeth, 14. Juni 1800, wurde „Maria Stuart" in Weimar aufgeführt; die gefeierte Caroline Jagemann gab die Elisabeth. In der Haderscene zwischen den beiden Königinnen machte, ganz gegen die Absicht des Dichters, Maria den schwächern Eindruck. Dramatisch ist Elisabeth entschieden die bedeutendere Figur: in ihr geht wirklich etwas vor, ihre Seele zittert in wilder Bewegung zwischen Gewissen und Leidenschaft, und der Rückschlag des bösen Willens in die That, die sich vom Willen ablöst, erweist sich als ihr Schicksal. In ihrer Gegnerin tritt die innere Schuld zu wenig merklich hervor: der Zauber des Liebreizes, der selbst den Henker bestimmte, Maria die Hand zu küssen, ehe er ihr das Haupt abschlug, hat auch den Dichter bestrickt.

„Meine Maria soll keine weiche Stimmung erregen, sie empfindet und erregt keine Zärtlichkeit, ihr Schicksal ist nur, heftige Passionen zu erfahren und zu entzünden." Sehr gut, aber soll das Schicksal nur von Außen kommen? — „Es giebt böse Geister, die schnell in uns das Schreckliche begehn, und zu der Höll' entfliehend

das Entsetzen in dem befleckten Busen hinterlassen!" Aber das genügt nicht: der Dämon, welcher die andern Menschen mit unwiderstehlicher Gewalt fesselte und sie selbst über alle Schranken der Vernunft und des Gesetzes riß, muß gezeigt werden; das Blut, das an ihren schönen Händen klebt, muß sich begreifen lassen, und man muß trotz ihrer jetzigen gebrochenen Stimmung die Gewalt ahnen, die Herr über sie werden konnte.

„Nicht kalter Strenge klagt die Welt Dich an, Dich kann die heiße Liebesbitte rühren! Du hast den Sänger Riccio beglückt, und jener Bothwell durfte Dich entführen . . . Du zitterteſt vor ihm, da Du ihn liebteſt! Wenn nur der Schrecken Dich gewinnen kann — beim Gott der Hölle! erzittern sollst Du auch vor mir!" — Maria muß fühlen, daß sie in den Augen ihres glühenden Verehrers ebenso tief steht als in den Augen ihrer erbitterten Feindin. Gegen die Vorwürfe der letztern durfte sie sich mit dem vollen Stolz einer Königin erheben, die den aufgedrängten Richterstuhl nicht anerkennt; gegen den feurigen Jüngling, der in ihr nur das Weib sieht, fruchtet dieser Stolz nicht. Die Scene hätte in den Mittelpunkt des Stückes gerückt werden sollen, statt dessen drängt sich eine andre vor.

„Mir ist erzählt", schreibt der Herzog zwei Tage vor der Aufführung an Goethe, „daß eine völlige Communion auf dem Theater passiren soll; sieh doch zu, daß nichts Anstößiges vorkommt!" — Goethe bekannte dem Freunde, ihm sei selbst bei der Sache nicht wohl gewesen. Unserm modernen Gefühl widerstrebt es allerdings, was dem Volk als heiligstes Mysterium gilt, in ein Spiel zu verwandeln. Aber Schiller dachte so wenig an Aergerniß, daß er die Scene mit Ernst, Salbung und Feierlichkeit behandelt; sie scheint den geheimen Sinn der Tragödie aussprechen zu sollen: durch schuldloses Leiden wird eine wirkliche Schuld gebüßt. Diese katholische Ansicht ist in der That die Ansicht der Königin.

Aber auch des Dichters? Man denke an die Art, wie Mortimer seinen Uebertritt aus artistischen Motiven erklärt, und wie dieser Uebertritt auf sein Handeln einwirkt.

Mortimer hat Ablaß empfangen für alle Sünden, die er begehn wird; er will nicht blos die Königin umbringen, auch seinen Oheim; nun male man sich aus, daß es diesem Mann gelingt, Maria zu befreien, zur Königin zu machen, den Protestantismus zu stürzen und das Reich der blutigen Maria Tudor wieder heraufzubeschwören: und man wird erstaunen, daß Schiller aus dem Führer der populären

Leidenschaft, die Marias Tod fordert, nichts Andres zu machen wußte als den böswilligen Intriganten Burleigh. Wenn bei Schiller Elisabeth von der abgöttischen Liebe ihres Volks redet, so meint man, es sei nur Komödie. Das Tragische in Marias Schicksal liegt vielmehr darin, daß sie als Opfer zweier furchtbar mit einander ringenden Weltmächte fiel.

Die Abschwächung dieses entscheidenden historischen Motivs wirkt auch künstlerisch. Freilich erregt Maria Mitleid, aber da sie nur als Opfer bösartiger Feinde zu fallen scheint, ist dies Mitleid zu weich. Das tragische Mitleid wird nicht vermindert, sondern erhöht, wenn Schuld im Spiel ist, bewußte oder unbewußte. Marias Charakter, gesellschaftliche Stellung, Vorgeschichte, selbst ihre Schönheit und glänzenden Eigenschaften waren dazu angethan, England ins Elend zu stürzen; ihren Tod zu wünschen, war für den Engländer natürlich: wie dieser Wunsch bei an sich nicht schlechten Naturen allmählich zum Justizmord führen konnte, und wie mit der That dann doch sofort das Gewissen auftrat, das hätte ein höchst interessantes historisch-psychologisches Problem geboten.

Gleich nach Vollendung der „Maria" nahm Schiller die „Jungfrau von Orleans" in Arbeit. „Ich fange endlich an, mich des dramatischen Organs zu bemächtigen; ich habe zur Maria $7\frac{1}{2}$ Monat gebraucht, kann also hoffen, bei zunehmender Uebung und Sicherheit in einem halben Jahr ein Stück fertig zu machen, und mir noch unter den fruchtbaren Theaterdichtern einen Platz zu verdienen."

Nicht wenig erstaunte das Publicum, als auch Schiller unter die Romantiker ging: mit vollem Recht bezeichnete er selbst sein neues Trauerspiel „Die Jungfrau von Orleans" als ein romantisches. Theatralisch betrachtet, ist es vielleicht seine glänzendste Leistung: eine Hauptrolle, wie sie prächtiger nicht gedacht werden kann; die Bewegung feurig, unausgesetzt überraschend, voll athemloser Spannung.

Aber der Dichter hat um des Effects willen das Motiv einer ihm fremden Religion zu Grunde gelegt: die Wunderkraft der heiligen Jungfrau und die Pflicht der Keuschheit. Schillers Johanna glaubt nicht nur, Wunder zu thun, sie thut sie wirklich: sie offenbart dem König seine geheimsten Gedanken, sie zerreißt centnerschwere Ketten, sie sieht in die Ferne. Sonderbarer Weise nahm Schiller diese Motive aus Shakespeare, dem es grade darauf ankam, die Feindin seines Landes als Hexe zu brandmarken und ihre Verbrennung zu rechtfertigen.

Es soll also in uns der Glaube erweckt werden, die Mutter Gottes

thue ein Wunder, um Karl VII. in Rheims krönen zu lassen, und sie bestrafe es als eine Sünde, daß die Jungfrau aus Mitleid, dem sich Neigung beimischt, einen Engländer verschont: die historische Johanna hat keinen Menschen getödtet.

Auf dem Theater aller Nationen sind Wunder stets Aeußerungen derjenigen göttlichen Kraft, an welche der Dichter oder das Publicum glaubt. Calderon bringt viel tollere Wunder zu Wege als Schiller, aber sein Publicum war so bigott katholisch, daß es sie ganz in der Ordnung fand. Das Deutsche Theater gebrauchte das Wunder als Kunstmittel der Bühnenwirkung, ohne von dem Glauben der Zuhörer getragen zu sein.

Um die Gefühlsverwirrung der Heldin hätte der Dichter der „Genoveva" Schiller beneiden können: wenn ihr Schweigen bei der Anklage des Vaters einen Sinn haben soll, so geht es aus dem Zweifel hervor, ob sie überhaupt nach ihrer Versündigung noch ein Werkzeug der Mutter Gottes sei.

Was dem Dichter vorschwebte, läßt sich wohl errathen, nur überhört man es über dem Klang schöner Verse und läßt sich durch die Pracht der Aufzüge und Decorationen blenden.

Das Schicksal der Jungfrau an sich ist tragisch, d. h. es enthält eine innere Nothwendigkeit. Die Hirtin, aufgewachsen in den religiösen Vorstellungen ihres Volks, zugleich in dem dunkeln, aber energischen Haß gegen den Nationalfeind, in ihrer Einsamkeit zu sinnig-schwärmerischen Gedanken, d. h. zum Umgang mit Geistern geneigt, kann sehr wohl zu einer Erscheinung der Heiligen kommen, die ihr aufgiebt, die Feinde ihres Gottes zu vernichten. Da ein solcher Beruf ihrem Geschlecht widerspricht, so wird die Idee einer excentrischen Verpflichtung, die allein diesen Bruch mit der Natur sühnen könne, sich bald daran knüpfen: nur die Himmelsbraut kann ein würdiges Werkzeug der Mutter Gottes sein. Nun ist die That vollbracht, der latente Enthusiasmus der Nation, der nur eines zündenden Funkens bedurfte, um ins Leben zu treten, hat diesen Funken in der Erscheinung der Jungfrau gefunden und nachher mit selbstständiger Kraft seine Befreiung vollendet. Ueberlebt die Jungfrau den Tag des Sieges, der ihre ausschließliche Bestimmung war, so wird jenes anomale Verhältniß eintreten, daß eine Heilige vorhanden ist, die keine Wunder mehr thut; der Rausch der Begeisterung hat sich verloren und zieht eine Reaction nach sich: das Volk wird mißtrauisch gegen seinen Abgott, es begreift nicht mehr, denn es ist nicht mehr im Rausch, wie jene wunderbaren Wirkungen eines schwachen

Geschöpfs mit rechten Dingen zugehn konnten. In einem Zeitalter, das allein eine ähnliche Geschichte möglich macht, wird das Mißtrauen sich bald in Entsetzen verwandeln, man wird die früher angebetete Jungfrau als Hexe verbrennen. Es ist ferner natürlich, in dem Wesen der Seele begründet und eine höhere tragische Ironie, daß sich diese äußerliche Reaction auch innerlich in dem Geist der Heldin nachbildet. In ihrer Erhebung liegt ein Bruch mit ihrer ursprünglichen Natur, eine wenn auch unfreiwillige Schuld: es sprechen zwei Geister in ihrer Brust, von denen der eine den andern nicht versteht. Sobald die Exaltation, die nicht über eine gewisse Zeit dauern kann, vorüber ist, wird diese Selbstentzweiung als Schmerz empfunden. Der Schmerz gestaltet sich in einem religiösen Gemüth als Gefühl der Schuld, und es ist begreiflich, daß dieses Gefühl zum erstenmal hervortritt, wenn die Natur sich gegen den spiritualistischen Beruf geltend macht, wenn das Gebot nicht ausreicht, die Stimme des Herzens zum Schweigen zu bringen: wenn also gegen die vermeintliche Pflicht der Keuschheit die erste Liebe sich empört. Die Täuschung liegt dann nahe, den Umschlag der öffentlichen Meinung als eine Folge dieser vermeintlichen Schuld, als Strafe Gottes zu betrachten. Diese Strafe trifft aber eigentlich nicht das verletzte spiritualistische Gebot, sondern die verletzte Natur. Johanna hat über das Schreckliche ihres Berufs, schon während ihrer Exaltation, ein dunkles Bewußtsein. Die Tödtung des Knaben Montgomery soll uns mit Schauder erfüllen vor der geheimnißvollen Macht, die in der Jungfrau waltet, der gegenüber das natürliche Gefühl Sünde ist, und zugleich mit vorahnendem Schauder vor der Unnatur eines Berufs, der das Weib sich selber entfremdet. „Dem Geisterreich, dem strengen, unverletzlichen, verpflichtet mich der furchtbar bindende Vertrag, mit dem Schwert zu tödten alles Lebende, das mir der Schlachten Gott verhängnißvoll entgegenschickt .... Nicht mein Geschlecht beschwöre! Nenne mich nicht Weib! Gleichwie die körperlosen Geister, die nicht frein auf ird'sche Weise, schließ' ich mich an kein Geschlecht der Menschen an, und dieser Panzer deckt kein Herz." — Und wenn nun das Herz dennoch einmal sprechen sollte! schon die Vorstellung flößt ihr Entsetzen ein: „Der Männer Auge schon, das mich begehrt, ist mir ein Grauen und Entheiligung ... Darf sich ein Weib mit kriegerischem Erz umgeben, in die Männerschlacht sich mischen? Weh mir, wenn ich das Rachschwert meines Gottes in Händen führte, und im eitlen Herzen die Neigung trüge zu dem ird'schen Mann! mir wäre besser, ich wär' nie geboren!" — Fast ist das letzte Ziel ihrer Aufgabe erreicht, da schaudert vor-

ahnend die Natur in ihr zusammen, das Gespenst ihres Gewissens, der schwarze Ritter erinnert sie an den magischen Kreis der übersinnlichen Welt, vor deren Gebot man zittert, ohne es zu verstehn; sie verschmäht die Warnung, und mit dem zündenden Strahl der ersten Liebe — der Liebe zu einem Feind! — geht ihr ein schreckliches Licht über ihre Schuld auf. „Unglückliche! ein blindes Werkzeug fordert Gott; mit blinden Augen mußtest du's vollbringen! Sobald du sahst, verließ dich Gottes Schild." — Sie ist sehend geworden, sie sieht auch mit Schrecken in ihre Vergangenheit zurück. Sie erinnert sich der harten Ueberhebung gegen ihre Familie. Mit der Wiederkehr des Bewußtseins, daß sie ein Weib ist, tritt die Erinnerung an jene alten Verhältnisse als geheime Selbstanklage hervor, und wenn in jener Scene, wo die Jungfrau auf dem Gipfel des Ruhms durch die furchtbare Anklage des Vaters getroffen wird, der Himmel mit Donner und Blitz für diese Anklage Zeugniß ablegt, so ist das die Stimme der beleidigten Natur. Johanna schweigt zu der Anklage, die in der Form unbegründet ist, angeblich weil sie dieselbe (echt katholisch) als Strafe für ihre das Gebot der Heiligen übertretende Empfindung hinnehmen will, in Wahrheit aber, weil sie anfängt in sich zu gehn, an sich zu zweifeln, und darum von der unerwarteten, aber doch vorempfundenen Anklage niedergedrückt wird, ohne sie ganz zu verstehn. Ein Schauder erfaßt sie vor dem Blut, das sie vergossen, das sie nicht vergießen durfte, wenn sie ein Weib war; und daß sie ein Weib ist, weiß sie jetzt. Als gotterfüllte Heilige ging die Jungfrau ganz in ihre Pflicht auf; sie fühlte den innern Widerspruch ihres Wesens nicht, den ihr Vater richtig erkannte. Als liebendes Weib erkennt sie mit Schrecken ihre dämonische Doppelnatur, und der Fluch des Vaters ist nur der äußere Ausdruck des Entsetzens, das sie vor sich selber empfindet.

20. April 1801 schickte Schiller das Stück an den Herzog, der, an Voltaires Pucelle gewöhnt, aufs Aeußerste verdutzt, die Aufführung für unmöglich erklärte: zum Theil, wie es heißt, weil die Jagemann in einem Zustand war, der es nicht thunlich erscheinen ließ, sie dem Publicum als Jungfrau vorzustellen. „Die Wahrheit zu gestehn, Caroline ist mir zu lieb, als daß ich ihr schönes Talent so zwecklos und ihr nachtheilig gezwungen sehn möchte." Schiller war Diplomat genug, der Meinung seines Souveräns über die Aufführbarkeit beizutreten.

Um sich bei Schiller einzuschmeicheln, führte Kotzebue, der bei den jungen Damen in Weimar ebensoviel Anklang fand als Goethe,

19. Nov. die „Jungfrau" in einer Privatgesellschaft auf; die schöne Nichte der Frau v. Stein, die Dichterin Amalie v. Imhof, spielte die Heldin.

17. Sept. wurde das Stück in Leipzig aufgeführt; dem anwesenden Dichter wurden große Huldigungen zu Theil. In Berlin erfolgte die Aufführung 23. Nov. „Die Pracht der Darstellung", schreibt Zelter an Goethe, „ist wahrhaft kaiserlich; der vierte Act mit mehr als 800 Personen besetzt; das italienische Hoftheater hat nichts mehr, die Augen auf sich zu ziehn."

„Dies Reich soll fallen? Dieses Land des Ruhms, das schönste, das die ew'ge Sonne sieht in ihrem Lauf, das Paradies der Länder, das Gott liebt wie den Apfel seines Auges! Hier scheiterte der Heiden Macht. Hier war das erste Kreuz, das Gnadenbild erhöht, hier ruht der Staub des heil'gen Ludewig." — So declamirte, nicht in Paris, sondern auf allen Bühnen Deutschlands, unter dem lauten Beifall des deutschen Publicums, die Jungfrau von Orleans.

Im Munde der Jungfrau von Orleans ist dieser Ausdruck ganz correct: so dachte sie wirklich, so dachten seit Ludwig XIV. alle Franzosen. „Frankreichs königliches Wappen hängt am Throne Gottes. Eher riss't ihr einen Stern vom Himmelswagen, als ein Dorf aus diesem Reich, dem unzertrennlich ewig einigen!" Vielmehr war es das angestammte Recht der Franzosen, zunächst den Rhein zu nehmen, dann weiter. Daß alle Franzosen seit Ludwig XIV. so dachten, hatte Deutschland in namenloses Unglück gestürzt, mit Leidenschaft hatten ehemals die deutschen Dichter dagegen protestirt. Jetzt war das anders geworden: im stillen Gewölbe der absoluten Kunst freute man sich weltbürgerlich über diesen Hochsinn der Franzosen denselben Augenblick, wo Bonaparte die Politik Ludwigs XIV. in vergrößertem Maßstab wieder aufnahm. Man verherrlichte die Mutter Gottes, die Schutzgöttin Frankreichs, die in Person die Heere Frankreichs angeführt hatte, wie später die Göttin der Freiheit. Hatte Schiller doch in „Maria Stuart" unwiderlegt die Guisen feiern lassen! — Daß diese „objektive" Auffassung bei deutschen Dichtern möglich war, macht vieles in der nächstfolgenden Geschichte verständlich.

Die Jungfrau spielte in Berlin Frau Friederike Unzelmann, die bald darauf in Weimar als Maria Stuart gastirte. A. W. Schlegel, der in Berlin viel das Theater besuchte, besang das „Feenkind" in einem galanten Sonett.

Schlegel suchte Fühlung mit dem Theater, weil er gern seinen

„Jon" zur Aufführung bringen wollte. Nun aber hatte er, noch in Braunschweig, Kotzebue in einer ebenso witzigen als gemeinen Posse (sie erschien gleichzeitig mit dem Pasquill gegen Nicolai) grausam verhöhnt, und sich dadurch nicht blos Kotzebue zum Feinde gemacht, sondern auch Iffland, den Director des Berliner Hoftheaters, der seinen Fachgenossen nicht wollte fallen lassen. So trat Goethe zuerst für ihn ein.

2. Jan. 1802 wurde „Jon" in Weimar aufgeführt. „Von dem sinnlichen Theil", erzählt Goethe, „konnte man sich die beste Wirkung versprechen, denn in den sechs Personen war die größte Mannigfaltigkeit dargestellt. Ein blühender Knabe, ein Gott als Jüngling, ein stattlicher König, ein würdiger Greis, eine Königin in ihren besten Jahren und eine heilige bejahrte Priesterin. Für bedeutende abwechselnde Kleidung war gesorgt und das durch das ganze Stück sich gleichbleibende Theater zweckmäßig ausgeschmückt. Die Gestalt der beiden ältern Männer hatte man durch schickliche Masken ins Tragische gesteigert, und da in dem Stück die Figuren in mannigfaltigen Verhältnissen auftraten, so wechselten die Gruppen dem Auge gefällig ab, und die Schauspieler leisteten die schwere Pflicht um so mehr mit Bequemlichkeit, als sie durch die Aufführung der französischen Trauerspiele an ruhige Haltung und schickliche Stellung innerhalb des Theaterraums gewöhnt waren. Die Hauptsituationen gaben Gelegenheit zu belebtern Tableaux, und man darf sich schmeicheln, von dieser Seite eine meist vollendete Darstellung geliefert zu haben. — Uebrigens ist das Stück für gebildete Zuschauer, denen mythologische Verhältnisse nicht fremd sind, völlig klar, und gegen den übrigen weniger gebildeten Theil erwirbt es sich das pädagogische Verdienst, daß es ihn veranlaßt, zu Hause wieder einmal ein mythologisches Lexicon zur Hand zu nehmen." — Gegen die Opposition setzte diesmal Goethe seine ganze Autorität ein. — „Die Brüder Schlegel hatten die Gegenpartei (Kotzebue, Böttiger u. s. w.) am tiefsten beleidigt, deshalb trat schon am Vorstellungsabend ein Oppositionsversuch unbescheiden hervor; in den Zwischenacten flüsterte man von allerlei Tadelnswürdigem, wozu denn freilich die etwas bedenkliche Stellung der Mutter erwünschten Anlaß gab. Ein sowohl den Autor als die Intendanz angreifender Aufsatz war in das Modejournal projectirt, aber ernst und kräftig zurückgewiesen: denn es war noch nicht Grundsatz, daß in demselbigen Staat, in derselbigen Stadt es irgend einem Glied erlaubt sei, das zu zerstören, was Andre kurz vorher aufgebaut."

„Ich bin", schreibt Schelling 4. Jan. 1802 an A. W. Schlegel,

„von der Aufführung entzückt und im Innersten erfreut gewesen. Ich bezeige Ihnen meine reinste Bewunderung. Es war, als ob ich für dramatische Kunst eine neue Laufbahn eröffnet sähe. Es ist das erste Mal, daß ich angefangen habe zu glauben, daß das Antike in diesem Theil der Kunst unser werden könne." Er sowohl wie Caroline schrieben lobende Recensionen, denen der Autor wieder andre entgegensetzte, weil er es übel nahm, Bearbeiter des Euripides genannt zu werden. Alle diese Bemühungen wollten das Publicum nicht überzeugen.

In Weimar war es Kotzebue gelungen, einen großen Theil der Leonoren des Hofs von Ferrara auf seine Seite zu bringen; er hatte auf den 5. März 1802 ein fratzenhaftes Fest zur Verherrlichung Schillers veranstaltet, offenbar um Goethe zu ärgern. Amalie v. Imhof sollte als Jungfrau von Orleans erscheinen, Kotzebue selbst als Glockengießer. Durch eine geschickte Intrigue wurde die Sache vereitelt, aber die jungen Damen waren empört, ganz Weimar gegen Goethe in Aufregung, worüber sich dieser sehr belustigte. In einem Lustspiel „Die Kleinstädter", welches Kotzebue ihm einschickte, strich er ihm alle Ausfälle gegen die Schlegel, worüber es endlich zum Bruch kam: Kotzebue verließ noch im Herbst Weimar und ging nach Berlin, wo er in die Akademie aufgenommen und mit einer Präbende von 1800 Thlrn. ausgestattet wurde.

Die Probe zum „Alarcos" einzustudiren war Schiller selbst nicht bequem; er fürchtete eine totale Niederlage: „es sollte mir leid thun, wenn die elende Partei, mit der wir zu kämpfen haben, diesen Triumph erlebte." Goethe resolvirte, auf den Erfolg komme garnichts an.

„Das Publicum", schreibt er, „sollte nicht grade immer sich und sein nächstes Geistes- und Herzensbedürfniß auf dem Theater zu befriedigen gedenken, man könnte sich vielmehr öfters wie einen Reisenden betrachten, der in fremden Gegenden, die er zu seiner Belehrung und Ergötzung besucht, nicht alle Bequemlichkeit findet, die er zu Hause seiner Individualität anzupassen Gelegenheit hatte!" Diese „Vielseitigkeit" führt naturgemäß zu vollendeter Stillosigkeit. Wie sollte sich das Publikum in diesem sittlich-religiös-ästhetischen Durcheinander zurechtfinden. Kotzebue hatte seine geheime Freude daran, obgleich er öffentlich dagegen zu Felde zog.

29. Mai 1802 wurde der „Alarcos" aufgeführt. „Jedes monarchische Beklatschen des Unsinns," schreibt Caroline Herder, „wurde mit einem Lachen des Publicums beehrt." — „Mit dem Alarcos," bekennt Schiller, „hat sich Goethe allerdings compromittirt." — Mit seiner

„Turandot", 30. Jan. aufgeführt, war es ihm übrigens nicht viel besser gegangen und es hatte nicht einmal den Beifall der Romantiker gefunden, die doch sein Urbild Gozzi so hoch stellten.

Schillers sociale Lage hatte sich indeß sehr gehoben. 2. Juni versprach der Herzog, ihm von Wien ein Adelsdiplom zu besorgen: es war Lottchen, einer gebornen Adligen, doch lästig, daß sie vom Hof ausgeschlossen war, an dem ihre Schwester eine Stelle bekleidete. Herder, der 1801 aus Bayern, wo er seinem Sohn ein Gut gekauft, den Adel erhalten, erlebte den Verdruß, daß man diesen Adel in Weimar nicht wollte gelten lassen. 13. Juni 1802 confirmirte er Goethes Sohn. Schillers Adel wurde 7. Sept. 1802 in Wien ausgefertigt, Sept. 1803 auch Herder durch Goethes Vermittelung als Edelmann anerkannt.

„Ich werde es mir gesagt sein lassen", schreibt Schiller noch während der Arbeit am Wallenstein, „keine andre als historische Stoffe zu wählen; frei erfundene würden meine Klippe sein. Es ist eine ganz andre Operation, das Realistische zu idealisiren, als das Ideale zu realisiren. Es steht in meinem Vermögen, eine gegebene, bestimmte und beschränkte Materie zu beleben, zu erwärmen und gleichsam aufquellen zu machen, während die objective Bestimmtheit eines solchen Stoffs meine Phantasie zügelt."

Kaum sollte man bei so klarer Einsicht ein Schwanken in den Ueberzeugungen für möglich halten; und doch wurde Schiller beständig durch die Griechen verwirrt. Er suchte nach einem Stoff, den er ganz in der griechischen Form, nach des Aristoteles Schema, mit Chören und ohne Acteintheilung ausführen könnte.

„Ich hatte immer ein gewisses Vertrauen zur Oper, daß aus ihr, wie aus den Chören des alten Bacchusfestes das Trauerspiel in einer edlern Gestalt sich loswickeln sollte. In der Oper erläßt man die servile Naturnachahmung; sie stimmt durch eine freiere harmonische Reizung der Sinnlichkeit das Gemüth zu einer schönern Empfängniß; hier ist auch im Pathos ein freieres Spiel, und das Wunderbare, das hier geduldet wird, macht gegen den Stoff gleichgültiger."

Noch als Schiller am Wallenstein war, hatte er sich bemüht, einen Stoff von der Art des Oedipus zu finden. „Das Geschehne, als unabänderlich, ist seiner Natur nach viel fürchterlicher, und die Furcht, daß etwas geschehn sein möchte, afficirt das Gemüth ganz anders als die Furcht, daß etwas geschehn möchte... Aber ich fürchte, der Oedipus ist eine eigne Gattung. Das Orakel hat einen Antheil

an dieser Tragödie, der durch nichts zu ersetzen ist, und wollte man das Wesentliche der Fabel bei veränderten Personen und Zeiten beibehalten, so würde lächerlich werden, was jetzt furchtbar ist." Aber der Gedanke ließ ihn nicht ruhn, und Mai 1801 hatte er sich den Stoff zur Braut von Messina für die strengste griechische Form, mit Chören ausgedacht. „In meiner jetzigen Klarheit über meine Kunst hätte ich den Wallenstein nicht gewählt." Sept. 1802 war er mitten im Werk: „ich bedurfte eines gewissen Stachels von Neuheit in der Form, und einer solchen Form, die einen Schritt näher zur antiken Tragödie wäre." — 4. Febr. 1803 war das Stück fertig, und in einer gemischten Gesellschaft von Fürsten, Schauspielern, Damen und Schulmeistern vorgelesen. „Jetzt habe ich Hoffnung, es mit dem Chor auch auf die Bühne zu bringen. Es ist nichts nöthig, als daß ich ihn, ohne an den Worten zu ändern, in fünf oder sechs Individuen auflöse: sie sollen mir den Chor spielen, ohne es zu wissen."

„Sie werden nun urtheilen", schreibt Schiller 17. Febr. an Humboldt, „ob ich als Zeitgenosse des Sophokles auch einmal einen Preis davongetragen haben möchte!"

In der Vorrede der Braut von Messina tritt der Dichter für die neue Kunstform in die Schranken. In der Tragödie hat man mit dem gemeinen Begriff des Natürlichen zu kämpfen, welcher alle Poesie aufhebt. Durch Einführung der metrischen Sprache ist etwas dagegen geschehn; die Einführung des Chors wäre der entscheidende Schritt, dem Naturalismus offen den Krieg zu erklären. Der Chor verwandelt die gemeine moderne Welt in die alte poetische. — Der Palast der Könige ist geschlossen, die Gerichte haben sich von den Thoren der Städte in das Innere der Häuser zurückgezogen, die Schrift hat das lebendige Wort verdrängt, das Volk selbst, die sinnlich lebendige Masse, ist zu einem abgezogenen Begriff geworden. Der Dichter muß die Paläste wieder aufthun, die Gerichte unter freien Himmel hinausführen, alles künstliche Machwerk am Menschen abwerfen, wie der Bildhauer die modernen Gewänder, und so die reine menschliche Form sichtbar machen. Aber wie der bildende Künstler die faltige Fülle der Gewänder um seine Figuren breitet, um die Räume des Bildes reich und anmuthig auszufüllen, um die getrennten Partien desselben in ruhigen Massen stetig zu verbinden und der Farbe Spielraum zu geben: ebenso durchflicht und umgiebt der tragische Dichter seine streng abgemessene Handlung und die festen Umrisse seiner handelnden Personen mit einem lyrischen Prachtgewebe, in welchem sich, wie in einem weitgefalteten Purpurgewand,

die Figuren frei und edel mit Würde und Ruhe bewegen. — Der Chor reinigt das tragische Gedicht, indem er die Reflexion von der Handlung absondert; seine lyrische Sprache nöthigt den Dichter, verhältnißmäßig die ganze Sprache des Gedichts zu erheben, alle seine Figuren auf den Kothurn zu stellen. — Der Chor bringt Ruhe in die Handlung. Daß er die Täuschung aufhebt, gereicht ihm eben zur Empfehlung, der echte Dichter verschmäht die Täuschung. Das Gemüth des Zuschauers soll in der heftigsten Passion seine Freiheit behalten; die tragischen Personen sollen keine individuellen Wesen sein, die blos der Gewalt des Moments gehorchen, sie sollen das bleibend Menschliche vertreten, und die Gegenwart des Chors nöthigt sie, mit Besonnenheit und Würde zu handeln.

Die Kunstform ließe sich wohl versuchen, sie würde etwa in der Mitte zwischen Drama und Oper stehn; die Chöre müßten gesungen werden, denn unisono sprechen geht nicht an. Ein Chor aber, der in sechs bis sieben Individuen aufgelöst, ist kein Chor mehr.

Bei den Griechen sollte der Chor die gemeingültige sittliche Basis gegen die Einseitigkeit der Leidenschaft vertreten: wenn er im „Oedipus" die Orakel der Götter gegen die Vermessenheit der Einzelnen in Schutz nimmt, so ist er im Recht, denn der Glaube an die Orakel gehört zur griechischen Religion. Wenn aber der Chor der „Braut" ihm darin nachfolgt, so schlägt er nicht blos der christlichen Religion ins Gesicht, sondern ebenso der Ueberzeugung des Dichters. Die Poesie soll die Gewalten zeigen, welche das Leben beherrschen.

„Ich habe", entschuldigt sich Schiller, „die christliche Religion und die griechische Götterlehre vermischt angewendet, ja selbst an den maurischen Aberglauben erinnert: der Schauplatz der Handlung ist Messina, wo diese drei Religionen theils lebendig, theils in Denkmälern fortwirkten und zu den Sinnen sprachen. Und dann halte ich es für ein Recht der Poesie, die verschiedenen Religionen als collectives Ganze für die Einbildungskraft zu behandeln." — Doch nur in dem Fall, wo sie sich nicht widersprechen: denn sonst fühlt der Zuschauer den Boden unter den Füßen wanken, und was das Festeste sein sollte, wird ihm das Verwirrteste. — Im „Wallenstein" war der Sternenglaube ein psychologisches, dem Charakter der Handlung entsprechendes Motiv; hier ist durch Uebertragung der griechischen Schicksalsidee, in der trotz der Ueberfülle heitrer Göttergestalten das göttliche Wesen ein verborgenes war, auf die mittelalterliche Welt, in der man trotz aller Ueberschreitung der Phantasie den allmächtigen Gott des Himmels und der Erde zu ver-

stehn wenigstens mit Ernst sich bemühte, die poetische Form in Widerspruch gegen den poetischen Stoff gesetzt.

In einem Maskenzug, den Goethe 15 Jahre später in Weimar aufführte, schildert er bei Gelegenheit der „Braut von Messina" den Zustand: „wenn von dort, woher wir Heil erflehen — uns Nacht am Tag umgiebt, der Himmel flammt, seltsam geregelt, Strahl am Strahle strahlt, in Schreckenszügen Flammenworte malt: das Schicksal sei's, das ohne Schuld verdammt! Vergebens willst Du Dir's vernünftig deuten; was soll man sagen, wo es bitter heißt: ganz gleich ergeht's dem Guten wie dem Bösen! Ein schwierig Räthsel, räthselhaft zu lösen."

„Uns zum Erstaunen wollte Schiller drängen, der Sinnende, der alles durchgeprobt." — —

Der Herzog äußerte sich gegen Goethe über das Stück ziemlich unzufrieden: „die Hauptpersonen sind Stockkatholiken, der Chor Heiden; letztere sprechen von allen Göttern des Alterthums, erstere von der Mutter Gottes, den Heiligen u. s. w. Um die lästigen Confidents zu verbannen, ist, dünkt mir, eine viel lästigere Maske eingetreten. Indeß hüte ich mich wohl, etwas der Aufführung des Stücks entgegenzusetzen." 19. März 1803 wurde die „Braut" in Weimar aufgeführt: „Der Eindruck", berichtet Schiller, „war ungewöhnlich stark; es imponirte dem jüngern Theil des Publicums so sehr, daß man mir nach dem Stück ein Vivat brachte, welches man sich sonst hier noch niemals herausnahm." — In der That konnte die „Braut" nur ein Theaterdichter von erstem Range schreiben; die Niobehaltung Isabellas, die leidenschaftliche Bewegung und Gruppirung der beiden Parteien, die edle, vornehme Sprache: es ist, als hörte man eine herrliche Oper ohne Musik.

Das große Publicum wurde durch die prächtige Sprache bezaubert; noch heute weiß es die schönen Stellen auswendig. Die Kritik verhielt sich meist ablehnend; von den maßgebenden Männern sprach sich nur Humboldt mit Begeisterung aus. — Das glänzende Irrlicht verleitete das deutsche Theater, das durch den Erfolg des „Jon" und „Alarcos" wahrlich nicht wäre verführt worden, in das Labyrinth der Schicksalstragödie; die Romantiker, die sich der jüngern Generation gegenüber wie der Zauberlehrling vorkamen, der die beschwornen Geister nicht wieder los wird, wälzten einen großen Theil der eignen Schuld auf Schiller. „Die griechische Bühne", meint A. W. Schlegel, „wird für unsre heutige Bühne immer nur eine Treibhauspflanze bleiben; auch die

griechische Mythologie ist ja eigentlich unsrer Denkart und Einbildungskraft fremd."

Der Chor ist von den jüngern Dichtern wenig nachgemacht: die beiden Stücke von W. v. Schütz, des Dichters des „Lacrimas": „die Töchter der Niobe" und „der Graf von Gleichen" sehn wie Puppenkomödien aus. Kotzebue verfehlte nicht, in den „Hussiten vor Naumburg" einen Kinderchor anzubringen.

Seit dem ersten Versuch, sie in der ursprünglichen Form auf dem Liebhabertheater darzustellen, hatte die Iphigenie geruht. Da nun die fremden Masken sich haufenweise auf das Theater drängten, glaubte man auch diesen lieben Schatten wieder heraufbeschwören zu dürfen.

Schiller wunderte sich, daß die Iphigenie auf ihn nicht mehr den günstigen Eindruck machte wie sonst. „Sie ist aber so erstaunlich modern und ungriechisch, daß man nicht begreift, wie es möglich war, sie jemals einem griechischen Stück zu vergleichen. Sie ist ganz nur sittlich, aber die sinnliche Kraft, das Leben, die Bewegung und alles, was ein Werk zu einem echt dramatischen specificirt, geht ihr sehr ab. Goethe selbst hat mir schon längst zweideutig davon gesprochen, ich hielt es für eine Grille, wo nicht gar für Ziererei; bei näherm Ansehen aber hat es sich mir auch so bewährt."

Sie wurde 15. Mai 1802 mit glänzendem Erfolg aufgeführt.

Die Stella gelangte erst nach Schillers Tod zur Aufführung. Schiller hatte das Stück bedeutend verkürzt. „Wie in einem Stück zu viel geschehn kann", erzählt Goethe, „so kann darin auch zu viel Empfundenes ausgesprochen werden, und so ließ sich Schiller durch so manche angenehme Stellen nicht verführen, sondern strich sie weg." — „Im Grunde ist der Goethe doch eine gute Haut!" schrieb Schleiermacher damals. — Merkwürdiger Weise hatte Schiller den alten Ausgang gelassen, daß Fernando beide Frauen behält. „Allein bei aufmerksamer Betrachtung kam zur Sprache, daß nach unsern Sitten, die ganz eigentlich auf Monogamie gegründet sind, das Verhältniß eines Mannes zu zwei Frauen, besonders wie es hier zur Erscheinung kommt, nicht zu vermitteln sei, und sich daher vollkommen zur Tragödie qualificire."

Goethe selbst bearbeitete seinen „Götz" für das Theater: ärger hat nie ein Dichter an sich selbst gesündigt, um einer äußern Wirkung willen, die doch sehr unbedeutend ist! Noch dazu gerieth die

Umarbeitung so lang, daß die Aufführung auf zwei Abende vertheilt werden mußte.

Wenige Wochen nach der „Braut von Messina", 2. April 1803, wurde Goethes „natürliche Tochter" aufgeführt. Von der Arbeit an diesem Stück (seit Ende 1801) hatte Goethe selbst Schiller ein Geheimniß gemacht. Den Stoff hatten ihm die „Mémoires historiques de Stephanie Louise de Bourbon-Conti" gegeben, Mai 1798. Der Inhalt dieses Romans ist ungefähr, wie man ihn aus Goethe kennt; nur daß die Heirath mit dem Procurator Guachet, einem geizigen und bigotten Menschen, als erzwungen dargestellt wird. Die Memoiren machten auf Goethe einen ähnlichen Eindruck wie früher die Halsbandgeschichte, und wenn in der Kunstform die ganz antik gehaltene „natürliche Tochter" das volle Gegentheil des naturalistischen „Großcophta" ist, so ist doch die Beziehung eines individuellen Schicksals auf das große Schicksal der Revolution und der Welt in beiden gemeinsam; auch die Auffassung der Revolution weicht nicht wesentlich ab.

Als Intriguenstück betrachtet, leidet das Stück an dem Fehler, daß man den Zusammenhang nicht versteht. Goethe äußerte sich später gegen Eckermann tadelnd, es sei eine Kette von lauter Motiven; mit ebensoviel Recht könnte man sagen, es sei ein Stück, dem alle Motive fehlen. In einer Novelle würde dies Dunkel einen romantischen Eindruck machen, auf der Bühne verstimmt es. Kein einziger Schachzug, kein einziger Plan wird dem Zuschauer deutlich, so breit sich sämmtliche Personen aussprechen. Diese Breite veranlaßt mehrmals ein völliges Stillstehn der Handlung, so in der Putzscene Eugeniens, so in der Klage des Herzogs; beides Reminiscenzen aus der Antike, die für unsre Art anzuschauen unerträglich ist. Dramatisches Interesse erweckt keine einzige Figur, keine einzige Situation.

Die symbolische Handlung ist mehr ein Spiel mit dem Schicksal, als ein Versuch, ihm in's Angesicht zu sehn. Nach der alten Fabel wurde Proserpina an die Unterwelt gefesselt, weil sie daselbst einen Apfel gegessen: die Schuld steht in keinem verständlichen Verhältniß zu dem daraus hervorgehenden Schicksal. So ist es mit dem Eugenien auferlegten Verbot, auf welches wiederholt mit Bedeutung hingewiesen wird. Wir sind dem menschlichen Causalnexus entrückt und der Prädestinationslehre verfallen. Auch was der Mönch in geheimnißvollen Worten über die Bestimmung der leidenden Unschuld andeutet, kann kaum des Dichters Meinung enthalten. Wenn Schiller in der Braut von Messina

die Zuschauer zum Erstaunen zwingen will, so begnügt sich Goethe in der natürlichen Tochter, sein eignes Erstaunen auszudrücken.

Das größte Interesse liegt in der Auffassung der Revolution. Die mit dem reinen Despotismus nothwendig verbundene Unsittlichkeit ist prachtvoll geschildert; die einzelnen Sätze prägen sich unwillkürlich dem Gedächtniß ein. Man begreift auch, wie diese Maschine des Despotismus am verderblichsten wirkt, wenn sie in den Händen eines wohlmeinenden Schwächlings liegt. Die Fäulniß der höhern Stände ist mit einer grausen Wahrheit gezeichnet und um Nichts übertrieben; nur ist das Bild nicht vollständig. Es sieht so aus, als ob unmittelbar nur die Aristokratie darunter leide. Der Gerichtsrath sagt: „in abgeschlossenen Kreisen lenken wir, gesetzlich streng, das in der Mittelhöhe des Lebens wiederkehrend Schwebende. Was droben sich in ungemessnen Räumen, gewaltig seltsam, hin und her bewegt, belebt und tödtet, ohne Rath und Urtheil, das wird nach anderm Maß, nach andrer Zahl vielleicht berechnet, bleibt uns räthselhaft." Nur auf die Sphäre des Hofs findet das Recht keine Anwendung; das Haus des Bürgers ist eine Burg auch gegen die Großen: — in der Wirklichkeit sah es schlimmer aus. Ganz weggelassen ist, was der Revolution den schrecklichen Charakter gab: die völlige Rechtlosigkeit der niedern Stände gegen die Aristokratie, und die in ihnen kochende Wuth gegen die Unterdrücker. Die Zerwürfnisse des Adels begannen den Umsturz, die Rechtsanschauung des Bürgerthums that den zweiten Schritt, aber das Entscheidende war die Leidenschaft der Masse.

Daß Goethe dies Motiv nicht ins Auge faßte, hätte wahrscheinlich der Fortsetzung eine ungenaue Färbung gegeben. Eugenie bleibt im Vaterland zurück, um in dem zu erwartenden Sturz dem König und ihrem Stande beizustehn; sie entfremdet sich ihrem Gemahl, als sie seine revolutionäre Gesinnung erkennt. Die ausführliche Beschreibung des Geburtstagssonetts, welches Eugenie in den geheimen Wandschrank verschließt, damit es später nach dem Ausbruch der Revolution durch einen Zufall wieder aufgefunden werde und die goldne Zeit, die verloren gegangen, versinnlichen helfe, deutet darauf hin, daß dem Dichter vor allem die Störung der Kunst am Herzen liegt, die bei der fürchterlichen Aufregung der Gemüther nothwendig eine Zeit lang aus dem Horizont des Volks verschwinden muß. Bei einer andern Gelegenheit bemerkt Goethe, er wolle den Deutschen die Umwälzungen nicht wünschen, die nothwendig wären, um eine classische Poesie hervorzubringen. Mit viel größerm Recht aber durfte man sagen, daß das Fortbestehn der Zustände, welche

uns die „natürliche Tochter" versinnlicht, auch selbst dann nicht wünschenswerth war, wenn nur innerhalb derselben so zierliche Geburtstagssonette geschrieben werden konnten.

„Die hohe Symbolik", schreibt Schiller August 1803 an Humboldt, „mit der Goethe den Stoff behandelt hat, so daß alles Stoffartige vertilgt und alles nur Glied eines idealen Ganzen ist, dieses ist wirklich bewundernswerth. Es ist ganz Kunst und ergreift dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit." Durchaus mißfällig äußerten sich Goethes Jugendfreunde, und geradezu geringschätzig die jüngern Anhänger der weimarischen Dichterschule, die bereits merkten, daß der Bund mit Goethe keine Dauer versprach. Das Publicum war nur verwundert. „Ich hatte", erzählt Goethe, „den unverzeihlichen Fehler begangen, mit dem ersten Theil hervorzutreten, ehe das Ganze vollendet war. Ich nenne den Fehler unverzeihlich, weil er gegen meinen alten geprüften Aberglauben begangen wurde. Einen tiefen Sinn hat jener Wahn, daß man, um einen Schatz wirklich zu heben und zu ergreifen, stillschweigend verfahren müsse, kein Wort sprechen dürfe, wie viel Schreckliches und Ergötzendes auch von allen Seiten erscheinen möge. Ebenso bedeutsam ist das Mährchen, man müsse bei wunderbarer Wagefahrt nach einem kostbaren Talisman unaufhaltsam vorschreiten, sich ja nicht umsehn, wenn auf schroffem Pfade fürchterlich drohende oder lieblich lockende Stimmen ganz nahe hinter uns vernommen werden. Indessen war's geschehn, und die geliebten Scenen der Folge besuchten mich nur manchmal wie unstete Geister, die wiederkehrend flehentlich nach Erlösung seufzen."

„Das berliner Publicum," schreibt Fichte 20. Juli 1803 an Schiller, „hat die Züchtigung erlitten, Goethes unsterbliches Meisterwerk förmlich auszupochen. Daß es sehr langweilig ist und keine Handlung hat, darüber ist Hof und Stadt einig . . . So sehr ich Iphigenie und Tasso stets geliebt und verehrt habe, so ziehe ich doch diese Arbeit ihnen allen vor, und halte sie für das dermalige höchste Meisterstück des Meisters. Besonders scheint sie mir ein streng geordnetes, in sich selbst zusammenhängendes organisches Ganzes zu sein."

„Wir unterschreiben", sagt Huber, „jedes Lob, das dem Genius gezollt worden ist . . . Stolz darf die Nation auf dies Denkmal blicken, das den von ihr erreichten Grad poetischer Bildung auf das Vollendetste darstellt. Stellt es aber, in all seiner Schönheit, nicht auch die Erschöpfung und Erkältung dar, die seit einiger Zeit selbst an dem höchsten Schwung des deutschen Genius zu spüren ist, und nicht ohne Grund besorgen läßt, daß der Kreislauf unsers poetischen Vermögens zu schnell

beschrieben worden sei, und sich nun, für den Augenblick wenigstens, geschlossen finde? — Wir mögen es nicht bergen, wir empfanden mitunter die Poesie der natürlichen Tochter ziemlich so marmorglatt und marmorkalt, wie wir uns die poetischen Säle des poetischen Herzogs und Königs in diesem Drama dachten; es mischte sich ein geheimer Schmerz in unsre Bewunderung des zierlich edlen Prunks der Rede."

Herder hatte zuerst die Eugenie die köstlichste Frucht eines tief nachdenkenden Geistes genannt, der die ungeheuern Begebenheiten dieser Zeit still in seinem Busen geborgen und zu höhern Ansichten entwickelt habe, zu deren Aufnahme die Menge gegenwärtig freilich kaum befähigt erscheine. Ebenso schrieb seine Frau an Knebel: „Das Thema hat eine große Anlage, den ewigen Kampf der menschlichen Verhältnisse mit den politischen. Goethe hat eine neue Manier gewählt, er läßt die Stände ohne Namen handeln. Zwischen diesen kommt nun Eugenie in's Gedränge ... Hier zeigt sich nun in den verschiednen Situationen, wo sie um Hülfe fleht, daß sie nur Stände, nicht Menschen antrifft. Die menschlichen Verhältnisse treten mit den politischen in Collision. Nur einer unter den vielen Ständen hat ein mitempfindendes Herz ... Es ist das Höchste, Schönste, was Goethe je gemacht; ein Licht der Kunst, bei dem das Schillersche Irrlicht verschwindet." Diese Begeisterung beruhte auf einem Mißverständniß: die Vorstellung hatte ihr den Eindruck gemacht, der Dichter wolle die Stände in ihrer Verworfenheit darstellen, Knebel klärte sie darüber auf. „Welch eine Hölle haben Sie mir hinter meinem gutmüthigen Wahn geöffnet", antwortet sie 3. Oct. 1803 „... Entwickelt der Dichter das Ganze zu Gunsten der Stände, so ist er freilich ein Teufel, und sein Talent mag in die Hölle fahren!" Etwas der Art muß Herder dem alten Freund ausgesprochen haben, als sie sich im Jenaer Schloß noch einmal zufällig begegneten um sich nie wieder zu sehn. Goethe „sah ihn schweigend an und die vielen Jahre ihres Zusammenseins erschreckten ihn auf das fürchterlichste."

An die „Jungfrau von Orleans" wagte man sich in Weimar 23. April 1803 zum erstenmal. Schiller wollte dann einen „Oedipus" schreiben: Iffland wußte ihn durch wiederholtes Drängen zu bestimmen, daß er vorläufig den „Tell" vorzog. — Mit dieser Idee beschäftigt, empfing er 1. October 1803 einen sehr großen Eindruck von Shakespeares Cäsar, den man nach Schlegels Uebersetzung unverkürzt aufführte. Goethe hatte keinen Kunstgriff verschmäht, die Sinne zu beschäftigen: er dehnte den Leichenzug aus und wandte Freigelassene, Klageweiber, Verwundete

an, Lictoren, viel Blasinstrumente, Fahnenträger mit bunt ausgestatteten feretris u. s. w.

Goethe war durch den Versuch nicht ermuthigt: „Ich hatte mich und die Schauspieler monatelang gequält und zuletzt doch nur eine Vorstellung erreicht, welche unterhielt und in Verwunderung setzte, aber sich wegen der gleichsam nur einmal zu erfüllenden Bedingung auf dem Repertoire nicht erhalten konnte." Er empfahl, künftig auf Schröders Bearbeitungen zurückzugreifen, und machte selbst den Versuch, Romeo und Julia nach dem Princip des theatralisch Wirksamen zu redigiren.

Je mehr man das Theater rein artistisch behandelte, je mehr man die Griechen und Spanier cultivirte, desto weiter rückten Shakespeare und Lessing in den Hintergrund, die dem Theater wie der ganzen Poesie die Aufgabe stellten, die Wahrheit des Lebens zu zeigen.

„Shakespeare", schreibt Goethe in späteren Tagen, „spricht durchaus an unsern innern Sinn: durch diesen belebt sich sogleich die Bilderwelt der Einbildungskraft, und so entspringt eine vollständige Wirkung, von der wir uns keine Rechenschaft zu geben wissen; denn hier liegt eben der Grund jener Täuschung, als begebe sich alles vor unsern Augen. Betrachtet man aber die Stücke genau, so enthalten sie viel weniger sinnliche That als geistiges Wort. Er läßt geschehn, was sich leicht imaginiren läßt, ja was besser imaginirt als gesehn wird. Hamlets Geist, Macbeths Hexen, manche Grausamkeiten erhalten ihren Werth durch die Einbildungskraft, und die vielfältigen kleinen Zwischenscenen sind blos auf sie berechnet. Alle solche Dinge gehn beim Lesen leicht und gehörig an uns vorbei, da sie bei der Vorstellung lasten und störend, ja widerlich erscheinen. So gehört Shakespeare nothwendig in die Geschichte der Poesie; in der Geschichte des Theaters tritt er nur zufällig auf."

„Nun hat sich das Vorurtheil in Deutschland eingeschlichen, daß man Shakespeare Wort für Wort aufführen müsse, und wenn Schauspieler und Zuhörer daran erwürgen sollten. Behält jenes Vorurtheil die Oberhand, so wird Shakespeare in wenig Jahren ganz von der Bühne verdrängt sein, was auch kein Unglück wäre: der Leser wird an ihm desto reinere Freude empfinden."

5.

Das Erlöschen des Weimarischen Kreises.

1803—1805.

Mit dem Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 fand die politische Umwälzung Deutschlands ihren vorläufigen Abschluß; die Lande tauschten unbefragt und unberücksichtigt ihre Herren, auf der Karte hätte sich Niemand mehr zurecht gefunden.

Damit ändert sich auch der litterarische Schwerpunkt. Die neu begründeten von Bonaparte beschützten Staaten suchten die Blüthen des norddeutschen Lebens an sich zu ziehn, mit der Centralisation in Weimar-Jena war es zu Ende, es tritt eine centrifugale Bewegung ein. Würzburg, Heidelberg, München, Halle werden neue Centren. Die Zustände in Jena gingen ihrer Auflösung entgegen. Der Schloßbau in Weimar hatte große Summen gekostet, für die Docenten blieb wenig übrig. Voß, der Juli 1802 in Eutin seinen Abschied genommen und sich in Jena angesiedelt hatte, erlebte nichts als Aerger, obgleich Goethe und Schiller ihm auf das Herzlichste entgegenkamen. Sein alter Freund und Gönner Gleim starb 18. Febr. 1803, 84 Jahr, in Halberstadt; Klopstock, 79 Jahr, 14. März in Hamburg; er erhielt ein fürstliches Begräbniß.

12. Febr. 1804 starb Kant, 80 Jahr, in den letzten Jahren nur noch sein eigener Schatten. 18. Dec. 1803 starb Herder, 60 Jahr, mitten in den tiefgreifendsten Entwürfen.

„Herzogin Luise", schreibt Fräulein v. Knebel, „zeigt sich wie das ewige Schicksal; doch sagt Princeßchen, daß sie sehr angegriffen wäre und sich mit Wehmuth davon unterhielte." Jean Paul ehrte den verstorbnen Freund durch eine überschwengliche Lobrede, Fr. Schlegel sprach sich mit Billigkeit aus, Schiller mit der entschiedensten Abneigung. Caroline Herder, Joh. Müller mit seinem jüngern Bruder und Heyne haben dem großen Mann das würdigste Denkmal gesetzt, indem sie seine Schriften sammelten, und so diesen kostbaren Schatz der Nation zugänglich machten. Wenig populär für die Menge, haben diese Werke auf alle strebsamen Geister mächtig gewirkt. In ihnen spricht sich der Geist des neunzehnten Jahrhunderts aus, die Vertiefung in das geschicht-

liche Leben. Herder hat, indem er die Fülle der Erscheinungswelt in der Mannigfaltigkeit ihrer Farben und Formen anschaute und durch große Perspectiven zur Geltung brachte, ein concreteres Ideal auf den Altar der Menschheit gestellt, als der blasse blutlose Schemen war, den man in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vergötterte; er hat der Dichtkunst einen freiern Blick, der Wissenschaft den Begriff eines tiefern Zusammenhangs aller Seelenkräfte gewonnen.

Juni 1803 wurde der Anatom Loder und der Philolog Schütz nach Halle berufen; der Letztere nahm die Litteraturzeitung mit, die nun ein reines Organ der Berliner rationalistischen Aufklärung wurde. Goethe fürchtete davon den Ruin der Universität; mit einer Energie, wie er sie selten gezeigt, wußte er in kürzester Frist eine eigene Litteraturzeitung für Jena zu begründen, die für die nächsten vier Jahre das wichtigste Organ der poetisch-philosophischen Entwickelung Deutschlands wurde. Redigirt wurde sie von dem Philologen Eichstädt: Mitarbeiter waren neben Goethe, Schiller und H. Meyer A. W. Schlegel, Schleiermacher, Humboldt, Schelling, Bernhardi, Joh. Müller, F. A. Wolff, Steffens, Gentz; endlich Fernow, der Sept. 1803 aus Italien zurückkehrte und Carstens hinterlassene Zeichnungen sowie ungedruckte Schriften Winckelmanns mitbrachte. „Wenn ich mit Fernow spreche", schreibt Goethe an Schiller, „so ist mir immer, als käme ich erst von Rom und fühlte mich zu einiger Beschämung vornehmer als in der so viele Jahre nun geduldeten Niedertracht nordischer Umgebung."

„Jena", schreibt Schelling in Begriff nach Würzburg zu gehn an Hegel, „war der Indifferenzpunkt des nord- und süddeutschen Geistes; nachdem dieser auseinandergesprengt, wird der eine Theil nach Norden, der andre nach Süden geworfen, und Preußen wird allmälig ein Institut für preßhafte und zu Schaden gekommene Gelehrte."

Auf Schellings Anregung suchte man auch Voß an die zu reorganisirende Hochschule nach Würzburg zu ziehn; er sah sich auf einer Reise nach Süddeutschland die dortigen Verhältnisse an und lehnte ab, weil der Lehrplan seinen protestantischen Ueberzeugungen zuwider war. Den Antrag, Böttigers Stelle am Gymnasium zu Weimar oder die Oberleitung des höhern Schulwesens zu übernehmen, lehnte er gleichfalls ab: er fühlte sich nicht heimisch in Jena. „Mich wird hier wohl schwerlich eine Muse anlächeln", schreibt er dem alten Hainbundsfreund Miller in Ulm, den er auf jener Reise auch aufgesucht hatte, „hier gedeiht nur trockene Gelehrsamkeit und Metaphysik; man hört nichts als Wegziehn und Verödung und alte und neue Litteraturzeitung mit allem

Widerwärtigen der Leidenschaft vermischt. Wohl dem, der sich nicht in dem Strudel mit herumdrehen darf! Aber noch wohler dem, der auch sein Geräusch nur aus der Ferne vernimmt." Sein Blick blieb seit jener Reise nach Heidelberg gerichtet, das besonders Ernstine entzückt und wo man ihm schon damals Aussichten gemacht hatte.

Wie Goethe auf alle Weise bestrebt war, ihn in Jena zu fesseln, zeigt eine sehr warme Anzeige der Vossischen Gedichte in der Litteraturzeitung, April 1804. Goethe lobte den Dichter, uns wieder in die Sitten des bürgerlichen Lebens eingeführt zu haben. „Seine Gedichte bei Gelegenheit ländlicher Vorfälle stellen zwar mehr die Reflexion eines Dritten als das Gefühl der Gemeinde dar: aber wenn wir uns denken, daß ein Harfner sich bei der Heu-, Korn- und Kartoffelernte findet, daß er die Menschen, die sich um ihn versammeln, aufmerksam auf dasjenige macht, was ihnen als etwas Alltägliches widerfährt; wenn er das Gemeine, indem er es dichterisch ausspricht, erhöht, jeden Genuß der Gaben Gottes und der Natur mit würdiger Darstellung schärft: so darf man sagen, daß er seiner Nation eine große Wohlthat erzeugt. Denn der erste Grad einer wahren Aufklärung ist, wenn der Mensch über seinen Zustand nachzudenken und ihn dabei wünschenswerth zu finden gewöhnt wird." — Wie wenig stimmte das zu A. W. Schlegels „Wettgesang dreier Poeten"! Also auch die Kartoffel sollte ein Bürgerrecht auf dem Pindus haben! — Dazu kamen einige sehr harte Worte über Stolbergs Uebertritt. — „Voß", schreibt Schlegel, „hatte eine eigne Gabe, jede Sache, die er verfocht, auch die beste, durch seine Persönlichkeit unliebenswürdig zu machen: er pries die Milde mit Bitterkeit, die Duldung mit Verfolgungseifer, den Weltbürgersinn wie ein Kleinstädter, die Denkfreiheit wie ein Gefängnißwärter, die Bildung der Griechen wie ein nordischer Barbar."

Einen ähnlichen Ton wie gegen Voß schlug Goethe Febr. 1805 gegen Hebels (Lehrer in Karlsruhe) „Allemannische Gedichte" an. „Wenn antik gebildete Dichter das sogenannte Leblose durch ideale Figuren beleben und göttergleiche Naturen an die Stelle der Felsen, Quellen, Bäume setzen, so verwandelt Hebel diese Naturgegenstände zu Landleuten, und verbauert auf die anmuthigste Weise durchaus das Universum, so daß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unsrer erhöhten und erheiterten Phantasie nur eins auszumachen scheint. Das Local ist dem Dichter äußerst günstig. Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Basel gegen Norden sich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels,

Fruchtbarkeit der Erde, Mannichfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwätzigkeit und Darstellungsgabe, zudringliche Gesprächsformen, neckische Sprachweise, so viel steht ihm zu Gebot, um das, was ihm sein Talent eingiebt, auszuführen. . . Wenden wir von der Erde unser Auge an den Himmel, so finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute, wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fensterläden; der Mond, ihr Mann, kommt forschend herauf, ob sie wohl schon zur Ruhe sei, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgenstern, steht früher auf als die Mutter, um sein Liebchen aufzusuchen. Sehr gern verweilt der Dichter bei Gewerb und häuslicher Beschäftigung und besonders gelingen ihm Jahres- und Tageszeiten. Hier kommt ihm zugute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthümlichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern: nicht allein das Sichtbare daran, sondern das Hörbare, Riechbare, Greifbare und die aus allen sinnlichen Eindrücken zusammen entspringende Empfindung weiß er sich zuzueignen und wiederzugeben. Ueberall predigt ihm die Natur Sittlichkeit, Fleiß und Ordnung. Die höhere Gottheit bleibt im Hintergrund der Sterne, und was positive Religion betrifft, so war es uns sehr behaglich, durch ein erzkatholisches Land zu wandern, ohne der Jungfrau Maria und den blutenden Wunden des Heilands auf jedem Schritt zu begegnen. Von Engeln macht der Dichter einen allerliebsten Gebrauch, indem er sie an Menschengeschick und Naturerscheinungen anschließt. — Diesen innern guten Eigenschaften kommt die behagliche naive Sprache zu statten. Man findet mehrere sinnlich bedeutende und wohlklingende Worte, theils jenen Gegenden selbst angehörig, theils aus dem Französischen und Italienischen herübergenommen; diese Elemente werden durch glückliche Constructionen und lebhafte Formen zu einem Stil zusammengedrängt, der zu diesem Zwecke vor unsrer Bücherspräche große Vorzüge hat."

Diese Recensionen zeigen Goethes Liberalität der realistischen Richtung gegenüber, wo es frisches, echt deutsches Leben galt. Jetzt aber rüstete er sich zur Vertheidigung der Maximen und Ideen, die ihn bei seinen eignen Productionen leiteten.

Eifriger als das „Athenäum" hatte sich die „Europa" Fr. Schlegels mit der bildenden Kunst beschäftigt; fast zwei Drittel des Raumes werden von Besprechungen und Reflexionen über Gemälde ausgefüllt. Zu erzählen gab es aus Paris gar viel, Neues und Altes. In einem Aufsatz über Rafael stellt Fr. Schlegel die vorrafaelische Periode mit der Renaissance in Parallele. „Von dieser neuern Schule, die durch Rafael,

Tizian, Correggio, Giulio Romano, Michel Angelo vorzüglich bezeichnet wird, ist unstreitig das Verderben der Kunst abzuleiten." — „Es ist zu beklagen, daß ein übler Genius die Künstler der jetzigen Zeit von dem Ideenkreis und den Gegenständen der ältern Maler entfernt hat. Wie unsicher schwankt der Künstler umher und greift in der Fülle des Unbestimmten bald nach diesem, bald nach jenem immer noch unschicklichern Gegenstand, meist nach einem sogenannten historischen, der die tiefere Allegorie und damit den eigentlichen Zweck der Malerei unmöglich macht; oder wenn es hoch kommt, nach einem Gegenstand aus der alten Mythologie, deren innerstes Wesen so ganz mit der Plastik übereinstimmt, daß es in der Malerei durchaus nicht ausgedrückt werden kann."

Fr. Schlegel war durch die Brüder Boisserée ganz für die Kunst des Mittelalters gewonnen. Sie erläuterten ihm die Bedeutung der gothischen Baukunst am Kölner Dom, an Notre Dame de Paris; sie zeigten ihm, daß echte Kunst nur aus dem Handwerk entspringt, aus der festen Ueberlieferung der Gilden, die zugleich den Zwecken der Kunst dienen. Sie hatten nach Aufhebung der Klöster eine Menge Gemälde aus der rheinisch-byzantinischen Schule zusammengebracht, und das Eckige und Spiritualistische derselben sollte nun echt deutsch und echt christlich sein; die Renaissance wurde als heidnisch und unchristlich verworfen. Zurück also zur Kunst, zurück zum Glauben des 15. Jahrhunderts!

Seit Jahren hatte Goethe in der „Propyläen" für den reinen Stil geeifert; nun schien ihm dieser durch die plötzliche Rückkehr zur Gothik mehr noch gefährdet als vorher durch die poetischen Einfälle des Klosterbruders. Zwar hatten die Vertreter des Mittelalters Recht, wenn sie in der Kunst einen innern organischen Zusammenhang, einen Fortbau auf dem Boden der nationalen Bedürfnisse und Traditionen für wünschenswerth und den Classicismus als einen Abweg von der natürlichen Entwickelung bezeichneten; Recht, wenn sie es beklagten, daß in der deutschen Kunst und Litteratur ein gewaltsamer Bruch mit der Vergangenheit stattgefunden, daß die Kunst durch ihre Trennung von dem Inhalt des wirklichen Lebens das Volk seinen eignen Idealen entfremdet habe: eine wahrhaft classische Kunst wird nur dann entstehen, wenn sie dem innern Leben des Volks einen Ausdruck giebt, wenn sie seinen Bedürfnissen und Idealen entspricht. Aber wenn ein volksthümlicher Inhalt des Bewußtseins, eine sittliche Tradition, eine feste Form des Cultus und der Ideale nicht vorhanden ist, dann muß der Genius, der

schöpferische Kraft in sich fühlt, seine Ideale selbst hervorbringen, indem er sich an die reifste Bildungsform anlehnt, die er findet. Schiller und Goethe wandten sich zu der heidnischen Kunst, weil aus den nationalen Formen die Bildung und das Ideal gewichen war. Da erhielt die Kunst jenen Beruf, der ihr keineswegs immanent ist, aus eignem Vermögen die Welt mit neuen Idealen zu erfüllen. Die grade Linie unsrer geschichtlichen Entwickelung führt durch die classische Bildung, sie bei unserm weitern Streben nicht in Anschlag bringen, wäre eine revolutionäre Auflehnung gegen die Macht der Geschichte. Um unser deutsches Leben wiederzufinden, dürfen wir nicht zu der Barbarei der alten Zeiten zurückkehren. Geläutert und verklärt, hat die deutsche Nation doch bei allem Wechsel die Grundelemente ihres Wesens beibehalten und wir werden unsere Individualität nur dann zur Geltung bringen, wenn wir sie in die Form der allgemeinen europäischen Bildung aufnehmen, die in den Hauptsachen einig doch jedem berechtigten Moment die freie Entfaltung verstattet.

Solches der Einseitigkeit der modernen Gothen entgegen zu halten, war Goethe der Mann.

In den Anmerkungen zu „Rameaus Neffen" — er übersetzte den Dialog nach dem Manuscript Diderots — heißt es von der französischen Theater-Convenienz: man soll mit ihnen nicht rechten, sondern einzusehn trachten, inwiefern sie Recht haben. Man kann sich freuen, daß eine so geistreiche und weltkluge Nation dies Experiment zu machen genöthigt war. Die Deutschen freilich könne man auf die antiken Muster nicht ausschließlich hinweisen. „Wir haben uns andrer Voreltern zu rühmen. Wäre nicht durch die romantische Wendung ungebildeter Jahrhunderte das Ungeheure mit dem Abgeschmackten in Berührung gekommen, woher hätten wir einen Hamlet, einen Lear, eine Anbetung des Kreuzes, einen standhaften Prinzen? Uns auf der Höhe dieser barbarischen Avantagen mit Muth zu erhalten, ist unsre Pflicht, da wir die antiken Vortheile wohl niemals erreichen werden."

Schon diese Aeußerungen verbunden mit einigen Andeutungen über Undank und Gegenwirken lauteten bedenklich. Auch war Goethe sich seines Eindrucks vollkommen bewußt: „ich möchte nicht überall gegenwärtig sein, wohin es gelangen wird", schreibt er bei Absendung des Manuscripts 25. April 1805. Bald aber nahm seine Begeisterung für das Alterthum eine offene Wendung gegen die Romantik.

Die erste Hälfte des Jahres 1805 hielt sich A. W. Schlegel im Gefolge der Frau v. Stael in Rom auf, hauptsächlich mit Kunst-

studien beschäftigt; Tieck, der gleichfalls in Italien reiste und Heilung für sein schweres Gichtleiden suchte, verfehlte er. Die „Elegie an Rom", die er an Goethe schickte, gehört zu dem formvollendetsten, das er geschrieben. Frau v. Stael sammelte Stoff zu ihrer „Corinna", der glühenden Verherrlichung Italiens. Die Römische Gesellschaft sammelte sich um den Preußischen Gesandten Wilh. v. Humboldt und seine geistsprühende Gattin.

„Unsre neue Welt", schreibt Humboldt an F. A. Wolf ist eigentlich gar keine; sie besteht blos in einer Sehnsucht nach der vormaligen und einem ungewissen Tasten nach einer zunächst zu bildenden. In diesem heillosesten aller Zustände suchen Phantasie und Empfindung einen Mittelpunkt, und finden ihn nur in Rom . . ." „Rom ist der Ort", fährt er an Goethe fort, „in dem sich für unsre Ansicht das ganze Alterthum in Eins zusammenzieht . . . Allerdings gehört das Meiste von diesem Eindruck uns und nicht dem Gegenstande; aber es ist nicht blos der empfindende Gedanke, zu stehn, wo dieser oder jener große Mann stand, es ist ein gewaltsames Hinreißen in eine von uns nun einmal, sei es auch durch eine nothwendige Täuschung, als edler und erhabener angesehene Vergangenheit; eine Gewalt, der selbst wer wollte, nicht widerstehn kann, weil die Oede, in der die jetzigen Bewohner das Land lassen, und die unglaubliche Masse von Trümmern selbst das Auge dahin führen. Und da nun diese Vergangenheit dem innern Sinn in einer Größe erscheint, die allen Neid ausschließt, so ist hier der Naturgenuß reiner, von aller Bedürftigkeit entfernter Kunstgenuß . . . Freilich ist es auch nur für uns so . . . Es ist eine Täuschung, wenn wir selbst Bewohner Athens und Roms zu sein wünschten: nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Alterthum uns erscheinen . . . Es wäre schrecklich, wenn man die Campagna anbauen und Rom zu einer policirten Stadt machen wollte, in der kein Mensch mehr Messer trüge. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie, und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist, als dies ganze Geschlecht".

Diesen Brief, der deutlich zeigt, was für eine Frivolität sich in der rein ästhetischen Weltanschauung versteckt, nahm Goethe in eine Schrift auf, in der er sein Glaubensbekenntniß einmal in voller Rundung darlegte: „Winckelmann und sein Jahrhundert". Sie wurde 19. April 1805 fertig; Heinrich Meyer und F. A. Wolff hatten Beiträge geliefert.

Grade fünfzig Jahre war es her, daß Winckelmann mit seiner ersten Schrift Epoche gemacht: Goethes Sammlung wirkte nun wie eine zweite Fanfare der Renaissance, ein Kriegsschrei gegen die Gothen und Nazarener. Es ist ein herrliches Bild, herrlich grade in seiner Einseitigkeit.

Die Alten sind die einzige Quelle echter Bildung. „Traurig ist die Betrachtung, wie erst durch die Römer, nachher durch das Eindringen nordischer Völker und die daraus entstandene Verwirrung des Menschengeschlechts alle wahre Bildung für lange Zeit gehindert, ja beinahe für alle Zukunft unmöglich gemacht worden. In jeder Kunst und Wissenschaft hatte der grade, richtige Sinn der Alten schon manches entdeckt, was durch die folgende Barbarei und die barbarische Art, sich aus der Barbarei zu retten, ein Geheimniß ward, blieb, und für die Menge noch lange ein Geheimniß bleiben wird, da die höhere Cultur der neuern Zeit nur langsam ins Allgemeine wirken kann.

Die griechische Cultur war wesentlich an das Heidenthum geknüpft. Jenes Vertrauen auf sich selbst, jenes Wirken in die Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als Ahnherren, die Bewunderung derselben gleichsam nur als Kunstwerke, die Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal gehören so nothwendig zusammen, daß wir im höchsten Augenblick des Genusses wie im tiefsten des Untergangs eine unverwüstliche Gesundheit gewahr werden.

Derselbe heidnische Sinn leuchtet aus Winckelmanns Handlungen und Schriften hervor, und diesen Widerwillen gegen das Christenthum muß man im Auge haben, wenn man seine sogenannte Religionsveränderung beurtheilen will: ihn, als einen gründlich gebornen Heiden, hatte die protestantische Taufe zum Christen einzuweihen nicht vermocht. — Freilich bleibt Jeder, der die Religion verändert, mit einer Art von Makel bespritzt. — Aber die Sache hat auch ihre heitre Seite. Gewisse sittliche Flecken haben für unsre Phantasie einen besondern Reiz, wie auch Wildpret mit einer kleinen Andeutung von Fäulniß besser schmeckt. Eine geschiedene Frau, ein Renegat machen auf uns einen besonders reizenden Eindruck, und es ist nicht zu leugnen, daß Winckelmanns Uebertritt das Romantische seines Lebens vor unsrer Einbildungskraft merklich erhöht." — Diese Stiche mußten für Fr. Schlegel und A. Müller, der, um Gentz in die Mysterien des Gegensatzes einzuweihn, nach Wien gekommen war, und hier 30. April zur katholischen Kirche übertrat, sehr verständlich sein.

„Mir kommt das Ganze sehr flach, ja gemein vor!" schreibt

Dorothea. Und Gentz an Ad. Müller: „Einen so tückischen Haß gegen das Christenthum hatte ich Goethe nie zugetraut, ob ich gleich längst viel Böses ahnte! Welch cynische, faunenartige Freude bei der glorwürdigen Entdeckung, daß Winckelmann eigentlich ein geborner Heide war!"

Und nun nimmt auch A. W. Schlegel eine entschieden oppositionelle Stellung Goethe gegenüber. „Was macht nur der alte Goethe?" schreibt er, aus Rom zurückgekehrt, unter dem Einfluß seines Bruders, 12. März 1806, „ich höre, er hat Stella zu einem Trauerspiel umgedichtet, wo Fernando und Stella verdienternaßen umkommen. Es scheint, er will alle seine Jugendsünden wieder gut machen, nur vor einer hütet er sich nicht, die am wenigsten Verzeihung finden kann, nämlich der Sünde wider den heiligen Geist. Sein Winckelmann, das sind wieder verkleidete Propyläen, die also das Publicum auf alle Weise hinunterwürgen soll. Man versichert uns, daß er im Gespräch unverhohlen Partei gegen die neue Schule nimmt, und das ist ganz in der Ordnung. Warum zieht er nicht gedruckt gegen sie zu Felde?" Die Antwort hatte Goethe 22. Juli 1805 an Freund Meyer bereits gegeben. „Sobald ich nur einigermaßen Zeit und Humor finde, so will ich das neu-katholische Künstlerwesen ein für allemal darstellen; man kann es immer indessen noch reif werden lassen und abwarten, ob sich nicht altheidnisch Gesinnte hier und da hören lassen."

Auch Schiller war versucht, von Weimar fort zu ziehn: es handelte sich um eine Stelle in der Berliner Akademie. Das Terrain zu sondiren, machte er sich 26. April 1804 mit seiner Frau nach Berlin auf. Iffland gab ihm zu Ehren fast seine sämmtlichen Dramen, Prinz Louis Ferdinand zog ihn wiederholt zur Tafel, auch Fichte sah er viel. Das Profil seines Gesichts, erzählt Henriette Herz, war sehr edel, aber seine bleiche Farbe und das röthliche Haar störten den Eindruck, wenn nicht in der Unterhaltung seine Züge sich belebten, ein leichtes Roth seine Wangen überflog und seine blauen Augen glänzten. — „Berlin", schreibt er 28. Mai aus Weimar, „gefällt mir und meiner Frau besser als wir erwarteten: es ist dort eine große Ungezwungenheit im bürgerlichen Leben. Auf der andern Seite zerreiße ich ungern alte Verhältnisse; es würde mir wehe thun zu gehn." Der Herzog sicherte ihm 8. Juni ein Gehalt von 800 Thalern; er machte in Berlin den Vorschlag, nur einen Theil des Jahrs dort zuzubringen: „ich habe ein Bedürfniß gefühlt, mich in einer großen Stadt zu bewegen; hier bin

ich in so engen, kleinen Verhältnissen, daß es ein Wunder ist, wie ich nur einigermaßen etwas leisten kann, was für die große Welt ist." Indeß geriethen die Verhandlungen ins Stocken und schliefen endlich ein.

17. März 1804 war „Wilhelm Tell" in Weimar aufgeführt und bald darauf wiederholt, sehr zur Freude des grade anwesenden Joh. Müller, der die Sage eigentlich erst populär gemacht. Die Eidgenossenschaft, der Schiller das Stück zusenden wollte, verhielt sich kühl: in den Beziehungen, die sie zu Bonaparte hatte, war es ihr nicht genehm, an ihre alte Thaten erinnert zu werden.

Es giebt keinen größern Gegensatz in Form und Inhalt als Tell und die Braut von Messina. In der Braut von Messina ist um der abstract aufgefaßten Kunstform willen ein seltsamer, das Gemüth auf keine Weise berührender Inhalt erfunden worden, im Tell dagegen hat die gemüthliche Durchdringung des realen Stoffs alles gethan. Eine geschlossene Kunstform hat sich der Dichter garnicht vorgestellt und er hat sie auch nicht erreicht: der Stoff ist durchaus episch, nicht Tell, sondern das gesammte Schweizervolk ist der Held, die Breite der Handlung geht weit über die Grenzen der Bühne hinaus. Nun drängt sich aber Tell zu sehr in den Mittelpunkt und Schiller hat nicht unterlassen können, seine Handlung unter das Schema der Moralität zu stellen: diesen Maßstab erträgt sie nicht. Für die Volkssage ist der Tyrannenmörder der ruhmgekrönte Held: der Versuch, seinen Mord aus Pflichtgefühl herzuleiten, führt zu Sophismen, deren Eindruck noch erhöht wird durch die unglückselige Parallele mit Parricida, die Schiller seinem Lottchen zu Liebe eingeschaltet hat. Als dramatisches Kunstwerk das schwächste von Schillers Stücken, ist der Tell dennoch ein ideales Ganze, ein Kunstwerk im höheren Sinn und ein Schatz geschichtlicher Weisheit.

Meisterhaft ist zunächst die Behandlung des decorativen Motivs. Schiller hatte selbst nie Alpenluft geathmet, er benutzte Goethes Beschreibungen vom Vierwaldstätter See, Tschudis Chronik, und vielleicht auch Joh. Müller zur Farbe und Staffage seines Bildes. Aber schon Goethe und Humboldt waren betroffen von der wunderbaren Intuition, mit welcher der Dichter die Gegenstände, die er niemals gesehn, so lebendig in sich aufnahm, daß sie uns in seiner Darstellung mit unabwendbarer Gegenwart umstricken. Gleichwohl ist hier nicht die Treue der Landschaft das Bewundernswertheste, sondern die geschichtliche Vertiefung des Motivs, wie der mütterliche Boden mit seinem Luft- und Lichtkreis mitspielende Figur wird und, als Naturbedingtheit des Volks gefaßt, in

der Erfindung des Dichters gleichsam das zur sinnlichen Anschauung gebrachte Schicksal vertritt.

Gleiche Bewunderung verdient die Charakteristik der sittlichen Zustände.

Man hat Schiller als Dichter der Freiheit gerühmt, dabei aber gewöhnlich an die Phrasen gedacht, die er seinem Karl Moor, Fiesko oder Marquis Posa in den Mund legte. Von diesen revolutionären Stimmungen seiner Jugend hat Schiller sich losgesagt, sobald er das Leben und die wirkliche Geschichte kennen lernte. Die Radikalen würden vergebens ihren Propheten in ihm suchen. Ferner ging ihm das frische Auge für die kleinen Züge des Volkslebens und das Gemüth für die stille Welt der unhistorischen Kreise, welches Goethe so sehr auszeichnet, völlig ab. Ein Gedicht wie Hermann und Dorothea hätte er nie schreiben können. Aber um die Fähigkeit der beiden Dichter, das Volk als eine sittliche und geschichtliche Erscheinung zu begreifen, mit einander zu vergleichen, stelle man einmal den Tell neben den Egmont. Der Stoff ist im Wesentlichen der nämliche, denn der niederländische Krämer und Schiffer hat durch die gewaltige historische Kraft, die er entwickelte, auf das Schlagendste dargethan, daß er der Freiheit ebenso würdig war als der Bauer des Vierwaldstätter Sees. Aber Goethe hat bei seinen Schilderungen der Niederländer im Volk nichts Andres gesehn als Spießbürger und Pöbel, während Schiller ein ideales und dabei doch völlig naturgetreues Gemälde von einem sittlichen, seiner Kraft bewußten, auf fester gesicherter Grundlage beruhenden Volksleben gedichtet hat — gedichtet, denn seine Stauffacher, Kuoni, Ruodi u. s. w. konnte er in keiner Chronik finden. Man kann nicht sagen, daß einer von diesen Schweizern für sich betrachtet, ein erhebliches Interesse erregt, die ganze Gruppe dagegen ist ein wunderbar vollendetes Gemälde, aus welchem man eindringlicher als aus irgend einem Geschichtsbuch die historische Wahrheit entnimmt: und die historische Wahrheit ist, von einem höhern Standpunkt gefaßt, auch die allgemeine, weil, was in einer großen Umwälzungsperiode als bewegende Kraft auftritt, doch nur eine wesentliche Eigenschaft der menschlichen Natur sein kann. Die Freiheit, welche diese knorrigten Gestalten erstreben, hat freilich nichts zu thun mit dem Freiheitsideal eines Marquis Posa, sie ist im strengsten Sinne conservativ; dafür ist sie auch wie in Erz gegraben und wird als ein Denkmal prophetischer Anschauung im Gemüth des Volks bleiben, so lange die Alpen an die alten Kämpfe gegen die Tyrannei erinnern.

Nach der Vollendung des Tell ging Schiller an den Demetrius. Die Idee hatte er 10. März 1804 gefaßt, die Ausarbeitung begann er März 1805. Schon vor vier Jahren hatte er einen ähnlichen Stoff schematisirt, die Geschichte des Betrügers Warbeck, der sich für einen der Söhne Eduards und aus dem Tower entkommen zu sein ausgab. Diesen Vorwurf ließ Schiller fallen, weil ihm die tragische Würde mangele. Warbeck ist ein wissender Betrüger, der nur insofern Interesse erweckt, als er innerlich über den Betrug erhaben ist, und sich für seine Rolle geschaffen fühlt. Demetrius dagegen handelt in dem guten Glauben seines Rechts und muß plötzlich vernehmen, daß dieser Glaube auf einem Irrthum beruht, daß er also eine Schuld auf seine Seele geladen hat, die er nicht wieder abschütteln kann, und die ihn zu immer neuen Verbrechen treibt. So wird durch das Verhängniß der Charakter umgekehrt, eine grandiose Idee, des größten Dichters werth.

Ob die Ausführung der Größe der Idee ganz entsprochen haben würde, muß dahingestellt bleiben. Schillers Talent zeigt sich nicht am glänzendsten in der psychologischen Motivirung. Unübertrefflich in der Zeichnung von Personen und Zuständen, so lange diese in einer gewissen Ruhe und Beharrlichkeit bleiben, wird seine Individualisirung abgeschwächt, wenn die Leidenschaft eintritt. Er schildert die Leidenschaft schwungvoll und edel, aber nicht individuell; er empfindet nicht die bestimmte Seele in der Aufregung der Nerven, die nur ihr gehören, sondern er überträgt den Fall ins allgemein Menschliche. Und so kommt es, daß grade in diesen Fällen seine idealen Charaktere, statt in ihrer Naturbestimmtheit erregt zu werden ins Gebiet der Reflexion übergehn und leidenschaftlich declamiren.

Diesem von Schillers bisherigem Schaffen abstrahirten Urtheil gegenüber, zeigen die ausgeführten Scenen des Demetrius nun aber eine Knappheit und Ursprünglichkeit in der Sprache, eine Anmuth und Lebenswahrheit in den Charakteren, es weht ein solcher Athem junger Menschheit aus dieser zwei Schritt vom Grabe hervorgerufenen Schöpfung, daß man nicht umhin kann, sie als den Gipfel seiner Leistungen zu bezeichnen. Am Ziel seines Weges scheint es Schiller mehr wie je gelungen, die beiden Endpunkte seines Strebens, das antike Ideal und den in ihm wohnenden stark ausgesprochenen modernen Geist zu versöhnen. In dramatischen Mitteln und Motiven schließt sich der Entwurf des Demetrius aufs Engste an den König Oedipus an — in dem dunkeln Jugenddrang des Helden, der sein eigen Wesen verkennt indem

er es zu erkennen glaubt und der Beglaubigung seines Wahns durch das allgemeine Gerücht ist sogar ein orakelartiges Motiv gefunden, das Schiller für den modernen Dichter als ebenso unersetzlich wie unerfindlich erklärte — aber er versinnlicht das Schicksal, das uns jenseits des geschichtlichen Horizonts nicht mehr zu erschüttern und zu erheben vermag, in geschichtlichen, unserm Bewußtsein zugänglichen und ein unserm modernen Empfinden entsprechendes tragisches Gleichgewicht von Schuld und Schicksal, Freiheit und Nothwendigkeit zulassenden Mächten.

Auch in Marfa, dieser ganz naiven und zugleich hoch symbolischen Figur, von deren mütterlichen Anerkennung das Schicksal des Helden abzuhängen scheint, ist es noch ersichtlich, wie dies Schicksal doch nur wieder aus dem eignen Busen stammt, denn Demetrius vermag nur darum Marfa nicht zu überzeugen, weil er selbst nicht mehr an sich glaubt.

Schillers Leben ging ganz in sein Schaffen auf, und der hohe Ernst, mit dem er dasselbe betrieb, war es, der die Nation ihm zuführte, der ihm Goethes Bewunderung, endlich Goethes Freundschaft erwarb. Es war ein schweres Unglück, daß grade in dem Augenblick, wo er sein Gemüth völlig geläutert, jene Krankheit eintrat, die seine Kräfte aufrieb! Und doch ist die Geschichte seiner letzten Jahre ein erhabenes Bild. Jeder Tag mahnte ihn an die Grenze seiner Kraft, an das nahe Ziel seines Lebens, aber er empfand das nur, insoweit es ihn bei der Arbeit störte, oder insoweit es seine Frau und Kinder betrübte, ihn selber ging es nichts an. Er hatte seinen Wallenstein, seine Jungfrau, seinen Tell zu dichten, er hatte über den innern Gang der Vorsehung in dem Schicksal der Welt und in dem Schicksal der Einzelnen nachzudenken. Er hatte das Glied in der großen Kette der Cultur einzufügen, wozu er bestimmt war — um seine Gesundheit mochte der Arzt sich kümmern. Es ist nicht Ergebung, nicht Resignation, was sein Schaffen in dieser Periode bezeichnet, sondern eine innere Freudigkeit des Herzens, ein Gefühl des Jubels, daß der Geist über den Körper triumphirt. Er war eine echt lebendige, starke und gewaltige Natur, die gleich den griechischen Heroen sich immer stärkte und läuterte durch die Ungeheuer, die ein scheinbarer Unstern ihm zu bekämpfen gab.

„Sie sind der glücklichste Mensch!“ schreibt Humboldt aus Rom in seinem letzten Brief an Schiller. „Sie haben das Höchste ergriffen, und besitzen Kraft, es festzuhalten. Für Sie braucht man das Schicksal

nur um Leben zu bitten, die Kraft und die Jugend sind Ihnen gewiß."

„Ist es gleich eine unendlich lange Zeit", antwortet ihm Schiller 2. April 1805, noch mitten in seiner Arbeit am „Demetrius", „daß ich Ihnen nicht eine Zeile gesagt, so kommt es mir doch vor, als ob unsere Geister immer zusammenhingen. Ihr Wirkungskreis kann Sie nicht so sehr zerstreuen und der meinige mich nicht so beschränken, daß wir einander nicht immer in dem Würdigen und Echten begegnen sollten. Und am Ende sind wir ja beide Idealisten und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten und nicht wir die Dinge. — Freilich werden die Werke des dramatischen Dichters schneller als alle andern vom Zeitstrom ergriffen; er kommt mit der Masse in eine vielseitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrscher zu machen über die Gemüther, aber welchem Herrscher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener seiner Diener wird, um seine Herrschaft zu behaupten! und so kann es leicht geschehn sein, daß ich, indem ich die deutschen Bühnen mit dem Geräusch meiner Stücke erfüllte, auch von den Bühnen etwas angenommen habe. — Die speculative Philosophie, wenn sie mich je gehabt, hat mich durch ihre hohlen Formeln verscheucht, ich habe auf diesem kahlen Gefilde keine Nahrung für mich gefunden; aber die tiefen Grundideen der Idealphilosophie bleiben ein ewiger Schatz, und schon allein um ihretwillen muß man sich glücklich preisen, in dieser Zeit gelebt zu haben."

Das ganze Jahr hatte Schiller schwer gekränkelt; 9. Mai schied er, 45 Jahre alt. — „Es ist merkwürdig", schreibt Fräulein v. Knebel an ihren Bruder, „daß er allein in seinem schön organisirten Kopf gelebt hat: die Aerzte stimmen überein, daß sie nie einen so ganz verdorbenen und aufgelösten Körper angetroffen hätten, alles verknorpelt, nur den kleinsten Rest von Lunge, und — stelle Dir vor! — gar kein Herz mehr, nichts als ein Stückchen Haut."

Goethe, der in jenen Tagen gleichfalls krank war, suchte man erst den Tod des Freundes zu verhehlen; der Schlag traf ihn hart, der Verkehr mit Schiller war in den letzten Jahren die Poesie seines Lebens gewesen. „Er stand neben mir wie meine Jugend" — wie Max zu Wallenstein — „er machte mir das Wirkliche zum Traum, um die gemeine Deutlichkeit der Dinge den goldnen Duft der Morgenröthe webend."

„Als ich mich ermannt hatte," erzählt Goethe später, „blickte ich

nach einer entschiedenen großen Thätigkeit umher; mein erster Gedanke war, den Demetrius zu vollenden. Von dem Vorsatz an bis in die letzte Zeit hatten wir den Plan öfters durchgesprochen: Schiller mochte gern unter dem Arbeiten mit sich selbst und Andern für und wider streiten, wie es zu machen wäre; er ward ebensowenig müde, fremde Meinungen zu vernehmen, wie seine eignen hin- und herzuwenden. Und so hatte ich alle seine Stücke, vom Wallenstein an, zur Seite begleitet, meist friedlich und freundlich, ob ich gleich manchmal, wenn es zur Aufführung kam, gewisse Dinge mit Heftigkeit bestritt. So hatte sein aufstrebender Geist auch die Darstellung des Demetrius in viel zu großer Breite gedacht; ich war Zeuge, wie er die Exposition in einem Vorspiel bald dem Wallensteinischen, bald dem Orleanischen ähnlich ausbilden wollte, wie er nach und nach sich ins Engre zog, die Hauptmomente zusammenfaßte und hie und da zu arbeiten anfing. Indem ihn ein Ereigniß vor dem andern anzog, hatte ich beiräthig und mitthätig eingewirkt, das Stück war mir so lebendig als ihm. Nun brannt' ich vor Begierde, unsre Unterhaltung, dem Tode zu Trutz, fortzusetzen, seine Absichten bis ins Einzelne zu bewahren, und ein herkömmliches Zusammenarbeiten bei Redaction eigner und fremder Stücke hier zum letztenmal auf seinem höchsten Gipfel zu zeigen. Sein Verlust schien mir ersetzt, indem ich sein Dasein fortsetzte. Unsre gemeinsamen Freunde hofft ich zu verbinden; das deutsche Theater, für welches wir bisher gemeinschaftlich, er dichtend und bestimmend, ich belehrend, übend und ausführend gearbeitet hatten, sollte, bis zur Herankunft eines frischen ähnlichen Geistes, durch seinen Abschied nicht ganz verwaist sein. Genug, aller Enthusiasmus, den die Verzweiflung bei einem großen Verlust in uns aufregt, hatte mich ergriffen. Frei war ich von aller Arbeit, in wenig Monaten hätte ich das Stück vollendet. Es auf allen Theatern zugleich gespielt zu sehn, wäre die herrlichste Todtenfeier gewesen, die er selbst sich und den Freunden bereitet hätte. Ich schien mir gesund, ich schien mir getröstet. Nun aber setzten sich der Ausführung mancherlei Hindernisse entgegen, mit einiger Besonnenheit und Klugheit vielleicht zu beseitigen, die ich aber durch leidenschaftlichen Sturm und Verworrenheit nur noch vermehrte; eigensinnig und übereilt gab ich den Vorsatz auf, und ich darf noch jetzt nicht an den Zustand denken, in welchen ich mich versetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erst entrissen, sein Umgang erst versagt. Meiner künstlerischen Einbildungskraft war verboten, sich mit dem Katafalk zu beschäftigen, den ich ihm aufzurichten gedachte, der länger als jener zu Messina das Begräbniß überdauern sollte; sie

wendete sich nun und folgte dem Leichnam in die Gruft, die ihn gepränglos eingeschlossen hatte. Nun fing er mir erst an zu verwesen; unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen. Meine Tagebücher melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand, und was sonst noch an Nachrichten sich findet, zeigt nur, daß ich den laufenden Geschäften ohne weitern Antheil zur Seite ging und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten. Wie oft mußt' ich nachher im Laufe der Zeit still bei mir lächeln, wenn theilnehmende Freunde Schillers Monument in Weimar vermißten; mich wollte fort und fort bedünken, als hätt' ich ihm und unserm Zusammensein das erfreulichste stiften können."

Wunderbare Weise Goethes, die er bei der Schilderung eines Mißlingens in seinem Leben aber stets beobachtet, durch Worte eher zu verhüllen als aufzuklären! So aber, daß für den tiefer Blickenden der innere Grund des Mißlingens dennoch klar durchschimmert: als könnte nur durch diese geheimnißvolle Einkleidung dem Dämon sein Recht gewahrt werden. Goethe hatte wohl öfters mit einigem Erstaunen auf den athemlosen Kunstbetrieb Schillers herabgesehn — jetzt stellte er sich die gleiche Aufgabe und erkannte in dem, was er verschmäht hatte, mit Erstaunen, Unmuth, Unwillen und Beschämung seine Grenzen. Daher vielleicht noch die eigenthümliche Schwere zum Theil in seiner nächsten Production, das schmerzliche Mühen der Imagination, wie Epimetheus es schildert. Der Kranz, Pandorens Locken eingedrückt, er hielt nicht mehr zusammen. Vielleicht fügte er damals seiner Skizze Winckelmanns sowohl, als der Achilleis, jenen Preis eines frühen Todes hinzu in der Fülle der Kraft, einer jungen Unsterblichkeit, die den Ueberlebenden ewige Sehnsucht aufweckt. Aus dem Erlebniß allerdings ist das nicht mit Sicherheit zu schließen, denn Goethe dichtete nicht blos was er erlebt, er erlebte auch, was er gedichtet.

Am 10. August ließ Goethe in Lauchstädt Schillers Glocke aufführen: die ganze Nation weiß die Worte des Epilogs auswendig, in welchem er das edle Bild des Freundes in den herrschenden Grundzügen, für alle Folgezeit unübertreffbar, aufstellte. Dem Geist des Wirklichen gegenüber, der sich mit dem Einbruch der Fremdherrschaft verbreitete, erschien ihm ihr gemeinsames Streben und Wirken als eine völlig abgeschlossene Epoche, die nicht wiederkomme, und doch mußte er sich sagen, daß Schillers Einwirkungen mächtig hinübergegriffen, grade in die neue Zeit. So wuchs sein Bild ihm mit der Zeit, verblaßte nicht; er dichtete

in den Freiheitskriegen, als der Zeitenspiegel das Prophetische in Schillers Natur zurückwarf, jenem Epilog die neue Strophe hinzu: „Schon längst verbreitet sich in ganzen Schaaren das Eigenste, was ihm allein gehört. Er glänzt uns vor, wie ein Komet verschwindend, unendlich Licht mit seinem Licht verbindend." Es gab Momente, wo er Schiller gegenüber empfand wie Epimenides den Streitern des Vaterlandes gegenüber: „Und für den Schmerz, den ihr empfunden, seid ihr auch größer als ich bin!" Sein Gemüth neigte sich der Verehrung und der Treue nicht übertrieben zu, wo er aber von Schiller spricht, bis in sein letztes Lebensalter, ist es immer ein inniger, mitunter ein demüthiger Ton. Noch zwanzig Jahr später rühmt er die Schiller eingeborene Christustendenz: er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln.

Die letzte Berührung mit dem Freunde — ein Gedicht und Erlebniß — Goethe-Hamlet einen dem Grabesmoder wieder abgewonnenen Schädel, Schillers Schädel! in Händen, aber nicht wie jener verzweifelte Hypochonder seine pessimistische Weltlaune darüber verbreitend, sondern die letzten Resultate seiner gesammten Naturbetrachtung ziehend und seinen höchsten Begriff der Gottnatur an das erhabne Symbol knüpfend — eins der wunderbarsten und ergreifendsten Bilder aus der Geschichte der Menschheit — ist ein unumstößliches Zeugniß ihrer über das Grab hinaus dauernden Beziehungen.

Man hatte gemeint, daß Voß nach Schillers Tod seine Stelle bei Goethe einnehmen würde, aber: „daß das Verhältniß zu Goethe kein herzliches werden könne", schreibt Ernestine, „fühlten wir gleich, dazu waren beide Naturen zu verschieden. Dem Mann, der sich überall vielseitig bewegte und in allen Fächern zu glänzen bemüht war, konnte das Streben, in einem engern Kreise nach Vermögen zu wirken, leicht einseitig und beschränkt erscheinen. Indeß strengten beide sich an, die Seiten, wo sie sich berührten, festzuhalten und das Gute, das sie an einander schätzten, zu würdigen." Voß ging acht Wochen nach Schillers Tod; er folgte einem Ruf nach Heidelberg, wo auch Fries, Jakobis Anhänger, eine Stelle erhielt. Goethe fühlte sich aufs Tiefste verletzt und nahm, nachdem er gegen Heinrich Voß in lauten Vorwurf ausgebrochen war, eiskalten Abschied. „Es ist nicht ein herzliches Wort gesprochen", schreibt Ernestine. „Ich beneide Goethes einsame Stunden nicht; er muß doch manchmal eine dunkle Ahnung haben, es sei nicht gut, daß der Mensch allein stehe; mir ist gottlob die Welt noch nicht wieder so eng gewesen als in seinen Zimmern."

— „Wegen dem Geheimrath," schreibt Christiane, „lebe ich sehr in Sorge; er ist manchmal Hypochonder, und ich stehe oft viel aus; doch trage ich alles gern, da es ja nur krankhaft ist." — „Wie kommt's, daß Du so traurig bist? .. Und hab' ich einsam auch geweint, so ist's mein eigner Schmerz." — Das Lied wurde damals gedichtet; es ruht auf einem alten Volkslied, aber die Farbe hat wohl Goethes Blut gegeben.

6.

Epigonen und Vorläufer.

1797—1805.

In denselben Tagen, wo Goethe im Begriff war, die „Natürliche Tochter" zu vollenden, Schiller die „Braut von Messina", wurde in Osmannstädt bei Wieland von einer großen Dichterkraft noch einmal der Versuch gemacht, das alte Ideal, die Verschmelzung von Shakespeare und Sophokles, zu verwirklichen: es war die Tragödie „Robert Guiscard", der Dichter Heinrich v. Kleist.

Kleist, aus einer alten Officier-Familie, war 18. Oct. 1777 in Frankfurt a. O. geboren; den Vater hatte er früh verloren. Im 19. Jahr war er als Fähndrich bei der Garde in Potsdam eingetreten, aber ein angeborner Bildungstrieb bestimmte ihn, 18. März 1799 seinen Abschied zu nehmen. Er kam in seine Vaterstadt, die damals noch eine Universität hatte, um ganz den Wissenschaften zu leben. Er legte sich hauptsächlich auf die Mathematik. Er hatte eine sehr gute musikalische Vorbildung. Seine nächste Vertraute war seine drei Jahr ältere Schwester Ulrike. Bald nach seiner Ankunft verlobte er sich mit Minette v. Zengg, einem Officierskind. Im Sommer 1800 verließ er Frankfurt, um sich in Berlin für den Staatsdienst vorzubereiten.

Kleist ist heftig, ungestüm in seinen Entschlüssen; er ist von unendlichem Eifer im ersten Versuch ihrer Durchführung, aber diese Hast ist die Reaction gegen das dunkle Vorgefühl seines Wankelmuths, und dieser Eifer läßt nach, sobald er zu lange mit dem Widerwillen oder der Gleichgültigkeit Andrer zu kämpfen hat. Er bedarf der Anerkennung; die Heftigkeit des Räsonnements, womit er seine Entschlüsse vertheidigt, verdeckt eine innere Unsicherheit.

Er will recht vernünftig über seine Zukunft nachdenken. „Ich will kein Amt annehmen", schreibt er seiner Braut 13. November 1800. Ich soll thun, was der Staat von mir verlangt, und doch soll ich nicht untersuchen, ob das, was er von mir verlangt, gut ist. — Ich passe auch für kein Amt. Ordnung, Genauigkeit, Geduld sind Eigenschaften, die mir ganz fehlen. Ich arbeite nur für meine Bildung gern, und da bin ich unverdrossen ... Aber kann ich jedes Amt ausschlagen? ... Lieben wollen wir uns und bilden, und dazu gehört nicht viel Geld — aber doch etwas — und ist das, was wir haben, hinreichend? das ist eben die Frage .... Ich bilde mir ein, daß ich Fähigkeiten habe, seltene Fähigkeiten, meine ich .... da stände mir nun für die Zukunft das ganze schriftstellerische Fach offen. Ich könnte nach Paris gehn und die neueste Philosophie in dieses neugierige Land verpflanzen .... Aber so lange sollen wir noch getrennt sein? Ich fühle, daß es mir nothwendig ist, bald ein Weib zu haben. Ich muß diese unruhigen Wünsche, die mich unaufhörlich wie Gläubiger mahnen, zu befriedigen suchen .... Mein Plan wäre dieser. Wir hielten uns irgendwo in Frankreich auf, um Unterricht in der deutschen Sprache zu geben. Es würde mir in dieser Entfernung leicht werden, ganz meiner Neigung zu leben, ohne die Rathschläge guter Freunde zu hören, die mich und was ich eigentlich begehre, ganz und gar nicht verstehn .... Aber daß ja Niemand von diesem Plan etwas erfährt!"

An seine Schwester Ulrike, 5. Februar 1801. „Gern möchte ich Dir alles mittheilen, wenn es möglich wäre. Aber es ist nicht möglich, und wenn es auch kein weiteres Hinderniß gäbe, als dieses, daß es uns an einem Mittel zur Mittheilung fehlt. Die Sprache kann die Seele nicht malen; was sie giebt, sind nur zerrissene Bruchstücke. Daher habe ich jedesmal eine Empfindung wie ein Grauen, wenn ich jemandem mein Innerstes aufdecken soll; nicht eben weil es sich vor der Blöße scheut, aber weil ich ihm nicht alles zeigen kann, nicht kann, und daher fürchten muß, aus den Bruchstücken falsch verstanden zu werden. — Ich passe nicht unter die Menschen, es ist eine traurige Wahrheit, aber eine Wahrheit; und wenn ich den Grund ohne Umschweif angeben soll: sie gefallen mir nicht. — Die Nothwendigkeit, eine Rolle zu spielen, und ein innerer Widerwille dagegen machen mir jede Gesellschaft lästig, und froh kann ich nur in meiner eignen Gesellschaft sein, weil ich da ganz wahr sein darf. Das darf man unter Menschen nicht sein, und keiner ist es. Ach es giebt eine traurige Klarheit, mit welcher die Natur viele Menschen, die an den Dingen nur die Oberfläche sehen, zu ihrem Glücke verschont

hat. Sie nennt mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Wort den Sinn, zu jeder Handlung den Grund, sie zeigt mir alles, was mich umgiebt, und mich selbst in seiner ganzen armseligen Blöße, und dem Herzen ekelt zuletzt vor dieser Nacktheit. Dazu kommt bei mir eine unerklärliche Verlegenheit, die unüberwindlich ist. O wie schmerzhaft ist es, in dem Aeußern ganz stark und frei zu sein, im Innern ganz schwach, wie ein Kind, ganz gelähmt, als wären uns alle Glieder gebunden! wenn man sich nie zeigen kann, wie man wohl möchte, nie frei handeln kann, und selbst das Große versäumen muß, weil man voraus empfindet, daß man nicht Stand halten wird, indem man von jedem äußern Eindrucke abhängt, und das albernste Mädchen oder der elendeste Schuft von Elegant uns durch die matteste Persiflage vernichten kann."

An Minette, 22. März 1801. „Vor kurzem wurde ich mit der Kantischen Philosophie bekannt — und Dir muß ich jetzt daraus einen Gedanken mittheilen, indem ich nicht fürchten darf, daß er Dich so tief, so schmerzhaft erschüttern wird als mich. Wenn alle Menschen statt der Augen grüne Gläser hätten, so würden sie urtheilen müssen, die Gegenstände, welche sie dadurch erblicken, seien grün, und nie entscheiden können, ob ihr Auge ihnen die Dinge zeige, wie sie sind, oder ob es nicht etwas hinzuthue, was nicht ihnen, sondern dem Auge gehöre. So ist es mit dem Verstand. Wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist, oder ob es uns nur so scheint. Ists das letztere, so ist die Wahrheit, die wir hier sammeln, nach dem Tode nichts mehr, und alles Bestreben, ein Eigenthum sich zu erwerben, das uns auch in das Grab folgt, ist vergeblich. Wenn die Spitze dieses Gedankens Dein Herz nicht trifft, so lächle nicht über einen Andern, der sich tief in seinem heiligsten Innern davon verwundet fühlt... Seit diese Ueberzeugung vor meine Seele trat, habe ich kein Buch wieder angerührt. Ich bin unthätig in meinem Zimmer umhergegangen, ich habe mich an das offne Fenster gesetzt, ich bin hinausgelaufen ins Freie, eine innerliche Unruhe trieb mich zuletzt in Tabagien und Kaffeehäuser, ich habe Schauspiele und Concerte besucht, um mich zu zerstreuen, ich habe sogar, um mich zu betäuben, eine Thorheit begangen; und dennoch war der einzige Gedanke, den meine Seele in diesem äußern Tumult mit glühender Angst bearbeitete: dein einziges, dein höchstes Ziel ist gesunken!... In dieser Angst fiel mir ein Gedanke ein. Liebe Freundin, laß mich reisen! Arbeiten kann ich nicht, das ist nicht möglich, ich weiß nicht, zu welchem Zwecke. Ich müßte, wenn ich zu Hause bliebe, die Hände in den Schooß legen und denken. Die

Bewegung auf der Reise wird mir zuträglicher sein, als dieses Brüten auf einem Fleck. Ist es eine Verirrung, so läßt sie sich vergüten und schützt mich vor einer andern, die vielleicht unwiderruflich wäre." — 28. März. „Wenn ich ewig in diesem räthselhaften Zustand bleiben müßte, mit einem innerlich heftigen Trieb zur Thätigkeit und doch — ohne Ziel, ja, dann freilich wäre ich ewig unglücklich, und selbst Deine Liebe könnte mich nur zerstreuen. Aber ich werde das Wort, welches das Räthsel löst, schon finden, sei davon überzeugt — nur ruhig kann ich jetzt nicht sein, in der Stube darf ich nicht darüber brüten, ohne vor den Folgen zu erschrecken... Auch werde ich mich unter Fremden wohler befinden, als unter Einheimischen, die mich für verrückt halten, wenn ich es wage, mein Innerstes zu zeigen."

Der Gang dieses Briefs ist psychologisch merkwürdig; er beginnt anscheinend mit einer ruhigen Deduction, die Dialektik geht aber schnell in Leidenschaft über und endet in Verzweiflung. Es ist nicht blos eine lange verhehlte Grübelei, der Schmerz des Denkens entzündet sich plötzlich, gewissermaßen im Lauf der Operation; dann aber wird er so gewaltig, daß sein ganzer Geist in qualvoller Verwirrung zuckt: ein Proceß, dem wir in seinen spätern Dichtungen nur zu oft begegnen.

Bemerkenswerth ist, daß Kleist jenen Brief — mit dem ganzen dialektischen Gang — für beide Freundinnen copirte. Schon damals regte sich der Dichter, der sich noch in eigentlichen Schöpfungen keine Luft machte, und freute sich an dem Rhythmus jener Schmerzen, an dem Klang jenes leidenschaftlichen Denkens.

Daß er nicht zum Gelehrten geboren war, fühlte er; daß er ein Dichter sei, sollte er erst lernen. Zunächst empfand er sich als unbrauchbar, und suchte der Qual dieses Gefühls durch eine Reise zu entfliehn. Gleich in der ersten Aufwallung forderte er Ulrike auf, mit ihm nach Paris zu gehn, und sprach zu Andern von seinem Entschluß: das wurde für ihn verhängnißvoll durch die Scham, ein ausgesprochnes Wort zurückzunehmen. „Meine einzige Freundin!" schreibt er 9. April an seine Braut, „ich nehme Abschied von Dir! Ach mir ist es, als wäre es auf ewig!" Mir flüstert eine Ahnung zu, daß mir mein Untergang bevorsteht.... Wir dünken uns frei, und der Zufall führt uns allgewaltig an tausend feingesponnenen Fäden fort... Ach in meiner Seele ziehn die Gedanken durch einander wie Wolken im Ungewitter. Ich weiß nicht, was ich thun und lassen soll... Schenkte mir der Himmel ein grünes Haus, ich gäbe alle Reisen und alle Wissenschaften, und allen Ehrgeiz für immer auf. Denn nichts als Schmerzen gewährt mir dieses

ewig bewegte Herz, das wie ein Planet unaufhörlich in seiner Bahn zur Rechten und zur Linken wankt, und von ganzer Seele sehne ich mich, wonach die ganze Schöpfung und alle immer langsamer und langsamer rollenden Weltkörper streben, nach Ruhe!" — 14. April: „Du hättest ein so ruhiges Schicksal verdient, warum mußte der Himmel Dein Loos an einen Jüngling knüpfen, den seine seltsam gespannte Seele ewig unruhig bewegt? Verzeihe mir diese Reise, ja verzeihe! ich habe mich nicht in dem Ausdruck vergriffen, denn ich fühle selbst, daß die erste Veranlassung dazu nichts als eine Uebereilung war. Mir ist dieses gewaltsame Fortziehn der Verhältnisse zu einer Handlung, mit deren Gedanken man sich blos zu spielen erlaubt hatte, äußerst merkwürdig. Aber nun ist es unabänderlich."

Bald nach diesem Brief reisten Heinrich und Ulrike wirklich ab, zunächst nach Dresden. „Nichts war so fähig, mich wegzuführen von dem traurigen Felde der Wissenschaft, als die in dieser Stadt angehäuften Werke der Kunst ... Nirgend fand ich mich aber so in meinem Innersten gerührt, als in der katholischen Kirche, wo die erhabenste Musik zu den andern Künsten tritt, um das Herz gewaltsam zu bewegen. Unser Gottesdienst spricht nur zu dem kalten Verstande, aber zu allen Sinnen ein katholisches Fest. Mitten vor dem Altar, an seinen untersten Stufen kniete ein gemeiner Mensch, betend mit Inbrunst; ihn quälte kein Zweifel, er glaubte. Ich hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht, mich neben ihm niederzuwerfen und zu weinen. Ach nur einen Tropfen Vergessenheit! und mit Wollust würde ich katholisch werden."

Auf der Fahrt über den Rhein erlebt er einen Sturm: „Jeder klammerte sich, alle Andern vergessend, an einen Balken an, ich selbst, mich zu halten. Ach! es ist nichts ekelhafter als diese Furcht vor dem Tode. Das Leben ist das einzige Eigenthum, das uns dann etwas werth ist, wenn wir es nicht achten. Verächtlich ist es, wenn wir es nicht leicht fallen lassen können, und nur der kann es zu großen Zwecken nützen, der es leicht und freudig wegwerfen könnte. Wer es mit Sorgfalt liebt, moralisch todt ist er schon, denn seine höchste Lebenskraft, es opfern zu können, modert, indessen er es pflegt. Und doch — o wie unbegreiflich ist der Wille, der über uns waltet! — dies räthselhafte Ding, das wir besitzen, wir wissen nicht von wem, das uns fortführt, wir wissen nicht wohin, eine Habe, die nichts werth ist, wenn sie uns etwas werth ist, ein Ding wie ein Widerspruch, flach und tief, öde und reich, würdig und verächtlich, vieldeutig und unergründlich, ein Ding, das jeder wegwerfen möchte wie ein unverständiges Buch: sind wir nicht

durch ein Naturgesetz gezwungen es zu lieben? Wir müssen vor der Vernichtung beben, die doch nicht so qualvoll sein kann als oft das Dasein."

Aus Paris, an ein Frl. v. Schlieben, die er in Dresden kennen gelernt: „Wenn Sie sich Thränen ersparen wollen, so erwarten Sie wenig von dieser Erde; sie kann nichts geben, was ein reines Herz glücklich macht. . . . Zu schnell wechseln die Erscheinungen im Leben, und zu eng ist das Herz, sie alle zu umfassen, und immer die vergangenen schwinden, Platz zu machen den neuen. Zuletzt ekelt dem Herzen vor den neuen, und matt giebt es sich Eindrücken hin, deren Vergänglichkeit es vorempfindet."

An seine Braut: „Mir war es zuweilen auf dieser Reise, als ob ich einem Abgrund entgegenginge. Und nun das Gefühl, auch Dich mit mir hinabzuziehen. Ich habe oft mit mir gekämpft, ob es nicht meine Pflicht sei, Dich zu verlassen." Aber: „soll ich mir denn die einzige Aussicht in die Zukunft zerstören, die mich noch mit Lebenskraft erwärmt?" 15. August: „Alle Sinne bestätigen mir hier, was längst mein Gefühl mir sagte, daß die Wissenschaften uns weder besser noch glücklicher machen, und ich hoffe, daß auch das zu einer Entschließung führen wird. . . . Zuweilen, wenn ich die Bibliotheken ansehe, wo in prächtigen Sälen und in prächtigen Bänden die Werke Rousseaus u. s. w. stehen, denke ich, was haben sie genutzt? . . . Und doch, gesetzt, Rousseau hätte bei der Frage: ob die Wissenschaften den Menschen glücklicher gemacht haben, Recht, wenn er sie mit Nein beantwortet, welche seltsamen Widersprüche würden aus dieser Wahrheit folgen! Denn es müßten viele Jahrtausende vergehn, ehe soviel Kenntnisse gesammelt würden, als nöthig wäre, einzusehn, daß man keine haben müßte. Also müßte man alle Kenntnisse vergessen, den Fehler wieder gut zu machen, und somit finge das Elend wieder von vorn an. — Und so mögen wir am Ende thun, was wir wollen, wir thun recht. Ja wahrlich, wenn man überlegt, daß wir ein Leben bedürfen, um zu lernen, wie wir leben müßten, daß wir selbst im Tode noch nicht ahnen, was der Himmel mit uns will; wenn niemand den Zweck seines Daseins und seiner Bestimmung kennt, wenn die menschliche Vernunft nicht hinreicht, sich die Seele und das Leben zu begreifen, wenn man seit Jahrtausenden noch zweifelt, ob es ein Recht giebt — kann Gott von solchen Wesen Verantwortlichkeit fordern? . . . Wer auf dieser Erde hat schon etwas Böses gethan? etwas, das böse wäre in alle Ewigkeit fort? Und was uns auch die Geschichte von Nero und Attila

erzählt, so rollt doch dieser Planet immer noch freundlich durch den Himmelsraum, und die Frühlinge wiederholen sich, und die Menschen leben, genießen und sterben nach wie vor. . . . Leben, so lange die Brust sich hebt, genießen, was rundum blüht, hin und wieder etwas Gutes thun, weil das auch ein Genuß ist, arbeiten, damit man genießen und wirken könne, Andern das Leben geben, damit sie es wieder so machen und die Gattung erhalten werde, und dann sterben: dem hat der Himmel ein Geheimniß eröffnet, der das thut und weiter nichts. . . . Ich werde das immer deutlicher einsehn, immer lebhafter fühlen lernen, bis Vernunft und Herz mit aller Gewalt meiner Seele einen Entschluß bewirken. Sei ruhig bis dahin. Ich bedarf Zeit, denn ich bedarf Gewißheit und Sicherheit in der Seele zu dem Schritt, der die ganze Zukunft bestimmen soll. Ich will mich nicht mehr übereilen. Thue ich es noch einmal, so ist es das letzte Mal! denn ich verachte alsdann entweder meine Seele oder die Erde, und trenne sie. Aber sei ruhig, ich werde mich nicht übereilen. . . . Erlasse es mir, mich deutlicher zu erklären. Ich bin noch nicht bestimmt, und ein geschriebenes Wort ist ewig." — Die Erklärung erfolgt am 10. Oct. „Ich habe mir, da ich unter den Menschen dieser Stadt so wenig für mein Bedürfniß finde, in einsamer Stunde ein Ideal ausgearbeitet. Aber ich begreife nicht, wie ein Dichter das Kind seiner Liebe einem so rohen Haufen, wie die Menschen sind, überliefern kann. . . . Weißt Du, was die Alten thun, wenn sie funfzig Jahre lang um Reichthümer und Ehrenstellen gebuhlt haben? Sie lassen sich auf einen Herd nieder und bebauen ein Feld. Dann, und dann erst nennen sie sich weise! Sage mir, könnte man nicht klüger sein und früher dahin gehen, wohin man am Ende doch soll? . . . Ich habe noch etwas Vermögen, es wird hinreichen, mir etwa in der Schweiz einen Bauerhof zu kaufen, der mich ernähren kann, wenn ich selbst arbeite. Ich habe Dir das so trocken hingeschrieben, weil ich Dich durch Deine Phantasie nicht bestechen wollte. Ich will im eigentlichen Verstand ein Bauer werden. . . . Ich fühle, daß es unbescheiden ist, ein solches Opfer von Dir zu verlangen. Aber wenn Du mir es selbst bringen könntest!"

Minette, die wohl einsehen mochte, daß dem neuen Plan kein andres Motiv zu Grunde lag als dem alten, entdeckte ihn ihren Eltern, die ein ungünstiges Urtheil fällten, und that ihm dies so schonend als möglich zu wissen. Die Folge war, daß Kleist fünf Monate ganz schwieg und ihr zuletzt nur noch einen kurzen Brief schrieb: sie habe ihn nie geliebt und werde ihn nie lieben. — Er begleitete Ulrike bis Frank-

furt a. M., wo er sie Dec. 1801 verließ, um nach Basel zu gehn. „O Gott! (16. Dec.), wenn ich doch nicht fände, auch hier nicht fände, was ich suche, und doch nothwendiger bedarf als das Leben!" —

Heinrich Zschokke, aus Magdeburg, der Dichter des „Abällino" und Verfasser der „Stunden der Andacht", spielte in der Schweiz eine ziemlich ansehnliche Rolle. Kleist, der ihn in Frankfurt a. O. kennen gelernt, folgte ihm nach Bern. Er fand bei ihm zwei junge Poeten, den Sohn und Schwiegersohn des alten Wieland, L. Wieland und Geßner. Alle drei schwärmten für Goethe, Schlegel und Tieck; L. Wieland wollte selbst seinen Vater nicht mehr als Dichter gelten lassen. In Zschokkes Zimmer hing ein französischer Kupferstich: la cruche cassée, in dessen Figuren sie ein trauriges Liebespärchen, eine keifende Mutter mit einem Majolicakrug und einen großnasigen Richter zu erkennen glaubten. Sie verabredeten in der Behandlung des Stoffs einen poetischen Wettkampf. — Kleist hat endlich seine Bestimmung erkannt; aber die Briefe verschweigen es.

Bern, 12. Jan. 1802, an Ulrike: „Zurückkehren zu Euch ist, so unaussprechlich ich Euch liebe, doch unmöglich, unmöglich. — Laß mich! erinnere mich nicht mehr daran. — Ich bin so sichtbar dazu geboren, ein dunkles, unscheinbares Leben zu führen, daß mich schon die zehn oder zwölf Augen ängstigen, die auf mich sehn. Unmöglich wäre es mir, hinzutreten vor jene Menschen, die mit Hoffnungen auf mich sahen, unmöglich ihnen zu antworten, wenn sie mich fragen: wie hast du sie erfüllt? — Ich bin nun einmal so verliebt in den Gedanken, ein Feld zu bauen, daß es wohl wird geschehen müssen. Betrachte mein Herz wie einen Kranken, diesen Wunsch wie eine kleine Lüsternheit, die man, wenn sie unschädlich ist, immerhin gewähren kann."

Er besieht bei Thun ein Landgut, das ihm gefällt; aber schon 19. Febr. hat er sich anders besonnen: „Wundre Dich nicht, diesmal ist das Schicksal wankelmüthig, nicht ich. Es hat allen Anschein, daß die Schweiz französisch werden wird, und mich ekelt vor dem bloßen Gedanken." — Der Kauf findet nicht statt, aber die schöne Landschaft des Thuner Sees hält ihn fest. „Die Natur hat hier mit Geist gearbeitet", schreibt er an Zschokke, „und das ist ein erfreuliches Schauspiel für einen armen Kauz aus Brandenburg. Jetzt sieht sie zwar unter den Schneeflocken wie eine 80jährige Frau aus, aber man sieht ihr an, daß sie in der Jugend schön gewesen sein mag! Die Leute glauben hier durchgängig, daß ich verliebt sei! bis jetzt bin ich es aber noch in keine Jungfrau, als etwa in die, deren Stirn mir den Abendstrahl der

Sonne zurückwirft, wenn ich am Ufer des Sees stehe." — Hier arbeitete er an der „Familie Schroffenstein".

April 1802 zieht er auf eine Aarinsel bei Thun; ein Fischermädchen führt ihm die Wirthschaft; sie wollen zuweilen sparen und lachen dann einander aus. Er liest weder Bücher noch Zeitungen, er arbeitet nur an seinem Werk: „ich habe keinen andern Wunsch, als zu sterben, wenn mir drei Dinge gelungen sind: ein Kind, ein schön Gedicht und eine große That. Denn das Leben hat doch immer nichts Erhabeneres, als daß man es erhaben wegwerfen kann." (1. Mai.) — Im Aug. 1802 schreibt er aus Bern einen verzweifelten Brief an seinen Schwager: er liege seit zwei Monaten krank und habe sein Geld verloren. — Ulrike eilte zu ihm und pflegte ihn.

Nach seiner Genesung geht er mit ihr und seinem Freunde L. Wieland, der schon viel von ihm seinem Vater geschrieben hatte, erst nach Jena, dann nach Weimar, häufig besucht er den Freund auf seines Vaters Landgut in Osmannstädt. „Wiewohl mir nichts peinlicher ist als ein überspannter Kopf", erzählte der alte Wieland, „konnte ich doch seiner Liebenswürdigkeit nicht widerstehn. Er war zurückhaltend, und etwas Räthselhaftes, Geheimnißvolles, das tief in ihm zu liegen schien, hielt mich in einer Entfernung, die mir penibel war."

Am 9. Dec. schreibt Kleist seiner Schwester von einer neuen Arbeit: „Der Anfang meines Gedichts, das der Welt Deine Liebe zu mir erklären soll, erregt die Bewunderung aller, denen ich es mittheile. O Jesus! wenn ich es doch vollenden könnte! Diesen einzigen Wunsch soll mir der Himmel erfüllen und dann mag er thun, was er will."

Um Weihnacht lud ihn Wieland ein, ganz nach Osmannstädt zu ziehn; er kam und lebte seitdem wie ein Glied der Familie. „Er schien mich wie ein Sohn zu lieben und zu ehren", berichtet Wieland, „aber zu einem vertraulichen Benehmen war er nicht zu bringen. Auffallend war eine seltsame Art der Zerstreuung, wenn man mit ihm sprach, so daß ein einziges Wort eine ganze Reihe von Ideen in seinem Gehirn wie ein Glockenspiel anzuziehn schien, so daß er nichts weiter von dem hörte, was man mit ihm sprach; ferner daß er häufig etwas zwischen den Zähnen murmelte und dabei das Air eines Menschen hatte, der sich allein glaubt, oder mit seinen Gedanken an einem andern Ort beschäftigt ist. Er mußte mir endlich gestehn, daß er in solchen Augenblicken an einem Trauerspiel arbeite, aber ein so hohes Ideal seinem Geiste vorschweben habe, daß es ihm noch immer unmöglich sei, es zu Papier zu bringen; er habe zwar schon viele Scenen nach und nach

aufgeschrieben, vernichte sie aber immer wieder. Endlich nach vielen vergeblichen Versuchen und Bitten erschien die glückliche Stunde, wo ich ihn so treuherzig zu machen wußte, mir einige der wesentlichsten Scenen aus dem Gedächtniß vorzudeklamiren. Ich gestehe, daß ich erstaunt war, und glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich Sie versichere: wenn die Geister des Aeschylus, Sophokles und Shakespeare sich vereinigten, eine Tragödie zu schaffen, sie würde das sein, was Kleists „Tod Guiskards", sofern das Ganze dem entspräche, was er mich damals hören ließ. Sie stellen sich vor, wie eifrig ich nunmehr war, ihn zur Vollendung des Werks zu bewegen."

„Als ich meine Tragödie", schreibt Kleist an seine Schwester, „dem alten Wieland vorlas, war es mir gelungen, ihn so zu entflammen, daß mir über seine innerliche Bewegung vor Freude die Sprache verging und ich zu seinen Füßen stürzte, seine Hände mit heißen Küssen überströmend . . . In Kurzem werde ich Dir viel Frohes zu schreiben haben, denn ich nähere mich allem Erdenglück."

Leipzig, 13. März. — „Und Dich begleitet auf allen Schritten Freude auf meinen nächsten Brief? O Du Unglückliche! wann werde ich den Brief schreiben, der Dir so viel Freude macht, als ich Dir schuldig bin! . . Ich weiß nicht, was ich Dir über mich unaussprechlichen Menschen sagen soll. Kurz, ich habe Osmannstädt wieder verlassen. Zürne nicht! ich mußte fort, und kann Dir nicht sagen, warum? Ich habe das Haus mit Thränen verlassen, wo ich mehr Liebe gefunden habe, als die ganze Welt zusammen aufbringen kann, außer Dir! — Aber ich mußte fort! O Himmel, was ist das für eine Welt!"

Warum mußte er fort? — Wer dem Pulsschlag der folgenden Briefe, mitergriffen, folgt, hat keinen Zweifel: Wieland drängte ihn, den Guiskard zu vollenden, das machte ihn rasend und trieb ihn fort. — „Wenn Ihr mich in Ruhe ein paar Monate bei Euch fortarbeiten lassen wolltet, ohne mich mit Angst, was aus mir werden würde, rasend zu machen, so würde ich — ja ich würde! . . Aber ich muß Zeit haben, Zeit muß ich haben. — O ihr Erinnyen mit Eurer Liebe!"

Das Gefühl der unerfüllten Erwartung jagt ihn nun wieder von Ort zu Ort. 3. Juli ist er in Dresden, wo er seinen Berliner Freund Ernst v. Pfuel findet und mit den beiden Frl. von Schlieben verkehrt, die ihm durch ihre Armuth und Güte das Herz rührten. Der Rest seines Vermögens ist aufgezehrt; er bittet die Schwester um so viel „Fristung seines Lebens, als nöthig, um seiner großen Bestimmung genug zu thun". Er müsse sonst das Anerbieten Pfuels annehmen,

von seinem Geld so lange zu leben, bis er „eine gewisse Entdeckung im Gebiete der Kunst" völlig ans Licht gestellt habe. Er solle mit ihm in die Schweiz gehn und diese Arbeit unter seinen Augen vollenden. Ohne Zweifel ist wieder der Guiskard gemeint. Ulrike kommt persönlich nach Dresden; die Reise findet doch statt — einerlei wohin! — In Dresden quälen sie ihn wieder mit Fragen über das, was er leisten will.

5. Oct. 1803 aus Genf an Ulrike: „Der Himmel weiß (und ich will umkommen, wenn es nicht wörtlich wahr ist), wie gern ich einen Blutstropfen aus meinem Herzen für jeden Buchstaben eines Briefes gäbe, der so anfangen könnte: mein Gedicht ist fertig! Aber Du weißt, wer nach dem Sprichwort mehr thut, als er kann. Ich habe nun ein Halbtausend hinter einander folgender Tage, die Nächte der meisten mit eingerechnet, an den Versuch gesetzt, zu so viel Kränzen noch einen auf unsre Familie herabzuringen: jetzt ruft mir unsere heilige Schutzgöttin zu, daß es genug sei . . . Und so sei es denn genug. Das Schicksal will, denke ich, die Kunst in diesem nördlichen Himmelsstrich noch nicht reifen lassen. Thöricht wäre es, wenn ich meine Kräfte länger an ein Werk setzen wollte, das, wie ich mich endlich überzeugen muß, für mich zu schwer ist. Ich trete vor Einem zurück, der noch nicht da ist, und beuge mich ein Jahrtausend im Voraus vor seinem Geiste. Denn in der Reihe der menschlichen Erfindungen ist diejenige, die ich gedacht habe, unfehlbar ein Glied, und es wächst irgendwo ein Stein schon für den, der sie einst ausspricht. — Und so soll ich denn niemals zu Euch, meine theuersten Menschen, zurückkehren? O niemals! rede mir nicht zu. Wenn Du es thust, so kennst Du das gefährliche Ding nicht, das man Ehrgeiz nennt. Ich kann jetzt darüber lachen, wenn ich mir einen Prätendenten mit Ansprüchen unter einem Haufen von Menschen denke, die sein Geburtsrecht zur Krone nicht anerkennen; aber die Folgen für ein empfindliches Gemüth, sie sind, ich schwöre es Dir, nicht zu berechnen. Mich entsetzt die Vorstellung. — Ist es aber nicht unwürdig, wenn sich das Schicksal herabläßt, ein so hülfloses Ding wie der Mensch ist, bei der Nase herumzuführen? Die Hölle gab mir meine halben Talente, der Himmel schenkt dem Menschen ein ganzes oder gar keins. — Ich würde von Herzen gern hingehen, wo ewig kein Mensch hinkommt. Es hat sich eine gewisse ungerechte Erbitterung meiner bemeistert: ich komme mir fast vor wie Minette, wenn sie in einem Streit Recht hat und sich nicht aussprechen kann. — Ich bin auf dem Wege nach Paris, sehr entschlossen, ohne Wahl zuzugreifen,

wo sich etwas finden wird. Wenn Du mich noch einmal unterstützen willst, so kann es mir nur helfen, wenn es bald geschieht. Kann sein, auch wenn es gar nicht geschieht."

In dieser Stimmung kam er nach Paris, entzweite sich mit Pfuel und verschwand plötzlich. Der nächste Brief ist aus St. Omer, 26. Oct.: „Was ich Dir schreiben werde, kann Dir vielleicht das Leben kosten; aber ich muß, ich muß, ich muß es vollbringen. Ich habe in Paris mein Werk, so weit es fertig war, durchgelesen, verworfen und verbrannt! und nun ist es aus. Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm wie ein eigensinniges Kind alle übrigen hin. Ich kann mich Deiner Freundschaft nicht würdig zeigen, ich kann ohne diese Freundschaft doch nicht leben: ich stürze mich in den Tod. Sei ruhig, Du Erhabene! ich werde den schönen Tod der Schlachten sterben. Ich habe die Hauptstadt dieses Landes verlassen, ich bin an seine Nordküste gewandert, ich werde französische Kriegsdienste nehmen, das Heer wird bald nach England hinüberrudern, unser aller Verderben lauert über dem Meer, ich frohlocke bei der Aussicht auf das unendlich prächtige Grab. O Du Geliebte, Du wirst mein letzter Gedanke sein!"

Kleist hatte sich zu Fuß auf den Weg nach Boulogne sur mer begeben, um sich der Expedition Napoleons gegen England anzuschließen. Unterwegs begegnete er einem Haufen Conscribirter und gab sich vergebene Mühe, für einen derselben als gemeiner Soldat einzutreten. Ein glücklicher Zufall führte ihn noch kurz vor Boulogne mit einem ihm bekannten Chirurgien-Major zusammen, auf dessen verwunderte Frage, was er da zu suchen habe, Kleist ihm erzählte, er laufe ohne Paß herum. Der Franzose schilderte ihm mit Entsetzen, welcher Lebensgefahr er entgegengehe, da in Boulogne noch unlängst unter ähnlichen Verhältnissen ein preußischer Edelmann als vermeinter russischer Spion, erschossen worden sei, und nahm ihn unter seinem Schutz als seinen Bedienten mit nach St. Omer. Von hier aus erbat sich Kleist von dem preußischen Gesandten in Paris, Marquis Luccheſini, einen Paß, in einem „sonderbaren" Brief, welcher ihm den heftigen Unwillen seines Königs zuzog und ihm später, als er sich um Wiederanstellung im preußischen Staatsdienst bewarb, zu folgender Erklärung gegen den Generaladjutanten von Köckeritz Veranlassung gab: Jener Brief müsse unverkennbar Zeichen einer Gemüthskrankheit enthalten, er unterstände sich, von Sr. Majestät Gerechtigkeit zu hoffen, daß er vor keinen politischen Richterstuhl gezogen würde; — jene Einschiffungsgeschichte hätte

gar keine politischen Motive gehabt, sie gehöre vor das Forum des Arztes weit eher als des Cabinets. Er hätte bei einer fixen Idee einen gewissen Schmerz im Kopfe empfunden, der, sich unerträglich heftig steigernd, ihm das Bedürfniß nach Zerstreuung so dringend gemacht hätte, daß er zuletzt in die Verwechselung der Erdaxe gewilligt haben würde, ihn los zu werden.

Kleist erhielt den erbetenen Paß nach Potsdam ausgestellt. Er kehrte zurück, verfiel aber in Coblenz in eine schwere Krankheit — die ihn vielleicht vor etwas Schlimmerem bewahrte. Nach seiner Genesung (Juni 1804) erschien er eines späten Abends plötzlich vor dem Bett seines Freundes Pfuel in Potsdam, der in Paris schon gefürchtet, Kleist habe sich in die Seine gestürzt, und nach seinem Leichnam in der Morgue gesucht hatte. Sobald Ulrike von seiner Ankunft hörte, eilte sie herbei und wußte ihn zu bestimmen, von neuem in Berlin Cameralia zu studiren und seine Anstellung im Staatsdienst zu betreiben, die ihm auf wiederholte Gesuche an den König endlich auch gewährt wurde: im nächsten Winter wurde er als Diätar an die Domainenkammer nach Königsberg versetzt. Er hatte Ulrike versprechen müssen, der Poesie völlig zu entsagen. „Ich weiß", schreibt er ihr kummervoll, „daß Du mein Glück willst, Du weißt nur nicht, was mein Glück wäre."

Indeß (1803) hatten die Schweizer Freunde sein Ritterstück „die Familie Schroffenstein" herausgegeben; auf ihren Rath hatte der Dichter die Handlung aus Spanien nach Deutschland verlegt. „Eine gute Kunde", schreibt Huber im „Freimüthigen", „haben wir zu geben: die Erscheinung eines neuen Dichters, eines unbekannten und ungenannten, aber wirklich eines Dichters! So wenig der seltsame Stoff und die vielen Lücken der Bearbeitung eine Vergleichung dieses Dramas mit den Meisterstücken Goethes und Schillers zulassen, so ist doch sehr die Frage, ob die Details in ihren Dramen von eben dem wahrhaft Shakespeareschen Geiste zeugen. Das Stück ist eine Wiege des Genius, über der ich mit Zuversicht der schönen Litteratur unsres Vaterlandes einen sehr bedeutenden Zuwachs weissage. Der Verfasser mag zu den außerordentlichen Geistern gehören, deren Entwickelung bis zur Reife hin selten ohne einige Bizarrerien und Unarten abläuft."

Hubers Empfehlung wurde wenig beachtet: die Erscheinung war zu fremd, als daß man sich so bald in sie hätte finden können. Fast in allen Jugendwerken jener Zeit nimmt man ein unbestimmtes Schwärmen in Gefühlen und Stimmungen wahr, denen die Ereignisse nur als Grundlage dienen; das musikalische Moment drängt das plastische zurück.

Davon ist bei Kleist nicht die Rede: ein finstrer Gegenstand zeichnet sich in greller Bestimmtheit, die Figuren treten dicht vor das Auge, reflectirt wird nur sachlich. Der Dichter hält sich als strenger Realist rein an den Stoff, seine Stimmung und seine Gedanken darüber hatte er fast geflissentlich versteckt, man konnte keine Sentenzen, kein erhöhtes Gefühl nach Hause tragen. Und das wollte die gebildete Welt, sie hungerte nach Ideen. An den Prunk und den Bilderreichthum Schillers, Tiecks, Calderons gewöhnt, was sollte man mit diesem harten, eckigen Holzschnitt anfangen, dessen düstern Eindruck kein Strahl des überirdischen Himmelslichts symbolisch verklärte?

Zudem merkt man bei der gewählten Kunstform, daß nicht alles so durchgearbeitet ist, wie der Dichter es sich dachte. Die sinnliche Farbe des Geschehenden ist von einer Bestimmtheit, wie bei keinem andern deutschen Dichter, auch bei Schiller nicht; der Dichter hat alles gesehn, man sieht es mit. Grade deshalb fällt es mitunter auf, daß die Farbe einzelner Scenen zu denen andrer nicht stimmt. Zuweilen z. B. athmet man Seeluft, die in die ganze Landschaft eigentlich nicht gehört. Und die Landschaft ist zugleich die Grundlage dessen, was wir glauben sollen. Der Verkehr der beiden Burgen tritt uns zuweilen so deutlich vor Augen, daß wir in andern Fällen, wo die Voraussetzung eine ganz andre wird, nachrechnen müssen. — Die Criminalgeschichte wird so gründlich besprochen, Wahrheit und Wahrscheinlichkeit werden juristisch so genau erwogen, daß es uns peinigt, wenn wir in der Rechnung einen Bruch finden. Das Licht fällt plötzlich, grell hinein; dann ist wieder Nacht, und wir verlieren den Weg.

Für diese Unbehaglichkeit entschädigt uns die Macht der Seelenbewegungen: der Dichter empfindet in jedem Augenblick den Pulsschlag des Lebens bis in jede einzelne Faser. Die Verwirrung des Weltlaufs ist nur da, um das Gefühl der Helden zu verwirren. Am hinreißendsten ist das Bild des wilden Rupert: er glaubt zuerst nur als Rächer eines Verbrechens aufzutreten, er wird dadurch selber zum Verbrechen verleitet, ein tiefes Gefühl der Scham erfaßt ihn, aber diese Scham facht gegen den Feind, dem er die Last seiner eignen Sünde aufbürdet, seinen Haß noch grimmiger an und stürzt ihn in wildere Unthaten. Auch Sylvester bricht zusammen, als ihm, dem Unschuldigen, die Anklage eines entsetzlichen Verbrechens ins Gesicht geschleudert wird, als ihm die Umstände so entgegentreten, daß er selbst nicht weiß, wie er sich rechtfertigen soll. „Nicht jeden Schlag ertragen soll der Mensch, und welchen Gott trifft, denk' ich, der darf sinken." „Ich bin Dir wohl ein Räthsel? nun tröste

Dich — Gott ist es mir!" — Man denke tiefer über den Sinn dieser Worte nach, und man wird die Schlußwendung, die künstlerisch freilich nicht zu rechtfertigen ist, wenigstens begreiflich finden. Als Kleist den Freunden diesen Schluß vorlas, brach allgemeines Gelächter aus; alle Kritiker seit Tieck waren darüber einig, daß hier die so schön vorbereitete Tragödie fällt. Aber leichtsinnig angeklebt ist der Schluß nicht; die Dissonanz, die das Ohr schmerzhaft zerreißt, ist beabsichtigt, wie im Lear oder Timon: was ist es mit unsern Vorsätzen, unsern Charakteren, unserm Rechtsgefühl! Der Unsinn regiert die Welt. — Der schmerzvolle Hohn des Narren im Epilog ist unschön: aber es ist vom Dichter kein Scherz, er empfindet wirklich so.

Von dem „Robert Guiskard", welcher das Ideal seiner Kunstform darstellen sollte, ist uns nur eine Scene erhalten geblieben. Von dem Plan des Ganzen wissen wir nichts, nur so viel sehen wir deutlich: er wollte Sophokles und Shakespeare, die Antike und die Romantik verschmelzen. Die Masse sollte in Bewegung sein wie bei den Griechen; das „Volk", das vor dem Zelt des Helden wogt, ist, was Schiller in der Braut von Messina vorschwebte. Aber die symbolische Form der Antike verschmähte er. Seine Darstellung will realistisch sein, imitativ; er merzt mit Aengstlichkeit aus, was nur gedacht ist; er will nicht blos die Erscheinung zeigen, sondern den Geist, der hinter ihr steht. Er hat offenbar die Charaktere, die seinem Bewußtsein deutlich waren, erst dann ins Bewußtlose übersetzt und sie dadurch ganz wahr und poetisch zu machen versucht. Den Leitton gab sein eigenes Gemüth, wie es uns in seinen Briefen entgegengetreten ist: dieser leidenschaftliche Wechsel von Frost und Hitze, von Muth und Verzweiflung, von Sehnsucht nach Mittheilung und Verschlossenheit; dieser Widerspruch zwischen dem lebhaftesten Schönheitssinn und dem Gelüst nach dem Ungehörigen, dieser Drang nach Licht, dieser Haß gegen alles Schwankende und Unbestimmte — und dann wieder dieses hoffnungslose Grübeln, das wie in einem bösen Traum befangen ist.

Ebenso wie H. v. Kleist hatte der unglückliche Dichter Fr. Hölderlin mit dem unerreichten Ideal einer Tragödie gerungen: auch sein Streben blieb unerfüllt wie Kleists Guiskardtraum. Kleists männliche Dichtweise ging von vornherein auf Erfassung des Wirklichen aus und trachtete nach Darstellung geschichtlicher Charaktere: Hölderlin trieb sein frühes Studium der Griechen und die Nachahmung unsrer Classiker in die

mythische Symbolik. Die Abkehr vom wirklichen Leben ist bei ihm noch ausgesprochener als bei den Heroen der deutschen Renaissance, welche er sich zum Muster nahm. In seinem griechischen Cultus liegt etwas Krankhaftes, aber seine Entwickelung ist selbst in ihrer Kränklichkeit sehr bedeutend.

Hölderlin war, sieben Jahr älter als Kleist, 20. Nov. 1770 in der Nähe von Heilbronn geboren. Er hatte früh den Vater verloren und war ausschließlich von der Mutter erzogen; sein ohnehin weibliches Gemüth wurde dadurch noch wehrloser gegen die Außenwelt. Schon auf der lateinischen Schule zu Nürtingen studirte er die Griechen und schloß schon hier Kameradschaft mit dem 5 Jahr jüngeren aber frühreifen Schelling. Auf dem Seminar zu Maulbronn, wo er sich für das Studium der Theologie vorbereitete, hatte er eine platonische Liebe zu einem schwindsüchtigen jungen Mädchen, mit dem er den Ossian las. Im Uebrigen waren Klopstock, der große Jean Jacques und Schiller die Führer seiner jugendlichen Muse. Er war schön wie Apollo und wurde von den Freunden, denen er sich hingab, vergöttert, liebte aber Stille und Einsamkeit.

Herbst 1788 kam er nach Tübingen, wo erst Hegel, dann auch Schelling mit ihm Spinoza und Kant studirten; sie suchten Kant mit Plato zu verschmelzen und Schiller lehrte sie in den Göttern Griechenlands die Ideale der reinen Menschheit suchen: Hölderlins Gedichte aus dieser Zeit sind ganz Schiller, weitschweifiger, aber zarter, inniger: er hatte eine gute musikalische Bildung. Oct. 1790 erwarb er das Magisterdiplom mit einer aus Winkelmann geschöpften Abhandlung über griechische Kunstgeschichte. Heinses Ardinghello gab ihm den Gedanken ein, seine Sehnsucht nach Griechenland in einem Roman zu verarbeiten, den er Hyperion taufte. Schiller, der bei seinem Aufenthalt in Schwaben des Dichters persönliche Bekanntschaft machte, veröffentlichte ein Fragment des Romans in der Thalia und empfahl ihn Frau v. Kalb als Hauslehrer. Oct. 1793 traf er auf ihrem Gut in Waltershausen ein und fand bei der begabten Frau Verständniß und liebevolle Theilnahme.

Nov. 1794 kam er mit seinem Zögling nach Jena, in engsten Verkehr mit Fichte und Schiller, von deren Geistesgröße er sich wechselweis niedergeschlagen und erhoben fühlte. Goethe traf er bei Schiller, ohne daß eine Ahnung ihm verrieth, wer es sei. Um in Unabhängigkeit seinen Studien zu leben, gab er Jan. 1795 den Unterricht auf und hörte ein Colleg bei Fichte, das ihn sehr ergriff. Er schwankte nun zwischen Dichtkunst und Philosophie. Gern hätte er sich als Docent in Jena

niedergelassen; da ihm seine Mittel aber die akademische Carrière nicht erlaubten, kehrte er nach seiner Heimath zurück und nahm Jan. 1796 wieder eine Hauslehrerstelle an, bei dem Kaufmann Gontard in Frankfurt, wohin ihm Hegel in gleicher Stellung folgte. Seine Briefe an Schiller athmen die reinste Begeisterung.

„Es ist mir oft wie einem Exulanten, wenn ich mich der Stunden erinnere, da Sie sich mir mittheilten, ohne über den trüben Spiegel zu zürnen, worin Sie Ihre Aeußerungen oft nimmer erkennen konnten. Es ist die Eigenschaft der seltnen Menschen, daß sie geben können, ohne zu empfangen. Ich würde mich schämen, wenn Sie nicht der einzige Mann wären, an den ich meine Freiheit verlor."

„Sie wissen es selbst, daß jeder große Mann den andern, die es nicht sind, die Ruhe nimmt. Deswegen darf ich Ihnen wohl gestehn, daß ich zuweilen in geheimem Kampf mit Ihrem Genius bin, um meine Freiheit gegen ihn zu retten, und daß die Furcht, von Ihnen durch und durch beherrscht zu werden, mich schon oft verhindert hat, mich Ihnen zu nähern. Aber wie kann ich mich ganz aus Ihrer Sphäre entfernen! Und das ist auch gut: so lang ich noch in einiger Beziehung bin mit Ihnen, ist es mir nicht möglich, ein gemeiner Mensch zu werden."

Mit unabläßigem Eifer hatte Hölderlin am Hyperion gearbeitet, 20. Juni 1797 schickte er den ersten Band an Schiller. „Sie haben sich des Büchleins angenommen, da es durch den Einfluß einer widrigen Gemüthsstimmung so gänzlich entstellt war, daß ich nicht daran denken mag. Ich hab' es mit glücklicherem Gemüth von neuem angefangen."

Der Roman sollte dem gespaltenen und verwirrten Zeitalter das sehnsuchtsvolle Bild altgriechischen Lebens vorhalten. Der Dichter hatte ihn in die Gegenwart verlegt, d. h. in die Zeit von 1770, wo durch den russisch-türkischen Krieg die Griechen zum Aufstand veranlaßt wurden. Diesen Umstand erfährt der Leser erst spät, und wird nicht wenig überrascht: von einer bestimmten Zeitfarbe ist in dieser poetisirenden Prosa keine Rede. Nicht das alte Griechenland, sondern der Verlust des alten Griechenland in der Empfindung echtgriechischer Seelen, mitten unter den Ruinen altgriechischer Kunst, in den leuchtenden Farben ewig griechischer Natur sollte sich zeigen. In dem seltsamen Buch wird man durch die edelsten Gedanken und Empfindungen überrascht, zarte Bilder, wenn auch etwas oscillirend in den Formen, gaukeln wie im Traum vor der Einbildung, aber es gelingt nicht, ein Ganzes festzuhalten.

Was hier gedacht, empfunden, erlebt wird, ist nur ein Niederschlag der idealistischen Stimmungen von Jena; die Farbe, auf die es bei einem historischen Roman denn doch ankommt, ist ganz vergriffen: der ahnungsvolle Pantheismus, die Seele des Buchs und seiner Helden, ist den wirklichen Neugriechen fremd: sie sind verschmitzte Kaufleute, waghalsige Schiffer und Banditen, daneben aber rechtgläubige Christen. Nicht ein Schatten von ihrem realen Leben macht sich in der Phantasiewelt des Romans bemerklich.

Nach dem Scheitern des griechischen Aufstandes kommt Hyperion nach Deutschland.

„Die Tugenden der Deutschen reduciren sich auf eine ziemlich bornirte Häuslichkeit. Sie sind an ihre Erdscholle gefesselt, jeder ist nur in dem zu Hause, worin er geboren ist, und kann mit seinen Begriffen nur selten darüber hinaus. Daher die wegwerfende Scheu, aber auch die unterwürfig blinde Andacht, womit sie alles aufnehmen, was außer ihrer ängstlich engen Sphäre liegt."

In Deutschland giebt es nur „Barbaren, durch Fleiß und Wissenschaft und selbst durch Religion noch barbarischer geworden, tief unfähig jedes göttlichen Gefühls, beleidigend für jede gut geartete Seele, dumpf und harmonielos, wie die Scherben eines weggeworfenen Gefäßes... Handwerker siehst Du, aber keine Menschen! Denker, aber keine Menschen! Priester, aber keine Menschen!.. So ruht überall der Fluch der gottverlassnen Unnatur auf solchem Volk. Ihre Tugenden sind ein glänzend Uebel, denn Nothwerk sind sie nur, aus feiger Angst mit Sklavenmühe dem wüsten Herzen abgerungen. Es ist nichts Heiliges, was nicht entheiligt, nicht zum ärmlichen Behelf herabgewürdigt ist bei diesem Volk... Und wenn sie nur nicht lästerten, das Göttliche nicht höhnten!... Es ist herzzerreißend, wenn man eure Dichter sieht! Voll Hoffnung wachsen die Musenjünglinge heran: Du siehst sie sieben Jahre später, und sie wandeln wie Schatten still und kalt; es ist ein Verzweiflungskampf, den ihr gestörter schöner Geist mit den Barbaren kämpft. — Die Deutschen behaupten, es sei auf Erden alles unvollkommen: wenn doch einmal diesen Gottverlassnen einer sagte, daß nur bei ihnen alles unvollkommen ist, weil sie nichts Reines unverdorben, nichts Heiliges unbetastet lassen mit den plumpen Händen, weil sie die göttliche Natur nicht achten, den Genius verschmähen!" —

Hölderlin legt dem Griechen seine eignen schmerzlichen Erlebnisse unter, deren Wiederhall sich auch in seinen Briefen findet: „Ich spreche wie einer, der Schiffbruch gelitten hat. — Ich habe zu

früh hinausgestrebt, zu früh nach etwas Großem getrachtet und muß es wohl, so lang ich lebe, büßen; schwerlich wird mir etwas ganz gelingen, weil ich meine Natur nicht in Ruhe und anspruchloser Sorglosigkeit ausreifen ließ." — „Es giebt zwar ein Hospital, wohin sich jeder auf meine Art verunglückte Poet mit Ehren flüchten kann, die Philosophie. Aber ich kann von meiner ersten Liebe nicht lassen und will lieber verdienstlos untergehn als mich trennen von der süßen Heimath der Musen." „Ich fürchte das warme Leben in mir zu erkälten an der eiskalten Geschichte des Tags, weil ich alles, was von Jugend auf mich Zerstörendes traf, empfindlicher als Andere aufnehme."

Auf seiner Reise nach der Schweiz, 22. August 1797, hatte Goethe ihn in Frankfurt aufgesucht; Schiller hatte ihn empfohlen. „Ich finde in seinen Gedichten viel von meiner sonstigen Gestalt. Er hat eine heftige Subjectivität und verbindet damit einen gewissen philosophischen Tiefsinn. Sein Zustand ist gefährlich, da solchen Naturen schwer beizukommen ist." „Er sieht", schreibt Goethe an Schiller, „etwas gedrückt und kränklich aus, aber er ist wirklich liebenswürdig, und mit Bescheidenheit, ja mit Aengstlichkeit offen."

Hölderlin wurde von der Leidenschaft zu einer Frau verzehrt, deren Kinder er in Frankfurt unterrichtete, Susette Gontard. „Ein Wesen, das sich in dies arme, geist- und ordnungslose Jahrhundert verirrt hat! Es ist unmöglich, vor ihr an etwas Sterbliches zu denken! Ein zartes, geistiges, himmlisch reizendes Gesicht. Ach ich könnt' ein Jahrtausend lang in seliger Betrachtung dieses Bildes mich und alles vergessen! Majestät und Zärtlichkeit, süßes Spiel und hohe Trauer, Leben und Geist alles ist in ihr zu einem göttlichen Ganzen vereint." — Er glaubte in ihr seine Griechin, das Urbild seiner Diotima zu erblicken.

September 1798 überraschte Susettens Gatte, von einem plötzlichen Argwohn erfaßt, sie in ihrem platonischen Gespräch und trieb ihn aus dem Hause. Halb zerstört kam er bei einem Freunde in Homburg an. „Die Götter, wenn sie schon das Opfer nicht bedürfen, fordern es doch der Ehre wegen ... Die Welt zerstört uns bis auf den Grund, und die Besten müssen schlechterdings auf irgend eine Art zu Grunde gehn, wenn sie nicht noch zu rechter Zeit dahin kommen, daß sie alles, was die Menschen ihnen anthun, in den ruhigen Verstand aufnehmen statt ins gute Gemüth, das, auch gekränkt, von seiner Großmuth nicht lassen kann, und den armen Beleidigungen die Ehre widerfahren läßt, sie hoch zu nehmen."

In dieser Stimmung gab er 1799 seinem „Hyperion" den Abschluß. „Unglücklicher hoher Geist!" schreibt Diotima an Hyperion, „ich habe nur zu sehr Dich gefaßt. O es ist so ganz natürlich, daß Du nimmer lieben willst, weil Deine größern Wünsche verschmachten. Ich wußte es bald, ich konnte Dir nicht alles sein. Konnt' ich die Flamme der Brust Dir stillen, für die kein Quell fließt und kein Weinstock wächst? Konnt' ich die Freuden einer Welt in einer Schale Dir reichen? — Das bedarfst Du. — Die grenzenlose Unmacht Deiner Zeitgenossen hat Dich um Dein Leben gebracht. Wem einmal so wie Dir die ganze Seele beleidigt war, der ruht nicht mehr in einzelner Freude! Wer so wie Du das fade Nichts gefühlt, erholt sich allein unter Göttern! — Glücklich sind sie alle, die Dich nicht verstehn! Wer Dich versteht, muß Deine Größe theilen und Deine Verzweiflung."

Was Hyperion verlangte, hatte auch Faust verlangt; der Gewaltige hatte, im Taumel von Begierde zum Genuß, viel Unheil angerichtet. Der Schwache verzehrte sich mit seiner Sehnsucht nur in sich selbst und träumte von „grenzenloser Unmacht der Zeitgenossen" — in der Blüthe Goethes und Napoleons! —

Nach Vollendung des Hyperion glaubte Hölderlin erkannt zu haben, daß, was er der Welt zu sagen habe, sich am schicklichsten in der Form der Tragödie aussprechen lassen werde. Er studirte, wie er Schiller schreibt, die Composition an den Räubern und Fiesco, in dessen innern Bau er das Unvergängliche des Werks erblickte. Seinem Versuch sieht man dieses Studium wahrlich nicht an; vielmehr ist Goethes Einfluß sichtbar, sowohl in der Wahl eines mythischen Helden, wie Goethe sie vorwiegend zu Trägern seiner Fabel macht, und der damit verknüpften innern Form, als auch im Gefühlsausdruck und rhythmischen Klang der Sprache, die an Fausts Monolog in der Höhle und an Iphigenie und Elpenor erinnert. Sein eigentliches Vorbild aber hatte sich Hölderlin aus dem griechischen Trauerspiel abstrahirt. Die Kunst der Alten erschien ihm nicht als ein wohlberechneter Genuß, sondern als ein heiterer Gottesdienst, der Menschen und Götter einander näher führe und zugleich ihre ewige Grenze zeige. Sein naturfrommes Gemüth erblickte in folgendem religiösen Vorgang den tragischen Gehalt ihres Trauerspiels: „Gott und Mensch scheint Eins, darauf ein Schicksal, das alle Demuth und allen Stolz des Menschen erregt und am Ende Verehrung der Götter einerseits und andrerseits ein gereinigtes Gemüth als Menscheneigenthum zurückläßt."

Nach diesem Schema ist sein Trauerspiel „Der Tod des Empe-

dokles" entworfen. Empedokles ist einer jener Gewaltigen, in denen Gott und Mensch eins scheint. Er hat wie Prometheus, der liebende Menschenfreund, göttliches Mysterium an die Menschen verrathen, „er verrieth des Himmels Gunst gutmüthig dem Gemeinen". Er hat wie Faust, der Genosse der Natur, sein Herz mit allen lebenden Erdewesen und allen lebendigen Himmelskräften vergeschwistert. Aber „das furchtbar ewige Schicksal schläft in der Brust des Weisesten auch". Empedokles hat nach völliger Durchdringung der Natur, in dem stolzen Gefühl, daß der Geist ja die Welt binde, beseele und wandle, sich vermessen über die Natur erhoben und sich selbst zum Gott gemacht. Die Nemesis folgt seiner Schuld auf dem Fuße, im eignen Innern, denn „allein zu sein und ohne Götter ist der Tod". Er hat sich selbst bereits gerichtet, als der Priester, welcher „Religion wie ein Handwerk treibt", das Volk aufwiegelt gegen den Atheisten, der „verwegen ausgesprochen Unauszusprechendes". Ausgestoßen und verbannt wie Oedipus auf Colonos und nur von einer treuen Seele gleich Antigone begleitet, erscheint er auf dem Aetna, um sich in seinem flammenden Schooß dem All der Natur zurückzugeben. Dem reuigen Volk, das ihm die Königskrone anzubieten kommt, versagt er die Rückkehr, versöhnt sich ihm aber, indem er es aus den Ketten der todten Priesterreligion löst und ihm sein Evangelium vom lebendigen Olymp verkündigt, das er mit seinem freiwilligen Opfertod besiegelt.

Auch in der Form sollte sich dies Trauerspiel seinem ehrwürdigen Vorbild aufs strengste anschließen: in „lauter großen Tönen, deren jeder ein einzelnes Ganze", sollte es harmonisch wechselnd fortschreiten und mit „stolzer Verläugnung alles Accidentellen" das Ideal eines lebendigen Ganzen darstellen. Die wenigen ausgeführten Fragmente dieses Versuchs sind ohne dramatische Energie, aber von einem hinreißenden lyrischen Schwung. Sie verkündigen das Evangelium der sich gleichzeitig erhebenden Naturphilosophie und sind erfüllt von der Idee der geistigen Einheit der Welt. In der Wendung, welche der transcendentale Idealismus durch Hölderlins Jugendfreunde Schelling und Hegel erhielt, erhob sich diese von Hölderlin enthusiastisch getheilte Idee auf lange zur geistigen Weltmacht.

Auch in seiner Lyrik hatte sich Hölderlin mehr und mehr den griechischen Mustern zugewandt. Und hier ist ihm, trotz der Anlehnung, ein eigner Ton gelungen: es ist als ob man die reinen griechischen Rhythmen und Maaße auf einer Ossianharfe vorgetragen höre. Der zarte Wohllaut dieser Strophen, in denen der Dichter sein Naturgefühl

und sein Liebesleid, sein romantisches Griechenthum und seine innige Heimathfeier ausspricht, sichern ihm im Herzen der Nachwelt das Echo, welches er selbst nur bei seinen Göttern — diesen brausenden Strömen, diesem heiligen Licht, diesem göttlichen Aether vor allem! — zu finden meinte. „Ich verstand die Stille des Aethers, der Menschen Wort verstand ich nie!" sagt er und wird nicht müde dies Verständniß auszutauschen, in so zarten Klängen fast, als die himmlischen Lüfte ihm um den Busen irrten. — „Du stiller Aether! immer bewahrest du schön die Seele mir im Schmerz, und es adelt sich zur Tapferkeit vor deinen Strahlen, Helios! oft die empörte Brust mir." — „Am Abendhimmel blüht ein Frühling auf, unzählig blühn die Rosen, und ruhig scheint die goldne Welt. O, dorthin nehmt mich, purpurne Wolken! und mögen droben in Licht und Luft zerrinnen mir Lieb und Leid."

Von namenloser Sehnsucht zerstört, suchte Hölderlin im Sommer 1800 ein Asyl in der Schweiz, wo er wieder eine Hauslehrerstelle annahm: er fühlte sich „durch das ganz Gemeine, das ewig Gestrige" zu Boden gedrückt.

„Die Blindesten sind Göttersöhne! denn es kennt der Mensch sein Haus, und dem Thier ward, wo es bauen solle; doch jenen ist der Fehl, daß sie nicht wissen, wohin? in die unerfahrene Seele gegeben."

„Wer war es, der zuerst die Liebesbande verderbt und Stricke von ihnen gemacht hat? Dann haben, des eignen Rechts gewiß und des himmlischen Feuers, gespottet die Trotzigen; dann erst, die sterblichen Pfade verachtend, Verwegnes erwählt und den Göttern gleich zu werden getrachtet."

Diese Gedanken gehn ihm in den Urcantonen auf, wo er den Rhein in seinem jugendlichen Ungestüm belauscht. „Tief unter den silbernen Gipfeln, und unter fröhlichem Grün, wo die Wälder schauernd zu ihm und der Felsen Häupter übereinander hinabschaun, taglang, dort im kältesten Abgrund hört' ich um Erlösung jammern den Jüngling; es hörten ihn, wie er tobt' und die Mutter Erd' anklagt' und den Donnerer, der ihn gezeugt, erbarmend die Eltern; doch die Sterblichen flohn von dem Ort, denn furchtbar war, da lichtlos er in den Fesseln sich wälzte, das Rasen des Halbgotts. . . Anderes hoffte der, als droben von den Brüdern er schied und wandern wollt', und ungeduldig ihn nach Asia trieb die königliche Seele. Doch unverständig ist das Wünschen vor dem Schicksal. Ein Gott lächelt, wenn in der Tiefe ihm zürnen die Ströme. . . In solcher Esse wird dann auch alles Lautre geschmiedet, und schön ist's, wie er drauf, nachdem er die Berge

verlassen, stillwandelnd sich im deutschen Lande begnüget, und das Sehnen stillt im guten Geschäfte, wenn er das Land baut, der Vater Rhein, und liebe Kinder nährt in Städten, die er gegründet. — Doch nimmer, nimmer vergißt er's." — — Dem armen Hölderlin ward es nicht so gut, solche Läuterung im Gemeinwohl zu erleben. Als er aus der Schweiz zurückkam, bemühte er sich vergebens um eine Professur in Jena. Dec. 1801 nahm er eine Hauslehrerstelle in Bordeaux an; unerwartet kam er Juli 1802 in seiner Vaterstadt wieder an, völlig zerstört; er hatte unterwegs Diotimens Tod erfahren und näherte sich mehr und mehr dem Abgrund des Wahnsinns, in den er endlich 1804 rettungslos hineinstürzte. Noch 40 Jahre hat er gelebt, wenn man das leben nennen kann!

„Es giebt problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug thut. Daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt." — Ist Hölderlin zu diesen problematischen Naturen zu rechnen? oder hat diese edle dichterische Natur nur das Klima nicht gefunden, dessen ihre zarte, leicht zerstörbare Organisation bedurfte?

Schon Schiller, der seinem „lieben Schwaben" immer ein warmes Interesse bewahrte, wirft die Frage auf, ob er wohl absolut und unter allen Umständen so subjectivisch, so überspannt, so einsilbig geblieben wäre? ob etwas Primitives die Schuld trage, oder ob nur der Mangel einer ästhetischen Nahrung, und die Opposition der empirischen Welt gegen seinen idealen Hang diese unglückliche Wirkung hervorgebracht habe? „Ich bin sehr geneigt", sagt er, „das letztere zu glauben, und wenngleich ein mächtiges und glückliches Naturell über alles siegt, so däucht mir doch, daß manches brave Talent auf diese Art verloren geht."

Unbedingt wird man Schiller beistimmen können, was das ursprüngliche Talent Hölderlins betrifft, aber seine Ansicht von den widerstreitenden Bedingungen bleibt vielleicht zu ergänzen. Aus Schillers Urtheil scheint eine leise Klage der eignen Erfahrung mitzusprechen: er hatte erprobt, welche Herkuleskraft dazu gehöre, die widerwärtigen Hindernisse eines freien Wachsthums zu beseitigen. Aber diese Erfahrung des Bahnbrechers paßte nicht ganz mehr auf den Epigonen, der die Wege offen, den Boden aufgewühlt fand. Es war nicht sowohl ein Mangel an ästhetischer Nahrung als ein Ueberschwang ästhetischer und geistiger Aufforderungen, dem sich das niederschlagende Gefühl des Epigonenthums beimischte, was Hölderlin verkümmern ließ; nicht sowohl

die Opposition der empirischen Welt gegen seinen idealen Hang, als die alles überstürzenden Fluthen einen neuen Weltanschauung, die sein ruhiges Wachsthum störten, indem sie ihn mit fortrissen und seinem bürgerlichen Beruf völlig entfremdeten. In Schillers Jugend handelte es sich um ein Mißverhältniß zwischen Wollen und Sollen, das die Thatkraft zu bestimmten Zielen energisch aufrief; bei Hölderlin, wie seiner ganzen Generation handelt es sich um ein Mißverhältniß zwischen Wollen und Können, das selbst ungemein schöpferische Kräfte — wie Heinrich von Kleist — ins Ungemessene zu den Sternen trug, um ihnen das Schicksal Ikarus' zu bereiten.

Um eine Periode der Literatur gründlich zu verstehn, muß man neben den schöpferischen Naturen auch die hervorragenden unter den receptiven ins Auge fassen. Von der strebsamen Jugend, in deren Atmosphäre Hölderlin eintrat, giebt J. G. Rist im Leben seines Freundes Erich v. Berger ein schönes Bild. Beide studirten gleichzeitig mit Hölderlin unter Fichte in Jena.

„Das Geschlecht der Männer aus der Mitte der siebziger Jahre wuchs zu Kämpfen heran, die ihresgleichen nicht gehabt. Um ihre Wiege spielten die Lichtstrahlen einer hoffnungsvollen Freiheit. Neue Welten des Gedankens entwickelten sich mit der Schnelle des Blitzes im Innern, ungemessene Räume des Wollens und Wirkens vor den Augen der Jünglinge; von Grund aus aufgewühlt ward jeder Glaube; der Besitz erschüttert, während er begieriger als je gesucht ward. Die Zukunft ungewiß, die Gegenwart unleidlich, das Dasein oft nur durch das Opfer der höchsten Güter zu retten! Keine Versöhnung zwischen den Gegensätzen, kein Maaß im Kampf; nicht immer ein Ziel. So alterte dies Geschlecht, weniger reich begabt als das vorangegangene, schwerer als die meisten geprüft. Wer will behaupten, daß es mit Ruhm bestanden? Gewisser ist, daß mancher der Ueberlebenden die Todten nicht beklagt, vielmehr beneidet das Loos der Väter, denen das Leben leichter ward, und leicht die Erde über den Gräbern, weil sie noch meinten, den Kindern bessere Tage als die ihrigen zu hinterlassen.

Bis zum Anfang der siebziger Jahre hatten strenge Formen des Lebens und Besitzes den Zuständen im Ganzen eine ungewöhnlich lange Dauer erhalten. Zwar läßt sich jedes der frühern Decennien als ein mächtiger Fortschritt im Staats- und Privatleben, in Kunst und Wissenschaft bezeichnen; doch blieb dem Herkommen eine heilige Macht in den Gemüthern, und die ältere Generation erwehrte sich mannhaft aller Concessionen, die eine Störung hergebrachter Verhältnisse ahnen ließen.

Während die Väter die Anfänge atlantischer Freiheit mit zweifelhaftem Auge betrachteten, waltete über den Söhnen noch schulgerechte Methode des Lernens, mit der ganzen Sicherheit ununterbrochener Ueberlieferung. Welch ein andres Bild stellt sich dar, begleiten wir den heranwachsenden Knaben in die Mitte der achtziger Jahre! Es war ein Drängen und Treiben wie im Frühling. Es war als gewännen die bleichen Gestalten der Vorzeit, die man vermessen so oft heraufbeschworen, um sie nach herkömmlicher Vorzeigung wieder abtreten zu lassen, frische Farbe, als dränge Mark in ihre Glieder. Es wurden Winke vernommen von Sprengung der Ketten und von Freiheit der Völker, und ein schottischer Meister im schlichten Kleide war eine geistige Macht in seinem Kreise. Solche vom Winde verstreute, beflügelte Saat hängt überall fest und keimt oft freudiger als die sorgsam beackerte. So wurzelte allmälig und unbewußt sich die Jugend auf einem neuen Boden fest. Eine Ahnung großer Dinge durchschauerte die jüngere Generation, und selbst die Aeltern ergriff ein Vorgefühl hoher Bestimmung, die dem Geschlecht bevorstehe. Noch spielte man, in gesicherter äußerer Lage, mit Wundererscheinungen und Geheimnissen, noch hieß man jede bunte Larve willkommen. Doch als nun die gewaltigen Erscheinungen im Westen sichtbar wurden, fanden sie in Deutschland wohl zubereiteten Boden: schnell nahm die Zeit einen ernsten Charakter an. Jenes Schönthun mit Ideen, die dem Leben mehr zur Zierde als zum Princip des Handelns dienen, verschwand mit dem ersten Nahen einer großen historischen Zeit. Wie Erleuchtete meist den Moment anzugeben wissen, wo ihr Geist in höhere Gemeinschaft aufgenommen wurde, so möchte vielen der Zeitgenossen erinnerlich bleiben, bei welchem Anlaß der Streit politischer Richtungen den ersten Funken in die Unbefangenheit ihrer Jugend geworfen, um fortglimmend zu erwärmen und zu erleuchten oder zu verzehren. Wann wird man so reine Begeisterung wiedersehn, wie damals in den Herzen der unverderbten Jünglinge, die aus Träumen zu erwachen und Lichterscheinungen vor sich zu sehn glaubten, deren Glanz sie mit dem eignen besten Blut zu nähren sich sehnten! Um ihre Ruhe war es geschehn; sie zogen den herrlichen Lichtern nach, und in ihrer Verfolgung ging ihnen nur zu oft Genügsamkeit und Unbefangenheit verloren.

Mit den äußern Banden und Fugen des geselligen Lebens sollten zugleich die innersten Tiefen des Gedankens, jene stille Heimath des Gefühls erschüttert und aufgewühlt werden, wohin sich so oft ein von Außen bedrängtes Dasein zu retten weiß. War dem Jüngling bis dahin die zersetzende Kraft der kritischen Philosophie noch unzugänglich

geblieben, so hatte er in dieser Zeit wenigstens mit ihren Resultaten in Glauben und Wissen schmerzliche Kämpfe zu bestehn. Es ist nicht ein Kleines, den Glauben der Väter durch strenge Folgerichtigkeit der Betrachtung erschüttert, das Wissen der Väter in allen Zweigen theils verhöhnt, theils bemitleidet, theils als Schutt zu neuen Bauten verwendet zu sehn. Da standen Fichte und Schelling auf, um das Geschlecht, das sich ihnen hingab, von jeglichem Ueberlieferten rein abzulösen. In und mit uns erzeugte sich das alles, ward mitgethan und mitgelebt. Um dieselbe Zeit entwickelte sich volksthümlich, leidenschaftlich, rücksichtslos dem Naturgefühl und der Selbstverherrlichung gewidmet, eine neue poetische Richtung: die Welt schien wie von einem neuen Licht verklärt. Es trat eine jugendliche, poetisch-ästhetische Begeisterung in die von Gegensätzen bereits aufgewühlte Zeit; an der Stirn trug sie die Lehre: Alles Schöne sei gut, und gut nur das Schöne; in ihrem Kern ein vornehmes Selbstbewußtsein der Gottähnlichkeit, dem Hochmuth nahe verwandt. Es war eine chaotische Zeit; und wenn nicht die kämpfenden Elemente einander das Gleichgewicht gehalten hätten, so wären die Bessern unter der Jugend alle zu Grunde gegangen."

Das war der Zeitgeist, dem der zarte Hölderlin die Stirn zu bieten hatte! Wie er sich ihm gewachsen fühlte, sagen uns ausdrücklich einige Strophen aus dem Jahre 1800. „Zu lang schon walteſt über dem Haupte mir Du in der dunkeln Wolke, Du Gott der Zeit! Zu wild, zu bang ist's ringsum, und es trümmert und wankt ja, wohin ich blicke. Ach, wie ein Knabe seh' ich zu Boden oft, such' in der Höhle Rettung vor Dir, und möcht', ich Blöder, eine Stelle finden, Alleserschütt'rer! wo Du nicht wäreſt!"

Hölderlin spricht es aus, daß der Zeitgeist schlechter nur die Schlechten mache, aber sein Bedürfniß nach harmonischer Befriedigung der Persönlichkeit, seine Begeisterung für ganzes freies Sein läßt ihn aus der unruhigen Gegenwart in eine untergegangene Welt, zu einem unfindbaren Ideal flüchten, das ihm seine Zeitgenossen zu Barbaren und ihn selbst zum Fremdling stempelt mitten unter den Seinigen. Gleichwohl lebt in seiner Seele ein geheimer Glaube, daß dies Ideal nur in deutschen Seelen und auf deutschem Boden noch einmal wieder verwirklicht werden könne und eines Tags der Verwirklichung entgegen gehe. Die Oden, in denen Hölderlin dieser vaterländischen Gesinnung Ausdruck giebt, ziehen die verbindenden Fäden zwischen den teutonischen Luftphantomen der Klopstockschen Bardenpoesie und der aus dem blutgetränkten mütterlichen Boden wahrhaftig entsprossenen „Germania"

Heinrich v. Kleists: sie sind die ersten verkündenden Strahlen der Rückkehr der deutschen Dichtung ins Vaterland.

Als der Sturm hereinbrach, welcher die Träume der Deutschen zusammenfegte wie Spinnweb, und von all ihren fremden Idealen für den Tag nur Eins galt, das Vaterland, wandelte Hölderlin, ein seelloser Schatten unter den Lebenden und hatte „lebendigen Gesang als froh vergossenes Opferblut" nicht mehr zu bieten. Aber er hatte doch als der erste unter seinen Zeitgenossen die „Rückkehr in die Heimath" gefunden, und in seiner so betitelten Ode im prophetischen, wenngleich unbewußten Vorgefühl den Umschwung bezeichnet, dem die Bessern seiner Generation entgegen gingen.

„Wie lang ists, o wie lange! des Kindes Ruh ist hin, und hin ist Jugend und Lieb und Glück, doch Du mein Vaterland, Du Heiligduldendes, siehe, Du bist geblieben! Und darum, daß sie dulden mit Dir, mit Dir sich freun, erziehst Du, Theures! die Deinen auch, und mahnst in Träumen, wenn sie ferne schweifen und irren, die Ungetreuen. Und wenn im heißen Busen dem Jünglinge die eigenmächt'gen Wünsche besänftiget und stille vor dem Schicksal sind, dann giebt der Geläuterte Dir sich selber."

7.

Fichte und die Identitätslehre.

1801—1806.

Am 3. Juli 1799 war Fichte in Berlin von Jena eingetroffen, wo er zunächst noch seine Frau zurückgelassen hatte. Anfangs beschränkte sich sein Umgang auf das in freier Ehe lebende Paar Fr. Schlegel und Dorothea Veit und deren Freunde, darunter Schleiermacher. Bald aber erlangte er die Bekanntschaft und die achtungsvolle Sympathie hoher Staatsbeamten und bedeutender Gelehrten des damaligen Berlin. Er glaubte für die nächsten Jahre seinen Lebensunterhalt aus dem Honorar der Schriften bestreiten zu können, mit denen er bereits beschäftigt war. So siedelte er denn, nachdem er den Winter theilweis wieder in Jena zugebracht, Ostern 1800 auch mit seiner Gattin nach Berlin über, das nun bis zu seinem Tode die Stätte seiner Wirksamkeit blieb.

15. Nov. 1800 überreichte Fichte dem Minister Struensee sein

Werk „über den geschlossenen Handelsstaat". Er wollte dem Staat als einer Zwangsanstalt für den Fortschritt der Gattung alle Functionen beilegen, die überhaupt das Leben fördern: das Recht, die Erziehung, Handel und Verkehr, die Organisation der Arbeit, ja Wissenschaft und Kunst. Die individuelle Willkür sollte auf jede Weise niedergedrückt, der omnipotente Staat nur durch eine besonders dazu angestellte Behörde, das Ephorat, überwacht werden, eine Reminiscenz an das Tribunat der französischen Consularverfassung. „Dieser philosophische Attila", schreibt Körner, „verheert all unsre Felder und Gärten; in seinem Land sind nichts als Wüsten, wo kein Halm wächst. Indeß wird diese politische Ketzerei wenig schaden: Einschränkungen, wie er sie vorschlägt, könnten nur allenfalls unter Robespierres Schreckenssystem gewagt werden."

März 1801 veröffentlichte Fichte den „sonnenklaren Bericht an das größere Publicum über das eigentliche Wesen der neuesten Philosophie; ein Versuch, die Leser zum Verstehn zu zwingen". Das war die Ironie der Ironie, daß ihn die Welt ebensowenig verstehn wollte als Nicolai, und daß er, um vernommen zu werden, immer lauter schreien mußte.

„Ihr habt", schreibt Fichte im Nachwort an die „Philosophen von Profession", „in Eurem Leben nicht gewußt, und wißt daher garnicht, wie einem zu Muth ist, der da weiß. Wenn der Gegensatz nicht früher sich zeigte, so kam das lediglich von eurer gutmüthigen Meinung, daß meine Scholastik nur eine temporäre Verirrung sei. Wohl habt Ihr geklagt, daß man darauf auszugehen scheine, die alte Barbarei wieder zurückzuführen, und daß die Aufklärung, die soeben erst gut in Gang gekommen, in Verfall zu gerathen drohe. Es wird nun völlig einleuchten, wie arg es über diesen Punkt mit der Wissenschaftslehre bestellt ist, und daß, wenn es nach ihr ginge, jene Barbarei sicher wiederkehren und diese schöne Aufklärung völlig zu Grunde gehn würde."

Unmittelbar nach dem Erscheinen des sonnenklaren Berichts arbeitete Fichte die Satire aus: „Fr. Nicolais Leben und sonderbare Meinungen". Nachdem er sie dem Freundeskreis mitgetheilt und diesen sehr damit erfreut hatte, verlor er aber die Lust daran und überließ das Manuscript A. W. Schlegel, der es bei Cotta erscheinen ließ, indem er Fichte als Verfasser, sich als Herausgeber nannte. Darauf tritt bis 1804 eine Pause in Fichtes schriftstellerischer Thätigkeit ein. In diese Zeit fällt die briefliche Auseinandersetzung mit Schelling, die zum gänzlichen Bruch der philosophischen Freundschaft führte.

In dem Krieg, der in Jena zwischen Schelling und Fr. Schlegel ausbrach, war Fichte entschieden auf Schellings Seite getreten; allmälig aber war er über die Zuverlässigkeit seines Jüngers zweifelhaft geworden. Schelling war geneigt und geschickt, die Ideen Anderer aufzunehmen und elegant zu formuliren. Wenn er sich zuerst ganz an Fichte angeschlossen, ging ihm in Steffens „Naturgeschichte der Erde" ein neuer Begriff vom Verhältniß Gottes zur Natur auf; er ließ auch Wilhelm Schlegels Theorie der Kunst und Friedrichs Phantasien über die Mythologie auf sich einwirken. Am stärksten wurde er von Schleiermachers „Reden" ergriffen, die er früher verhöhnt hatte. „Ich bin", schreibt er 3. Juli 1801 an Wilhelm, „ein eifriger Leser der „Reden" geworden; ich ehre jetzt den Verfasser als einen Geist, den man nur auf der ganz gleichen Linie mit den ersten Originalphilosophen betrachten kann: er muß entweder die tiefsten philosophischen Studien gemacht, oder durch blinde göttliche Inspiration geschrieben haben."

Schleiermachers Stil macht sich nun auch in Schellings Schriften geltend; das platonisirende Gespräch „Bruno über das göttliche und natürliche Princip der Dinge" schließt mit einer entzückten Aussicht auf den Zustand des absoluten Erkennens. „Wir werden die königliche Seele des Jupiter begreifen, der in unnahbarem Aether wohnt; auch die Vorstellungen von den Schicksalen und dem Tode eines Gottes werden uns nicht verborgen bleiben. Des seligsten Seins Theilnahme durch Anschauen erlangend, werden wir wahrhaft vollendet werden, indem wir nicht nur als der Sterblichkeit Entflohene, sondern als solche, welche die Weihe unsterblicher Götter empfangen haben, in dem herrlichen Kreise leben."

Am wichtigsten wurde für Schelling der Einfluß seines alten Schulfreundes Hegel.

Im Gegensatz gegen die andern Idealisten hatte Hegel ein tiefes Gefühl für alles Positive und Geschichtliche; als Aufgabe der Philosophie betrachtete er, den Gedankeninhalt alles Wirklichen zu finden. Aber nicht durch Analyse, sondern so, daß er in ein nach der Methode der Wissenschaftslehre (Satz, Gegensatz, Vermittelung) gefertigtes logisches Zellengewebe den ganzen Reichthum des Seins, der ihm empirisch bekannt war, an den passenden Stellen einfügte: genauer betrachtet, ging er darauf aus, Herders und Kants geschichtliche Auffassung zu vermitteln. Seine Philosophie verfolgt den absoluten Geist in seinen drei Momenten: erst an sich; dann, wie er als Natur sich setzt; endlich, wie er als Geist sich wiederfindet. Alles was ist, ist der Proceß des ab-

soluten Geistes; die Natur desselben ist in allen Dingen, so daß jedes „in ihm selbst die absolute Unendlichkeit und den Kreislauf der Momente darstellt, keines ruht und feststeht, sondern absolut sich bewegt und verändert, so daß jedes in seinem Anderswerden zugleich ist und in seinem Sein zugleich vergeht". „Das Bestimmte als solches hat kein anders Wesen als diese absolute Unruhe, nicht zu sein, was es ist." Das Sein ist das Werden; das System ist die Geschichte; der absolute Begriff ist die Reihe der Metamorphosen, in welchem die Denker von Thales bis auf Hegel ihn sich gedacht haben. Jede folgende Metamorphose widerlegt die vorige, aber nur, indem sie ihre Bedeutung vertieft. —

Mit diesem Entwurf eines Systems kam Hegel (31 Jahr), um sich an der Universität zu habilitiren, nach Jena, wo er sich anscheinend an das System seines jüngern, berühmteren Freundes völlig anschloß. Mit welchem Auge Schelling ihn ansah, zeigt eine spätere Aeußerung an Schubert: „ein solches reines Exemplar innerlicher und äußerlicher Prosa muß in unsern überpoetischen Zeiten heilig gehalten werden. Uns Alle wandelt da und dort eine Sentimentalität an; dagegen ist solch ein verneinender Geist ein vortrefflicher Corrector."

In einer Art Encyclopädie der theologischen Wissenschaften, die Hegel schon ziemlich fertig nach Jena mitbrachte, suchte er sich die „überraschende Thatsache" zu erklären, daß die christliche Religion in der griechisch-römischen Bildung Eingang fand. Die griechische Religion, so erklärt er die Sache, war nur eine Religion für freie Völker, ihr Sinn ging mit dem Verlust der Freiheit verloren. Die alten Götter konnten für das verlorne Vaterland keinen ideellen Ersatz gewähren. „Die Gottheit, welche das Christenthum der menschlichen Vernunft anbot, wurde zum Surrogat für jenes Absolute, das mit der republikanischen Freiheit untergegangen war. Da verwandelte sich das freie Wollen des Guten in die Anerkennung einer äußerlichen Macht und die mit dieser Anerkennung verbundene Abhängigkeit und Schwäche; was außerhalb der menschlichen Macht und des menschlichen Wollens lag, rückte in die Sphäre des Bittens und Flehens. Die Objectivität der Gottheit ist mit der Verdorbenheit und Sklaverei der Menschen im gleichen Schritt gegangen. Nun fangen auf einmal die Menschen an, erstaunlich viel von Gott zu wissen. Das ganze System der Sittlichkeit wird von seinem natürlichen Ort im Herzen und Sinn der Menschen verrückt, zu einer Summe göttlicher Gebote gemacht, und die Unterwerfung unter

diese Gebote wird das Asyl der überhandnehmenden Feigheit und Selbstsucht."

Diese Ideen adoptirt Schelling sowohl in den Vorlesungen „über die Methode des akademischen Studiums", die er im Sommer 1802 in Jena hielt, als auch in der Abhandlung über das Verhältniß der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt, zugleich aber giebt er ihnen eine neue Wendung. — Zur Zeit der schönsten Blüthe der griechischen Religion und Mythologie offenbarte sich die ewige Nothwendigkeit als Natur, wo der Widerstreit des Endlichen und Unendlichen noch im gemeinschaftlichen Keime verschlossen ruht. Das Christenthum setzt die absolute Trennung des Göttlichen vom Natürlichen voraus; das Göttliche hat aufgehört, sich als Natur zu offenbaren. Die neue Welt beginnt mit einem allgemeinen Sündenfall, dem Bruch mit der Natur. Der Schluß der alten Zeit konnte nur dadurch gemacht werden, daß das Unendliche in das Endliche kam, um es in eigner Person Gott zu opfern und dadurch Gott zu versöhnen. Die erste Idee des Christenthums ist der Mensch gewordene Gott, Christus als Gipfel und Ende der alten Götterwelt: er selbst geht zurück ins Unsichtbare und verheißt statt seiner den Geist, das ideale Princip, welches das Endliche zum Unendlichen zurückführt. Die Vollendung der christlichen Weltanschauung liegt in der Dreieinigkeit: der ewige, aus dem Wesen des Vaters aller Dinge geborne Sohn Gottes ist das Endliche selbst, wie es in der ewigen Anschauung Gottes ist, und welches im Gipfel seiner Erscheinung, in Christo, als leidender und der Zeit unterworfener Gott, die Welt der Endlichkeit schließt. — Die Menschwerdung Gottes ist eine Menschwerdung von Ewigkeit, der Mensch Christus ist in der Erscheinung nur der Gipfel und insofern auch wieder der Anfang derselben, denn von ihm aus sollte sie dadurch sich fortsetzen, daß alle seine Nachfolger Glieder eines und desselben Leibes wären. Als lebendige Religion, nicht als Vergangenheit, sondern als ewige Gegenwart sollte das Christenthum fortdauern.

Schon durch Paulus wurde es etwas anderes, als es im Geist des Stifters war. Der Protestantismus war zur Zeit seines Ursprungs eine neue Zurückführung des Geistes zum Unsinnlichen; aber an Stelle der lebendigen Autorität trat die todte geschriebener Bücher, eine unwürdige Abhängigkeit, von Symbolen, die ein blos menschliches Ansehn für sich hatten. (Lessing!) Mit Hülfe einer sogenannten Exegese, einer aufklärenden Psychologie und schlaffen Moral haben vornämlich deutsche Gelehrte alles Speculative und subjectiv Symbolische aus dem Christen-

thum entfernt. — Vielleicht war es doch nothwendig, daß die sich mehr und mehr der Poesie nähernde krystallhelle Mystik des Katholicismus durch die Prosa des Protestantismus verdrängt wurde, um die Mystik in der ausgebildetsten Form neu zu gebären. — Der Geist der neuern Zeit geht mit sichtbarer Consequenz auf Vernichtung aller blos endlichen Formen, und es ist Religion, ihn auch hierin zu erkennen. — An Stelle des Buchstäblichen im Christenthum muß das Esoterische und Geistige treten. Der ewig belebende Geist der Bildung wird dasselbe in neue und dauernde Formen kleiden. — Alles drängt in unserer Zeit auf die Einheit des geistigen Lebens; die Philosophie hat mit dem wahrhaft speculativen Standpunkt auch den der Religion wieder errungen und die Wiedergeburt des esoterischen Christenthums wie die Verkündigung des absoluten Evangeliums vorbereitet. Die neue Religion, die schon in einzelnen Offenbarungen sich verkündet, wird in der Wiedergeburt der Natur zum Symbol der ewigen Einheit erkannt; die erste Versöhnung und Auflösung des uralten Zwistes muß in der Philosophie gefeiert werden, deren Sinn nur der faßt, welcher das Leben der neu entstandenen Gottheit in ihr erkennt, die aber Jeden, der nicht thätigen Theil an ihr hat, unfehlbar in die Nichtigkeit begräbt.

Unter Hegels Einfluß hatte Schelling einen geschichtlich vertieften Begriff von der Religion gefaßt. Gleichzeitig änderte er nun auch seinen Begriff von der Natur. Vorbereitet war diese Aenderung bereits durch die Schrift über den transcendentalen Idealismus, März 1800, die er stets für eine seiner besten und reifsten erklärt hat. Ganz deutlich aber trat die Veränderung hervor in der Schrift „Darstellung meines Systems der Philosophie". Ueber diese Schrift schreibt er noch 30. Juli 1805 an Eschenmayer: „Seit dem Augenblick, daß mir in der Philosophie das Licht aufgegangen ist, seit 1801".

Die Frage wird sich nie entscheiden lassen, ob auch diese fundamentale Aenderung dem Einfluß Hegels zuzuschreiben ist. Jedenfalls war Hegel schon seit Jan. 1801 in Jena und stellte bereits Juli 1801 in einer eignen Abhandlung die Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems ans Licht.

Hier kommt es darauf an, in der Kürze zu sagen, worin die Entdeckung besteht, die Schelling noch bei der Antrittsvorlesung in Berlin im Jahre 1841 als das neue Blatt bezeichnete, das ihm gelungen sei in der Philosophie aufzuschlagen.

Schelling, der Naturphilosoph, hatte nichts Anderes gewollt, als die Ausführung des Theiles der Wissenschaftslehre, den ihr Urheber selbst,

um die Natur zu begreifen, stets für nothwendig erklärt hatte. Es ist wahr, daß die Wissenschaftslehre unvollständig ist, so lange sie von den Phänomenen des Bewußtseins nur die rein intellectuellen und die sittlichen erklärt hat. Wie könnte sie das große Phänomen der Natur unbegriffen lassen, das keineswegs sich ihr blos aufdrängt, sondern dessen sie bedarf, damit die sittliche Welt, ja, damit das Ich selbst möglich werde? Seit Fichtes Uebersiedelung nach Berlin beginnt in beiden großen Denkern das Bedürfniß, über das Ich als Ausgangspunkt der erscheinenden Welt hinauszugehn. Fichte sucht einen metaphysischen Hintergrund für das Ich in einer rein intellectuellen Welt, die er zuerst moralische Weltordnung, später Vernunft, Idee, göttliches Leben, zuletzt Leben schlechthin nennt. Während diese Veränderung in ihm arbeitet, schreibt ihm auch Schelling von der Nothwendigkeit, über das Ich hinaus zu einem umfassendern, an sich selbst seienden Princip zu gelangen. Fichte verstand seinen ehemaligen Schüler nicht sogleich, darum nahm er dessen Aeußerungen Anfangs zum Theil mit Zustimmung auf. Aber Schelling wollte auf etwas ganz Anderes hinaus, nämlich auf ein Princip, aus welchem gleichmäßig das Ich und die Natur hervorgehn, dem beide gleichmäßig unterworfen sind. Dies ist die sogenannte Identität, daher der Name Identitätssystem. Damit trat die Natur weit heraus aus der Stelle, welche Fichte ihr als einem bloßen Phänomen des Bewußtseins angewiesen hatte, sie wurde ein unbewußtes aber ebenbürtiges Reich neben der bewußten Welt. Es ist klar, daß Fichte, sobald er diese Absicht durchschaute, sein ganzes Werk an der Wurzel bedroht sehn mußte. Andererseits machte Schelling nun gegen Fichte den Vorwurf geltend, daß dieser die Natur überall nur als untergeordnetes Mittel ansehn wolle und ansehn könne. Mißvergnügt über wiederholte Zurechtweisungen Fichtes, entschloß sich Schelling 3. Oct. 1801 ihm reinen Wein einzuschenken. Er bekannte, daß er die Art, wie Fichte sich die Natur auslege, lächerlich finde. „Ich kenne, zum Theil aus eignem Gebrauch, die Künste, mit denen der Idealismus als das einzig nothwendige System demonstrirt wird; bei mir verfangen sie nicht mehr." — In dem kritischen Journal für Philosophie, das er mit Hegel seit Jan. 1802 herausgab, brachte er die Differenz zuerst in die Oeffentlichkeit; die vollständige Lossagung erfolgte 26. Juli 1802 in Hegels Abhandlung: „Glauben und Wissen, oder die Reflexionsphilosophie der Subjectivität in der Vollständigkeit ihrer Formen".

Diese Formen sind die Kantische, die Jacobische und die Fichtesche. Alle drei haben gemein, das Absolute für schlechthin unerkennbar

auszugeben, und den denkenden Menschen auf das praktische Leben, das Gefühl und die Ahnung zu verweisen. Das Ewige ist ihnen das Unbegreifliche: ein Gott, der jenseit der Grenzpfähle der Vernunft liegt, eine Unendlichkeit, welche nichts ist für die Anschauung, nichts für den Genuß, nichts für das Erkennen. Die Kantische Philosophie geräth auf ihrem kritischen Weg öfters beiläufig auf Ideen, welche sie aber bald als leere Gedanken wieder fallen läßt, und stellt am Ende der Speculation die höchste Idee lediglich als subjectives Postulat auf: ihre ganze Aufgabe ist nicht das Erkennen des Absoluten, sondern das Erkennen dieser Subjectivität.

Das Interesse der Jacobischen Schriften beruht auf der Musik des Anklingens und Wiederklingens speculativer Ideen, die aber, indem die Ideen sich in dem Medium der Reflexion brechen, nur ein Klingen bleibt und nicht zu dem articulirten wissenschaftlichen Wort gedeiht. — Die Kantische Philosophie geht darauf, daß im Endlichen und Zeitlichen keine Wahrheit sei. Jacobi verlangt dies Nichtige in seiner ganzen Länge und Breite, und erhebt ein Zetergeschrei über die Vernichtung dieser Nichtigkeit. Wenn bei ihm die protestantische Subjectivität aus der Kantischen Begriffsform zur subjectiven Schönheit der Empfindung und der Lyrik himmlischer Sehnsucht zurückzukehren scheint, so ist der Glaube und die individuelle Schönheit durch die Beimischung der Reflexion und des Bewußtseins aus der Unbefangenheit herausgeworfen, wodurch allein die Subjectivität fähig ist, schön und fromm und religiös zu sein. Die Schönheit der Individualität wird dadurch getrübt, daß der Glaube auch auf das Zeitliche geht: durch die Reflexion auf die besondre Persönlichkeit verwandelt sich die Sehnsucht in ein Wohlgefallen an den eignen schönen Gedanken und Empfindungen.

Jacobi hegt das Ewige nur als Sehnsucht und Glauben; seine Philosophie geht nicht darauf aus, Gott zu erkennen, sondern den Menschen: nicht als Abglanz der ewigen Schönheit, sondern als eine Sinnlichkeit, welche aber das Vermögen des Glaubens habe: wie wenn die Kunst, aufs Portrait eingeschränkt, ihr Ideales darin hätte, daß sie ins Auge eines gemeinen Gesichts noch eine Sehnsucht, in seinen Mund noch ein wehmüthiges Lächeln brächte, und es so mit der oberflächlichen Farbe eines Uebersinnlichen schminkte.

Auch Fichte entgeht dieser Subjectivität nicht. Er will den Begriff der Pflicht rein aus dem Begriff des Willens herleiten, aber aus diesem ergiebt sich nie ein bestimmter Zweck, der also aus der Mannigfaltigkeit der Empirie entnommen werden muß und so der

Leerheit des reinen Pflichtgebots beständig in die Quere kommt. Es liegt die Gefahr nahe, alle moralischen Zufälligkeiten in die Form des Begriffs zu erheben und der Unsittlichkeit ein gutes Gewissen zu verschaffen: jeder wirkliche Fall hat seine verschiedenen moralischen Seiten, und so verfällt bei der Wahl das Individuum leicht in jene traurige Unschlüssigkeit, welche darin besteht, daß es nur Zufälliges um sich sieht. Wenn in der wahren Sittlichkeit die Subjectivität aufgehoben ist, so wird dagegen durch die Reflexion das Vernichten der Subjektivität gewußt und damit die Subjectivität selbst in ihrem Vernichten festgehalten und gerettet: die Tugend, indem sie sich in Moralität verwandelt und um ihre Tugend weiß, wird zum Pharisäismus.

Der Grundcharakter des Eudämonismus, welcher die schöne Subjectivität des Protestantismus in eine empirische, die Poesie seines Schmerzes, der mit dem empirischen Dasein alle Versöhnung verschmäht, in die Prosa der Befriedigung mit dieser Endlichkeit umgeschaffen hatte, ist durch die neue Philosophie keineswegs verwischt.

„Der ungeheure Hochmuth, der Wahnsinn des Ich, sich vor dem Gedanken zu entsetzen, ihn zu verabscheuen, wehmüthig zu werden darüber, daß es eins sei mit dem Universum, daß die ewige Natur in ihm handle; in Verzweiflung zu gerathen, wenn es nicht frei ist, frei von den ewigen Gesetzen der Natur: — setzt eine von aller Vernunft entblößte Ansicht der Natur voraus. Fichtes Teleologie faßt die Natur als etwas absolut Unheiliges und Todtes, welches nur dazu vorhanden sei, um den freien Wesen einen Spielraum zu bilden und zu Trümmern werden zu können, über denen sie sich erheben. Es brechen hier die gemeinsten Litaneien über das Uebel in der Welt ein, indem Fichte den Pessimismus, den Voltaire dem frömmelnden Optimismus empirisch entgegensetzt, in eine philosophische Form bringt und ihm so seine relative Wahrheit nimmt."

Hegel sucht zum Schluß die relative Berechtigung dieser drei Reflexionssysteme innerhalb der Entwickelung des Denkens festzustellen. In ihnen sei eine mächtige Geistesform zur vollendeten Selbstanschauung gekommen: das Princip des Nordens oder des Protestantismus, die Subjectivität, in welcher Schönheit und Wahrheit in Gefühlen sich darstellt, die Religion, welche im Herzen des Individuums ihre Tempel und Altäre baut und mit Seufzern und Gebeten den Gott sucht, dessen Anschauung sie sich versagt. Es sei nothwendig gewesen, den geschichtlichen Schmerz um den Verlust des Ideals, der sich am klarsten in Pascals Worten ausspricht: la nature est telle qu'elle marque partout

un Dieu perdu, et dans l'homme et hors de l'homme, in die Sphäre des reinen Gedankens zu erheben, und durch diese ungeheure Speculation den speculativen Charfreitag, dem die Auferstehung der absoluten Freiheit folgen solle, vorzubereiten. Es war das ein schwacher Trost für die Gläubigen, die bisher mit soviel Ernst an der Philosophie gearbeitet!

Daß er selbst sich berufen fühlte, diesen Mangel zu ersetzen, das Absolute anschaulich zu zeigen und der deutschen Philosophie ein neuer Leibnitz zu werden, sprach Hegel noch nicht bestimmt aus, Schellings wegen, aber man konnte bereits ahnen, das „Identitätssystem" werde einmal auch mit der Identitätslehre der Naturphilosophie zusammenstoßen. Fr. Schlegel sprach sich höhnisch über beides aus, und Fichte erklärte Schellings System für die Mißgeburt einer ungebildeten Einbildungskraft, die sich schließlich als der rohe Empirismus enthülle: „geräth er in die Natur, so geht ihm das Absolute ganz eigentlich in die Pilze, die auf dem Dünger seiner Phantasie wachsen." „Und so werfe ich ihn als Philosophen unbedingt weg, und als Künstler erkenne ich ihn als einen der größten Stümper, die je mit Worten gespielt haben."

Für Fichte erfüllten sich endlich die in Preußen ihm gemachten Hoffnungen, seine akademische Wirksamkeit wieder zu erlangen. Mai 1805 wurde er zum Professor an der damals preußischen Universität Erlangen ernannt, mit der Bestimmung, im Winter Vorträge in Berlin zu halten. Im Winter 1804 las er hier über „die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters". — Fichte will das Zeitalter mit allen Details, bis zur Einrichtung der Journalartikel und bis zum Tabakrauchen, a priori aus dem Begriff der Geschichte construiren. Seine Construction beruht auf der Idee eines Weltplans, nach welchem die Menschen ihre Verhältnisse mit Freiheit nach der Vernunft einrichten sollen. Dieser Weltplan kann in seiner Vollständigkeit erst am Ende der Geschichte ausgeführt werden: es wird also ein goldnes Zeitalter angenommen, welches hinter der eigentlichen Geschichte steht. Um die Entwickelung desselben möglich zu machen, wird ein zweites goldnes Zeitalter an den Anfang der Geschichte gestellt, in welchem die Vernunft sich ohne Freiheit als Instinct verwirklichte. Aus diesem Paradies sei der Mensch dadurch getreten, daß der Inhalt der Vernunft sich als Autorität fixirte. Das sei das zweite Zeitalter, welches, durch den der

Menschheit immanenten Freiheitstrieb endlich gebrochen, dem dritten Raum gemacht habe, dem Zeitalter der leeren Freiheit, das mit Aufgebung aller allgemeinen Vernunftideen sich nur durch subjective Interessen und Meinungen bestimmen lasse. Dieses Zeitalter könne nur durch die Erkenntniß gebrochen werden, daß der Mensch, um selig zu sein, sein persönliches Leben unbedingt dem Leben der Gattung unterordne, daß er nur für Ideen lebe (d. h. für die dem Menschen angebornen, von aller Erfahrung unabhängigen lebendigen Gedanken). Sobald diese Ueberzeugung, die im vierten Zeitalter nur als Widerspruch gegen den herrschenden Geist, als Schwärmerei auftritt, sich der gesammten Menschheit bemächtigt habe, werde das letzte, das goldne Zeitalter anbrechen. Um den Uebergang aus dem ersten in das zweite Zeitalter zu motiviren, setzt Fichte an den Ursprung der Geschichte ein Normalvolk, in welchem der Vernunftinstinct unbedingt geherrscht habe, und daneben eine Reihe barbarischer Völker ohne Vernunft und ohne Freiheit. Die Unterwerfung dieser letztern durch das erstere habe das Zeitalter der Autorität herbeigeführt; ob vor oder nach der Sündfluth, erfahren wir nicht. Den Uebergang aus dem zweiten in das dritte Zeitalter macht die Paulinische Auffassung des Christenthums, welche an Stelle der unmittelbaren Empfindung, wie sie im Johanneischen Christenthum gewaltet, das Raisonnement gesetzt habe.

Abgesehn davon, daß es hart scheint, einem zukünftigen goldnen Zeitalter die ganze frühere Geschichte als unselige Uebergangsstufen aufzuopfern, erhebt sich gegen diese Construction das Bedenken, daß die wirkliche Geschichte kein Gegenbild derselben giebt; ja daß jede der construirten Perioden eine innere Unmöglichkeit enthält. So giebt es wohl keine härtere Zumuthung an die Vernunft, als sich einen ursprünglichen normalen Zustand der Menschen zu denken, in welchem sie ohne Beihilfe der Reflexion, also ohne Wissenschaft, Kunst und Staat das höchste Ziel des Lebens durch den bloßen Instinct erreicht habe. Geht man in den Kern dieser Gedankenfolge ein, so entdeckt man, daß Fichte nicht die Geschichte im Allgemeinen construirt, nicht von dem wirklichen Zeitalter in der Fülle seiner Beziehungen eine Charakteristik entwirft, sondern nur seine eigne Stellung zu der Literatur seines Jahrzehnts rechtfertigt. Die deutsche Literatur hat sich aus dem theologischen Dogmatismus, zweites Zeitalter, mit Beihilfe der französischen Encyklopädie befreit, drittes Zeitalter; aus der Anarchie des Denkens kann es aber nur befreit werden, wenn die Wissenschaftslehre durchdringt, viertes Zeitalter, und dann mit Hilfe eines geregelten Erziehungssystems der

geschlossne Handelsstaat aufgerichtet wird, fünftes Zeitalter. Die „Grundzüge" sind eine Erweiterung des Pasquills gegen Nicolai, auf das Zeitalter Nicolai: Fichte will dem gesammten Zeitalter den Spiegel seiner Sündhaftigkeit vorhalten, vor welchem es erschrecken und in sich gehen soll.

Zugleich aber tritt in diesen wie in den Erlanger Vorlesungen über das „Wesen des Gelehrten" eine sehr bedeutende Umbildung seiner bisherigen Lehre hervor. Nicht mehr das Ich wird an die Spitze der Weltentwickelung gestellt, sondern die Vernunft. Die Vernunft ist aber gleichbedeutend mit Gott, Gott gleichbedeutend mit der objectiven Ideenwelt. Zu dieser Ideenwelt soll sich nunmehr die vor dem Bild ihrer Sünde erschrockene Menschheit erheben.

Die Schwäche auch in dieser neuen Wendung der Fichteschen Lehre hob Schelling in einer Recension der Erlanger Vorlesungen treffend hervor: Fichte habe das dunkle Gefühl von der Nichtigkeit seines bisherigen Moralisirens, dennoch verfalle er immer wieder dahin zurück. „Er stellt sich an, die Natur zu vernichten; eigentlich aber will er sie nur nicht als lebendig haben; aber als todt will er sie allerdings haben, als etwas, das er bearbeiten und mit Füßen treten kann. Wenn man ihn reden hört, so weiß man nicht, hat er sich mehr über die Härte der Natur oder diese sich mehr über die seinige zu beklagen? Sie drückt ihn, stößt ihn, engt ihn allerwärts ein, bedroht und beschränkt immerfort sein Leben. Das vergilt er ihr aber reichlich; denn was ist seine Meinung von der Natur? daß sie gebraucht, benutzt werden soll, und daß sie zu nichts weiter da ist. Um der menschlichen Freiheit willen ist es nöthig, daß man die Naturkräfte menschlichen Zwecken unterwerfe; um dieses Zwecks willen — hört es, Forscher und Priester der Natur! — muß man die Gesetze, nach denen diese Kräfte wirken, erkennen, und ihre Aeußerungen im Voraus zu berechnen im Stande sein. — Diese unlebendige Anschauung der Natur bringt nichts Andres hervor als ein das Leben untergrabendes und aushöhlendes Moralisiren. Wo sollte es Maaß und Bildung finden, da ihm das Schaffen von Innen, der stille Gang und die ewig gleiche Ordnung der Natur ein Greuel ist!"

Im Winter 1805 auf 1806 hat Fichte dann noch einmal vor dem Sturz des preußischen Staats eine öffentliche Vorlesung in Berlin gehalten. Das Thema war die Anweisung zum seligen Leben, und die Ausführung behandelte die Erhebung zu jener in den „Grundzügen" vorausgesetzten Ideenwelt. Der Begriff der starren Gesetzlichkeit, den Fichte bisher ausschließlich gepredigt, erhebt sich zum Gefühl eines lebendigen

Glaubens, der, indem er das Individuum für die Zwecke der Menschheit gefangen nimmt, ihm zugleich eine Sphäre seliger Befriedigung eröffnet. Die echte Sittlichkeit findet ihre Krönung in der Religion; die Religion soll zwar den Pflichten keinen neuen Inhalt hinzufügen, aber sie soll den Menschen in sich selbst vollenden, ihn über die Zeit erheben und ihm ewiges Leben verleihn. „Christus ist nicht von irgend einer speculativen Frage ausgegangen: er erklärt schlechthin nichts in der Welt; die endlichen Dinge sind gar nicht da für ihn, allein in der Vereinigung mit Gott ist Realität. Er hatte seine Erkenntniß schlechthin durch sein bloßes Dasein: sie war ihm Erstes und Absolutes. Da war kein zu vernichtendes forschendes und lernendes Selbst, denn erst in jener Thatsache des Bewußtseins war sein geistiges Selbst in ihm aufgegangen. In diesem absoluten Factum ruhte Christus, er konnte nie es anders denken, wissen und sagen, als daß er eben wisse, daß es so sei, daß er es unmittelbar in Gott wisse. Es fiel ihm nicht ein, sich über sich selbst als ein merkwürdiges Phänomen zu verwundern. Von dieser Selbstanschauung war der Realismus des Alterthums sehr weit entfernt, und das Talent, immer nach sich selber hinzusehn, und sein Empfinden und das Empfinden seines Empfindens wieder zu empfinden und aus Langeweile sich selber und seine merkwürdige Persönlichkeit psychologisch zu erklären, war den Modernen vorbehalten, aus welchen eben darum so lange nichts Rechtes werden wird, bis sie sich begnügen, einfach und schlechtweg zu leben, Andern, die nichts besseres zu thun haben, überlassend, dies ihr Leben, wenn sie es der Mühe werth finden, zu bewundern und begreiflich zu machen."

Das Thema der späteren „Reden an die deutsche Nation" schließt sich unmittelbar den beiden vorausgegangenen Berliner Vorlesungen an, denn sie behandeln nichts andres als die Vorbereitung auf die in der Anweisung zum seligen Leben geforderte Erhebung in das Reich der Ideen. Die Vorbereitung besteht in der Annahme der Pestalozzischen Erziehungsgrundsätze, mit denen Fichte sich vertraut gemacht hatte, denn nur noch von einer neuen Generation hoffte der Redner die Aufrichtung des deutschen Volks und das Wiedererstehn des preußischen Staats.

8.

Schellings Einwirkungen.

1804—1806.

Es war eine verwirrende Aufgabe, welche die bisherige Bildung den jung aufstrebenden Kräften entgegentrug. Einheit des Lebens, Denkens, Empfindens war das allgemeine Stichwort; wo aber diese in dem unendlichen Chaos neuer intellectueller Anschauungen gewinnen? Der Poesie wurden die höchsten, ja unmöglichen Aufgaben gestellt, in einer Zeit, wo man über ihr Gesetz ganz ins Unklare gerathen war. Die antike Mythologie sollte sich mit der nordischen, mit der christlichen, mit der indischen vermählen; die strenge und geschlossene Form des antiken Dramas sollte die ungeheuern Processe des modernen Denkens in sich aufnehmen; die Speculation sollte die tiefsten Mysterien ergründen und zugleich unterhaltend sein; die Schüler des kritischen Idealismus, der das „Ding an sich" der Wissenschaft untersagt, unternahmen es, das Ding an sich durch intellectuelle Anschauung zu construiren.

„Soll die Philosophie nicht abstracte Wissenschaft bleiben", schreibt Schelling in der Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie zur verbesserten Fichteschen Lehre, „so muß das Wahre überall geschaut, unmittelbar empfunden, nicht aber erst mittels Theorien und Schlüssen abgeleitet werden. Dann lösen sich alle Abstractionen in unmittelbare freundliche Anschauung auf; das Höchste ist wieder ein Spiel und eine Lust der Einfalt, das Schwerste leicht, das Unsinnlichste das Sinnlichste, und der Mensch dürfte wieder froh und frei in dem Buch der Natur lesen, dessen Sprache ihm durch die Sprachverwirrung der falschen Theorien längst unverständlich geworden ist."

Schelling hatte in Würzburg, München und überhaupt in Süddeutschland zahlreiche und leidenschaftliche Anhänger: Troxler, Windischmann, Görres, Molitor, Döllinger, aber er fand auch erbitterte Gegner; von verschiedenen Standpunkten, aber meist auf Jacobi sich stützend, bekämpften ihn Fries, Eschenmayer, J. J. Wagener. Schon April 1804 glaubte Paulus, sein College in Würzburg, den Studirenden gegenüber sich öffentlich hart gegen Schelling aussprechen zu müssen. „So großen Respect uns das Absolute aufdrängt, so bedenklich wird uns die Erfahrung,

daß die Studirenden meinen, der Urheber der Naturphilosophie habe seine reichen Kenntnisse im Abgrund des Absoluten gefunden und vermöge ihnen mit diesem alles Uebrige mitzutheilen, ungeachtet sie selbst bekennen, die Macht des Absoluten den vorigen Winter hindurch am meisten daran gefühlt zu haben, daß sie nicht wußten, ob sie eigentlich etwas verstanden hätten."

Schelling ließ sich das wenig anfechten; wie er über sein Verhältniß zum Publicum dachte, darüber hatte er sich bereits im kritischen Journal ausgesprochen. „Die Philosophie ist ihrer Natur nach etwas Esoterisches; für sich weder für den Pöbel gemacht, noch einer Zubereitung für den Pöbel fähig; sie ist nur dadurch Philosophie, daß sie dem gesunden Menschenverstand, worunter man die locale und temporäre Beschränktheit eines Geschlechts der Menschen versteht, gerade entgegengesetzt ist. In diesen Zeiten der Freiheit und Gleichheit aber hat das Schönste und Beste dem Schicksal nicht entgehen können, daß die Gemeinheit, die sich nicht zu dem, was sie über sich schweben sieht, zu erheben vermag, es dafür so lange behandelt, bis es gemein genug ist, um zur Aneignung fähig zu sein."

Um seine Schule unter den Aerzten zu erweitern, gründete er die „Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft", deren Herausgabe er Juni 1805 mit Aphorismen zur Einleitung in die Naturphilosophie begann. Er erklärte hier, seine Lehre von der Natur und dem All, die er zuerst 1801 mehr aus Divination als bewußter Erkenntniß dargestellt, habe sich in jeder folgenden Untersuchung zum Wunder bewährt und seine Absicht sei, das Ganze, wie es dort ausgesprochen, ferner zu behaupten und in jedes nur mögliche Licht zu stellen. „Wessen ich mich rühme?" ruft er mit stolzem Selbstgefühl aus: „des Einen, das mir gegeben ward, daß ich die Göttlichkeit auch des Einzelnen, und damit die Unendlichkeit der Philosophie verkündet habe. Nie wird, es müßte denn die ganze Zeit sich wandeln, Philosophie wieder die ewige Beziehung auf die Natur von sich ausschließen können und mit dem einseitigen Abstractum der intelligenten Welt das Ganze umfassen wollen. Es giebt keine höhere Offenbarung, weder in der Wissenschaft, noch in Religion oder Kunst, als die der Göttlichkeit des All. Die Wiedergeburt der Bildung kann nur von der Wiedererkennung des All und seiner ewigen Einheit beginnen. Das All ist nicht ein von Gott Verschiedenes, sondern selbst Gott, nicht das erschaffene, sondern das selbst schaffende und sich selbst offenbarende Wort Gottes. Das Zeitleben der Dinge ist nur ihr nichtiges Leben, ihr Leben in Gott ist ihre ewige Wahrheit."

Als die Aufgabe der neuen Philosophie begriff Schelling, das Absolute in das Reich der Erscheinung zu vertiefen; er gab ihr durch den Reichthum seiner Anschauungen im Gebiet der Natur, Geschichte und Religion einen neuen Inhalt. Unter seinen Händen verwandelten sich die dunklern Partien der Geschichte in ein Gedicht, einen Mythus, eine Allegorie. Eine Unendlichkeit von Ahnungen und Aussichten eröffnete sich dem erstaunten Blick, und die Räthsel des Lebens, die den Geist bisher gequält, verflüchtigten sich in ein sinniges Spiel, das ihn anregte und angenehm beschäftigte. Wenn bisher die Philosophie nur mit strengen Geboten und mit unerbittlicher Dialektik gegen die Neigungen und Vorurtheile der Menschen angekämpft hatte, so erweckte sie jetzt ein allgemeines Wohlgefallen an den Farben und Gestalten der bunten Welt, die sie als Symbole einer höheren Idee ehrte und pflegte. Seit Schelling kann man von der Speculation nicht mehr mit Mephistopheles sagen, daß sie von einem bösen Geist auf dürrer Haide umhergeführt wird, während rings umher grüne Weide liegt; sie hat alles Mögliche gethan, diese grüne Weide mit ihrem Netz zu umspannen. Die griechischen Götter und der nordische Spuk, die phantastischen Gebilde des Urwalds und des Meers, die finstern Titanen und die lieblichen Amoretten verschlingen sich gleich zierlichen Arabesken in die Hieroglyphen des absoluten Wissens. Gewiß war diese Erweiterung des Horizonts fruchtbar für die Bildung, aber die unendliche Ausdehnung der Perspectiven und die Bevorzugung des ästhetischen Maßstabes vor dem moralischen begünstigte zugleich die Unsicherheit der Ideen.

Die echte Naturwissenschaft zieht eine Grenzlinie zwischen dem, was sie weiß, und dem was sie nicht weiß; sie wird nicht müde, zur genauen Feststellung scheinbar unbedeutender Thatsachen jahrelang mit unausgesetzter Hingebung zuzusehn und das Resultat stets einer neuen sorgfältigeren Prüfung zu unterwerfen. Die Naturphilosophie tastet an ihren Gegenständen herum und freut sich über jede vermeintliche neue Thatsache, oder auch nur über die Ahnung einer Thatsache. Nun sind aber diese sogenannten Thatsachen in der Regel nicht wirkliche Thatsachen, d. h. einfache Erscheinungen, die man jeden Augenblick reproduciren kann, sondern Combinationen verschiedener Thatsachen mit Ergänzung des Zusammenhangs aus eingebildeten Motiven. Der Horizont geht ins Unendliche, aber alles zerfließt in Nebel; die lebendigen Individualitäten verflüchtigen sich zu Schemen des reflectirenden Verstandes. Nicht ganz mit Unrecht erklärte Fichte in den Grundzügen, die Naturphilosophie gehe nie auf sittliche Begriffe aus, sondern immer nur auf Ent-

deckung geheimer Naturkräfte, um mit ihrer Hülfe hexen zu können, oder wenn das nicht ginge, den Schülern Sand in die Augen zu streuen.

Schelling, der aus Würzburg 1806 an die Akademie zu München kam, suchte brauchbare Jünger dahin zu ziehen: so seinen alten Collegen Ritter aus Jena, der in seinem Auftrag Rundreisen machen mußte, um an besonders qualificirten Subjecten Experimente über den Somnambulismus und ähnliche wunderbare Erscheinungen zu machen. „Alle unsre reinen Handlungen", schreibt dieser, „sind somnambulistisch; jeder trägt seine eigne Somnambule bei sich."

Franz Baader, gleichfalls in München, hatte in seiner ersten Schrift, „das Pythagoreische Quadrat in der Natur", gleichzeitig mit Schellings „Weltseele", das Geheimniß des Lebens in der Polarität des männlichen und weiblichen Princips gefunden; diesem Geheimniß näher zu kommen, studirte er die Kabbala und die Rosenkreuzer. „Das Geheime der Kabbala dreht sich um das Verhalten der androgynen Zeugung zur Zeugung durch zwei getrennte Geschlechter." Auch die Sünde hängt mit dieser Polarität zusammen: „wer das Weibliche seines Begehrungsvermögens beim Empfängniß der sündlichen Lust nicht bemerkt hat, hat wohl noch nicht genug über sich selbst gedacht. — Die Idee eines Teufels und eines Heilands sind untrennbar, sowie die Realisirung des einen zugleich die des andern ist. Wer dies Geheimniß nicht versteht, der versteht nichts von der Wiedergeburt."

Es wurde förmlich Mode, daß gebildete Dilettanten, die sich in andern Fächern vielleicht auszeichneten, in die Physik pfuschten: so schrieb der Dichter Achim von Arnim eine Theorie der elektrischen Erscheinungen, Görres (1805) eine „Exposition der Physiologie". Alle Disciplinen der Geschichte wurden durch naturphilosophische Kategorien in Verwirrung gebracht. Gall zog in Deutschland herum, das Publicum für die Phrenologie zu gewinnen; auch Goethe hörte ihn in Halle mit Interesse.

Am bedenklichsten war die Bildersprache, in der sich nach Schellings Vorgang sämmtliche Naturphilosophen bewegten. Hier Beispiele aus den „Grundzügen der Naturphilosophie in Aphorismen", die Steffens in Halle schrieb. „Die ersten Anfänge des Organismus sind da, wo thierische und vegetative Formen in unentschiedener Form schweben, in den geringsten Gebilden im Wasser. Heranströmend aus jenem Wasserleben, bemächtigt sich die Pflanze des Thiers. Die Pflanze ist die Versöhnung des Lebens und der Masse, der stille stumme Blick der Liebe, der ewigen, nicht zeitlichen Erzeugerin, welche die irdische

Verhärtung der Stoffe überwand und ewig fortquillt in stets erneuter Zeugung; sie ist die aufgeschlossene Sehnsucht der Erde; mit der Masse vertraut, wendet sie sich gegen das Licht als ihre Außenwelt; sie schließt in sich ein verborgenes Thier, welches immer mehr überwältigt wird, je herrlicher die Sehnsucht gedeiht. Die Wurzel ist die chaotische Zeit der Pflanze, im Schooß der Erde verborgen; die Blume enthüllt ihr inneres Leben, in der Farbe offenbart sich das gefesselte Licht; in der aufgeschlossenen Unendlichkeit des Blumendufts giebt sie wieder, was sie still empfing. Das Thier in der Pflanze zieht sich selbst hinein in den unscheinbaren Keim und entsagt der äußern Offenbarung, um die innere festzuhalten, in scheinbarem Tod das höchste Leben der Gattung ergreifend." U. s. w. „Der Mensch ist in einer seligen Einheit mit der Natur geboren, und diese soll er nie aufheben. Alle Sagen der uralten Vorzeit haben das bezeugen wollen. Da aber in dieser Welt die Befreiung der Persönlichkeit nie rein hervortritt, so keimt mit dem Gefühl der erwachten Befreiung ein tiefes Entsetzen, ein verborgnes Grauen als Vorbote der Seligkeit, welches im Leben nie ganz aufhören kann, als Gegensatz der Selbstsucht, die in irdischer Sicherheit verhärtet."

Steffens, der eine Tochter des Capellmeisters Reichardt geheirathet, war als der ebenbürtige Schüler Schellings Herbst 1804 nach Halle berufen. „Ich höre Naturphilosophie bei Steffens", schreibt der junge Börne an Henriette Herz. „Wie das strömt, wie das stürzt, daß die Wahrheit selbst untersinken könnte im Strudel seiner Worte, und man würde sie nicht vermissen! Ein gefährlicher Mann, dessen Beredsamkeit uns alles weiß machen könnte. Nicht seh' ich ihn, nicht hör' ich ihn: ich fühl' ihn sprechen! Alles, was ich je ahnte, giebt er mir zurück." Auf Schleiermacher, der Oct. 1804 sein College wurde, sehr zum Verdruß der dortigen Rationalisten — „einen offenbaren Atheisten", schreibt Eberhard, „ruft man zum Theologen" — machte Steffens einen ungemein bedeutenden Eindruck. „Nie habe ich einen Mann so aus vollem Herzen und in jeder Hinsicht über mich gestellt, den ich anbeten möchte, wenn es Mann gegen Mann geziemte."

Steffens seinerseits sagt von Schleiermacher: „Etwas Scharfes in seinem Blick mochte zurückstoßend wirken; er schien einen Jeden zu durchschauen. Sein Gesicht war länglich, alle Gesichtszüge scharf bezeichnet, die Lippen streng geschlossen, das Kinn hervortretend, der Blick fortdauernd ernsthaft, zusammengefaßt und besonnen. Eine leise Ironie spielte in seinen Zügen, eine innige Theilnahme bewegte ihn innerlich, und eine fast kindliche Güte drang durch die sichtbare Ruhe hindurch.

Die herrschende Besonnenheit hatte seine Sinne geschärft: während er im lebhaftesten Gespräch war, entging ihm Nichts; er sah alles, was um ihn her vorging, er hörte selbst das leiseste Gespräch andrer." — Der Verein dieser beiden mit Fr. A. Wolf und dem großen Mediciner Reil brachte einen seltenen Flor der Universität hervor.

Der populärste unter allen Naturphilosophen und dem größern Publicum weit mehr bekannt als selbst Steffens, Heinrich Schubert, hielt in Dresden öffentliche Vorträge, die er unter dem Titel: Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft, herausgab. Er stellt diejenigen Erscheinungen zusammen, welche die Erfahrung behauptet, ohne daß das Sonnenlicht der Wissenschaft sie bescheint. Daraus entspinnt sich eine Theorie, die sich später bei einer ganzen Reihe von Mythologen wiederfindet. Am Ursprung der Schöpfung sind die Menschen den Göttern gleich gewesen, ihr Wort hat Wunderkraft gehabt. Durch die Sünde haben sie diese Macht über die Natur verloren, und dadurch ist in die Wunderkraft etwas Finstres und Dämonisches gekommen. So haben z. B. in den griechischen Orakeln die Erdkräfte, in welche die ehemals den Menschen angehörige Wunderwirkung gebannt war, den Menschen in dämonischer Begeisterung das Reich der Natur wieder erschlossen. Mit Christus, dem wahren Menschen, wie er zur Zeit der Schöpfung war, ist dann die alte Wunderkraft erneut. Später sind unter den Rosenkreuzern und Freimaurern dämonische Wunderthäter aufgestanden, und so hat sich die Nachtseite der Natur von Zeit zu Zeit einer aufmerksamen Forschung erschlossen. Endlich ist man durch Entdeckung des thierischen Magnetismus diesem Räthsel des Lebens näher gekommen: man hat das Mittel gefunden, den Geist vom Körper auf Augenblicke zu trennen und ihm die ursprüngliche Freiheit wiederzugeben. Von diesen losgebundenen Seelen, die unmittelbar in das Innere der Natur schauen, sind nun die wichtigsten Aufschlüsse über Gott, Unsterblichkeit und dergleichen zu erwarten.

Endlich wirkte der Fortschritt der Speculation auf die Theologie zurück. Kant und Fichte hatten das menschliche Verständniß auf dasjenige einschränken wollen, was sich in strengen Begriffen ausdrücken und auf das praktische Leben anwenden ließ. Ihre Religion war ausschließlich die des vernünftigen Rechtthuns. Desto kühner wagten sich ihre Nachfolger auf das offene Meer der Speculation, und bald schien es, als ob der einzig würdige Gegenstand des menschlichen Denkens das Absolute sei. Was die Kirchenväter und Scholastiker über die heilige

Dreieinigkeit, was Jakob Böhme über die göttliche Qualität, was Spinoza über die Substanz gedacht, wurde wieder hervorgesucht und wunderlich durcheinandergeschüttelt.

In der „Weihnachtsfeier" sucht Schleiermacher sämmtliche religiösen Standpunkte zum Ausdruck zu bringen, auch den radicalsten; er selbst hält den geistigsten, den symbolischen fest. „Mögen die historischen Spuren des Lebens Jesu, kritisch betrachtet, noch so unzureichend sein, das Christenthum hängt nicht daran, sondern, wie an der Nothwendigkeit eines Erlösers, so an der Erfahrung eines gesteigerten Daseins, welches auf keinen andern Anfang als auf diesen zurückzuführen ist." „Der Gottmensch ist der Erdgeist selbst, das Erkennen der Erde in seinem ewigen Sein und in seinem immer wechselnden Werden. In ihm findet der Einzelne seine Erlösung: darin nämlich daß jene Einheit des ewigen Seins und Werdens des Geistes, wie er sich auf diesem Weltkörper offenbaren kann, in jedem selbst aufgeht."

Bald darauf, im „Sendschreiben über den Brief an Timotheus", begann Schleiermacher die ersten grundlegenden Vorarbeiten für eine fundamentale Kritik der neutestamentlichen Geschichte; sein Schüler, de Wette in Heidelberg, wagte schon auf den mythischen Charakter der Evangelien zu deuten.

Daub, Senior der theologischen Facultät in Heidelberg, fand für den Begriff der Menschwerdung ähnliche Wendungen. Gott, der Unendliche, verendlicht sich aus Liebe und kehrt dann aus der Verendlichung wieder in sich selbst zurück. Nicht die Menschwerdung gehört einer bestimmten Zeit an, sondern nur das Bewußtsein von der ewigen Menschwerdung. Sünde ist, daß das erscheinende Einzelwesen etwas für sich sein will; Erlösung das geistige Absterben der Eigenheit und die Hingebung an das göttliche Leben. — Die Offenbarung an sich ist eine einheitliche und ewige, aber dieser göttliche reine Strahl wird getrübt, indem er durch verschiedene Medien hindurchgeht. — Unter den verschiedenen Religionen kommt die christliche, ohne die Urreligion zu sein, dem Begriff derselben am nächsten.

Jedes Volk hat seine Religion, sie gehört zu seinem Wesen. Wenn unseren Völkern die nämliche Religion gemeinschaftlich ist, so kann sie doch jedes von ihnen nur unter derjenigen Form besitzen, die seinem Charakter angemessen ist. — Bei den andern Völkern herrscht entweder der Protestantismus oder der Katholicismus, d. h. entweder das Uebergewicht der Doctrin oder das Uebergewicht des Cultus; in Deutschland dagegen bestehn beide neben einander, und der wahrhafte

Glaube des deutschen Volks liegt darin, daß beide gleichberechtigt sind. Deutschland hat nur eine Kirche unter der zwiefachen Form des Katholicismus und des Protestantismus: es ist ein Zustand der Polarität. Orthodox ist in Deutschland derjenige, der die Trennung der beiden Kirchen und die gleiche Berechtigung beider als nothwendig begreift; heterodox, d. h. dem Glauben des Volks widersprechend, sowohl derjenige, welcher der einen über die andere das Uebergewicht verschaffen, als derjenige, der beide zu einer Kirche verschmelzen will.

Diese Idee wurde weiter entwickelt durch seinen jüngern Collegen Marheineke aus Hildesheim, Schleiermachers Schüler. — Die Polarität liegt nicht blos im Wesen der deutschen, sondern der christlichen Kirche überhaupt. Durch die Geschlossenheit der Kirche wird ihr Gegensatz, die freie Speculation, hervorgerufen, und durch diese gewinnt die Kirche erst ihren Inhalt, indem sie Mittel findet, das Fremdartige von sich auszuscheiden. Aber auch innerhalb der Kirche geht das Räsonnement immer über die enge Formel hinaus, und die Unsicherheit über die echten Glaubensquellen findet sich bei Katholiken wie bei Protestanten. Die einen brauchen die Schrift zur Ergänzung der Tradition, die andern die Tradition zur Erläuterung der Schrift. — Marheineke ist in seiner Untersuchung so objectiv, daß man kaum weiß, welcher Partei er selber sich zurechne. — „Sobald das ewige Wesen des Christenthums durchdrang zur Erscheinung, sich darstellend in der Form einer sichtbaren Kirche, trat es sogleich in zwei Gegensätzen hervor: der eine erhob die Form des Christenthums zu seinem Wesen und breitete sich schwelgend in der Cultusfülle aus; der andre nahm sich das Wesen zu seiner Form, einfach und zurückgezogen in sich verbleibend. Jener nahm von jenem Punkt aus seine nothwendige Richtung ins Aeußerliche und bildete das übersinnliche Christenthum symbolisch und im Realen ab: dieser, der Idee getreu, kannte keine andre Form, das Wesen des Christenthums zu offenbaren, als die Lehre, und verblieb daher unsichtbare Kirche. Im Gegensatz zur gemeinen Annahme wird jede der beiden Kirchen um so vollkommener sein, jemehr sie ihren eigenthümlichen innern Charakter in ihrer äußern Darstellung erscheinen läßt."

Im Grund war Schelling viel mehr durch Herder als durch Kant angeregt: die Idee, aus physikalischen Begriffen die mythologischen Vorstellungen zu erläutern, hatte er aus Herder; der prophetische Ton, den er anschlug, klingt an die „Aelteste Urkunde" an.

Schon 1804 in einem Sendschreiben an Eschenmayer, „Philo-

sophie und Religion", wendet Schelling naturphilosophische Formeln auf die Mythologie der Alten an. „Es war eine Zeit, wo Religion abgesondert vom Volksglauben gleich einem heiligen Feuer in Mysterien bewahrt wurde und Philosophie mit ihr ein gemeinschaftliches Heiligthum hatte; später wurden die Mysterien öffentlich und verunreinigten sich mit dem Fremdartigen, das nur dem Volksglauben angehören kann. . . Im Gegensatz gegen den letztern war die Geheimlehre in den Griechischen Mysterien, den Ursprung der Sinnenwelt als einen Abfall von der Gottheit darzustellen: das gefallene Göttliche im Menschen müsse möglichst von der Gemeinschaft des Leibes gereinigt werden, um so der Anschauung des Urbilds wieder theilhaft zu werden. Besonders scheint diese Idee durch die Geschichte der Demeter und der Persephone symbolisch vorgebildet zu sein."

Diese Ideen führte der Heidelberger Professor Creuzer in den „Studien", die er mit seinem Collegen Daub seit 1805 herausgab, von Jahr zu Jahr an einzelnen Mythen weiter aus, bis endlich 1810 das große Werk „Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen", daraus hervorging. Er war ein leidenschaftlicher Anhänger Platos: in seinen Schriften findet er den „immer heitern Gipfel, von dem man mit Ironie auf die Wolken herabsieht, die das gemeine Leben umschatten". Ihm sind die Götter- und Heldengeschichten der griechischen Mythologie nichts andres als Gleichnisse astronomischer und physikalischer Wahrheiten: die Griechen haben dieselben aus Aegypten und Indien entlehnt, aber der leichtere Sinn des Volks hat die Bedeutung vergessen, und die altägyptische Weisheit hat sich nur in den Mysterien erhalten, einer Art Freimaurerorden, in dem die indisch-ägyptischen Priesterschaften sich fortgepflanzt. Die echte Ueberlieferung der alten Religion findet sich, wenn auch verstümmelt, nur im Hesiod. Bei dem Fall der Königsgeschlechter, als Griechenland durch Revolutionen erschüttert wurde, sank auch die Herrschaft der Priester, welche bis dahin die theologische Dichtung gepflegt. Darauf bildete sich eine derbe weltliche Poesie aus, die Priester wurden von den Laiensängern angefeindet, Homer kümmerte sich nicht um ihre Weisheit, er machte aus den tiefsinnigen Symbolen inhaltlose Thatsachen und flocht nur hin und wieder doppelsinnige Hindeutungen ein.

Bacchus, Silen, Pan — lauter mystische Symbole! Dann Untersuchung der Symbole des Stiers und des Bechers in Beziehung auf die Schöpfung und die Sternkunde. Den Ursprung des schöpferischen

Weltbechers versetzt eine orientalische Nachricht nach Aegypten. Eine Stelle des Herodot, verglichen mit der Bibel und dem Firdusi, führt uns zu den Kabiren, „unter denen man sich Himmel und Erde unter verschiedenen klimatischen und localen Bestimmungen dachte", bis wir endlich beim Ei der Leda ankommen, d. h. beim großen Weltei. Alles fließt in einander, Wischnu, Bacchus, Herkules, Odin, der hörnene Siegfried, keine Gestalt läßt sich fassen, die ganze Götterwelt taucht ins Chaos.

„Ist jene poetische Betrachtungsart der Natur des Menschen ein Traum", rechtfertigt sich Creuzer, „so haben ihn die edelsten und geistreichsten Völker der Vorwelt geträumt. Allen ihren Gedichten und Gebilden liegt er zu Grunde; auf Vasen, Reliefs, Münzen und geschnittenen Steinen findet sich diese Anschauungsweise verkörpert."

Einer der eifrigsten und geschätztesten Mitarbeiter an Creuzers „Studien" war Görres, der als geborner Katholik Voß noch mehr in dem Verdacht bestärkte, es sei auf Wiederherstellung der Jesuiten abgesehen. Görres war damals bereits eine namhafte Persönlichkeit. Sohn eines rheinischen Floßhändlers und einer Italienerin, mit südlicher Gluth der Phantasie ausgestattet, hatte er 1797, einundzwanzig Jahr alt, dem republikanischen Club in Coblenz ein Organ, das „rothe Blatt", gegründet und darin für die französischen Ideen begeistert Propaganda gemacht, allerdings aber das Erpressungssystem der französischen Machthaber ebenso rücksichtslos gegeißelt. Als daher wegen „Erregung des Nationalhasses" die Unterdrückung seines Blattes beantragt wurde, ließ er es scheinbar eingehn und setzte es unter dem Titel „Rübezahl" fort. Der Ton dieser Zeitschriften zeichnete sich durch eine übermüthige, mitunter an Abraham a Santa Clara erinnernde Laune aus. Von seinem Freiheitsrausch wurde er ernüchtert, als er, um die Einverleibung des linken Rheinufers in die französische Republik zu befürworten, an der Spitze einer Deputation grade in dem Moment nach Paris kam, da das Glockengeläut aller Ortschaften den Sturz der Republik feierte. In einer Audienz beim ersten Consul witterte er sofort den „fertigen Imperator"; Görres erkannte jetzt, daß die Franzosen ihren eignen Nationalgott hätten und wie sie es mit der allgemeinen Völkerfreiheit hielten. Es macht ihm Ehre, daß er sofort mit seinen früheren Sympathien brach, sich von der Politik gänzlich zurückzog und als Lehrer an einem Lyceum in Coblenz lediglich seinen wissenschaftlichen Studien lebte.

Er wurde nun von der neusten Richtung der Philosophie ergriffen

und veröffentlichte in Form von Aphorismen kleine Schriften über Kunst, Organonomie und Physiologie. Von der Einheitsidee aller Religionen inspirirt, legte er sich sodann auf die Erforschung der Urgeschichte und Mythologien der Völker, aus der später seine asiatische Mythengeschichte, zunächst, 1805, seine Aphorismen über „Glauben und Wissen" hervorgingen. „Und kennt ihr das Land", heißt es hier in seiner phantastischen Sprache, „wo die Menschheit die frohen Kinderjahre lebte? wo die junge Phantasie zuerst in den Blüthendüften sich berauschte, und in dem süßen Rausch der ganze Himmel in zauberischen Visionen sich ergoß? An die Ufer des Ganges, da fühlt unser Gemüth von einem geheimen Zug sich hingezogen, dahin gelangen wir, wenn wir dem stillen Strom in heiligen Sagen und Gesängen bis zur Quelle folgen. Schaffend hatte die Gottheit dem All sich offenbart, da offenbarten nachschaffend die Götter sich in der heiligen Mythe. Indiens reiche Natur schwellt in dieser Mythe üppig uns entgegen, zarte, wundervolle Blüthen, die aus fremden Augen uns ansehn, in fremden Sprachen zu uns sprechen. Wie ein heiliges Feuer trugen es die Völker auf ihren Wanderungen einher, nur matter und matter glühte es auf, wie sie weiter von der Heimath sich entfernten, aber selbst in der Edda, tief im Eis des Pols ist die heilige Gluth nicht erstickt, sie glüht im Innern fort, wie Islands Feuerberge. Unser ganzes Wissen ruht auf diesen einfach großen Ueberlieferungen der Urwelt, die in der Tiefe der Vergangenheit begraben liegt. Selbst die christliche Mythe dringt nicht so tief in die Mysterien der Religion ein als die indische. Es ist nun an der Zeit, die Schleier von diesen Mysterien hinwegzuziehn." Görres sucht nun die Mythologien der verschiedenen Völker mit den Speculationen der Naturphilosophie zu vermählen und daraus einen neuen Mythus zu bilden. Mit andern Worten dürfte sich dieses pantheistische Hexeneinmaleins leicht in Jakob Böhme wiederfinden.

Hier noch ein wahres Brillantfeuerwerk aus einer weniger bekannten Schrift „Die Religion in der Geschichte", „Studien" 1807. „Es hat die alte Erde zuerst ihr Werk vollbracht: aus eigner Tiefe wollte sie sich selbst ein Wunderkind gestalten; in verborgner Kluft und in finstern Abgründen hat sie den Samen zu dem Bilde aufgesucht, alle Unterirdischen haben zu dem Werk ihr beigestanden, und mit vielfältigen Gaben den Liebling ihr gesegnet; auch die Lüfte haben wie im Liebesregen sich über ihn hinabergossen, und der Mond hat mit seinen kalten Influenzen freundlich ihn bestrahlt und in seine dunkeln Effluvien wie ein Netz ihn eingeknüpft. So ist die irdische Natur im Menschen

zuerst hervorgegangen, ein seltsam kunstreich Werk der Schattenmächte; es sind die Abgründe der Erde ihr aufgeschlossen, und durch die Spalten schlägt sie die Wurzeln in die Tiefe ein. Und wie kühle Schauer nach dem Uebergang durch die Lüfte ziehn, und feuchte, kalte Nebelformen unten an der Erde streichen, und ein leiser Athem wie der eines Schlafenden durch den Luftkreis geht, so bewegte sich die beschattete Gestalt durch die Dunkelheit, wie ein Traum, den die Natur geträumt, und der lebendig geworden nun nachtwandelte in der Träumenden. Einer Erscheinung gleich, die aus den Gräbern steigt, war die Gestalt den bildenden Göttern aus der Erde hervorgestiegen, und so lange die mütterliche Nacht verweilte, weilte das dunkle Wesen auch außen an der Oberfläche; wie aber die Morgenröthe am Horizont erschien, da fuhr der finstre Geist in sich zusammen und flüchtete in tiefe Schluchten vor dem einbrechenden Licht, das ihm feindselig ist und verhaßt."

„Ueber dem Orient ist die Sonne zuerst dem Geschlecht aufgestiegen, und dann nach Westen allmälig mit ihm fortgeschritten am Himmelsbogen, während die Menschen unten durch den irdischen Thierkreis sich durchgewunden. Der Zug des alten Bacchus von Indien und den Ufern des Ganges und Indus aus, nordwärts gegen den Oxus, Sogdiana, durch Medien, Persien, Phrygien bis nach Thrazien hin, und südwärts über Chaldäa, Arabien nach Aethiopien durch Vorderasien und nach Aegypten, ist das erste Buch der Welthistorie, die Geschichte des ersten Erdensabbats und jenes Sonnenlaufs. Begeisterung spendete der Gott auf seinem Zuge; die Weintraube war das Symbol jenes Götterrausches, der die neugebornen Geschlechter ergriffen hatte, und wie der Freudengeber dahinzog in strahlender Herrlichkeit, in seinem Gefolge Korybanten, Kureten, Pane, Silenen, Satyrn, hatten alle sich an ihm in Himmelsfeuer vollgesogen, und den Thyrsus schwingend, Evoe jubelnd, stürzten ihm die Chöre, wie die erglühenden Welten dem Sonnengotte nach. Das war die erste Feier auf Erden, nachdem der Gott die letzten Giganten durch die Macht des Thyrsus noch gebändigt. Aber es kamen andre Zeiten; es mußte verglühn der junge Phosphorus, um als später Hesperus erst wiederzukehren; es sollten die Tage der Arbeit nun beginnen. Da zog das heilige Feuer in die Verborgenheit der Tempel sich zurück, wurde dort als ewige Flamme von den Priestern gehütet, und brach nur da und dort periodisch durch. In den Bacchanalen und den Orgien regte nachglühend sich jene Trunkenheit der frühen Menschenjugend. Aus den indischen Tempelhöhlen waren diese Mysterien hervorgebrochen; wie ein unterirdischer Strom waren sie verborgen

tief unter der Erde hinweggezogen: in der Mythrahöhle brach der Strom brausend, eine siedende Naphthaquelle, zuerst hervor, und stieg innerlich erglühend himmelan; unter den Tempeln der Chaldäer wand er sich dann hindurch, und nun sich in vielfache Arme spaltend, drang er in freudig raschem Spiele dort in Saïs, in den Mysterien des Osiris und der Isis hervor; hier in Phrygien im Dienst des Atys und der Cybele; in Syrien und Phönizien in den Geheimnissen des Adonisdienstes; in Lybien im Ammonstempel; dann wieder oben im thrakischen Norden im Cultus der Kabiren; rann weiter unter dem Meere von allen Weltgegenden sich sammelnd durch, um in Eleusis, als Heiligthum der ganzen Erde von der alten Zeit anerkannt, noch einmal in einer herrlichen flammenden Cascade aufzusteigen."

Wir flüchten auch aus diesem Feuerregen und eilen zur Periode des römischen Kaiserthums. „In der monotheistischen Lehre des Judenthums war in neuer, höherer Apotheose heraufgestiegen ein neu göttlich Leben: Jehovah, ganz ein lebendiger Gott, leidenschaftlich, zornmüthig, mordgrimmig, selbst verklärter Moses wie der spätere Allah ein verklärter Mahomed, herrschte nun in Majestät und Herrlichkeit durch den neuen Olymp; die Elementenwelt aber war tief unter ihm, der Sternenhimmel sein Fußschemel, der Donner seine Stimme und die Blitze seine Boten." Nun aber trat mit dem Christenthum der Logos in die Welt. „Durch das Christenthum war ein großer Fortschritt der menschlichen Natur bezeichnet: es war eine neue, große Abstraction in das allgemeine Leben eingetreten, und durch Abstractionen geht aller Fortschritt in der Geschichte.". Im Papstthum vollendete sich dieser Organismus. „So stand der Titan des Mittelalters da, hochgemuth; nicht mehr von unten herauf von der alten Mutter allein gekräftigt, sondern jetzt in der Gnade des Himmels stark, schritt er daher und bekämpfte nun selbst den feuersprühenden Typhon des Islam, die letzte Ausgeburt des alten Heidenthums." Kläglich ist der Anblick der Zerstörung, in die der schöne Bau, der in zwei Welten seine Fundamente hatte, zerfallen ist. Mit dem Schießpulver begann der Ruin: mit der Reformation war er vollendet. „Ohne Zweifel waren es die Kräftigern im Volk, der letzte Rest von wahrhaft altdeutscher Energie und Lebendigkeit, was die Reformation zunächst begründete; sie sahen die Verwesung um sich her und wollten neuen Geist eingießen dem Hinfälligen. Sie wandten, um ihren Abfall von der Idee zu decken, sich dem ursprünglichen Christenthum zu, und bewaffneten den einfachen Geist des Stifters gegen sein eigen Werk, das so nothwendig wie die spätern Erdgestalten aus dem Frühern hervorge-

gangen war; aber sie vergaßen, daß das Christenthum, wenn es länger fortbestehen sollte, nimmer wie der Strom zu seiner ersten Quelle kehren konnte." Es folgte die Revolution: „Die alten classischen Formen sollten wiederkehren, antiker Republikanersinn; aber es war nicht an der Zeit: die Unternehmung, frivol begonnen, war nicht mit welthistorischer Einsicht geleitet worden; in Worten hatte sich das Geschlecht berauscht, aber die Worte wurden mit Worten abgewiesen, sie verflogen wie Rauch und Dunst." So ist das Zeitalter abermals in sich zusammengebrochen; die Götter sind wieder zurückgegangen in die Elementarwelt. Aber wie die Ereignisse der Gegenwart nothwendige Naturproducte, so sind sie auch ein Fortschritt gegen die Vergangenheit. „Nimmer kann der Erdgeist in Verdammniß sinken, er kennt nicht Tod und die Vernichtung nicht, denn er ist unsterblich und ewig jung, und immer erneuten Lebens voll; eine heilige Schlange, die, streifend die alte Hülle, in jedem Zeitalter von neuem sich erzeugt."

Von wissenschaftlichem Werth ist fast kein einziges Wort in diesem Dithyrambus; die Gedanken sind fast durchweg Reminiscenzen aus Herder, Schiller, Novalis, Schelling, aber was für ein Feuer! was für eine Beredsamkeit! Nach einem solchen Trank dürstete die damalige Jugend.

Görres hat seine Ideen aus dem Aermel geschüttet; erst Juni 1810 legte er sich eifrig auf das Persische, und hat sich durch seine Uebersetzungen unbestreitbare Verdienste erworben. Fr. Schlegel studirte schon seit 1802 gründlich Persisch und Sanskrit. Damals gab es in Deutschland noch keine Lehrstühle für so etwas. Görres bemühte sich 1805 umsonst in Würzburg, in München, er fand endlich eine Zuflucht in Heidelberg.

„Die schönsten Zeiten sind ohne Zweifel die, in welchen die verworrene Fülle der äußern Bewegung, die mit einander ringenden Gedanken, die mit einander kämpfenden Ereignisse, die unruhig verzerrten Gestalten eine feste Form gewinnen. Aber eingeleitet wird ein neuer geschichtlicher Proceß immer durch eine vorangehende Verwirrung. Es sind nicht die unbedeutendsten Naturen, die von einer solchen Verwirrung ergriffen werden. — Unsre Sprache hat zuerst durch Goethe ihre wunderbaren Schätze eröffnet; sie ist bestimmter geworden für die Gedanken, mächtiger, wo die That sich aussprechen soll, sicherer, wo eine Gestalt erscheint, geistig reicher, wo ungewöhnliche Ereignisse dargestellt werden sollen. Zeiten der Geschichte in ihrer wildesten Bewegung, Räume der Natur in ihren rauhen Umrissen treten bedeutungsvoller

hervor, weil in beiden das Innerste des Gemüths sich reicher aufzuschließen vermag, weil Natur und Geschichte, Vergangenheit und Zukunft, das Beschränkteste des Gegebenen, Ueberlieferten und das Ueberschwänglichste des Geahnten und zu Erreichenden sich uns zu gleicher Zeit aufdrängt und Darstellung fordert. Aber dieser erwachte Sinn weiß sich nicht zu bändigen. Zuerst entsteht ein wüstes Gewühl von wilden Ereignissen, ein Knäuel widerwärtig verschlungener Personen, die alle Ruhe der Entwicklung zerstören, und bei dem unmöglichen Bestreben, dem, was erst werden soll, Umrisse und Gestaltung zu geben, jede gegebene Gestalt vernichten. Gleich fliegenden Wolken, die sich aus allen Gegenden zusammenziehn oder aus einem düstern Mittelpunkt zerfließen, wechselnd mit einem trüben Sonnenblick, der schnell verschwindet, können diese Massen nur durch die grellsten Contraste auseinander gehalten werden, und Thaten, Ereignisse und Gestalten treten bizarr hervor aus den verschiedensten Gegenden mit den fremdartigsten Entschlüssen, in Ereignisse, die nirgend vorbereitet sind, hineingerissen, die immer nur ein rohes, an Entsetzen grenzendes Erstaunen erregen, und durch das Bizarre für einen Augenblick Verwunderung, aber nie Theilnahme erwecken."

Mit diesen Worten charakterisirt Steffens in seinem Buch „Was ich erlebte" die gährende Zubereitungszeit der hier geschilderten Epoche. 10 Jahr nach Ablauf derselben schreibt er an Tieck:

„Es war eine wunderliche, ahnungsvolle Zeit. — Durch große Hoffnungen und sonderbare Wünsche getrieben, ließ ich mit einem großen kindlichen, recht eigentlich absichtslosen Muthwillen all meine Gedanken und Anschauungen, geschenkte und eigne, ein loses leichtes Spiel treiben. — Aber so gewiß die Zeit, in der wir uns Alle vereinigt träumten, reich an Keimen war, so lag doch etwas Ruchloses im Ganzen. Ein geistiger Babelthurm sollte errichtet werden, den alle Geister aus der Ferne erkennen sollten. Aber die Sprachverwirrung begrub dies Werk des Hochmuths unter seine eignen Trümmer. Bist Du der, mit dem ich mich vereinigt träumte? fragte einer den andern, ich kenne Deine Gesichtszüge nicht mehr, Deine Worte sind mir unverständlich! Und ein jeder trennte sich in die entgegengesetztesten Weltgegenden, die meisten mit dem Wahnsinn, den Babelthurm dennoch auf eigne Weise zu bauen."

Elftes Buch.

Unter der Fremdherrschaft.

1806—1814.

1.

Einbruch der Fremdherrschaft.

1804—1806.

Während die deutsche Dichtung und Philosophie sich an dem Spiel mit bunten Idealbildern ergötzte, ballte sich immer finstrer die Wetterwolke zusammen, die lange am Horizont gedroht hatte. Der Ausbruch war fürchterlicher, als irgend wer geahnt.

„Wir führen hier", schreibt Görres 6. Febr. 1804 aus Coblenz, „ein glückliches, gedeihliches Leben... Ein warmer, lieblicher, wohlthuender Hauch geht aus von dem Geist, der sein ganzes Volk zerquetscht und von dem ganzen Menschen nichts als den Arm mit dem Commandostab behalten hat. Wir lehren unsre Kinder das Einmaleins und prägen es ihnen tief ein, damit sie einmal schachern können und das Gouvernement taugliche Subjecte für Receveurs und Percepteurs bekomme. Wir lehren Latein, damit sie den Cäsar lesen und verstehn können, daß die Welt einen Herrn haben muß, dessen Willen das Gesetz ersetzt. Und wenn wir Latein gelernt haben, fangen wir mit dem Einmaleins wieder an, alles andre ist Tand. Handel und Gewerbe gehn sehr gut. — Das ist das Exposé unsrer Lage, wie es der erste Consul auseinandergesetzt hat, und ich würde nicht wagen, ihm ein Wort zu verdrehn, aus Furcht vor dem Galgen, überdem sagt er nichts, als was wahr ist. Wir grübeln nur nach, wie er dies und jenes gemeint haben könne. Der englische Krieg macht uns wenig Kummer, wir werden sie nächstens ins Meer schütten und fortgehn und kein Wort sprechen. Herren sind wir vom Viertel der Welt, die übrigen drei Viertel sind von barbarischem Lumpenvolk bewohnt. Was am Himmel passirt, will noch nicht gehorchen, aber wir haben Maßregeln ergriffen, daß auch das sich fügt."

18. Mai 1804 setzte sich Napoleon die Kaiserkrone auf; 14. August proclamirte sich Oesterreich als Erbkaiserreich. Im September kam der Imperator auf einer großen Rheinreise auch nach Köln; die Feier dieses Tages hat Dorothea sehr anschaulich beschrieben. „Nie habe ich solche Volksfeste gesehn! Nirgend in der Welt können sie auch so wohl eingerichtet sein, als wo die katholische Geistlichkeit anordnet und präsidirt; diese allein hat noch Sinn und Geschmack für wahre Ceremonien, für Würde, Pracht und Freiheit." Der Jubel des Volks war so groß, daß die Kölner Bürger dem Kaiser die Pferde ausspannten und selber den Wagen zogen! Der Kaiser grüßte mit großer Freundlichkeit."

Energisch hatte Großbritannien den Kampf gegen das aufkeimende Weltreich fortgesetzt; es war ihm alles daran gelegen, auf dem Festland eine Coalition gegen den Nachfolger Ludwigs XIV. zu Stande zu bringen; Preußen blieb unschlüssig. Wohl vernahm man günstige Stimmen auch in Deutschland: am meisten Aufsehen machte ein Pamphlet gegen Bonaparte, das Kapellmeister Reichardt in Halle anonym 1804 in die Welt schickte: das Material hatte ihm Graf Schlabrendorf in Paris geliefert.

Der thätigste Agent Englands war Gentz in Wien, der auch am Klarsten einsah, worauf es ankam. In einer Denkschrift, die er 6. Sept. 1804 dem Erzherzog Johann überreichte, machte er auf die Gefahr eines russisch-französischen Bündnisses aufmerksam. Dieser Gefahr zu begegnen, gebe es nur ein Mittel. Die Eifersucht Oestreichs auf das durch Usurpation in die Höhe gekommene Preußen sei vollkommen gerechtfertigt, aber „jetzt bleibt nur übrig, in der Quelle des gemeinschaftlichen Verderbens die Mittel der gemeinschaftlichen Rettung zu suchen. Eine treue Verbindung zwischen Oestreich und Preußen ist Deutschlands letzte Hoffnung. Durch alles, was Oestreich verlor, daß Preußen das werden konnte, was es ist, durch wiederholte blutige Kriege, offne und versteckte Befehdungen hat sich zwischen diesen beiden Mächten eine eherne Mauer gebildet: im Angesicht der jetzigen Gefahr wird der Weiseste sein, der das Vergangene am schnellsten vergißt. Die wahre Einheit Deutschlands ist unter den gegenwärtigen Umständen die Theilung Deutschlands zwischen Oestreich und Preußen."

Aehnliche Mahnungen hatte schon vor zwei Jahren Herder in der „Adrastea" ausgesprochen: Oestreich, im Bund mit Preußen, müsse dem letztern eine breitere Basis gönnen, damit die zum Wohl Deutschlands nothwendige Last seinen Unterthanen nicht zu schwer werde; durch

Sparsamkeit, Fleiß, Ordnung und Toleranz habe sich Preußen mehr als ein andrer Staat seiner Größe um die Cultur Europas verdient gemacht.

Um nun mit Berlin Fühlung zu gewinnen, schickte Gentz seine Denkschrift 14. Novbr. an Johannes Müller, dessen Stil er enthusiastisch verehrte: derselbe spielte seit einiger Zeit in Berlin eine namhafte Rolle.

Während seines elfjährigen Aufenthalts in Wien hatte er zweideutigen Zumuthungen nicht immer männlich widerstanden: „soll ich in meinem fünfzigsten Jahr wieder in die Welt hinaus, um ein Stück Brod?" — Immer deutlicher wurde ihm, daß nur ein Katholik die Stelle eines Oberbibliothekars bekleiden dürfe, er unterhielt sich wiederholt mit dem päpstlichen Nuntius über die Vorzüge der katholischen Kirche, und hätte sich vielleicht wirklich gefügt. Da kam eine Urlaubsreise dazwischen, die ihn über Weimar, wo er sich eifrig der Gesammtausgabe Herders annahm, nach Berlin führte.

„Was war es", schreibt er 12. März 1804, „das bei dem ersten Eintritt auf preußischen Boden mich neu belebte, mir die Jugendzeit wo Friedrich mein Held war, zurückrief und wie vaterländisch mir heimelte? Ich fühlte mich wie neu belebt, hier ohne Scheu reformirt und Gelehrter sein zu dürfen." Er war erst einige Wochen in Berlin, als man ihm den Antrag machte, als Mitglied der Akademie in preußische Dienste zu treten: 3000 Thlr. Gehalt, ein volles Jahrgehalt für den Umzug u. s. w. — „Was, Bruder, hättest Du gethan? Soll ich mein Leben thatenlos verschlafen, im Lande, wo Montesquieu verboten ist?" — erst ein Vierteljahr vorher hatte er dies Gerücht öffentlich als eine Verleumdung bezeichnet!! — „wo ich meine Bücher nicht herausgeben darf? wo überall mich Spione umgeben? — Hier hörte ich in den ersten Tagen mein Gemälde Friedrichs in einer Gesellschaft recitiren; man redet mit mir von Sempach und Laupen. Eine schöne Ausgabe der Schweizergeschichte wird projectirt, von einer Sammlung Scriptores rerum Germanicarum der Plan entworfen: Dinge, die mir so neu sind wie aus dem Monde! Zu aller Thätigkeit sind schöne Aussichten." — Im Juli wurde er förmlich angestellt. „Es ist in dieser Monarchie für alles Gute eine große Tendenz; Gott gebe Frieden, und unser Preußenvolk soll eins der herrlichsten werden!" Er hatte eine Geschichte Friedrichs des Großen vor: „es soll ein Stück antiker Kunst sein, geschrieben in seiner erhabenen Einfachheit und Kraft, gerecht und ernst, wie seine Größe es verträgt".

„In der Seele jedes großen Mannes", sagt Müller in der Festrede 24. Jan. 1805 in der Akademie, „liegt bei aller scheinbaren Divergenz in den äußern Handlungen eine vorherrschende Idee, welche als Schicksal all seines Thuns aufgefaßt werden muß. Friedrichs Idee war die Schöpfung des preußischen Staats. — In der Mark Brandenburg sollte der Mensch erproben, wie viel Fleiß und Muth über die Natur vermögen. Glücklich der Staat, welcher, von Anfang an ein Kunstwerk, fortgesetzter Kunst bedarf! Denn das Leben eines Staats ist, wie ein Strom, in fortgehender Bewegung herrlich: wenn der Strom steht, wird er Sumpf." — „Von dem an", schreibt Müller bald darauf in einer kurzen Selbstbiographie, „ist, was ich von Jugend an wollte, alle meine Kraft dem Ruhm des preußischen Staats gewidmet!"

Leider wurde er bald mehr, als sich für seine Natur schickte, in die praktische Politik gezogen. Das Berliner Cabinet kam sich sehr schlau vor. Man hatte in dem zehnjährigen Frieden bürgerlich gute Geschäfte gemacht, für die Armee war wenig gethan. Daß ein neuer großer Krieg im Anzug war, merkte man wohl, aber man hielt nicht für nöthig, über die eigne Lage in einem solchen Fall klar zu werden: im entscheidenden Augenblick, so meinte man, werde wohl der rechte Entschluß sich einstellen! Durch diese „Politik der freien Hand" machte man sich bei allen Mächten verdächtig. Müller schloß sich bald der Kriegspartei an, die unter der Leitung des Prinzen Louis Ferdinand leidenschaftlich und lärmend das schlaffe Cabinet bekämpfte. In diesem Sinn verhandelte er mit Gentz, während er zugleich mit der entgegengesetzten französischen Partei in Berlin Fühlung suchte. Wortführer dieser letzteren war Prof. Buchholz, ein steifer, eitler Doctrinär, der eben im „Neuen Leviathan" England wegen seines Mercantilsystems als Erbfeind aller Cultur und Napoleon als den wahren Hort der Freiheit darzustellen suchte: er stehe auf dem erhabnen Standpunkt, wo alle Leidenschaften schweigen und die reine Intelligenz regiert! — Dagegen nennt ihn Jacobi 14. April 1805 einen Fürsten der Finsterniß, wie vor ihm noch keiner sichtbar auf Erden gewaltet!

„Es ist nicht mehr auszuhalten in diesem Lande!" schreibt Görres 3. Febr. 1805 aus Coblenz. „Es ist schrecklich, unten und oben und überall von Schlechtigkeit überlaufen zu sein, so daß man nicht athmen kann, ohne Gefahr zu laufen, von der Stickluft erwürgt zu werden."

„Man darf den Fürchterlichen", schreibt Ernst Moritz Arndt

in Greifswald, Fichtes Schüler in Jena, „so leicht nicht richten, als es die meisten thun in Haß und Furcht: die Natur, die ihn so schrecklich wirken läßt, muß eine Arbeit mit ihm vorhaben, die kein Andrer so thun kann. Die ernste Haltung, des Südens tiefversteckes Feuer, das erbarmungslose Gemüth des Corsen, mit Hinterlist gemischt; eiserner Sinn, der furchtbarer sein wird im Unglück als im Glück; innen tiefer Abgrund und Verschlossenheit, außen Bewegung und Blitzesschnelle; dazu das dunkle Verhängniß der eignen Brust; der Aberglaube des großen Menschen an sein Glück — diese gewaltigen Kräfte von einer wild begeisterten Zeit ergriffen und vom Glück emporgehalten, wie mußten sie siegen! Menschliche Tugenden der Helden und Fürsten können nichts gegen einen, der alles gebraucht, was ziehn, stoßen und vernichten kann!"

17. März proclamirte sich Napoleon als König von Italien, auch die Schweiz fiel in seine Hände. „Jetzt", schreibt Joh. Müller an Gentz, „gedenke man keines Feindes als des allgemeinen! auf den allein ergieße man allen Haß, durch die volle Ueberzeugung, daß dem Frieden der Welt Niemand als seine Existenz zuwider ist. Alle unsre Studien seien dem einigen Zweck geweiht, um dessenwillen allein das Leben der Mühe werth ist! Man wirft sich das Bücherschwelgen vor wie einen Rausch, getrunken zu einer Zeit, wo man im Rath sein sollte." — „Was es mir sein muß, das Land, welchem ich einen so großen Theil meines Lebens geweiht, in der Pfütze des bonapartischen Kaiserthums endigen zu sehn, können Sie sich denken, und die Wuth meines Hasses! Ich möchte alle Bücher wegwerfen, um dies bellum internecivum hindurch nur dem Augenblick zu leben. — Die Lumpigkeit der Literatur ist auch Folge der Abspannung, die das Gefühl hervorbringt, es sei nun einmal keine andre nützliche Kunst, als Ihm zu gefallen!"

Oestreich, im Bund mit Rußland, hat sich zum Krieg entschlossen. 25. Sept. 1805 gehn die Franzosen über den Rhein. — „Jetzt, wo Sie frei sind", schreibt Joh. Müller 30. Sept. an Gentz, „reißen Sie dem Feinde jede Maske vom Gesicht; zerstören Sie die Illusion seines Glücks, zeigen Sie allen Völkern, daß er nur das Geschöpf ihrer Kleinmuth ist!"

Um schneller die feindliche Armee zu erreichen, zieht Napoleon 3. Oct. durch preußisches Gebiet (Anspach). Gewaltige Entrüstung in Berlin; der Minister Haugwitz wird ihm nachgeschickt, um Rechenschaft zu fordern, unter Mobilmachung der gesammten Armee. Indeß muß

das östreichische Corps des General Mack 17. Oct. bei Ulm capituliren und Napoleon rückt in das Herz Oestreichs ein.

„Wir sind geschlagen!" schreibt Gentz, der 8. Nov. mit seinen Vorgesetzten aus Wien entwich, „in einem Augenblick, wo aller Werth des Lebens am Siege hing! Jetzt mag geschehen, was da will, ein größerer Schmerz trifft mich nicht mehr! — — Der König von Preußen ist jetzt Schiedsrichter über Leben und Tod von Europa; wenn er auch nur wankt, geht alles zu Grunde. Ich bin nicht einer von denen, die jetzt keine andre Politik kennen als das Geschrei: kommt denn Preußen nicht bald? Unser höchster Wunsch muß sein, daß in Preußen alles mit Ruhe und Ueberlegung geschehe. Eine preußische Armee geschlagen! Das ist ein Gedanke, wogegen mir der, daß morgen die Franzosen in Wien einziehn, noch süß und lieblich vorkommt!"

„Wie die Dinge stehn, kann man kaum auf mehr rechnen als auf einen schönen Untergang!" so schreibt Heinrich v. Kleist aus Königsberg. „Sicher werden die Franzosen uns angreifen, wenn wir noch vier Wochen fortfahren, drohend an der Pforte ihres Rückzugs aus Oestreich zu stehn. Warum ruft der König nicht die Stände zusammen, und erklärt ihnen, es handle sich um Sein oder Nichtsein!"

Haugwitz wird von Napoleon hingehalten, bis in der Schlacht bei Austerlitz, 2. Dec., Oestreich und Rußland zu Boden geworfen sind. 26. Dec. wurde zu Preßburg der Friede geschlossen; Oestreich verliert viel, aber es bleibt immer ein selbständiger Staat. Haugwitz hat nothgedrungen einen Vertrag unterzeichnet, der Preußen gegen England und Rußland in eine höchst zweideutige Stellung brachte und später noch zum Nachtheil Preußens abgeändert wurde.

„Nun ist Europa hin!" schreibt Müller an Gentz. „Da nach rettungslosem Untergang des Gemeinwesens Jeder für sich zu sorgen hat, so ist mein Gedanke auf eine Freistätte, den Rest meiner Tage zu Niederlegung meiner Protestation für die Nachwelt zu verwenden. . . . Mein Sinn steht nach dem russischen Reich. Wie gefällt Ihnen das? Wohl nicht, weil Sie an Deutschland hängen. Jawohl, Deutschland! wüßte ich nur, wo es liegt!"

Mit wilder Gewaltthat wurde in Deutschland alles drunter und drüber geworfen. In München, das nun Hauptstadt eines neuen Königreichs wurde, gab sich 1. Jan. 1806 eine ausschweifende Begeisterung für Napoleon kund. 17. März löste sich der deutsche Reichstag auf.

Bei dem Abschluß des Friedens von Preßburg hatte Gentz einen

Augenblick den Muth verloren; doch setzte er sofort hinzu: „durchaus verzweifeln ist unerlaubt, unnatürlich. Es wäre gegen alle Grundgesetze der moralischen Welt, daß eine große alte Welt so vor unsern Augen untergehn sollte, ohne daß irgend ein äußeres oder inneres Gegengewicht sie aufzuhalten vermöchte. Mein einziger Trost ist, daß, sobald Hilfsmittel irgendwo aufdämmern, ich immer einer der ersten sein werde, die sie erkennen, umfassen, beleben und befruchten." Aber er verlangt von jedem Patrioten, im Augenblick sich streng und einseitig an die conservative Partei anzuschließen, um der Unordnung Gegenpart zu halten.

16. April 1806 vollendete er in Dresden, wo er auf Urlaub ohne eigentliche Beschäftigung in den tollsten Verschwendungen lebte, die Vorrede zu den Fragmenten aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa. Er wandte sich an die wenigen bessern Geister, von denen allein die Verjüngung des Vaterlands ausgehn könne. „So lange ihr nur aufrecht steht, ist nichts ohne Hoffnung gefallen. Unmöglich, daß soviel vereinzelte aber gediegene Kraft, solcher Reichthum natürlicher Talente und tiefdringender Bildung sich nicht, früh oder spät, in einem Brennpunkt sammle; unmöglich, daß aus diesem ehrwürdigen Stamm so mannigfaltiger Hoheit, aus so vielen, durch ehemaligen Ruhm, zur Fortpflanzung eines heiligen Erbtheils verpflichteten und geweihten Familien nicht endlich ein Retter und Rächer hervorgehn sollte, der Deutschland und Europa wieder aufbaue! Diesem Schutzgeist, er erscheine, wann er wolle, entschlossene und brauchbare Werkzeuge, den Tyrannen rechtschaffne Feinde und der Nachwelt eine Pflanzschule von kraftvollen Gemüthern zu erziehen: — das ist Euer großer Beruf!"

Mit Entzücken las Joh. Müller diese Schrift: „Einst soll die Nachwelt es wissen, daß wir einerlei Sinnes waren und uns liebten wie Waffenbrüder im heiligen Streit! Noch bin ich toll, im Rausch, von dem Göttertrank, den Deine liebe Rechte mir gab! Fühlen kann ich erst; reden später. Mir bleibt kein andrer Stolz als des guten Herzens, womit ich den nicht gleichgültigen Lorbeerzweig mit glühendem Kuß dem Unübertrefflichen überreiche!"

Preußen hatte darauf gerechnet, für den letzten Augenblick die Wahl in der Hand zu behalten; nun wurde ihm der gefährlichste Entschluß aufgedrungen; Napoleon hatte die Absicht, es zu zertrümmern. Einer förmlichen Demüthigung wollte sich der Staat Friedrichs nicht unterziehen: er taumelte in den Krieg mit dem stillen Gefühl der Hoffnungslosigkeit. „Es sieht wieder sehr kriegerisch aus", schreibt Dorothea

aus Köln, „und die Wünsche der entgegengesetzten Parteien vereinigen sich darin, daß der neutrale Egoismus tüchtig in die Wäsche komme!"

In den Vorlesungen über die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters", die Fichte im Winter von 1804:1805 in Berlin gehalten hatte, aber erst jetzt drucken ließ, sieht er die Sünde des Zeitalters in der absoluten Subjectivität. Jede Idee der Autorität ist aufgegeben; wie man für sich Meinungsfreiheit in Anspruch nimmt, so gesteht man sie allen übrigen zu und verspottet jeden, der eine genügende Idee gefunden zu haben glaubt. Man strebt niemals nach einem abschließenden Urtheil; als das größte Verdienst gilt, eine möglichst große Zahl von Ansichten und Meinungen aufgestellt zu haben. Aus dieser allgemeinen Toleranz ergiebt sich die Unfähigkeit des Zeitalters zur That, denn eine That wird nur durch Abschluß des Urtheils möglich; jeder lebt für sich hin, das eigne Wohl ist die einzige Richtschnur.

Sehr merkwürdig ist in diesem Buch eine Aeußerung. Fichte erklärt es als den berechtigten Naturtrieb jedes kräftigen Staats, sich zur Weltmonarchie zu erweitern. Was soll nun der Philosoph thun, wenn das Vaterland die Beute eines Eroberers wird? — „Der Erdgeborne mag dann an der Scholle haften; der sonnenverwandte Geist wird dahin streben, wo Licht ist!" —

Aehnlich klagt sein Schüler E. M. Arndt im „Geist der Zeit" die Subjectivität des Zeitalters an; er erklärt sie in Deutschland aus dem westfälischen Frieden und dem siebenjährigen Krieg. „Friedrich war der größte Mann seines Zeitalters; vieles wird die Zukunft von ihm nehmen, aber die Allmacht kann sie ihm nicht nehmen, mit welcher er Europa beherrschte: nur durch die allgemeine Verdammung der Zeit wird er fallen, der größte unter den Trümmern!" — „Geschieden stehn seitdem die Kräfte der edlen deutschen Nation, und einen nach dem andern wird Gallische List zerstören, bis sie endlich alle unter die Füße tritt." Zu Gunsten eines flachen Weltbürgerthums haben wir die nationale Persönlichkeit aufgegeben. „Die Väter hatten doch noch einen Gott, der ihnen Schrecken und Freude brachte, ein allmächtiges Schicksal: wir sind so klein geworden, daß die Erhabenen uns nicht mehr treffen, sicher kriechen wir unter ihren Donnerschlägen hin." — „Es ist wahr, wir können mit Stolz auf unsre Ideenarbeiten blicken, aber dieser himmlische Reichthum hat uns irdisch arm gemacht; in der Begier, das Herrlichste zu gewinnen, haben wir das Kleinere vergessen, und sind mit Recht den Andern zum Gespött geworden." — „Nur durch Flammen geht man zu den Göttern empor, aber den Todessprung in das läuternde

Feuer zu wagen, ist das Geschlecht zu klug und zu verzagt. Hineingerissen wird es werden durch das Unglück, und durch langsame Qual wird es des Todes sterben zur Verjüngung."

„Es steht bevor", schreibt Schleiermacher, „ein allgemeiner Krieg, dessen Gegenstand unsre Gesinnung, unsre Religion, unsre Geistesbildung nicht minder sein wird, als unsre Freiheit. Ich athme Gewitterluft und wünsche, daß ein Sturm die Explosion schneller herbeiführe; denn an Vorüberziehn ist nicht mehr zu denken."

In Berlin nahm man die Dinge noch immer ziemlich leicht. Noch immer träumte man von der Politik der freien Hand: ob man gegen Napoleon, gegen Rußland oder gegen England Krieg führen solle, wußte man noch nicht; die ohnehin eingerostete Armee wurde von der einen Grenze zur andern dirigirt. Schleiermacher und Steffens, die im Frühling 1806 Berlin besuchten, fanden die Residenz so lustig wie je: Königin Luise erschien auf einem Maskenball als Psyche mit Schmetterlingsflügeln; man tanzte auf einem Vulcan. 11. Juni wurde an England wegen Hannover Krieg erklärt, zugleich aber versichert, es sei nicht Ernst. An demselben Tage wurde die „Weihe der Kraft" aufgeführt; Iffland gab den Luther und machte für das Stück überall Propaganda. Der Dichter, Zacharias Werner, hatte in Berlin Oct. 1805 durch seine freimaurerischen Gönner eine Präbende erhalten. 29. Juli wurde das Stück durch einen öffentlichen Maskenzug übermüthiger Officiere verhöhnt. — Neben Werner hielten sich der dänische Dichter Öhlenschläger, Reichardt, Arnim, Chamisso u. A. in Berlin auf; Joh. Müller und Fichte standen im Mittelpunkt der Gesellschaft; Al. v. Humboldt, als hochberühmter Reisender, hielt Vorträge über die tropische Vegetation.

17. Juli 1806 wurde die Rheinbundacte unterzeichnet: Napoleon hatte alles und mehr durchgesetzt, als die französischen Könige seit anderthalb Jahrhunderten erstrebt; denn der Rheinbund war, politisch betrachtet, die Einverleibung eines guten Stücks von Deutschland in die französische Monarchie. Der berühmte Anempfinder, Dalberg, der einzige von den geistlichen Kurfürsten, der übrig gelassen wurde, war als Fürst Primas ganz in Napoleons Händen.

Schon fanden sich Stimmen, die sich in die neue Lage zu schicken riethen: so zu Gentz äußerstem Entsetzen sein Freund Adam Müller in Dresden, nach seinem Grundsatz, daß jede Sünde bis zum Aeußersten durchgeführt werden müsse, um als Gegensatz das Bessere hervorzubringen. „Daß ein Interregnum von Universalmonarchie sich nicht ver-

meiden läßt und die heilige Sache des Christenthums indirect befördern muß, das ist das wehmüthige Resultat meiner Betrachtungen." (Juli 1806.) — Joh. Müller schreibt 27. Juli verzweifelt an Gentz, er wolle sich nicht den wilden Thieren vorwerfen lassen! — „Es ist wahr", antwortet Gentz, „die Zeiten werden täglich entsetzlicher; aber waren wir auf das, was jetzt geschieht, nicht gefaßt?"

„Wir stehn in einer wichtigen Zeitepoche, einer Gährung, wo der Geist einen Ruck gethan, über seine vorige Gestalt hinausgekommen ist und eine neue gewinnt. Die ganze Masse der bisherigen Vorstellungen, Begriffe, die Bande der Welt, sind aufgelöst und fallen in Nichts zusammen." Mit diesen Worten schloß Hegel Sept. 1806 in Jena seine Vorlesungen.

Indeß hatte sich Preußen zum Krieg entschlossen, die Armee war mobilisirt. Der deutsche Kaiser hatte 6. Aug. abgedankt. Das deutsche Volk zu schrecken, ließ Napoleon 25. Aug. den Buchhändler Palm erschießen, weil er patriotische Schriften verbreitet.

„Da der Krieg über unsere ganze Existenz entscheiden muß", schreibt Prinz Louis Ferdinand 2. Sept. aus Jena an Pauline, „so drängen sich unwillkürlich ernste Gedanken dem Geist auf." — 11. Sept. an Rahel: „Was ist dies erbärmliche Leben! Alles Gute verschwindet; warum sich beklagen, wenn im Kleinen geschieht, woran ein ganzes Zeitalter leidet!" — 10. Oct. fiel er bei Saalfeld.

14. Oct. war die Schlacht bei Jena; mit einem Schlage stürzte Preußen zusammen. — Das Schreckliche und Schimpfliche zugleich war nicht die verlorne Schlacht; dabei spielt das Unglück eine Rolle. Es war die völlige Haltlosigkeit des preußischen Officierstandes; eine Festung nach der andern ergab sich ohne Widerstand, alles Ehrgefühl schien untergegangen, die altfritzische Routine hatte ihre Probe schlecht bestanden. Mit Staunen und Hohn sah das Ausland auf das gefallene Preußen.

Aber nicht dieses allein sollte in seinem Hochmuth gebeugt werden, sondern ebenso der weltbürgerliche deutsche Idealismus, der Gott und die Welt zu begreifen und zu beherrschen glaubte und nun taumelnd umsonst nach einem Halt griff, da die Erde unter den Füßen wankte. Auch hier sollte die Spreu vom Weizen gesondert werden.

Nach der Schlacht wurde Jena von den Franzosen besetzt; der akademische Senat beeiferte sich, mit hündischer Devotion den großen Tag zu feiern. Hegel — der grade die letzten Bogen seiner „Phänomenologie" in die Druckerei schickte — schreibt über den Einzug Napoleons: „es ist eine wunderbare Empfindung, ein solches Individuum

zu sehn, das von diesem Punkt aus die Welt beherrscht!" In der Geschichte dieses Tages sah er den Beweis, „daß Bildung über Rohheit und der Geist über geistlosen Verstand den Sieg davon trägt!" — „Wie ich schon früher that, so wünschen nun alle der französischen Armee Glück, was ihr bei dem ganz ungeheuern Unterschied von ihren Feinden auch garnicht fehlen kann!!" — So weit hatte der Idealismus die Deutschen gebracht!

14. Oct. wurde Weimar geplündert; Goethe und Wieland blieben verschont. Napoleon war empört über Karl August, der noch beim preußischen Heer stand: „wo ist Ihr Gemahl?" herrschte er die Herzogin Luise an, die ihn mit edler Haltung empfing. „Wo es seine Pflicht ist!" antwortete sie; grollend ging er vorbei, doch sie hatte ihm imponirt; nach einigem Bedenken wurde der Herzog verschont.

Goethe war sehr erschüttert; der gewaltige Umschwung aller Verhältnisse ließ ihn fühlen, was er seinem sechzehnjährigen Sohn schuldig war: er führte 19. Oct. im Stillen Christiane zum Altar.

„Wo man hinsieht und hintritt", schreibt er 28. Nov., „sieht es wild und verworren aus, und das allgemeine Uebel zerspaltet sich doch eigentlich in unzählige einzelne Mährchen, deren ewige Wiederholung die Einbildungskraft mit häßlichen und unruhigen Bildern erfüllt. Haben wir ein halbes Jahr hin, so sieht man eher, was sich herstellt oder was verloren ist, ob man an seiner Stelle bleiben kann, oder ob man wandern muß. Das Letzte sollte man nur im äußersten Nothfall ergreifen; der Boden schwankt überall und im Sturm ist es ziemlich gleich, auf welchem Schiff man sich befindet."

In seiner Gesellschaft durfte von Politik nicht gesprochen werden, er beschäftigte sich hauptsächlich mit der Farbenlehre. „Man verleugnet sich das Ungeheure, so lange man kann, und verwehrt sich eine richtige Einsicht des Einzelnen, woraus es zusammengesetzt ist. Wenn man aber von diesem Kaiser hört, so begreift man, wie die Franzosen die Welt überwinden: man hätte voraussehn müssen, daß die höchste Erscheinung, die in der Geschichte möglich war, auf dem Gipfel dieser so hoch cultivirten Nation hervortreten mußte. — Wenn Jemand sich über das beklagt, was er und seine Umgebung gelitten, was er verloren hat und zu verlieren fürchtet, das höre ich mit Theilnahme: wenn aber die Menschen über ein Ganzes jammern, das verloren sein soll, das denn doch kein Mensch sein Lebtage gesehn, so muß ich meine Ungeduld verbergen, um nicht unhöflich zu werden."

„Das kleine Bethlehem, Weimar", schreibt der alte Wieland,

„hat in der Geschichte seinen Tag gehabt; aber die Sonne, die ihm vor vierzig Jahren aufging, ist untergegangen und die Nacht bricht an."

In Halle zogen die Franzosen 16. Oct. ein, auch hier wurde geplündert, Schleiermacher und Steffens geriethen in die größte Noth. Die Unbesonnenheit einiger Studenten, die dem Kaiser ein Pereat brachten, gab Veranlassung, die Universität ganz zu schließen; nur wenig Studenten blieben zurück, alles floh wie eine aufgescheuchte Heerde. Von Seiten der Professoren geschah viel Hündisches, leider hielt sich auch Fr. Aug. Wolff nicht rein. „Man sieht von allen Seiten", schreibt Schleiermacher, „einen Abgrund von Feigheit und Niederträchtigkeit. Der alte Schaden ist gewaltsam geöffnet, die Cur ist verzweifelt. Ich meinestheils bin entschlossen, so lange ich Kartoffeln und Salz auftreiben kann, hier zu bleiben. Eine einzige Ausnahme kann ich mir denken: wenn ich eine Möglichkeit wüßte, ins Hauptquartier meines Königs zu kommen. Außerdem daß ich ein Deutscher bin, habe ich die Schwachheit, ein Preuße zu sein; freilich geht meine Leidenschaft auf eine Idee von Preußen, welche vielleicht in der Erscheinung die wenigsten erkennen."

„Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!" schrieb der Minister Schulenburg 17. Oct. an seine Berliner, indem er ihnen den Verlust der Schlacht anzeigte. 24. Oct. waren die ersten Franzosen in Berlin, die Berliner gewöhnten sich bald daran und machten Witze; mancher Bürger freute sich über die Demüthigung seiner Junker, manche Dame war zufrieden, ihren Kindern jetzt umsonst Unterricht im Französischen geben zu lassen. Bald fanden sich feile Journalisten, die im Dienst der Fremden schrieben, es wurden schändliche Bilder gegen die Königin Luise in Umlauf gesetzt. 27. Oct. hielt Napoleon seinen Einzug.

„Gewaltig hat es mich ergriffen!" schreibt Joh. Müller, „kaum daß die Beine mich zu tragen vermochten. Aber obwohl viele mir anlagen, wegzugehn, und ich selbst zweifelhaft war, ich bleibe. Ich habe den Kaiser nie persönlich angegriffen, es war als ob eine unsichtbare Kraft meine Hand zurückhielt. Nun das Alte offenbar vergangen, die Welt hingegeben, so ergebe ich mich ohne Zurückhaltung." „Mehr und mehr wird Livius mein Muster, welcher die hohe Gestalt aller Zeiten so verewigte, daß Augustus politisch fand, sein Freund zu sein." Wer die Zeichen der Zeit erkennt, „den wird auch der Weltherrscher nicht verachten". „Gott, ich sehe es, hat ihm die Welt gegeben. Da das Alte, Unhaltbare, Verrottete einmal untergehen sollte, so ist es das größte Glück, daß der Sieg ihm und einer Nation gegeben ward, welche doch

milde Sitten und für Wissenschaften Empfänglichkeit und Schätzung hat. — Es ist eine unaussprechlich erhebende Beschäftigung des Geistes, von den Trümmern des gefallenen Europa den Blick auf den Zusammenhang der Weltgeschichte zu werfen."

20. Nov. ließ Napoleon ihn kommen und wußte ihm durch eine geistvolle und gnädige Unterredung, wie ehemals Friedrich, vollständig die Seele aus der Brust zu ziehen. „Wahrhaft wie vor Gott muß ich sagen, daß die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse, die Feinheit seiner Beobachtungen mich mit Bewunderung, sowie seine Manier, mit mir zu sprechen, mit Liebe erfüllte. Je ne pus quitter cet homme unique, sans l'aimer extrêmément. Cet homme a dû venir!" —

„Auf dies Land", schreibt Müller an Böttiger, „läßt sich kein sicherer Plan machen; es muß abgewartet werden, ob der, dem alles gegeben ist, etwa auch über mich gebeut, in welchem Fall nicht zu widersprechen ist!"

Er konnte dem Drang, seine neuen Ueberzeugungen auszusprechen, nicht widerstehn: die Litteraturzeitung vom 19. Jan. 1807 brachte von ihm eine Verherrlichung des Rheinbunds, den er als hoffnungsvolle Basis für eine Gesammtverfassung Deutschlands betrachtete! „Diese Aussichten haben viel Erhebendes! jeder Deutsche wird von ihm mit Freuden eine Epoche bessern Daseins datiren! Da wir offenbar uns nicht selbst helfen können, so ist das Schicksal zu verehren, welches den Chef der großen Völkerfamilie soviel Interesse an unsrer Erhaltung hat nehmen lassen, daß er unser Protector sein will!! Wer vermag zu bestimmen, wo sein Recht aufhört?"

Napoleon besuchte die Grabstätte Friedrichs des Großen, nahm den Degen des todten Königs und schickte ihn nach Frankreich. Begeistert über diesen Act, hielt Joh. Müller 29. Jan. 1807 in der Akademie eine Festrede auf Friedrich, in der er die Verwandtschaft aller großen Männer rühmte und also schloß: „Et toi, immortel Frédéric! si du séjour éternel ton esprit dégagé des relations passagères jette encore des regards sur les évènements du monde, tu verras la victoire et la grandeur et la puissance suivre toujours celui qui te ressemble le plus, et tu verras la vénération inaltérable de ton nom réunir les Français que tu as beaucoup aimés avec les Prussiens dont tu fais la gloire!" — Ein frecherer Hohn gegen die Asche des Siegers bei Roßbach ließ sich nicht denken, als seinem Schatten Freude über den schmählichen Einsturz seiner Schöpfung zuzuschreiben! —

„Daß Sie", schreibt ihm Gentz 27. Febr. aus Prag, „schon

längst den Muth verloren hatten, daß Ihre Zaghaftigkeit einen nahe bevorstehenden Abfall verkündigte, thaten unverkennbare Symptome mir kund. Daß Sie nun, nachdem Sie in Berlin zurückblieben, die Sache Deutschlands, alles Große und Gute, das Sie jahrelang gepredigt, in lichtscheuen Unterhandlungen mit dem Sieger verleugnen würden, darauf war ich gefaßt. Daß Sie aber sich öffentlich lossagen könnten — diesen Grad der Verwegenheit in der Untreue hätte ich nicht in Ihnen gesucht!"

„Im Rheinbund, diesem verworfenen Machwerk, wodurch der Tyrann das, was noch national bei uns war, unter die Hufe seiner Pferde gestampft hat, findet der Herold der germanischen Freiheit den Keim einer trefflichen Verfassung, der es jedem Deutschen werth machen müßte!! — Wie soll man solche Dinge erklären? Wurde Ihr Geist plötzlich so verfinstert, daß Sie das, was Ihnen kaum sechs Monate zuvor in seiner ganzen Abscheulichkeit erschien, heute für wohlthätig und ehrenwerth halten? . . . Oder verleitete Sie knechtische Furcht, wider bessere Ueberzeugung zu schreiben? Ich schmeichle mir, Sie tiefer durchschaut zu haben. Die ganze Zusammensetzung Ihres Wesens ist ein sonderbarer Mißgriff der Natur, die einen Kopf von außerordentlicher Stärke zu einer der kraftlosesten Seelen gesellte. Die Masse von vortrefflichen Gedanken, von sinnreichen und oft tiefen Combinationen, die seit zwanzig Jahren durch Ihre Feder gegangen, schien sich blos für Andre zu entwickeln, in Ihnen selbst hat nichts haften, nichts Wurzel schlagen können. Sie sind und bleiben das Spiel jedes zufällig vorübergehenden Eindrucks. Stets bereit, alles anzuerkennen, alles gelten zu lassen, alles zu umfassen, sich gleichsam mit allem zu vermählen, was nur irgend in Ihre Nachbarschaft tritt, konnten Sie nie zu einem gründlichen Haß oder zu einer gründlichen Anhänglichkeit gelangen. Wenn der Teufel in Person auf Erden erschien, ich wiese ihm die Mittel nach, in vierundzwanzig Stunden einen Bund mit Ihnen zu schließen."

Goethe, der Müllers Talent wahrhaft achtete, beschloß, dem hart Angefochtenen eine Genugthuung zu geben: er übersetzte die Festrede desselben und veröffentlichte sie im Morgenblatt vom 3. März. „Haben Sie Dank", antwortete Müller, „großer Mann und edler Mensch! Ihr Name ist eine Aegide gegen den Neid. Die Leute hier können einem gar nicht vergeben, nicht füsilirt worden zu sein. Ich habe meine Grundsätze nicht geändert: geändert hat sich aber die Welt. Was können wir dafür? Und da es nun so ist, sollen wir denn alle conspiriren wie Brutus, oder uns erstechen wie Cato?"

Johannes Müller hätte eine Warnung aus seiner eigenen Welt-

geschichte entnehmen sollen. „Wenn Cicero", heißt es darin, in weiser Einsamkeit den Wissenschaften gelebt hätte, so würde mancher schwache Zug bei ihm nicht erschienen sein. Bei dem fürchterlichen Umsturz fand er sich einzeln mit seiner zu allem Guten geneigten Seele und seiner mittelmäßigen Menschenkenntniß; daher er sich bald zu diesem, bald zu jenem hielt."

Die Reste der preußischen Armee vereinigten sich in Ostpreußen mit der russischen; Napoleon folgte ihr nach. Alle Schläge, die man empfangen, waren nicht stark genug gewesen, die alte elende Routine zu erschüttern. Der Freiherr von Stein drang in den König, die Cabinetsregierung, die alle Einheit der Verwaltung untergrub, abzuschaffen: „mit großem Leidwesen", erwidert der König 3. Jan. 1807, „habe ich gesehen, daß Sie ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener sind, der auf sein Genie und seine Talente pochend, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und persönlicher Erbitterung handelt!" — Stein nahm sofort seinen Abschied und ging auf seine Güter am Rhein.

Die Schlacht bei Eylau 7. Febr. machte Napoleon stutzig; er bot 16. Febr. Preußen den Separatfrieden. Die Versuchung war groß: „das Elend", schreibt Oberst Knesebeck an Scharnhorst, „ist auf einen Grad gestiegen, daß es nicht ärger steigen kann; die Russen denken an nichts als das Land zu verwüsten und sich durch diese Wüste zu decken; der Druck des Landmanns unter dem Kantschu übersteigt alle Grenzen." — Alle Welt schrie nach Frieden, aber der König blieb fest: 26. April wurde das Bündniß mit Rußland neu geschlossen: „auf Leben und Tod!"

Aber nach der Niederlage bei Friedland 14. Juni verloren die Russen alle Lust am Kriege; 25. Juni kam Kaiser Alexander mit Napoleon in Tilsit zusammen und wurde durch seine Schmeicheleien umgarnt: die beiden Großmächte wollten gleichsam die Welt theilen! 7. Juli wurde der Friede geschlossen. Preußen war völlig verrathen, es blieben ihm nur $4^1/_2$ Millionen Einwohner übrig, und auch das wurde ihm in der schimpflichsten Form als Gnadengeschenk zugeworfen. Zudem hielten die Franzosen den größten Theil auch dieses Restes besetzt und sogen das Land aus bis aufs Mark.

„Es konnte nicht anders kommen!" schreibt Gentz aus Teplitz. „Seit drei Monaten trug ich diese letzte Katastrophe als unvermeidlich in meinen Gedanken herum, und mir ist, als ob ich all diese Neuigkeiten schon vor langer Zeit gehört und verdaut hätte."

17. Juli zog Napoleon in Dresden ein: Hof, Beamte, Volk des neuen Königreichs wetteiferten in Unterwürfigkeit; die Leipziger Universität beschloß, eine Sterngruppe im Orion fortan die Sterne Napoleons zu nennen! Aehnliche Huldigungen fanden in Bayern, Würtemberg, in ganz Süddeutschland statt: die deutsche Kloake war durch die Unruhe des Krieges geöffnet worden und verpestete die Luft.

„Das Gefühl meiner körperlichen Zustände", schreibt Heinrich v. Kleist aus Königsberg an seine Schwester, „tritt vor der ungeheuren Erschütterung des Augenblicks zurück; ich fühle mich leichter als sonst. Es scheint als ob das allgemeine Unglück die Menschen erzöge; ich finde sie weicher und wärmer und ihre Ansicht von der Welt großherziger. An unsre Königin kann ich nicht ohne Rührung denken. Seit dem Krieg sieht man sie einen wirklich königlichen Charakter entwickeln; sie hat den großen Gegenstand, auf den es jetzt ankommt, ganz erfaßt: sie, deren Seele noch vor Kurzem mit nichts beschäftigt schien, als wie sie beim Tanzen oder Reiten gefalle."

Luise wurde nun leibhaftig Preußens Heilige, alle jungen Edelleute in Königsberg besangen sie: so Max v. Schenkendorf, der Juli 1807 eine Zeitschrift „Vesta" gründete und sie der Königin widmete, „dem schönen Genius, welcher im weiblichen Gewande die fürstlichen Gemüther zum heiligen Kampf belebt!" „Der Heiligen, die Herz und Seele sanft bewegt, in neuen Flammen zu erglühn!" „Jede lebendige Kraft weihen wir Dir!" „Männernacken war gebogen, stolz gewappnet Frauenbrust." Der Frauendienst war groß in diesem Kreise: neben der Königin glänzten die Princeß Wilhelm, die Fürstin Radziwil, Frau v. Krüdener, Frau v. Stägemann u. A. Ihnen zu huldigen, galt als Ritterpflicht.

Fichte, der dem Hof nach Königsberg gefolgt war, schrieb für die „Vesta" eine Abhandlung „über Macchiavelli": er suchte die räthselhaften Widersprüche dieses Staatsmanns durch ein leitendes Princip zu erklären, die Idee der Befreiung Italiens von den Barbaren, allenfalls durch die entsetzlichsten Mittel; es war keine historische Kritik, sondern eine politische Parallele: Fichte hatte sich in einen glühenden Patrioten gewandelt.

Joh. Müller war, auf einen Ruf nach Tübingen, trotz aller Warnungen Fichtes, um seinen Abschied eingekommen. „Ich bin müde, einem nichts werthen Geschlecht, unsinnig im Wahn seiner Hoffnungen, mich aufzuopfern. Als der vaterlandsliebendste der Propheten seinem

Volk mit Thränen zurief, dem, welchem durch die Hand der Vorsehung Asien übergeben sei, sich zu fügen, schien den Juden patriotisch, ihn zu steinigen. Aber Jerusalem wurde verbrannt. Warum schwieg er nicht? Weil der Gott ihm zu reden gebot!" — 5. Oct. erhielt er seinen Abschied, reiste sofort nach Tübingen ab, wurde unterwegs 5. Nov. in Frankfurt von einem französischen Courier eingeholt und nach Fontainebleau beschieden, wo er 17. Nov. seine Bestallung als Staatssecretär des neuernannten Königs von Westphalen empfing. „Das Unerwartete überraschte mich, es fiel mir nicht ein, ablehnen zu dürfen. Also — ich gebe mich hin!"

10. Dec. 1807 hielt Jerome Napoleon, der neue König von Westphalen, in der Hauptstadt Kassel seinen Einzug, mit ihm eine Bande französischer Beutelschneider; Reichardt aus Halle, ehemals Verfasser der Schmähschrift gegen Napoleon, wurde als Kapellmeister gepreßt. Joh. Müller erhielt von verschiedenen Seiten Glückwünsche. „Als Staatssecretär des Königs von Westphalen", schreibt ihm sein Günstling Woltmann aus Berlin, werden Sie sein Reich zum Kern Deutschlands machen, und als Minister-Referendar des Rheinischen Bundes bei dem großen Napoleon stehn Sie da, wohin ich Sie vor allen Sterblichen stellen würde, wenn ich die Vorsehung wäre." — Natürlich wünscht der Edle, ihm zur Seite zu stehn: „was soll ich hier unter den ausgestorbenen Menschen?!" — Kaum ein Jahr darauf war der Edle in östreichischem Dienst, großer Patriot und Todfeind der Franzosen.

„Nur muthig ans Werk, mein theuerster Johannes! In Vereinigung mit den besten Köpfen, ein Mittelpunkt der europäischen Cultur, vorbereitend eine universelle Aussöhnung der Gemüther; kein bloßer Rheinbund mehr, ein europäischer Bund, wo Spanier, Deutsche, Franzosen, Griechen, Römer, das Alte und Neue, Shakespeare, Homer, Calderon, Cervantes, Molière sich wechselseitig ausgesöhnt zu einer universellen Menschenbildung die Hand bieten: — dies, nur dies sind Ideen, deren Ausführung eines Johannes Müller würdig ist!" — So der würdige Falck aus Weimar 3. März 1808 an Joh. Müller.

Als Generaldirector der westphälischen Universitäten mußte Müller 14. Mai seinen König in Göttingen, Helmstedt, Halle herumführen: überall erfolgten asiatische Huldigungen. Müller lebte in dem für einen Historiker unbegreiflichen Wahn, Westphalen sei ein deutscher Staat, und die Regierung werde nichts Angelegentlicheres zu thun haben, als für das Aufblühn der deutschen Wissenschaft zu sorgen. Der Regierung kam es lediglich darauf an, Rekruten und Geld zu erpressen. Müller

hat manches Gute gestiftet — er verschaffte z. B. Jakob Grimm die Bibliothekarstelle in Cassel, und gab ihm so Gelegenheit, in Verein mit seinem Bruder sorgenfrei seine altdeutschen Studien fortzusetzen; — und viel Unheil verhütet. Aber meist begegnete man seinen Vorstellungen mit kalter Verachtung: man verhehlte ihm nicht, daß seine Geltung in Deutschland völlig aufgehört habe, daß es seine Pflicht sei, ausschließlich das französische Interesse wahrzunehmen. Er begegnete diesen Zumuthungen nicht mit männlicher Entschiedenheit; er klagte, daß man ihn mit Nadelstichen tödte und flehte gewissermaßen um Erbarmen. „Es kommt soviel zusammen, daß das Maaß zuweilen überläuft."

„Celui devant qui le monde se tait", sagt er 21. Aug. am Schluß des westphälischen „Reichstags", „parce que Dieu lui a donné le gouvernement du monde . . . se sentant supérieur aux idées vulgaires, a voulu consolider l'Allemagne; il lui a donné ses lois, ses armes; de vingt provinces il a fait un royaume. Que pouvait-il de plus? Il lui a donné son frère! . . Westphaliens! vous formez une nation qui dès ce jour pendant le laps incommensurable des générations futures, partagera une même fortune. . . Heureuse nation, pour laquelle naîtront des jours de gloire! — Après les huit siècles d'une indépendance sauvage et isolée qui s'écoulèrent depuis Arminius jusqu'à Charlemagne, et après les mille ans d'obéissance à la longue hierarchie de seigneurs spirituels, il est venu un autre Charlemagne qui appelle tous les ordres de la société à la nouvelle loi de l'égalité de tous les droits et de tous les devoirs!" Es war, als ob der Unglückliche den Verstand verloren hätte! — Ein glücklicher Zufall, der ihn nach der Schlacht bei Jena aus Berlin entführt, hätte ihn retten können, er hätte dann unter den ersten Gelehrten Deutschlands einen würdigen Platz gefunden. Es sollte nicht sein: die letzte That seines Lebens sollte mit tragischer Nothwendigkeit seinen Charakter offenbaren. „Es geht mir oft hart!" schreibt er an Heyne, „und wenn ich meiner jugendlichen Hoffnungen gedenke, bricht mir das Herz." — Er starb schon 29. Mai 1809, buchstäblich vor Kummer und Verdruß, 57 J. alt. „Es hat mir geahndet und thut mir sehr leid", schreibt J. Grimm, „vielleicht am leidsten mit unter denen hier, ich meine, er ist unter Heiden gestorben, ein anderer Ort wäre der vielen Jahre würdiger gewesen, wo er so fleißig und so herzlich gearbeitet."

Er hinterließ der Nation als Vermächtniß die „24 Bücher allgemeiner Geschichte", die im Anschluß an Herders Geschichtsauffassung den Inductionsbeweis des Zusammenhangs der Weltgeschichte unter sich und

mit einem Plan des Welturhebers führen sollte; sehr ungleich ausgeführt, eine Mosaikarbeit aus den Quellen, aber von genialen Ideen durchflochten und oft überraschend durch die Weite der Perspective.

Fichte war nach Abschluß des Friedens nach Berlin zurückgekehrt, hoch gefeiert von allen geistreichen Damen der Residenz. Noch im Winter 1807:1808 hielt er vor einem gemischten Publikum die „Reden an die deutsche Nation", die er gleich einzeln drucken ließ. Die Censur machte Schwierigkeit. „Ich weiß", schreibt er an Cabinetsrath Beyme, indem er Preßfreiheit fordert, „recht gut, was ich wage; ich weiß, daß ebenso wie Palm ein Blei mich tödten kann, aber für meinen Zweck würde ich gern sterben. Ueber diese Rücksichten hinweg soll man nun noch mit den kindischen Bedenklichkeiten solcher Censoren Rücksprache nehmen!" Oft wenn im Akademiegebäude seine mächtige Stimme erscholl, wurde sie durch das Trommeln der vorbeiziehenden Franzosen übertönt.

Die Reden knüpfen an die „Grundzüge" an. Die Zeit gehe mit Riesenschritten weiter: in den wenig Jahren, die seitdem verflossen, sei die Menschheit aus dem dritten in das vierte Zeitalter getreten, man habe die Unseligkeit und die Unsittlichkeit des egoistischen Princips eingesehn und sich überzeugt, daß man nach Ideen leben müsse. Aber als die mächtigste Idee für die Erhebung des Menschengeschlechts stellt Fichte diesmal das Gegentheil von dem dar, was er in den Grundzügen gepredigt, die Vaterlandsliebe. Der Glaube des Menschen an seine Fortdauer auf Erden gründe sich auf den Glauben an die Fortdauer seiner Nation. Unter allen Nationen sei keine so verpflichtet, schon um des allgemeinen Weltplans willen für ihre eigne Erhaltung zu sorgen, als die deutsche. Der Untergang des deutschen Volks würde der Untergang der Cultur sein. Die Deutschen seien das Volk der Ideen, sie hätten noch den ursprünglichen Schatz ihres Geistes in lebendiger Tradition bewahrt und wären daher lebens- und bildungsfähig, während alle romanischen Völker diesen Schatz verloren hätten und das Heilige und Uebersinnliche in einer ihnen ursprünglich fremden Sprache suchen müßten. Das Leben der romanischen Völker sei ein unfruchtbares und todtes.

Die 13. Rede, von der Censur stark gestrichen, enthält eine bittre Anklage gegen Frankreich, welches dem deutschen Volk gegenüber stets die treuloseste Politik verfolgt habe; sie spricht mit Verachtung von dem Traumbild einer Universalmonarchie, welches freilich Fichte selber nur

drei Jahre vorher empfohlen, und geißelt die deutschen Schriftsteller, welche dem Genie des Eroberers huldigten. „Nein, biedre, ernste, gesetzte, deutsche Männer und Landsleute, fern bleibe eine solche Besudelung unsrer zum Ausdruck des Wahren gebildeten Sprache! Ueberlassen wir es dem Ausland, in jedem Jahrzehnt sich einen neuen Maßstab der Größe zu erzeugen und neue Götter zu erschaffen. Unser Maßstab der Größe bleibe der alte: daß groß sei nur dasjenige, was der Ideen fähig sei und von ihnen begeistert; über die lebenden Menschen aber laßt uns das Urtheil der richtenden Nachwelt überlassen!"

Wie kam es nun, daß so arge Dinge den französischen Spähern entgingen? — Nur einmal werden die Reden kurz im Moniteur erwähnt: ein berühmter deutscher Philosoph halte in Berlin Vorträge über Verbesserung der Erziehung. — Bei näherm Zusehn schwindet das Wunder beträchtlich. Fichte setzt seinem Publikum auseinander — mit Gründen a priori — auf fremde Hilfe sei nicht zu rechnen; aber auch sich selbst könne das gegenwärtige durch und durch verdorbene Geschlecht nicht helfen. Man müsse den festen und unfehlbar guten Willen, jenen Punkt des Archimedes, durch den die moralische Welt geleitet und die Selbstsucht aus den Fugen gerenkt wird, künstlich hervorbringen. Die Jugend solle von ihren Eltern getrennt, nach der Pestalozzischen Methode erzogen und dadurch befähigt werden, im Lauf von anderthalb Jahrzehnten die Freiheit zu erringen, die dem gegenwärtigen Geschlecht versagt sei.

Was in anderthalb Jahrzehnten geschehn würde, das kümmerte die Machthaber wenig, die aus der Hand in den Mund lebten. Heißsporne wie Heinrich v. Kleist zuckten über den Pädagogen die Achsel; sprach sich Fichte doch selbst über diese Heißsporne sehr geringschätzig aus: „was manchen als Kraft erscheint, ist oft nur Fieber, das sich in Prahlen mit künftigen Großthaten äußert!"

Ernster und tiefer als sonst hebt Fichte diesmal die Bedeutung der Reformation hervor. „Luther ergriff ein allmächtiger Antrieb, die Angst um das ewige Heil, und dieser ward das Leben in seinem Leben und setzte immerfort das letzte in die Wage. Mögen Andre bei der Reformation irdische Zwecke gehabt haben: sie hätte nie gesiegt, hätte nicht an ihrer Spitze ein Anführer gestanden, der durch das Ewige begeistert wurde. Daß dieser, der immerfort das Heil aller unsterblichen Seelen auf dem Spiel stehn sah, allen Ernstes allen Teufeln in der Hölle furchtlos entgegenging, ist natürlich und durchaus kein Wunder: es ist nur ein Beleg von deutschem Ernst und deutschem Gemüth."

Die „Reden" gaben Fichte in der deutschen Litteratur die Stellung, in der sein Bild der Nachwelt überliefert ist. „So erzieht uns", schreibt Gentz, „das Unglück unsrer Zeit noch tüchtige Gehülfen selbst unter denen, die wir aufgegeben hatten."

2.

Einkehr ins deutsche Leben.

1806—1808.

Ein Reichthum neuer Lebenskeime war im Emporsprießen, als die deutsche Nation unter den Hufschlägen der Schaar eines fremden Eroberers zertreten wurde. Nicht blos der politische Zustand wurde zertrümmert, der in der That nichts Anderes verdiente, sondern ihre geistige Cultur und ihr Gemüthsleben wurden angetastet. Es zeigte sich, daß selbst der elendeste politische Zustand, wenn die obrigkeitlichen Gewalten wenigstens keine Fremden sind, einer Fremdherrschaft vorzuziehen ist. Unter den Tritten dieser Gewaltherrschaft nun streckten die reichen Lebenstriebe ihre Halme nach und nach wieder empor. Es kommt wohl vor, daß, nachdem eine Saat niedergetreten worden und die Pflanzensprossen sich wieder emporrichten, sich auch eine oder mehrere darunter finden, die vorher nicht vorhanden gewesen, oder nicht Luft und Licht gefunden hatten. So geschah es hier. In dem Augenblick, als alle deutschen Staatsbildungen durch den zermalmenden Stoß des Corsen zusammengesunken waren, erlangte die deutsche Nation eins der unentbehrlichsten Besitzthümer eines lebendigen Volks: das Verständniß ihrer Vergangenheit und mehr als dies: das Bewußtsein, daß ein lebendiges Volk zwar nicht die bloße Schöpfung des Tages, sondern einer langen Zeit ist, daß es aber für ein solches Volk keine Vergangenheit, sondern nur ein einheitliches großes Leben giebt.

Merkwürdig, die Aufhebung der Schranke, welche einen Theil des einheitlichen Lebens zur entseelten Vergangenheit macht, wurde fast genau in dem gleichen Zeitpunkt in ganz verschiedener Weise und von Männern ausgesprochen, die sich so unähnlich waren, als geistige Persönlichkeiten nur sein können. Unter dem Kanonendonner der Schlacht von Jena schrieb Hegel die Vorrede zu seiner Phänomenologie. Hier spricht er den Gedanken, daß es keine Vergangenheit giebt — nicht

zum erstenmal, denn er hatte es schon in der Abhandlung über die Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems gethan — aber mit der größten Schärfe und Deutlichkeit aus. Seine Ausführung bewegt sich in den Formen des der Sinnlichkeit entzogenen Begriffs und bezieht sich nicht blos auf die nationale, sondern auf die weltgeschichtliche Vergangenheit. Um dieselbe Zeit lernten andere Männer die Vergangenheit des deutschen Volks kennen und sie als eine ewige Gegenwart empfinden. Nach und nach und wie zufällig vollzog sich diese Entdeckung und es ist die romantische Schule, welche die erste Entdeckung macht, sowie ein unerfahrner Wandrer eine Goldader findet, deren Ausgrabung und Verarbeitung dann stärkeren und ernsteren Händen anheimfällt.

In Jena zur Zeit der Blüthe Fichtes und der Romantiker hatte in ihrem Kreis unter andern Jüngern Clemens Brentano gesessen. In Jena hatte sich auch der damals in Halle studirende Achim von Arnim sehn lassen, hier Brentanos Bekanntschaft gemacht und sich bald aufs innigste mit ihm befreundet. Brentano pflegte die akademischen Ferien bei seinen Geschwistern in Frankfurt und am Rhein, oder bei Savigny, seinem künftigen Schwager, in Marburg zuzubringen. Im Herbst 1800 traf er mit Arnim auf Savignys Landgut Trages bei Hanau zusammen, wo er seinen „verwilderten Roman" Godwi abschloß. Juni 1801 kamen die Freunde nach Frankfurt, wo Arnim Brentanos Schwester Bettine kennen lernen sollte, deren dichterisches Naturell ihm eine ungemessene Bewunderung einflößte. „Clemens thut es leid um jeden Athemzug, der von Dir verloren geht", schreibt ihre Freundin, die junge Stiftsdame Caroline von Günderode, die unter dem Namen „Tian" romantische Gedichte und Stimmungsdramen schrieb, an Bettine, „Du müßtest fortwährend dichten! Er ist hingerissen von Deinen kleinen Briefen, wo Du wie ein Kind schreibst und an mich ganz anders, so ausgelassen: was soll ich von Dir denken?" „Glaub nicht", erwidert Bettine, „daß ich Dich belüge; ich bin anders mit ihm, weil ich so sein muß, er zieht immer das Register der Kinderstimme aus meiner Brust."

In Clemens' Gesellschaft, der ihm in fröhlichen Liedern, die blaue Blume auf der Guitarre, die Gegend ausdeutete, sah Arnim nun zum erstenmal den Rhein, der mit seinen hin- und hergehenden Marktschiffen damals ein noch viel eigenthümlicheres Leben zeigte. „Staunend saß ich da", erzählt Arnim, „unter den lustigen Zechern im vollen Marktschiffe, sah drei wunderlichen Musikern mit immer neuem Liede zu, jeder ihrer Züge

eine alte, ausgespielte Saite, jeder ihrer Töne ein ausgebissen Trinkglas." Arnim trat dann eine mehrjährige Reise durch Italien, Frankreich und England an. Brentano kehrte noch einmal nach Jena zurück, vermählte sich 1803 mit Sophie Schubert, der geschiedenen Gattin des Professor Mereau, ehmals Mitarbeiterin an Schillers Musenalmanach, und ließ sich mit ihr erst in Marburg, dann in Heidelberg nieder. Hier suchte nach seiner Rückkehr Arnim ihn wieder auf und vereinigte sich mit ihm zur Herausgabe des Werks, das ihre Namen unauflöslich verknüpft hat.

Auf ihrem vielfachen Umherziehn in Deutschland, namentlich am liederreichen Rhein, wo einst auch Herder gesammelt, hatten beide Freunde Jagd auf alte Volkslieder gemacht, und sie aufzuspüren eine unglaubliche Geschicklichkeit entwickelt. In einem Sendschreiben: „von Volksliedern an Herrn Capellmeister Reichardt", in dessen Haus er in Halle viel verkehrt hatte, sprach Arnim Jan. 1805 seine leitenden Gesichtspunkte aus. Er verspottet die Sentimentalität, „das Nachahmen und Aufsuchen des Gefühls, das Schauspiel mit dem Edelsten, das allgemeine Klage- und Elend-Wesen." „Dies sonderbare Bewußtsein — wie ein Träumender läßt es das Glück aus der Hand fallen, weil ihm träumt, es träume." Mit dieser Sentimentalität hängt die Entfremdung der Bildung und Kunst vom Leben zusammen: „das Abarbeiten der edelsten Kraft an Formen des Anstands; das Bemühn der Kunstsänger, zu singen, wie Vornehme gern reden möchten, ganz dialektlos. . . . Hinter der vornehmen Sprache versteckt, scheiden sie sich von dem Theil des Volks, der noch allein die Gewalt der Begeisterung ertragen kann." — Wir sind in einem ernsten Wendepunkt: „die Erde ist umschifft, wir haben kein heimliches Grauen mehr vor dem Weltende, es liegt fest und sicher vor uns wie unser Tod." Arnim hofft von einer lebendigen Berührung mit dem Volk die Erneuerung des deutschen Lebens und möchte seine Sammlung alter Volkslieder als Zugvögel betrachtet wissen, deren Rückkehr einen neuen Frühling verkündet. „Wo Deutschland sich wieder gebiert — wer kann es sagen? Aber es scheint in diesen Liedern die Gesundheit künftiger Tage uns zu begrüßen."

Arnim suchte mit besonderer Vorliebe diejenigen Lieder hervor, welche in Form und Inhalt der herkömmlichen Empfindungsweise widersprechen; es kam ihm nicht darauf an, die echten Quellen herzustellen und ihnen ihre historische Stellung anzuweisen, sondern nur, den Geist der Poesie, wie er sich in der deutschen Volksseele krystallisirt hatte, in ein lebendiges Bild zusammenzufassen. Diese Idee leuchtete Goethe

vollkommen ein, sie war dieselbe, die ihm Herder in Straßburg mitgetheilt. Ihm, der noch vor Kurzem in „Trost in Thränen" und im „Bergschloß" die Weise des Volksliedes glücklich getroffen, durfte Arnim den ersten Band seiner Sammlung, die er „des Knaben Wunderhorn" taufte, widmen. Januar 1806 zeigte Goethe ihn in der Litteraturzeitung an.

„Diese Art Gedichte", schreibt Goethe, „die wir seit Jahren Volkslieder zu nennen pflegen, ob sie gleich eigentlich weder vom Volk noch für's Volk gedichtet sind, sondern weil sie so etwas Stämmiges, Tüchtiges in sich haben, daß der kernhafte Theil der Nation sie faßt, behält, sich zueignet und mitunter fortpflanzt: dergleichen Gedichte haben einen so unglaublichen Reiz, selbst für uns, die wir auf einer höhern Stufe der Bildung stehn, wie die Erinnerung der Jugend für's Alter hat. Hier ist die Kunst mit der Natur im Conflict, und eben dies Wenden, dies Wechselwirken, dies Streben scheint ein Ziel zu suchen, und hat sein Ziel schon erreicht. Das wahre dichterische Genie, wo es auftritt, ist in sich vollendet: mag ihm Unvollkommenheit der Sprache, der äußern Technik oder was sonst will, entgegenstehn; es besitzt die höhere innere Form, der doch am Ende alles zu Gebote steht, und wirkt selbst im dunkeln und trüben Element oft herrlicher, als es später im klaren vermag. Das lebhafte poetische Anschauen eines beschränkten Zustandes erhebt ein Einzelnes zum zwar begrenzten, doch unumschränkten All, so daß wir im kleinen Raum die ganze Welt zu sehn glauben; selbst das Ungehörige, wenn es an unsre ganze Kraft mit Ernst anspricht, regt zu einer unglaublich genußreichen Thätigkeit auf ... Das hie und da seltsam Restaurirte, aus fremdartigen Theilen Verbundene, ja das Untergeschobene ist mit Dank aufzunehmen. Wer weiß nicht, was ein Lied auszustehn hat, wenn es durch den Mund des Volkes eine Weile durchgeht? Warum soll der, der es in letzter Instanz aufzeichnet, mit andern zusammenstellt, nicht auch ein gewisses Recht daran haben?"

Fr. Schlegel, den Arnim in Paris besucht hatte, wollte von der naturwüchsigen Poesie der Spinnstuben und Jahrmärkte nichts wissen: dem Kunstdichter war die gesuchte Volksthümlichkeit verhaßt. „Man nehme das erste beste Gedicht von Gellert oder Hagedorn und lasse es von einem Kind auswendig lernen: es wird an romantischen Verwechselungen und Verstümmelungen nicht fehlen, und wenn man dies Verfahren drei bis viermal wiederholt, wird man mit Erstaunen statt des ehrlichen alten Gedichts ein Volkslied nach dem neuesten Ge-

schmack hören. Manche Lieder des Wunderhorns verdanken einem ähnlichen Spiel des Zufalls ihre geheimnißvoll natürliche Entstehung."

Achim v. Arnim und Brentano wollten die Einkehr in das Volk unternehmen, das Leben des Volks aber ist nichts andres als die Fortdauer der Vergangenheit, die Fortdauer einer naiven Lebensanschauung inmitten einer reflectirten Cultur. Nur darf man nicht übersehn, daß das Volk den Schatz, den es bewahrt, kaum irgendwo rein bewahrt; er erleidet unter seinen Händen Trübungen, Mißverständnisse, Entstellungen. Soll der reine Ausdruck der Volksseele zur Zeit ihrer schöpferischen Kraft wiedergefunden werden, so gehört dazu einmal eine unendlich feine und divinatorisch ungemein reiche wissenschaftliche Unterscheidung — dieses Werk hat ein Brüderpaar vollbracht, von dem bald die Rede sein muß. Zur Hebung jenes Schatzes führt aber noch ein anderer Zauberstab, die Wiederbelebung der Gabe volksthümlichen Gesanges: es gehört ein feines Ohr, ein naiver Mund und ein harmonisches Gemüth dazu, ihn in seiner Reinheit wieder ertönen zu lassen. Dieses alles fand sich in einem neuen Sänger, Ludwig Uhland.

In Seckendorfs „Musenalmanach" für 1807 trat zum erstenmal dieser junge schwäbische Dichter auf, der neben seinem juristischen Brodstudium sich ernsthaft auf classische und germanistische Philologie gelegt hatte. Zuerst ganz von Tieck eingenommen, war er durch das „Wunderhorn" und das Nibelungenlied in eine neue Bahn geworfen. Dem Gefühl Napoleonischer Zeiten zu entgehn, vertiefte er sich in die Schatzkammer halbverblichener deutscher Erinnerungen. „Ob einem alten Buche bring' ich die Stunden hin, doch fürchte nicht, ich suche mir trockne Blüthen drin! Durch seine Zeilen windet ein grüner Pfad sich weit in's Feld hinaus, und schwindet in Waldeseinsamkeit."

Im Jahr 1807 stiftete ein Tübinger Studentenkreis der verfolgten Romantik zu Schutz und Trutz ein handschriftliches Journal, das „Sonntagsblatt", welches die jungen schwäbischen Romantiker unter seine Fahne sammelte. Dahin schrieb Uhland einen Aufsatz über das Romantische, in dem er sich über diesen Begriff zuerst klar zu werden suchte. Fr. Schlegel war, wie wir wissen, nach und nach dazu gelangt, das Romantische mit der modernen Poesie überhaupt zu identificiren. A. W. Schlegel hatte nach Schellings Vorgang in seinen Berliner Vorlesungen die symbolische Darstellung des Unendlichen als die Aufgabe der romantischen Poesie bezeichnet. Als Jean Paul 1804 seine Vorschule der Aesthetik herausgab, leitete er das Ro-

mantische aus dem Christenthum ab, weil es die Idee des Unendlichen dem Gemüth erschlossen habe. An diese Ausführung knüpft die Uhlands an.

„Das Unendliche umgiebt den Menschen, das Geheimniß der Gottheit und der Welt. Der Gedanke will sich in diesen reichen Sternenhimmel mit seinen kalten inhaltlosen Dreiecken heben; die reelen Seelenkräfte langen mit unendlicher Sehnsucht in die unendliche Ferne. Der Geist des Menschen aber, wohl fühlend, daß er nie das Unendliche in voller Klarheit in sich auffassen wird, und müde des unbestimmt schweifenden Verlangens, knüpft bald seine Sehnsucht an irdische Bilder, in denen ihm doch ein Blick des Ueberirdischen aufzudämmern scheint; mit liebender Andacht wird er solche Bilder umfassen, ihren geheimsten Mahnungen lauschen, wie Maria den Gott in Kindesgestalt am Busen wiegte; sie erscheinen ihm wie Engel, freundlich grüßend, aber zugleich mit dem Fittig, auf dem sie sich immer in das Unendliche aufschwingen können... Dies mystische Erscheinen unsers tiefsten Gemüths im Bilde, dies Ahnen des Unendlichen in den Anschauungen ist das Romantische. — Die Griechen, mehr äußerlich als innerlich lebend, überall nach Begrenzung und Befriedigung trachtend, kannten oder nährten nicht jene dämmernde Sehnsucht nach dem Unendlichen. — Ihr Olymp stand in lichter Sonne da, jeder Gott ließ sich klar darauf erblicken. — Der Sohn des Nordens stieg in sich hinab. Wenn er tiefer in sein Inneres schaute, so sah er eben darum nicht so klar. Seine Natur lag halb in den Wolken.... Schon in den alten nordischen Heldensagen herrscht der romantische Sinn... Das Christenthum trat auf mit erhabenen Lehrworten aus dem Reich der Unendlichkeit; zu diesen Worten kamen die Bilder: das Kreuz, der Kelch... Eine Gegend ist romantisch, wo Geister wandeln."

Die bezeichnendste seiner Aeußerungen ist von dem Eindruck hervorgelockt, den bei seiner Rückkehr aus Paris Jan. 1811 der Straßburger Münster auf ihn machte: „Das Dunkelklare ist mir überall die bedeutendste Färbung, im menschlichen Auge, im Gemälde, in der Poesie wie bei Novalis. Gemalte Fenster sind einer christlichen Kirche wesentlich: die Stätte ist nicht geschlossen, so lange das Auge durch die Fenster in den weiten Himmel blickt und damit den Geist aus der Kirche herauszieht."

Das Bild erinnert an ein Gedicht von Goethe: „Gedichte sind gemalte Fensterscheiben", obwohl Goethe seine eigne Poesie nicht richtig damit charakterisirt. Bei ihm sehn wir niemals durch gefärbtes

Glas: die Stimmung seiner Lieder ist von der Kraft, daß sie uns in Mitleidenschaft zieht, uns in freie Luft mitten unter die Gegenstände stellt. Die Lieder selbst stehn wie plastisch im Freien. Von seinen Romanzen scheint keine so sehr in das Genre Uhlands zu fallen, als „Der Fischer", und doch wie ungeheuer ist der Unterschied! Der Leser, bezwungen von der Stimmung des Dichters, verwandelt sich selbst in den Fischer, er selber taucht sehnsuchtsvoll in die Fluth, in die Arme des Meerweibes. Solche mitschaffende Leser fordert Goethe nicht blos, sondern er erobert sie sich. Wohl aber bezeichnet jenes Bild die gesammte romantische Poesie, und es giebt keinen Dichter, in dem sie so rein hervortrete, als Ludwig Uhland. Seine Romanzen und Lieder führen uns nicht in die freie Luft, sie öffnen uns nur die Aussicht auf ein schönes Bild und zwar durch ein zart abgetöntes Fenster, vielleicht mit Weinlaub umrankt oder mit Blumen ausgestattet; wir dürfen nicht vom Platz weichen, wenn wir das Bild in seiner ganzen Anmuth genießen wollen. Die Stoffe sind der Bilder wegen arrangirt.

Uhlands Darstellung ist nicht plastisch, sondern musikalisch; er führt die Zeichnung niemals aus: er begnügt sich, anzudeuten, was wir uns vorstellen und was wir dabei empfinden sollen. Darum sind seine Lieder so vortrefflich zur Composition geeignet: was in Worten bereits vollständig ausgedrückt ist, bedarf der musikalischen Ausführung nicht. Das merkt man selbst bei Goethes kleinern Improvisationen: sie scheinen die Tonkunst herauszufordern und entziehn sich ihr dennoch. Goethes Lyrik ist überall der Ausfluß einer bedeutenden Individualität, die, auch wo sie zu spielen scheint, mit unwiderstehlicher Macht fortreißt; man muß sich sammeln, in sich gehn; das leichte Spiel der Töne stört, wo die Gedanken zu nahe stehn. Bei Uhland tritt uns niemals eine bedeutende Individualität, ein mächtiger Strom der Empfindung entgegen. Auch wo seine Seele am meisten bewegt ist, z. B. in dem kleinen Frühlingslied: „Nun muß sich alles, alles wenden", ist es nicht eine bestimmte individuelle Empfindung, die zu den Gegenständen herantritt, sondern es sind die Gegenstände selbst, die in süßer Empfindung zittern. Der Dichter ist nur ein Widerhall von den Klängen der Natur. Diese Abwesenheit einer tiefern psychischen Erregung und einer ausgeführten Individualisirung war für den frei erfindenden Tonkünstler ein großer Reiz. Der Stoff widerstrebte der musikalischen Freiheit so wenig als möglich, er gab ihr nur den Grundton der Stimmung. Die Melodie dieses Stils dehnt sich auf die Reihenfolge der Bilder und Empfindungen aus, die der Musik auf das Günstigste in die Hände arbeiten.

Die Gedichte in Seckendorfs Musenalmanach für 1807 und 1808 zeigen Uhlands Art schon in ihrem ganzen Umfang: Nonne, Vätergruft, Mönch- und Schäfer, schwarzer Ritter, drei Fräulein, des Knaben Berglied, der König auf dem Thurm, die Kapelle, Schloß am Meer, Schäfers Sonntagslied; nur die ausgeführten, ans Epische streifenden Gedichte fehlen noch. In derselben Zeit starb ein junges Mädchen, für das Uhland eine starke Neigung empfand: die holden Ottaven „ein Abend" entsprangen diesem Gefühl der Trauer. Schon die Stoffe verrathen die Umwandlung, die in den poetischen Neigungen vorgegangen war. Früher nahm man kein erhebliches Interesse an den Ritterfräulein, die von dem Söller ihres Schlosses dem einsamen Schäfer ein trauriges Ade zuwinkten, an der Vätergruft, in der sich der letzte der Ritter des Stammes schlafen legte, an den Turnieren, in denen sieben melancholische Ritter zu Ehren einer noch dazu verstorbenen Königstochter einander erstachen. Die romantische Schule hatte, um die befangene Selbstzufriedenheit der Zeit zu verspotten, eine Reihe wunderlicher Stoffe hervorgesucht, die sie aber nicht mit naivem Glauben hegte, sondern von denen sie sich selber durch Ironie frei machte, während das jüngere Geschlecht, des übermüthigen Spiels satt, sie ernsthaft in sich aufnahm. Daraus ist zu erklären, daß die Romantiker selbst ihren Jüngern, die doch in ihrem Geist zu dichten versuchten, nicht mit warmer Aufmunterung entgegenkamen, sondern sie mit ablehnender Verwunderung betrachteten. Es lag ihnen im Grund nicht viel am Mittelalter, am Deutschthum und an der Kirche; die subjective Freiheit von den gewöhnlichen Vorstellungen war ihnen wichtiger. Bei Tieck ist das gothische Wesen nur eine Waffe, mit der er die Philisterhaftigkeit der Aufklärung bekämpft, oder besser gesagt kitzelt. Dagegen entspringt Uhlands Vorliebe für jene romantischen Gegenstände nicht aus einem ästhetischen Bedürfniß, sondern aus einem sehr lebhaften, durch gründliche Kenntniß der altdeutschen Litteratur und das innige Zusammenleben mit dem Volk vermittelten Nationalgefühl: sie ist nie mit Ironie zersetzt, sondern immer ehrbar und treuherzig, sie quillt mit ursprünglicher Natur aus seinem Herzen. Weil sein ganzes Gemüth mit seinen Stoffen verwachsen war, gelang es ihm, jene reine und edle Form zu finden, die ihn von all seinen Nachahmern unterscheidet. Nie findet sich ein Zug, der gegen die Stimmung verstößt, und wenn sein Genre klein ist, so hat er es mit einer wunderbaren Feinheit, Anmuth und Zierlichkeit ausgebildet: aus einer gründlichen Analyse seiner Romanzen würden sich alle Regeln des edlen dichterischen Stils herleiten lassen. Jedes seiner

Lieder ist ein liebliches Bild, in den leichtesten Aquarellfarben gemalt, fast immer von matter, sanfter Färbung und etwas einförmiger Physiognomie. Sein Verstand war von den Neigungen seines Gemüths nicht befangen: es fällt ihm nicht ein, für die Nonnenklöster und Turniere, von denen er so anmuthige Bilder giebt, gegen den Geist seiner Zeit in die Schranken zu treten. Er hegt Sympathien, aber keine Leidenschaften: daher sind seine Lieder immer anziehend, nie verletzend — aber auch freilich selten von mächtigem Eindruck. Er idealisirt die mittelalterlichen Figuren aus dem Wilden und Barocken ins Gemüthliche: sie sind von hoher Anmuth, aber es fehlt ihnen die historische Aufrichtigkeit. Eigentlich schweben ihm Tübinger Vorbilder vor, Studenten, Künstler, Handwerksburschen, er giebt ihnen nur ein fremdes Costüm, und dadurch wird ihre Bewegung zuweilen steif und altfränkisch. Viel reiner ist der Eindruck, wo er mit seinem poetischen Gemüth und seiner keuschen Empfindung eine Seite des realen Lebens verklärt, wo der Gegenstand mit der Empfindung vollständig zusammenfällt: „Das ist der Tag des Herrn!" „Was klinget und singet die Straßen herauf?" Es sind Töne, denen an Wärme und Innigkeit nichts gleichkommt, und bei denen wir die fehlende Tiefe und Fülle kaum vermissen. Der Ton der alten Volkslieder klingt durch, aber er ist in gebildete Formen übertragen, ja wir empfinden erst aus der Uhlandschen Ballade, welch tiefe Poesie in den alten Volksliedern verborgen lag. Sprache, Ton und Gesinnung ist vom höchsten Adel, und doch ist er volksthümlicher als die Volkslieder selbst, weil das Volk sich lieber zu einer geläuterten Bildung erheben, als in seine eigne unklare Voraussetzung zurückdrängen läßt. Die anscheinend höchste Einfachheit ist der vollendete Sieg der Kunst über den Stoff, und in seiner vollen Reinheit siegt der gebildete Geschmack stets über die verwilderten Neigungen der Masse.

In der classischen Zeit war die Litteratur in Weimar und Jena centralisirt, die jetzige Periode charakterisirt sich durch ihre centrifugale Bewegung. Berlin, Halle, Dresden, Tübingen, München, Heidelberg, jedes hat ein Leben für sich. Alle diese Städte sind Universitäten oder streben es zu werden.

Heidelberg schien damals wirklich Jena ablösen zu wollen. Markgraf Carl Friedrich von Baden hatte schon früher für die Cultur seines Ländchens viel gethan; als er im Frieden von Lüneville Heidelberg erwarb, beschloß er, von einem ausgezeichneten Staatsdiener, Freiherrn von Reizenstein, unterstützt, durch die Verjüngung dieser alten Univer-

sität der deutschen Litteratur einen Mittelpunkt zu geben und so jene Rolle zu spielen, die Jena nicht mehr durchführen konnte, und die über sich zu nehmen die baierischen Universitäten vergebens versuchten. Durch die Erhebung seines Ländchens zum Kurfürstenthum und die Vermählung des Erbprinzen Carl mit Napoleons Adoptivtochter Stephanie wurde der Glanz des Hofes erhöht, und die Universität gewann durch die Berufung ausgezeichneter Kräfte eine Bedeutung, welche erst durch die Gründung der Berliner Universität in Schatten gestellt wurde.

Um die Gleichstrebenden aus der Nähe und Ferne heranzuziehn, gründeten Daub und Creuzer 1805 die „Studien", die in der Philosophie, Theologie und Alterthumswissenschaft jenen Umschwung vorbereiten sollten, in welchem die unruhige Bewegung der jüngstvergangenen Zeit zu ihrem vollendeten Ausdruck kam. Später dachte man daran, die Jenaer Litteraturzeitung nach Heidelberg zu verpflanzen, gab es aber vielfacher Bedenken wegen auf und gründete statt dessen Jan. 1808 die Heidelberger Jahrbücher, die bedeutendste Zeitschrift des Jahrzehnts.

Gleichzeitig, 1. April bis 30. August, gaben A. von Arnim und Clemens Brentano ein humoristisches Blatt, die „Zeitung für Einsiedler", heraus, an der neben ihnen Görres, der in Coblenz Urlaub genommen und sich Nov. 1806 in Heidelberg habilitirt hatte, Uhland, Kerner u. A. mitwirkten. Auch Tieck und die Schlegel wurden eingeladen. Brentano hatte 31. Oct. 1806 seine Frau verloren, und im folgenden Jahr eine Nichte des Banquier Bethmann in Frankfurt, Auguste Busmann, entführt und geheirathet, die eben so toll war wie er, im Aufzug der Romanze auf weißem Zelter durch die Straßen sprengte u. s. w. „Seine verzweiflungsvolle elende Heiraths- und Ehestandsgeschichte", schreibt Arnim, „macht mir Kummer und religiöse Zweifel über den Ehestand; sie stecken da wie im geläbberten Meer und können nicht zu einander und nicht von einander." Endlich entschloß er sich, sie zu einem Pfarrer aufs Land zu geben, und führte mit Arnim eine lustige Junggesellenwirthschaft: die Geschichte des ersten Bärnhäuters wurde damals geschrieben.

Görres hatte im vergangenen Jahr ein Werk über die deutschen Volksbücher mit einer begeisterten Schilderung des Mittelalters herausgegeben, das aus Brentanos Sammlungen hervorgegangen und ihm gewidmet war; in der Zeitung für Einsiedler nahm er als der erste unter den neuern Forschern die vergleichende Untersuchung über das Nibelungenlied auf. Er zog die Edda, die Wilkinasage und das persische Epos zur Vergleichung heran und verfiel auf die Hypothese, daß

nicht eine Reihe loser Romanzen, sondern ein colossales Gesammtepos zu Grunde liege, von dem das Nibelungenlied nur ein Gesang gewesen. Der Ursprung des Gedichts falle mit dem Ursprung der Völker zusammen, ein mythischer Bestandtheil — die Mitgabe der wandernden Völker aus der Urheimath — bilde den unwandelbaren Kern, an den sich die geschichtlichen Sagen aus den Kämpfen der Völkerwanderung, vielleicht im wechselseitigen Austausch der nordischen und germanischen Erzeugnisse, angesetzt hätten. Viel war angeregt in dieser Schrift, nichts mit wissenschaftlicher Schärfe abgeschlossen, die Bilder wie in einem Kaleidoscop sich mischend.

Befreundet mit Arnim, Creuzer, Görres treten nun ein paar Männer in die Litteratur, die das deutsche Volk mit eben so viel Stolz als Liebe die seinen nennt, die Brüder Grimm aus Hanau. Sie lieferten Beiträge in die „Studien", „in die Heidelberger Jahrbücher", in die "Zeitung für Einsiedler", sie nahmen an den mythologischen Untersuchungen der Creuzer und Görres lebhaften Antheil und fühlten sich zu den verwandten altdeutschen Studien der Görres, Arnim und Brentano weit mehr hingezogen, als zu den ihrer eigentlichen Fachgenossen. Beide waren 22 Jahr alt, als ihre ersten Versuche erschienen.

In einem engen aber gesunden Familienleben voll Pietät aufgewachsen, in einem alterthümlichen Städtchen, Steinau, wo der Großvater Prediger, der Vater seit 1791 Justizamtmann war, mit dem Blick für das Kleine ausgestattet, sahen sie zuerst in Kurhessen und der reformirten Gemeinde die Welt. Mit den Lutheranern glaubte man nicht recht vertraut umgehn zu dürfen, der Kurfürst galt für den besten Regenten, den es geben könne, Hessen-Kassel für das gesegnetste unter allen Ländern, schon auf die Darmstädter sah man mit Geringschätzung herab. Diesem Gefühl hat Jacob später in dem Fragment über das Heimweh einen schönen Ausdruck gegeben: es hat auf sein Schicksal bis in sein hohes Mannesalter bestimmend eingewirkt.

Nach dem frühzeitigen Tode des Vaters, der die Wittwe mit sechs Kindern ziemlich unbemittelt zurückließ, wurden Jacob und Wilhelm zu einer Tante nach Cassel gegeben, wo sie das Lyceum besuchten. Jakob ging 1802 auf die Universität Marburg, Wilhelm, durch Kränklichkeit zurückgehalten, folgte ihm ein Jahr später. Beide studirten Jura. Ihre brüderliche Liebe hielt ein ganzes reiches Leben hindurch Stich. In der Denkrede auf seinen Bruder, gehalten in der Berliner Akademie, 5. Juli 1860, sagt Jacob Grimm: „In den langsam

schleichenden Schuljahren nahm uns Ein Bett auf und Ein Stübchen; da saßen wir, an einem und demselben Tisch arbeitend; hernach in der Studentenzeit standen zwei Betten und zwei Tische in derselben Stube, im späteren Leben noch immer zwei Arbeitstische in dem nämlichen Zimmer, endlich bis zuletzt in zwei Zimmern neben einander; immer unter Einem Dach, in gänzlicher, unangefochten und ungestört beibehaltener Gemeinschaft unserer Habe und Bücher, mit Ausnahme weniger, die jedem gleich zur Hand liegen mußten und darum doppelt gekauft wurden. Auch unsere letzten Betten, hat es allen Anschein, werden wieder dicht neben einander gemacht sein: erwäge man, ob wir zusammengehören!"

„Jura", erzählt Jacob Grimm, „studirte ich hauptsächlich, weil mein seliger Vater ein Jurist gewesen war und es die Mutter so am liebsten hatte; denn was verstehn Kinder oder Jünglinge zu der Zeit, wo sie solche Entschlüsse fassen, von der wahren Bedeutung eines solchen Studiums? Es liegt in diesem Haften bei dem Stande des Vaters an sich etwas Natürliches, Unschädliches und sogar Rathsames. — Freilich hat keinem von uns beiden, die wir mit Ernst und Eifer studirten, die erworbene Rechtskenntniß hernach zu irgend einer Stellung verholfen; für Wilhelm schwand der Gewinn des mühsam Erlernten spurlos, ich habe mich noch in der Folge aus freien Stücken mit dem altdeutschen Recht näher befaßt."

„In Marburg mußten wir eingeschränkt leben; hernach habe ich oft das Glück und auch die Freiheit mäßiger Vermögensumstände empfunden. Vieles von dem, was Deutsche überhaupt geleistet haben, möchte ich dem beilegen, daß sie kein reiches Volk sind. Sie arbeiten von unten herauf und brechen sich viele eigenthümliche Wege, während andre Völker mehr auf einer gebahnten Heerstraße wandeln."

Mächtig wurden die Jünglinge von Savigny ergriffen, dem Jacob durch gelungene juristische Arbeiten näher trat. In seiner reichen Bibliothek sah er zuerst die Bodmerausgabe der Minnesänger, auf die er durch Tiecks Bearbeitung und „hinreißende Vorrede" gespannt war. Im Januar 1805 folgte er seinem geliebten Lehrer, um ihm bei seinen litterarischen Arbeiten zu helfen, nach Paris, wo er die Bibliotheken nach alten Handschriften durchforschte. Nach seiner Rückkehr erhielt er Jan. 1806 ein kleines Ämtchen in Cassel: „Gegen die neumodische, Pariser Kleidung mußte ich mich in steife Uniform mit Puder und Zopf stecken." Nun kam die französische Invasion, die Grimm in seinem patriotischen Gemüth tief und schwer empfand, obgleich sie ihm persön-

lich nicht zum Nachtheil einschlug. Durch Joh. v. Müllers Empfehlung erhielt er Juli 1808 die Stelle eines Bibliothekars beim König Jerome mit verhältnißmäßig recht gutem Gehalt; sein Amt nahm ihn wenig in Anspruch, er legte sich eifrig auf das Studium des Altdeutschen. Sein Bruder schloß sich ihm an. „Von Jugend auf lebten wir in brüderlicher Gütergemeinschaft, es war natürlich, auch viele unsrer Arbeiten zu verbinden. Fast alle unsre Bestrebungen sind der Erforschung unsrer älteren Sprache, Dichtkunst und Rechtsverfassung entweder unmittelbar gewidmet oder beziehn sich doch mittelbar darauf." Dazu kam die Uebereinstimmung ihrer geistigen Richtung.

Ein Unterschied zwischen den beiden Brüdern zeigte sich doch gleich. Jacob, die mächtigere Natur, war stärker von dem Einheitsdrang der Zeit auch in seinen Uebereilungen ergriffen. Die Allseitigkeit seines unruhigen Schauens ließ ihn später fertig werden. Bereits mit einer unerschöpflichen Gelehrsamkeit ausgerüstet, unterlag er noch dem Einfluß abenteuerlicher Symboliker, wie Görres und Kanne; Wilhelm lernte im Gegentheil sich früh beschränken und leistete fast sein Größtes schon als Jüngling.

Um die historische Stellung der Brüder Grimm zu bezeichnen, ist hier nun noch einmal des abgeschiedenen Herder zu gedenken, dessen Nachleben in thätig wirkender geistiger Gegenwart von W. Grimm ausdrücklich bezeugt, nirgend reiner hervortritt als in ihren jugendlichen Bestrebungen. Herder hatte eine Fülle halb funkelnder, halb dämmernder Gedanken über Mythos, Epos und Geschichte ausgestreut, er hatte gelehrt, die Poesie sei das Ursprüngliche, die Prosa, die Abstraction, die Zersetzung folge erst später. Diesen Satz auf alle Gebiete des geistigen Lebens auszudehnen, stellten sich die Brüder Grimm als Aufgabe: in Sitte, Recht, Sprache, Religion suchten sie der sinnlichen Grundlage auf die Spur zu kommen, die in Wort und Symbol sich noch heimlich verrieth, der Abstraction zu entfliehn und das Leben in seiner vollen Erscheinung zu fassen. Das Leben erscheint als die Fülle alles Wirklichen und Einzelnen, die Geschichte muß lauschen auf das, was im Verborgenen sich regt. „Ich möchte", sagt W. Grimm einmal, „am liebsten das Allgemeine im Besonderen begreifen und erfassen, und die Erkenntniß, die auf diesem Weg erlangt wird, scheint mir fester und fruchtbarer als die, welche auf umgekehrtem Weg gefunden wird. Leicht wird sonst als unnütz weggeworfen, worin sich das Leben am bestimmtesten ausgeprägt hat, und man ergiebt sich Betrachtungen, die vielleicht berauschen, aber nicht wirklich sättigen und nähren." Auch Jacob suchte

das Allgemeine im Besonderen, aber das hätte nicht die großartigen Resultate gehabt, wenn er nicht im Besonderen das Allgemeine gesucht hätte. Er sah wie Goethe, die Idee gleichsam mit Augen, ehe er noch die Probe der Empirie gemacht hatte. „Kühnen und Wagenden steht ungesehen das Glück bei: ein ganzer Stoff will gleichsam als neutral bewältigt sein, aus dem dann die Ergebnisse tauchen." Er bringt eine Unmasse von Einzelheiten zusammen, so ungestüm, daß man ihm kaum folgt: dann mit einem Male, machtvoll, gewaltig, überwältigend tritt die intellectuelle Anschauung hervor, die sich aus jenen Einzelheiten in seinem Geist krystallisirt hat, und der geheime Sinn derselben wird offenbar.

Mit der Genialität im Sachlichen ist fast immer Genialität im Sprachlichen verbunden: wer mit voller Seele in den Dingen lebt, der findet, wo es darauf ankommt, auch die schlagenden Bezeichnungen, mit denen es ein für alle Mal gethan ist. Grimms Sprache ist nichts weniger als korrekt, aber sie ist immer eigenartig, immer aus dem echten Mitgefühl mit den Dingen hervorgegangen, nie von der Phrase angekränkelt und sie erhebt sich, namentlich in jenen Sätzen, wo er die letzten Resultate seiner Gedanken in einem mächtigen Gefühl energisch zusammenfaßt, zu hinreißender Schönheit. Das Poetische und Wissenschaftliche durchdringt sich bei ihm in einer Weise, wie es in unsrer Litteratur kaum wieder vorgekommen ist.

In dieser fast überall fühlbaren Mitwirkung des Gemüths liegt bei beiden Brüdern der eigenthümliche Zauber ihrer Arbeiten, wir haben stets nicht blos den Schriftsteller, sondern den vollen Menschen vor uns, den Menschen voll Liebe, Frömmigkeit und hoher Gesinnung. Jeder von beiden giebt sich in jedem Augenblick ganz wie er ist, nicht selten eckig und gewaltsam und nie reizender und liebenswürdiger, als wenn das Eckige hart ans Komische streift. Auch in den kleinsten monographischen Arbeiten drückt sich ihre Gesinnung ab, und in dieser Gesinnung gipfeln die Ideen Vaterland, Freiheit, Gott. „Weil ich lernte", so schließt Jacob Grimm 30 Jahr später seine Vorrede zur deutschen Mythologie, „daß seine Sprache, sein Recht, und sein Alterthum viel zu niedrig gestellt waren, wollte ich das Vaterland erheben; meine Bücher sollten schon der Gegenwart gehören, die ich mir nicht denken kann, ohne daß unsre Vergangenheit auf sie zurückstrahlte.

In der Abhandlung „von Uebereinstimmung der alten Sagen", einer der ersten Arbeiten J. Grimms, die 1807 in einem Münchner Blatt erschien, finden sich bereits klar ausgesprochen die Theses, die den

nächsten Arbeiten der Brüder zu Grunde liegen. „Die älteste Geschichte jedweden Volks ist Volkssage, jede Volkssage ist episch. Das Epos ist alte Geschichte. Alte Geschichte und alte Poesie fallen nothwendig zusammen."

Diesen Sätzen zu Folge vollzieht sich bei Jacob Grimm nun zuvörderst die Scheidung der Poesie in Naturpoesie und Kunstpoesie. Im „Beweis, daß der Minnegesang Meistergesang ist", zeigt er, daß beides eigentlich in eine Gattung falle, in die Gattung der gemachten, subjectiven oder Kunstpoesie, der die objective, volksmäßige, epische gegenüberstehe.

Sobald eine Poesie aus ihrer Objectivität herausgeht, pflegt sie in eine grelle Subjectivität überzutreten. Diese offenbart sich in dem Hang zum Lyrischen und zu künstlichen Formen, in welchen sich der mannigfaltig geregte Sinn und die Gemüthsneigung des einzelnen Dichters am hellsten und unterschiedensten aussprechen kann. Im Anfang jeder Cultur, wodurch die Nation in zwei Theile gespalten wird, verschwindet das Natürliche, Einfache und Epische; es erscheint dem gebildet werdenden Theil matt. So entstehn in Deutschland nach dem Vergang der epischen Nationalpoesie zu gleicher Zeit Minne- und Meistergesang, der eine den Inhalt, der andre die Form bezeichnend. Eine unermüdliche Beschreibung der Minne, ihrer Qual und Fröhlichkeit hebt an, in unaufhörlich veränderten Formen. Selbst alle starken Thaten werden endlich nur auf Minne und Frauen bezogen. Die aus der epischen Periode noch nicht verhallten Erzählungen verwandeln sich in Minnelieder. Ob nun gleich seit dem zwölften Jahrhundert in der Provence ähnliche künstliche Liebeslieder entstanden, so nahm doch die Richtung der erweckten Subjectivität hier einen ganz verschiedenen Gang, indem sich die Subtilität der fröhlichen Kunst hauptsächlich an den Inhalt hielt, an spitzfindige Liebesfragen, welche endlich vor förmlichen Liebeshöfen verhandelt wurden; während bei den Alles schwer nehmenden Deutschen sich eine besondre Gesellschaft bildete, auf die Formalitäten der Poesie streng zu achten. So ist es gekommen, daß, als einige hohe Dichter Italiens verschiedne der frühen künstlichen Versmaße fest gebildet, die übrigen bald in Vergessenheit fielen; da bei uns der Meistersängerorden weniger darauf ausging, die vorhandnen einfachen Formen zu erhalten, als sie ohne Unterlaß zu vermehren.

„Man streite und bestimme", wie man wolle, fährt Jacob Grimm in den „Gedanken wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten" fort, „ewig gegründet unter alten Völkern ist ein Unterschied

zwischen Natur- und Kunstpoesie, epischer und dramatischer, Poesie der Ungebildeten und Gebildeten, und hat die Bedeutung, daß in der epischen die Thaten und Geschichten gleichsam einen Laut von sich geben, welcher forthallen muß und das ganze Volk durchzieht, unwillkürlich und ohne Anstrengung: so treu, so rein, so unschuldig werden sie behalten, allein um ihrer selbst willen, ein gemeinsames, theures Gut gebend, dessen ein Jedweder Theil habe. Dahingegen die Kunstpoesie gerade das sagen will, daß ein menschliches Gemüth sein Inneres blosgebe, seine Meinung und Erfahrung von dem Treiben des Lebens in die Welt gieße, welche es nicht überall begreifen wird, oder auch ohne daß es von ihr begriffen sein wollte. So innerlich verschieden also die beiden erscheinen, so nothwendig sind sie auch in der Zeit abgesondert und können nicht gleichzeitig sein. Nichts ist verkehrter, als die Anmaßung, epische Gedichte dichten oder gar erdichten zu wollen, als welche sich nur selbst zu dichten vermögen."

Die Sympathie der Brüder steht nun ganz und gar auf Seite der epischen, Volks- oder Naturpoesie. Die individuelle, bewußte, freie Thätigkeit des Dichters wird herabgesetzt gegen das Unbewußte, Ueberlieferte, den Naturwuchs der Mythe. Pantheistisch gebunden an den Erdgeist giebt der einzelne Dichter nur dann Echtes, wenn er nicht weiß, was er giebt. Die Frage, wie denn das Epos sich selbst dichtet, haben die Brüder Grimm freilich eben so wenig gelöst, als früher F. A. Wolf. Sie wollten es auch nicht. Sie gaben in ihrem Grundbegriff, der poetischen Ueberlieferung, ein in seinem letzten Ursprung Unerforschliches zu und nahmen, was dem wissenschaftlichen Blick im Dunkeln blieb, als Thatsache in ihr helles Gemüth auf, um es im schönen Gleichniß als ein Göttliches, eine Offenbarung zu empfinden und zu verkündigen. J. Grimm spricht einmal gradezu aus, es liege der Schleier eines Geheimnisses darüber gedeckt, an das man Glauben haben soll.

Wenn die Poesie in ihrem Ursprung gleich der Sprache, gleich dem Leben selbst ein Geheimniß bleibt, so läßt sich dagegen verfolgen, wie ihre Ströme bald aus einem Quell entspringend sich trennen, bald aus verschiedenen Quellen entspringend sich wieder verbinden, wie ihre Formen sich wandeln, verblassen und wieder aufleben. Diese Wanderung der Sage und was für J. Grimm damit zusammenfällt, die Naturgeschichte der Poesie, bildet den nächsten Mittelpunkt seiner Untersuchungen. Dabei kommt nun auch das Verhältniß der Sage und Geschichte zur Sprache und was die Geschichtsschreibung gewinnen könne, die Wahrheit

der Sage — nicht im Sinn der Thatsächlichkeit, sondern theils als Echo der historischen Thatsachen im Volksgemüth, theils als Niederschlag tiefer, rein geistiger Vorgänge — zu begreifen und in ihrer innern Lebendigkeit sich zum Vorbild zu nehmen.

„Wer das Studium der alten Geschichte der Poesie, d. h. der Sagen, vorgenommen hat", sagt J. Grimm in einer Anzeige der von Hagen herausgegebenen Gedichte des Mittelalters, März 1809, „wird die Bemerkung machen, daß sie sich beständig localisiren. Die Namen der Länder und Menschen vergehn darin, außer einigen von wunderbarer Kraft, so daß sie nicht nur ausdauern, sondern durch fremden Anwachs noch reicher geworden sind. Die Anknüpfung, die Folge kann eine andre werden, aber die Thaten selbst und ihre Bedeutung bleiben stehn mitten im Wandel, sie sind auf dem lebendigen Grund des Lebens ihrerseits um so sichrer. Das ist das Lob der frühen Sage und der Tadel der spätern namenreichen, aber lebensarmen Geschichte. Wir verkennen aber nicht in dieser Verschiedenheit das ewige Gesetz der menschlichen Dinge. Auf das Einverständniß, ja die ursprüngliche Selbstoffenbarung der Natur, welche in den alten Denkmälern wahrhaft, allein unvollständig und darum fast unbegreiflich erfaßt ist, folgt bei den glücklichen Völkern die Herrschaft des Geistes, der auf einem andern Wege zur Freiheit und Wissenschaft gelangen will. Unbezweifelbar scheint, daß neben der Fülle von Lebendigkeit auch die Gewißheit der Namen u. s. w. zu versichern, nur den Menschen gelungen ist, deren unvergängliche Werke jene Frischheit nicht entbehren, dazu die für uns so trostreiche und zu viel Anderm erforderliche Sicherheit der Sachen erhalten, und denen die sich verbergenden Gänge des Schicksals nicht dunkel geblieben sind. Aber nur Wenigen ist diese Wissenschaft bereitet zum Lohn für ihre große Mühe, die alte Geschichte wurde in den Herzen Aller getragen.

Die Geschichte der alten Poesie soll nichts Andres vorhaben, als die verschiedene Gestalt zu beschreiben und zu erläutern, worin die Sage erschienen ist, und sie soweit als möglich auf ihren Ursprung zurückführen. Es liegt viel weniger daran, zu wissen, welcher Sprache oder Form etwa ein Gedicht nachgebildet worden sei, oder welchen Urheber es gehabt habe, insofern dies nicht dazu beiträgt, über Alter und Gestalt der Sage selbst Aufschlüsse zu verschaffen, sondern es kommt darauf an, entweder die Ursprünglichkeit derselben oder ihre Veränderung sammt dem Verhältniß zum Ursprung klar zu sondern. Oft ist in einer neuen Form die alte Sage reiner bewahrt als in einer alten."

„Ueberall", schreibt W. Grimm in Uebereinstimmung mit seinem

Bruder, „wo wir zurückgehn auf die frühsten Zeiten eines Volks, ist leicht zu bemerken, wie Poesie und Geschichte ungetrennt von einem Gemüth aufbewahrt und von einem begeisterten Mund verkündet wurde. Erst eine spätere wissenschaftliche Ansicht muß sie trennen, welche die Geschichte auf jene kritische Wahrheit beschränkt, die an sich nichts gewährt und nur dann Werth hat, wenn sie verbunden ist mit jener höhern poetischen. Was will auch die Geschichte zuletzt anders, als daß das Gemüth ein Bild der Zeiten gewinne, welche sie darstellt? Und darum muß die kritische Historie auf einem andern Weg dahin wieder zu gelangen suchen, wo sie zuerst stand, eins mit der Poesie als Nationalepos."

W. Grimm knüpft seine Forschungen über Sage und Geschichte sogleich an den Hauptgegenstand derselben, an das Nibelungenlied, wie wir es vom 13. Jahrhundert überkommen, und das Verhältniß dieser Gestalt zur altdeutschen und nordischen Heldensage. „Bei jeder Nation", fährt er fort, „blickt in hellerm oder trüberm Licht der Moment einer neuen Grundbildung durch. Für die Deutschen war dieser Moment die Völkerwanderung. Wenig haben die Geschichtschreiber von den Thaten jener Zeiten aufbewahrt; aber die Poesie trat an ihre Stelle. Was Fremden oder Geistlichen mit fremder Bildung in ihre trocknen Bücher aufzuschreiben unmöglich war, das lebte fort im Mund und Herzen eines Jeden unter dem Volk. Sie erzählten sich und den Nachkommen das Leben ihrer Väter, und bald entstand eine gewisse Classe, die eigens sich diesem Geschäft widmete: die Sänger. Sie waren grade nicht die Dichter dieser Lieder, aber sie waren besonders fähig zu dem Absingen derselben. In Unwissenheit und Unschuld entfaltete sich die Poesie immer mehr, und zog an sich, was neuere Begebenheiten, Volksglaube u. s. w. Großes und Reizendes darbot, alles vermischend und verwechselnd. An jedem Ort mußte sie nach und nach einheimisch sein, und darum brachte sie das Entfernte herbei und setzte die Nähe in geheimnißreiche Ferne, Gegenden, Zeit und Völker umtauschend."

Für die deutsche Volksdichtung bildete den Mittelpunkt die Nibelungensage. „Sie beruht auf Wahrheit und es liegt durchaus Geschehenes zum Grund. Attila, Dietrich von Bern, Günther, Hagen, Siegfried haben gelebt, die großen Thaten, von denen diese Lieder singen, sind geschehn, und Chriemhildens entsetzliches Schicksal hat jene Helden in das Verderben gezogen." Gegen die Hypothese einer fremden Herleitung spricht „die Unschuld und Bewußtlosigkeit, in welcher das Ganze sich gedichtet hat, die es gar nicht anders denken konnte; daher

die Sicherheit, mit welcher immer das Beste ergriffen worden, und daher alles von so frischem Leben angehaucht ist und feststeht auf deutscher Erde. Es hat alles ein so einheimisches Angesicht, keinen fremden Zug darin."

„Die ursprüngliche Form der Nibelungen, wie überhaupt einer jeden Nationalpoesie, war das kurze Lied (Romanze). Wen innere Lust und Kraft dazu antrieb, der besang die Helden der Nation, und weil er sich nicht anders bewegen konnte, nach einem gewissen Tact, nach einem ordnenden Gesetz. So erzeugte sich das Lied mit Rhythmus und Reim. Ueberall war es ein andres, wie Sprache, Sitten, Denkart oder die Sage verschieden war; denn kein Volkslied wird an verschiedenen Orten übereinstimmend gefunden. Die Classe der Sänger erweiterte solche Lieder und verband sie zu einem größern Ganzen. Solche Gedichte wurden abgesungen vor dem Volk, bei Versammlungen und an den Höfen der Fürsten. Wie die Lieder des Volks, so dauerten auch diese größern Gedichte fort, stets mit dem Fortgang der Zeit in veränderter Gestalt. Niemals standen sie in irgend einer fest, und es ist eine falsche Ansicht, die das Nibelungenlied im Ganzen ebenso, wie wir es jetzt haben, gleich Anfangs und auf einmal, wie das Werk eines Einzelnen entstehn läßt, so daß nur zu gewissen Perioden die Sprache etwas modernisirt worden sei: niemals hatte es eine bestimmte Form, sondern immer beweglich und anschmiegend mußte es fast in jedem Mund verschieden sein. Ebensowenig waren die Grenzen irgend eines einzelnen Gedichts abgesteckt: da in diesem großen Kreis die ganze Welt, wie sie damals erkannt wurde, aufgestellt war, so blieb jedes Einzelne mit dem Ganzen in Verbindung und hatte seine Stelle darin, wie es auch mit andern zusammengerückt und verknüpft wurde. Darum deuten sie auf einander hin und ergänzen sich. Erst zu der Zeit, wo die deutsche Schrift aufkam, im 12. und hauptsächlich im 13. Jahrhundert, konnten die Dichtungen fixirt werden, durch eine zufällige, das Gedächtniß eines Einzelnen unterstützende Aufzeichnung. Fände sich das Nibelungenlied in frühern Zeiten aufgeschrieben, so würde es kürzer, unbehülflicher in Worten, aber in größerm und strengerm Stil sein, denn das ist der Gang des menschlichen Geistes, daß er immer mehr nach Abrundung und Anmuth strebt, in welche die Großheit der ersten Idee allmählich versinkt."

Die klericalen Geschichtsschreiber schöpften aus meist getrübten Quellen der Vorzeit eine sehr verschiedenartig zusammengesetzte Kenntniß, die dem Volk nichts nutzte, weil es sie nicht begreifen konnte. Daher

ist es gekommen, daß sich nicht, wie bei den Griechen, aus dem Vorrath alter Nationalsagen eine deutsche Historie entwickelt hat.

Die Kreuzzüge brachten durch die Vermischung aller Völker die romantische Poesie hervor, die der ursprünglich deutschen nicht blos fremd, sondern entgegengesetzt war. „Man sagt: damals klang eine Poesie durch die ganze Welt; welches aber nur auf diejenigen bezogen werden darf, die sich im Ausland damit bekannt gemacht hatten; auf die Nation nicht. Die romantische Poesie des Mittelalters entstand in einer geschlossenen Gesellschaft mehr Gebildeter, Adeliger; sie war nicht nur Kunstpoesie, sondern Manier. Nichts konnte an Inhalt und Geist der Darstellung mehr von einander abweichen, als diese romantische und die Nationalpoesie. Hier ein großes allumfassendes Bild der deutschen Vorzeit, von den größten Heldenthaten und Kriegen bis zum häuslichen Leben herab. Dort die seltsamen Thaten eines Ritters, freilich voll Tapferkeit, aber übermenschlicher und nur als Wunder begreiflich; das Leben nicht in dem strengen Ernst deutscher Helden, sondern als Feerei, als reizendes Spiel anlockender Abenteuer. Dazwischen die Liebe heiß und üppig; den Frauen will der Mantel der Treue nirgend passen, und die Männer mögen aus dem Horn keinen Trunk gewinnen."

Wenn W. Grimm völlig im Einklang mit seinem Bruder die „romantische Poesie", d. h. die Kunstpoesie des 12. und 13. Jahrhunderts aus der Nationalpoesie ausgeschieden wissen will, so stellt sich in seiner Erörterung des Verhältnisses der altdeutschen Poesie zur nordischen eine merkliche Abweichung von dem künftigen Geschichtschreiber der deutschen Mythologie heraus. Er erklärt nämlich die auffallende Thatsache, daß bei gemeinsamer Abstammung die beiden Völker keine gemeinsame mythische Poesie haben, aus dem Mangel einer Mythologie bei den Deutschen. In ihrem herumstreifenden Leben ohne gesellschaftliche Verbindung, ohne öffentlichen Cultus konnte sich die alte Religion nicht lange erhalten. „Und so ging mit der alten Religion auch die alte Sage, die von der asiatischen Vorzeit erzählte, für die Germanen verloren. In der Abgelegenheit Skandinaviens krystallisirte sich die alte Religion zu einer vollständigen Mythologie, die den Deutschen fast ganz unbekannt blieb. Ein Christ sammelte die Sagen über die mythologische Vorzeit, als solcher mußte er sie nicht für Wahrheit, sondern für bloße Unterhaltung ausgeben. Wir haben demnach die nordische Mythologie in der Ausbildung, welche sie durch lange Zeiten erhalten, nicht in der ursprünglichen Form, aber dadurch verliert sie nichts an ihrer absoluten

Wahrheit, denn ein beständiges Umwandeln ist das Schicksal aller Mythologie gewesen."

So ist es gekommen, daß der Norden eine ihm allein eigenthümliche Poesie hat. Die Heldenpoesie hingegen ist gemeinsamer Besitz beider Völker. „Die Sagen des Nibelungenkreises wurzeln dort wie bei uns im vaterländischen Boden, nur Alles ist eigenthümlich entfaltet und dunkelfarbiger, wie der Himmel, unter dem es entstanden. Die Gesinnung ist wilder, heftiger geworden, die Grausamkeit entsetzlicher, und umwindet wie eine Schlange ihr Opfer, die in die Wunden ihr Haupt senkt und sich festfrißt an dem Herzen, daß keine Macht der Töne sie mehr rühren kann. Durch Heerzüge und Kriege vereinigt, erwarben beide Völker eine gemeinsame Poesie, die von dem Norden an durch ganz Deutschland sich ausdehnte bis nach Süden, so weit Deutsche gedrungen sind, und es wird genau gerechtfertigt werden können, was die nordische Dichtung von Sigurd sagt: sein Name geht durch alle Zungen, von dem griechischen Meer bis nach Norden, und wird wohl bleiben, so lange die Welt steht."

Tieck hatte sich lange mit der Absicht getragen, die Nibelungen, wie früher die Minnelieder, dem Volk zugänglich zu machen; er gab sie auf, als 1807 die Bearbeitung von F. H. von der Hagen erschien, der, 27 Jahr alt, in Berlin als Privatgelehrter lebte und sich bald mit Tieck befreundete. Die Bearbeitung fand viel Beifall, auch bei Joh. Müller, der schon vor mehr als zwanzig Jahren auf diesen Schatz aufmerksam gemacht.

Arnim war mißvergnügt über den barocken Dialekt; er meinte, „das Ganze müsse entweder mit neuem Saft durchdrungen sich selbst neue Wurzeln treiben, oder in seiner Alterthümlichkeit ruhig trocken, unzerbrochen zwischen Papier von einem Geschlecht dem andern übergeben werden". — Ebenso W. Grimm: „Das eben ist das Zeichen einer echten Poesie, daß sie allein das Wort gefunden hat, in dem der Gedanke sich ausdrückt, das sich gleichsam fest auflegt auf das Bild, welches in der Tiefe des Gemüths ruht, und es bedeckt. Im Nibelungenlied hängt jeder Ausdruck so innig zusammen mit dem, was er bezeichnen soll, daß er nicht weggenommen werden darf, ohne zu zerreißen." Das Modernisiren soll nicht ein Uebertragen der alten Formen in neue sein, sondern eine Erneuerung von Innen heraus, ein Neubilden im Geist der neuen Zeit.

Goethe hatte die Textausgabe der Nibelungen, welche Chr. Myller 1782 ihm zuschickte, gleichwie König Friedrich ungelesen liegen lassen; da

nun die alte Heldensage in den Mittelpunkt der vaterländischen Studien trat, wurde sein Interesse so weit geweckt, daß er, aus dem Stegreif übersetzend, gern daraus vorlas. In jenen Zeiten, äußerte er gegen die Freunde, sei das rechte Heidenthum gewesen, trotz der kirchlichen Gebräuche; Homer hätte doch mit den Göttern in Verbindung gestanden, aber in diesen Leuten finde sich keine Spur von irgend einem himmlischen Respect. „Der Werth des Gedichts", schreibt er an Knebel 1808, „erhöht sich, je länger man es betrachtet, und es ist wohl der Mühe werth, daß man sich bemühe, sein Verdienst aufs Trockne zu bringen: denn wahrlich, die modernen Liebhaber desselben, die Herren Görres und Consorten, ziehn noch dichtere Nebel darüber, und wie man von andern sagt, daß sie das Wasser trüben, um Fische zu fangen, so trüben diese Land und Berg, um alle gute kritische Jagd zu verhindern. Uebrigens lasse ich mich nicht irre machen, daß unsere modernen religiösen Mittelältler mancherlei Ungenießbares fördern. Es kommt durch ihre Liebhaberei und Bemühung manches Unschätzbare ans Tageslicht, das der allerneusten Mittelmäßigkeit doch einigermaßen die Wage hält."

Nach Tiecks Vorgang fingen die deutschen Poeten damit an, die alten Sagen zu dramatisiren: ein verfehltes Bestreben, da im Drama nicht das Sinnliche, sondern das Sittliche überwiegt und so eine Fabel im Geist einer vergangnen Sittlichkeit gedacht, sich den Anforderungen und dem Register der modernen fügen soll, die doch ihre Ansprüche nicht aufgeben kann. So hatte es schon Steffens Landsmann, Oehlenschläger gemacht. In der Trilogie „Der Held des Nordens" legte Fouqué die nordische Wolsunga-Sage zu Grunde. Am 4. Oct. 1808 schickte er den ersten Theil „Sigurd den Schlangentödter, ein Heldenspiel" mit einer enthusiastischen Widmung an Fichte, dem auch die folgenden Theile gewidmet wurden. Das ist nur ein einzelner Zug von jener wunderbaren Beziehung, in welche die Umstände die Philosophie zum Instinct der Masse drängten: war doch Fichte bald darauf Vorsitzender der von Arnim gegründeten christlich-germanischen Gesellschaft in Berlin. Die Fabel des Stücks ist folgende: In dem Schloß Hindarfiall schläft die schöne Brynhildis, die Schwester des mächtigen Königs Atle. Die drei Nornen sitzen vor ihrem Lager und singen den Schicksalsgesang. Die ganze Burg ist mit Feuer umgeben und nur der Held, der es wagt hindurchzudringen, wird Brynhildis Gemahl. Sigurd besteht das Wagstück und die Vermählung findet statt, obgleich Brynhildis durch ihre zukunftkündenden Runen voraus

weiß, daß Sigurd eine andre Braut bestimmt ist. Sigurd reitet auf Abentheuer aus und kommt in das Reich der Niflungen, wo ihm die alte Königin Grimhildis einen Zaubertrank der Vergessenheit reicht, der so mächtig wirkt, daß Sigurd sich nicht mehr erinnert, Brynhildis gesehen zu haben, um Gudruna freit, Grimhildis Tochter, und das Wagstück der Feuerburg zum zweiten Mal in Gunnars Gestalt besteht, des Bruders der Gudruna, der nun nach dem Spruch des Schicksals Brynhildis Gemahl wird. Sehr poetisch ist ausgeführt, wie Sigurd zuerst seine Vergangenheit vergißt und, als die Wirkung des Zaubertranks aufhört, sich mit immer wachsendem Grauen erinnert. Mit Brynhildis geht eine ähnliche Verwandlung vor: sie hat ihre Runenkunst vergessen und ist nicht im Stande, die Motive von Sigurds Handlungsweise vollständig zu übersehn. Sie hat keinen andern Gedanken, als sich an Sigurd zu rächen, und nachdem sie dies durch Hülfe eines ihrer Schwäger ausgeführt, besteigt sie den Scheiterhaufen, den sie selber aufgerichtet.

Jacob Grimm in seinem großen Stil wollte von dieser dramatischen Bearbeitung der alten Sage, wie überhaupt von den poetischen Wiederbelebungsversuchen der Poesie des Alterthums gar nichts wissen. Wir verdanken einer zeitweiligen Trennung von seinem Bruder im Jahr 1809 darüber die eigenthümlichsten, ihn ganz charakterisirenden Aeußerungen. „So wenig sich fremde edle Thiere aus einem natürlichen Boden in einen andern verpflanzen lassen, ohne zu leiden und zu sterben, so wenig kann die Herrlichkeit alter Poesie poetisch wieder aufleben, nur historisch kann sie rein genossen werden."

„Sobald die epische Zeit vorüber ist, d. h., diese Unschuld, dieser Glaube, diese Liebe, so hört auch die Poesie der Volksbücher auf, und ich finde es durchaus natürlich, daß ein braves, ich meine ein unverbildetes Gemüth, das die Poesie Goethes und Schillers versteht, an diesen kindlichen Sachen weiter keinen eigentlichen Gefallen hat. . . . Nur unaufrichtig können sich Gebildete daran ergötzen. Frag' gescheute Leute, die ich garnicht anders haben möchte, ob ihnen zehn Lieder von Goethe nicht lieber sind, als die zehn besten aus dem Wunderhorn?" . . „Ist denn die Poesie etwas so Besonderes in der Welt, daß man von Außen her eben besonders mit ihr umgehn muß? wird nicht Alles von selber durch ein wunderbares großes Geheimniß geboren, so daß es lebendig ist, darum weil es da ist! Hat je dies absichtliche Eingreifen etwas Rechtes hervorgebracht?"

„Der Sigurd will mir garnicht gefallen; ich sehe an der ganzen

Arbeit doch nichts als poetische Gewandtheit, durchaus keine Näherbringung der Sage an das menschliche Herz. Und was ist das Drama anders, als daß es die stille Sage aus der Weite ganz in unsre Nähe rückt, so daß wir das Getriebe von Freud' und Leid vor uns sehn?" — „Ich begreife nicht, wie man von modernen Dichtern ein besonderes Hinarbeiten auf Nationalität verlangen kann! Ist Goethe weniger deutsch, als Shakespeare englisch? und wie wird doch Shakespeare unter den Deutschen geliebt und verstanden, ob er gleich nie rheinischen Wein getrunken!"

Jean Paul feierte in den Heidelberger Jahrbüchern das Drama als Wiederherstellung des alten Heldengeistes. Eine andre Kritik desselben Blattes glaubt zwar auch, daß alle jene, die den ersten Eindruck dieser furchtbaren alten Zeit aus diesem Werk empfangen, dankbar gegen Fouqué sein werden; doch fügt sie hinzu: „Auch hier soll das alte Lied in einem selbständigen Gedicht uns übergeben werden. Eine andre Gesinnung tritt hinzu und beschaut die Stätte, an welcher ein Leben so herrlich gekämpft hat, das äußerlich gering war gegen das Ungeheure, das wir sehn, und innerlich so groß, daß eine einzige jener Thaten die Eroberung von Königreichen aufwiegt. Wir sind erleuchtet worden wie der alte Eichenwald durch Aushauen, und der Strahl der Gottheit dringt nicht mehr von oben in eine kühle, begeisterte, demüthige Nacht. Wir sind mit mannigfacher Erkenntniß gerüstet auch der altdeutschen Trefflichkeit, aber nicht in die Kraft derselben; in welchem Widerschein wird das alte Lied stehn, wenn die neue Zeit ihr Licht darauf wirft?

„Weil Fouqué einen poetischen Sinn hat, ist er nicht leichtsinnig verfahren, wir erkennen noch den kecken, frommen, kindlich treuen Sinn in Sigurd, das Zerstörende einer tiefen, gewaltsamen, halb überirdischen Natur an Brynhildis." Aber „ein jedes Gedicht drückt sich ab in seine Zeit, und beide gehören zusammen. So steht die alte Sage in der unsrigen ganz anders; wie sie dort der Mittelpunkt war, um den die Poesie sich bewegte, so steht sie hier einsam und ist nicht an unser Leben, an unsre Sitten und Natur geknüpft; wir begreifen sie nur durch ihre innere Wahrheit. In solcher aber das Gedicht wieder aufzustellen, hilft nicht, daß wir ihre Aeußerlichkeiten verfolgen, die ihr die Zeit damals gegeben. Wir fühlen durchaus, daß der Stoff noch gebunden und die Poesie nicht, wie sie sollte, frei geworden. Es fließt nicht aus der Fülle eines begeisterten Gemüths, und wenn es nicht fehlt an hellen poetischen Punkten, so sieht man auch, wie der Verstand und eingesammelte Kenntniß, gewandt übrigens,

dabei sind und hülfreiche Hand leisten. Diesem schreiben wir es auch zu, daß die Figuren nicht immer fest auf den Füßen stehn und sich von einander ablösen, sondern in einer gewissen Eintönigkeit verbunden sind... Es ist sehr charakteristisch, statt der alten Form der Erzählung die modernere dramatische zu finden: unsre Zeit kann sich in den schwersten Gesätzen bewegen, nur nicht unschuldig und grad erzählen. Die dramatische Form zog die moderne Reflexion, den Witz der Antithesen nach sich."

„Sehr nachdenklich machte uns das Hauptmotiv des Werks, wie Chrimhildis durch ein künstliches Vergessenmachen der Vergangenheit das Glück der Ihren neu begründen möchte und sie alle dadurch vernichtet; denn wie häufig ist nicht der Frevelmuth, der zu ganzen Nationen ausruft: was ihr in früherer Verfassung an Glück besessen und erstrebt, ist alles nichts, vergeßt eure alte Liebe und Treue, und ihr könnt ein neues Leben anfangen, bauet euer Schicksal in einem neuen Volke, und die einheimische Noth drückt euch nicht mehr. Aber die ohnmächtige Täuschung verschwindet, und es möchten in vielen Zeiten gar manche mit Sigurd ausrufen: Wehe mir, ich wache; verpfändet ist meine Lieb', mein Wort gebrochen, nun hält mich Treue hier, reißt dort mich hin. Jetzt spür ich es, mit argem Zaubertrank ward ich bethört! — Wir fühlen es besonders, wie nothwendig Trug aus Trug stammen müsse, als Sigurd aus Freundschaft gegen seine unnatürlichen Bundesgenossen sogar seine redliche Gestalt umtauschen muß, sein eignes Weib einem andern zu gewinnen. Alles wird uns so wahr, so natürlich, daß wir die Nornen nicht begreifen, die da als einzige Vorstellung von alter Mythologie, wie die Vorhänge an manchen Theatern, mit Apollo und allen Musen geziert, beim Anfang und Schluß der Aufzüge sich immer wieder zeigen, auf die aber im Stück weiter keine Rücksicht genommen wird." —

Die Kritik hatte in der Hauptsache W. Grimm zum Verfasser, aber Arnim hatte einen Beitrag geliefert, und gern möchte man glauben, daß er seine Feder um nichts Geringeres als jene schöne Schlußwendung angesetzt hätte, die in so überraschender Weise das Licht des neuesten Tages auf die alte Sage fallen läßt! Und deren warmer, patriotischer Puls uns mit eins in die Strömung jener Tage reißt, da die Genossen des Heidelberger Kreises sich zusammenschlossen, um solchem Zaubertrank in der Wiederbelebung der deutschen Vergangenheit ein Gegengift zu reichen — ein Versuch, den Görres vorzüglich an Arnims Namen knüpft und dessen Gedächtniß er in einem Wort, das er dem früh verstorbenen Freund in Menzels

Litteraturblatt nachrief, für die Nachwelt festgehalten hat. „Die Zeit", sagt er hier, „in der wir damals in Heidelberg uns zuerst begegnet, war jene, die zunächst auf die Jenaer Schlacht gefolgt. Der Ehren-Tempel deutscher Nation war weit aufgethan, das damals blühende Geschlecht hielt seinen feierlichen Einzug durch die offnen Pforten, und es war ein ungemein erquicklicher Anblick, dem Zuge zuzusehn, wie Deutschland sein altes Kaiserthum, nicht zur Krönung, sondern zu Grabe geleitete. Voran schritten die Herolde des Eroberers im Geleit seiner Bewunderer, dann die mächtigen Vasallen, bis zur Unkenntlichkeit aufgeputzt, die Heere unter fremden Fahnen dem Pfade ihrer Ehre folgend, dazu Chöre von Poeten und Rhetoren, die sangen und sagten von dem Weltüberwinder, zuletzt die Massen des Volks, einige tanzend und jubilirend, die Meisten niedergeschlagen, schweigend und verzagt und wie betäubt." Und übergehend auf die innere Absicht ihrer Thätigkeit, setzt er in seiner Bildersprache hinzu: „wir trugen am Fuße des Jettenbühls etwas Reisig und Holz zusammen, an dem der übelriechende Heerrauch, der die Sonne trübte, sich zerstreuen möchte. Das Wesen der alten Zeit, wie es in den Dichtungen der Vergangenheit fortlebte, schien Arnim am tauglichsten, um die erstarrte Gegenwart wieder zu beleben, und die Volkspoesie schien sich hier zu bieten, um das Volk wieder zu sich selbst zu bringen."

3.

Kleists Entwickelung zum vaterländischen Dichter.

1806—1809.

Heinrich von Kleist hatte seiner Schwester versprechen müssen, dem Dichten zu entsagen, aber er war nicht im Stand, diesen Vorsatz auszuführen. Das Jahr 1805 verging unter den Kämpfen gegen den ununterbrochen sich regenden Schaffenstrieb, endlich vermochte er den Kampf nicht mehr fortzusetzen. In reicher Fülle stiegen die poetischen Entwürfe in seinem Geist auf; es entstanden in dieser Zeit und wurden zum Theil vollendet der zerbrochene Krug, Amphitryon, Penthesilea, Michael Kohlhaas und die Marquise von O. Seit December 1805 bezog Kleist ein Jahrgeld von 60 Louisdor, das ihm die Königin Luise ausgesetzt hatte; mit dieser festen Grundlage mochte er wähnen, sich

durch seine litterarischen Arbeiten erhalten zu können. Im Frühling 1806 gab er den Staatsdienst wieder auf, was um so leichter ging, da er nur diätarisch angestellt war, aber seine Schwester hatte er dadurch schwer erzürnt. Der innere heftige Kampf warf ihn aufs Krankenlager, er suchte Heilung in dem Bad Pillau, ohne sie zu finden. Da kam der furchtbare Schlag, der den preußischen Staat entzwei brach. Kleist war nicht überrascht, er hatte die Katastrophe schon 1805 vorausgesehn, und nach ihrem wirklichen Ausbruch richteten sich seine persönlichen Gefühle in glühender Vaterlandsliebe auf, wie nach einem reinigenden Gewitter. „Kein besserer Augenblick, Euch wiederzusehn", schreibt er 24. Oct. an Ulrike, „als dieser. Wir sänken uns an die Brust, vergäßen und verziehn einander und liebten uns, der letzte Trost in der That, der dem Menschen in so fürchterlichen Augenblicken bleibt. Es wäre schrecklich, wenn dieser Wütherich sein Reich gründete! Nur ein sehr kleiner Theil der Menschen begreift, was für ein Verderben es ist, unter seine Herrschaft zu kommen. Wir sind die unterdrückten Völker der Römer!"

An die Fortzahlung seiner Pension war unter diesen Umständen nicht zu denken, und so machte er sich Januar 1807 auf den Weg, um sich in Begleitung zweier Freunde nach Dresden zu begeben, da dies ein Ort war, wo man litterarischen Beschäftigungen mit einer gewissen Ruhe sich hingeben mochte. In Berlin angekommen, wurde er von der französischen Militärbehörde, die ihn für einen Spion hielt, da er ohne Paß war, verhaftet und zuerst 5. März nach Fort Joux, dann 20. April nach Chalons gebracht. „Was sind das für Zeiten! Wo ist der Platz, den man jetzt in der Welt einzunehmen sich bestreben könnte, im Augenblick, wo alles seinen Platz in verwirrten Bewegungen wechselt? Kann man auch nur den Gedanken wagen, glücklich zu sein, wenn alles im Elend darniederliegt? Ich arbeite, doch ohne Lust und Liebe zur Sache. Wenn ich die Zeitungen gelesen habe und jetzt mit einem Herzen voll Kummer die Feder wieder ergreife, so frage ich mich wie Hamlet den Schauspieler, was mir Hekuba sei? — Ach, es ist ein ermüdender Zustand, dies Leben!"

Den Bemühungen seiner Schwester beim Gouverneur von Berlin gelang es, das Mißverständniß aufzuklären. Juli 1807 wurde er freigelassen und ging nach Dresden, wo er in Adam Müller einen begeisterten Freund fand und die glücklichste Periode seines Schaffens erlebte. „Meine Manuscripte sind mit wiederholtem Beifall vorgelesen. Beim östreichischen Gesandten wurde ich von den niedlichsten kleinen Händen, die in Dresden sind, mit einem Lorbeerkranz geschmückt." Körners Pflegetochter,

die schöne, musikalisch reich gebildete Julie Kunze, gewinnt ihn lieb, es entspinnt sich ein heimliches Verhältniß. „Es geht mir in jedem Sinn, wie ich es wünsche, und in dem Maaß, als der Erfolg jetzt meine Schritte rechtfertigt, geht mir der Stoff zu einer die Vergangenheit erklärenden Correspondenz auf, mit der ich Dir (Ulrike) noch verschuldet bin." — Er gründet mit Ad. Müller eine Buchhandlung, in welcher seit Januar 1808 die Monatschrift „Phöbus" in glänzender Ausstattung erscheint; die Bilder sind von Ferd. Hartmann, einem originellen Schwaben, der einmal in Weimar den Preis davongetragen.

„Kleist", erzählt Tieck, der nach seiner Rückkehr aus Rom sich damals wieder in Dresden aufhielt, „war von mittler Größe und ziemlich starken Gliedern; er schien ernst und schweigsam, keine Spur von vordrängender Eitelkeit, aber viele Merkmale würdigen Stolzes in seinem Benehmen. Er schien mir mit den Bildern des Tasso Aehnlichkeit zu haben, auch hatte er mit diesem die etwas schwere Zunge gemein. . . . Er war gewissenhaft ängstlich in seinen Arbeiten, sie rückten nicht schnell vor, er änderte oft und arbeitete wieder um. Er selbst war am schwersten zu befriedigen."

Schon von Königsberg oder Jour aus hatte Heinrich v. Kleist an seinen Freund Rühle v. Lilienstern in Dresden zwei Lustspiele geschickt, „Amphitryon" und „der zerbrochene Krug"; dieser übergab sie an Ad. Müller, der 9. Mai 1807 den „Amphitryon" gedruckt an Gentz schickte. Gentz las ihn „mit uneingeschränkter Bewunderung": „zugleich so Molière und so deutsch zu sein, ist gewiß etwas Wundervolles. Was soll ich aber von den Theilen sagen, wo Kleist hoch über Molière thront! Welche Scene, wo Jupiter der Alkmene das halbe Geheimniß enthüllt! und welche erhabene Entwickelung! Es war keine gemeine Aufgabe, den Gott der Götter in einer so zweideutigen Lage noch groß und majestätisch zu halten; nur ein Dichter ersten Ranges konnte diese Aufgabe mit solchem Erfolg lösen."

„Der Amphitryon", antwortet Ad. Müller, „handelt ebensogut von der unbefleckten Empfängniß der heiligen Jungfrau als von dem Geheimniß der Liebe überhaupt, und so ist er grade aus der hohen Zeit entsprungen, in der sich endlich die Einheit alles Glaubens und die große Gemeinschaft aller Religionen aufgethan, aus der Zeit, zu deren echten Genossen Sie und ich gehören."

Gentz suchte Juli 1807 in Carlsbad auch Goethe für den Amphitryon zu gewinnen, aber ohne Erfolg. „Der antike Sinn in Behandlung des Amphitryon", schreibt Goethe, „ging auf Verwirrung

der Sinne; Kleist geht auf die Verwirrung des Gefühls aus. Das Stück enthält nichts Geringeres als Umdeutung der Fabel ins Christliche, die Ueberschattung der Maria vom heiligen Geist. Das Ende aber ist klatrig. Der wahre Amphitryon muß es sich gefallen lassen, daß ihm Zeus diese Ehre angethan hat; sonst ist die Situation der Alkmene peinlich und die des Amphitryon zuletzt grausam." In der That wird die lustige Stimmung Molières durch die Betrachtungen über die Allpersönlichkeit Jupiters nur verwirrt.

Gleich das Januarheft des „Phöbus" brachte die „Penthesilea". „Das Stück", schreibt Goethe 1. Febr. 1808 an Kleist, „ist aus einem so wunderbaren Geschlecht und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß, mich in beide zu finden. Auch erlauben Sie mir zu sagen, daß es mich immer bekümmert, wenn ich junge Männer von Geist und Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches da kommen soll. Ein Jude, der auf den Messias, ein Christ, der aufs neue Jerusalem, und ein Portugiese, der auf den Don Sebastian wartet, machen mir kein größeres Mißbehagen. Vor jedem Brettergerüst möchte ich dem wahrhaft theatralischen Genie sagen: hic Rhodus, hic salta! Auf jedem Jahrmarkt getraue ich mir, auf Bohlen über Fässer geschichtet, mit Calderons Stücken, mutatis mutandis, der gebildeten und ungebildeten Masse das höchste Vergnügen zu machen." — Anscheinend hatte der Theaterdirector Recht; nur ist es seltsam, daß er in einem Augenblick so urtheilte, wo er die „Pandora" abschloß, den „Faust" drucken ließ, die „Wanda" mit Glanz aufführte und den „Attila" vorbereitete. Die „Penthesilea" ist neuerdings ebenso mit Glanz aufgeführt, wie der „Faust", über die „Wanda" würde das Publicum nur lachen.

Freilich muß man in der „Penthesilea" stark abstrahiren von den unmöglichen Voraussetzungen wie von der entsetzlichen Katastrophe; man muß sich eine Excentricität der Gefühlsschwingungen gefallen lassen, die dem deutschen Gefühl widerstrebt; wenn man das aber vermag, so wird man in der fremdartigen Traumwelt von einer dämonischen Gewalt ergriffen. Athemlos, ohne irgend einen Actschluß, braust das wilde Stück mit der Macht einer Windsbraut dahin; der ausbrechende Liebesjubel des holdseligen Weibes, die sich Siegerin wähnt, dringt durch Mark und Bein, die wilde Jagd reißt uns mit fort. Man erkennt den Dichter der „Familie Schroffenstein" wieder an der streng realistischen Haltung, an der knappen, ausdrucksvollen, etwas unruhigen und hastigen Sprache: allein dort ist das Gemälde grau in grau, die einzelnen anmuthigen Scenen brechen nur wie ein halb verschleierter Sonnenschein vorüber-

gehend durch das finstere Gewölk sich Bahn; die Penthesilea ist in den glühendsten Farben ausgeführt, wie im Schein einer Feuersbrunst gewinnen alle Vorgänge ein fremdartiges Ansehn. Kleist hat eine Sprache erfunden, die unsre Phantasie an griechisches Leben erinnert. Er hat in den beiden Hauptfiguren seine geheimste Sehnsucht ausgedrückt: die unbändige geniale Natur, der jede hastige Empfindung das Blut gewaltig ins Gesicht treibt, die aller Berechnungen spottet. Die Leidenschaft bewegt sich tigerartig bacchantisch, und in je reizendere Formen sie sich zuerst verhüllt, desto mehr schreckt ihr plötzlicher dämonischer Ausbruch. Man merkt die Frevel gegen die Natur erst, wenn der Dichter mit seiner analytischen Sonde der Leidenschaft bis in das innerste Leben nachgeht und ihren Nerv bloßlegt. — „Lieber gräßlich verwesen, als ein Weib sein, das nicht reizt!" — Der Schluß — bereits in den Schroffenstein angebracht — spricht den tragischen Grundgedanken des Dichters aus: „sie sank, weil sie zu stolz und kräftig blühte; die abgestorbne Eiche steht im Sturm, doch die gesunde stürzt er schmetternd nieder, weil er in ihre Krone greifen kann." — Kleist schrieb an eine Freundin: „Unaussprechlich rührend ist mir alles, was Sie über die Penthesilea sagen. Es ist wahr, mein innerstes Wesen liegt darin und Sie haben es wie eine Seherin aufgefaßt: der ganze Schmerz zugleich und Glanz meiner Seele." Unter Thränen kam er nach dem Abschluß des Stücks zu Pfuel: „sie ist todt!" sagte er tonlos. Es war der Geist seiner Dichtung, den er selbst besungen: die rasende Jagd nach dem Ideal, die oft die Grenze des Wahnsinns überfliegt, und doch wie Ophelia im Wahnsinn selbst ihren Liebreiz bewahrt.

An Gentz, der mit dem Stück sehr unzufrieden war, schrieb Ad. Müller 6. Febr.: „Sie mißrathen uns die Paradoxien, z. B. die anscheinende der Penthesilea. Wir dagegen wollen, es soll eine Zeit kommen, wo der Schmerz und die gewaltigsten tragischen Empfindungen, wie es sich gebührt, den Menschen gerüstet finden, und das zermalmendste Schicksal von schönen Herzen begreiflich und nicht als Paradoxie empfunden wird. Diesen Sieg des menschlichen Gemüths über kolossalen, herzzerschneidenden Jammer hat Kleist in der Penthesilea als ein echter Vorfechter für die Nachwelt im Voraus erfochten."

Gleichzeitig mit der „Penthesilea" schickte Kleist den „zerbrochenen Krug" nach Weimar ein, den er in der Schweiz geschrieben, in Königsberg umgearbeitet hatte. Mit Recht rühmt Tieck die meisterhafte Ausführung: „aus einer Kleinigkeit so ein Gewebe herauszuspinnen, das sich vor unsern Augen bald mehr und mehr entwickelt, bald

wieder schnell zu lösen scheint, so lebendig, stets neu, alle Figuren wahr, alles die höchste Theilnahme erregend! Daß sich der Richter, der zugleich der Delinquent ist, durch seine Anstrengungen in den Beweis gegen sich hineinexaminirt, ist ebenso glücklich als neu." Auch Goethe sprach dem Stück außerordentliche Verdienste zu: „die ganze Darstellung drängt sich mit gewaltiger Gegenwart auf". Nur bedauert er, daß das Talent des Verfassers, „so lebendig er auch darzustellen vermag, sich doch mehr gegen das Dialektische hinneigt. Könnte er mit eben dem Geschick eine wirklich dramatische Aufgabe lösen und eine Handlung vor unsern Augen und Sinnen sich entfalten lassen, wie er hier eine vergangene sich nach und nach enthüllen läßt, so würde es für das deutsche Theater ein großes Geschenk sein." Als ob die Enthüllung einer verborgenen Schuld für das Lustspiel nicht eine ebenso dramatische Aufgabe wäre, wie ein Oedipus für die Tragödie! — Das Stück wurde 2. März 1808 in Weimar aufgeführt, fiel aber vollständig durch; Goethe hatte unbegreiflicher Weise die Wirkung durch Zertheilung in drei Acte verkümmert. Kleist, der dies bösem Willen zuschrieb, hatte schon Lust, ihn herauszufordern. Er rächte sich mit einigen Epigrammen, die er drucken ließ.

Febr. 1808 brachte der „Phöbus" „die Marquise v. O.", Kleists abgerundetste Novelle, wenn man von dem heikeln Stoff absieht und der gewagten Voraussetzung, die durch die Schlußversöhnung „in Anbetracht des unvollkommenen Zustandes dieser Welt" kaum wieder gut gemacht wird. Die Personen haben etwas von Kindern, ihr Schluchzen und ihr Aufbrausen ist lauter und ungestümer, ihre Haltung nackter, als in unsrer civilisirten Welt üblich; aber um so deutlicher sieht man alles vor sich, um so leidenschaftlicher erlebt man alles mit. Kleist steht niemals über oder außer seiner Welt, er glaubt an seine Gestalten, sein Herz ist mitten im Aufruhr; es ist sein eignes Gefühl, seine eigne Leidenschaft, die sich ausspricht, ohne allen Wortprunk, rein durch die Macht der Thatsachen.

Der größte Wurf ist der „Kohlhaas", dessen ersten Theil das Juniheft des „Phöbus" brachte. — Ein einfacher Mann von starkem Rechtsgefühl wird durch Verweigerung des Rechts von Seiten der Behörden allmälich zum Verbrechen getrieben: um sich Recht zu verschaffen, wendet er Mittel an, viel schlimmer als das ihm widerfahrne Unrecht. Der Höhepunkt der Geschichte ist die Stelle, wo Kohlhaas, vom Gericht abschlägig beschieden, „mit der widerwärtigsten Erwartung, die seine Brust jemals bewegt hatte, so oft sich ein Geräusch im Hofe hören ließ,

nach dem Thorweg sieht", ob der Junker ihm etwa, vielleicht gar mit einer Entschuldigung, die Pferde zurückschickt: „der einzige Fall, in welchem seine von der Welt wohlerzogene Seele auf nichts, das ihrem Gefühl völlig entsprach, gefaßt war". Aber bald hört er das Gegentheil, „und mitten durch den Schmerz, die Welt in einer so ungeheuren Unordnung zu erblicken, zuckte die innerliche Zufriedenheit empor, seine eigne Brust nunmehr in Ordnung zu sehn". In Ordnung! durch den Entschluß, mit Brand und Mord, an der Spitze einer Frevlerschaar, über die unschuldige Welt einzubrechen, um sich Recht zu verschaffen. — Wie der schlichte Mann durch den Fanatismus des Rechts selbst ins Mystische getrieben wird, ist vortrefflich entwickelt. Der Dichter hat vorher durch einfache Striche uns so lebhaft in die Mitte der Ereignisse versetzt, die Personen und Zustände uns in ihren Bedingungen so gegenwärtig gemacht, daß er nachher mit fliegender Hast die Fluth der Begebenheiten beschleunigen kann, ohne daß wir es merken: wir glauben, sie noch immer Schritt für Schritt zu begleiten. Die Bewegung seiner Seele ist so durchsichtig, daß wir ihn vollkommen verstehn, selbst da noch, als mit fieberhaftem Ungestüm, mit maaßloser Willkür die Ereignisse sich durcheinander drängen. Die Scenen, wie Kohlhaas den Junker durch alle Schlupfwinkel verfolgt und alles erschlägt und niederbrennt, was ihm Zuflucht gewährt, sind von hinreißender Leidenschaft, von überzeugender Wahrheit. Nun tritt der Wendepunkt ein. Der Arm der Obrigkeit ist zu schwach gewesen, den Empörer zu bändigen, allein es begegnet ihm die Macht eines gleich starken Willens, der ihm an sittlicher Würde überlegen ist. Martin Luther wirft den Rebellen in seine Schranken zurück und versöhnt ihn äußerlich mit der Obrigkeit. Sein Recht geschieht ihm, wegen seiner Uebelthaten wird ihm Gnade zugesichert: das verstockte Rachegefühl weiß auch Luther nicht zu bändigen. Nun tritt die Bewegung der Seele zurück und die äußern Ereignisse nehmen den Vordergrund ein. Die Folgen seiner That wenden sich gegen Kohlhaas. Obgleich ihm die Strafe erlassen ist, kann die Gesellschaft den Uebelthäter nicht in ihrer Mitte dulden, es werden ihm Fallstricke gelegt, und er erliegt der List seiner Feinde. Auch das ist ganz richtig erfunden; ja die Ausführung dieser Partie gehört zu den meisterhaftesten des Ganzen, obgleich die blos menschlich aufgefaßten Rechtsbegriffe dem historischen Recht und der historischen Treue überhaupt auf das Härteste widersprechen: doch wollte es dem Dichter nicht gelingen, für diesen nothwendigen und in Bezug auf die Dialektik der Thatsachen correct gezeichneten Ausgang die angemessene sittliche Stim-

mung zu finden. Obgleich er sein eignes Gemüth hinter den Ereignissen versteckt hat, zeigt sich nun doch, daß er in dem Irrthum seines Helden befangen war; Recht und Unrecht hat sich ihm so durch einander gewirrt, daß er in finstre Grübeleien versinkt und plötzlich einer fremden dunkeln Macht in die Hände fällt. Der sittlich und historisch nothwendige Ausgang läßt sein Gefühl unbefriedigt, und um diesem zu genügen, erfindet er ein Motiv, das sich später viel wilder und abscheulicher in dem „Findling" wiederholt: den Triumph der Rache. Daß dies Motiv erst später eingeschoben ist, zeigt das Fragment im Phöbus. — Ein unheimliches Spinnennetz, das sich gespenstig auch über die Vergangenheit breitet und ihren tragischen Ernst verkehrt, überzieht plötzlich die düstre, aber in bestimmten Umrissen gezeichnete Landschaft; die Wirklichkeit verliert sich ins Traumleben, mit ihr auch die sittliche Idee.

Den Stoff zu seiner Novelle hat Kleist aus Hafftitz' Chronik genommen; aber nur den Stoff: der starke Localton, der trotz der tollen historischen Irrthümer dem Ganzen den Firniß einer wirklichen Geschichte giebt, gehört ganz der productiven Phantasie des Dichters an: bei ihm ist nichts gedacht, sondern alles gesehn.

Das Maiheft des „Phöbus" brachte den ersten Act des Schauspiels „Käthchen von Heilbronn". Es ist das einzige Stück des Dichters, das damals sofort und mit Beifall aufgeführt wurde, im Theater an der Wiedn, für das es mit seinen drastischen Scenen vielleicht berechnet war: das heimliche Gericht, der nächtliche Kampf vor der Köhlerhütte, die Vermummte, der Sturm aufs Schloß, der Brand mit dem Cherub, die große Reiterscene am Fluß, die Somnambule, das Gottesgericht vor dem Kaiser, endlich das Schlußtableau: lauter große Theatereffecte! Das Durchschwimmen des Flusses, in sich sehr unwahrscheinlich, hat mit dem übrigen Vorgang nichts zu thun. Das Stück heißt mit dem zweiten Titel die „Feuerprobe": sollte Käthchen, nach dem Vorgang der Zauberflöte, vielleicht noch eine Wasserprobe bestehn? Die Ballade „Graf Walther", augenscheinlich das Vorbild des Käthchen, scheint auf so etwas zu deuten.

In dieser Ballade, welche Bürger nach dem Altenglischen umdichtete, läuft das Mädchen dem Grafen nach, sie schläft auf der Streu, die seinen Rossen untergebreitet wird; dort gebiert sie ein Kind, das Kind des Grafen. Neben den verschiedenen harten Proben, denen ihr hoher Herr sie aussetzt, ist namentlich die eine merkwürdig: er jagt zu Pferde, sie läuft, das seidne Röcklein halbzoll über dem Knie gekürzt,

barfuß neben ihm her; er sprengt in einen Fluß; sie, obgleich sie nicht schwimmen kann, ihm nach. „The salt-waters bare up her clothes, our Ladye bare up her chinne.“ Glücklich angekommen, theilt der hohe Herr ihr mit, daß sie seine hohe Braut zu bedienen habe, die sie auch sofort segnet, bis sie dann selber die Braut wird: Taufe und Hochzeit an einem Tage. — Die Ballade gab ohne Zweifel den Stoff zum Käthchen, nur ist das Grundmotiv sehr veredelt: Graf Walther ist ein brutaler Junker, Graf Strahl handelt pflichtgemäß.

Aber die Stimmung nahm der Dichter aus seinem Gemüth: so wollte er geliebt sein! Zerrissen wie von Penthesilea, oder im Staub angebetet wie von Käthchen. Er hatte mit Julie Kunze gebrochen, die ihn nicht so liebte. — „Alles was er hat, wirft der Mensch in eine Pfütze, nur kein Gefühl!“

So weit ging Kleist, trotz seiner hellen Augen für das Wirkliche, doch mit der Romantik, daß er die Natur gern durch ein gefärbtes Glas betrachtete. Das somnambule Doppelleben, das Käthchen führt, scheint sich über die ganze Welt zu erstrecken. Ein Netz geheimer übernatürlicher Beziehungen schlingt sich um die Jungfrau, in welchen ihr liebesieches beklommenes Gemüth gleichsam untergeht. Durch seine knappe energische Sprache erregt der Dichter das starke Gefühl der Wirklichkeit: dann aber taucht plötzlich, unvermittelt, eine Farbe und Stimmung auf, die den Charakter der Unwirklichkeit trägt.

„Käthchen“ muß als lustiges Mährchenstück derb und übermüthig vorgetragen werden: es wird viel gepoltert und geschlagen, aber kein Schade angerichtet; selbst die niedergeworfenen Ritter stehn immer wieder auf. An dem glücklichen Ausgang ist nicht zu zweifeln; Käthchen selbst in der somnambulen Scene schlägt einen schelmischen Ton an; ebenso der Kaiser zum Schluß: „Graf Walter Strahl! Du hast . . . in einer Thörin Busen eingeschlagen“ u. s. w. — Störend ist dann nur die Figur des Theobald. Erst bleicht ihm das Haar, weil sein Kind ihn verläßt, dann wird er im Gottesgericht niedergeworfen und ihm nur aus Gnade und Barmherzigkeit das Leben geschenkt, und schließlich erlebt er, daß sein Weib ihn betrogen hat. Das geht über den Spaß. Tieck hatte den Fehler richtig heraus erkannt. Störend ist ferner der Cherub. Hätte Kleist statt des Engels eine Fee genommen oder einen Puck, so würde man viel unbefangener sein; einem solchen Wesen sieht man schon gern einige Launenhaftigkeit nach. Etwas launenhaft wird wirklich von den Geistern mit Käthchen umgesprungen, und wenn der weise Herr im heimlichen Gericht behauptet, es wäre nichts als der

gemeine Zauber der Natur, so irrt er gewaltig: dem Mädchen ist vom Puck in der That jenes bekannte Zauberkraut ins Auge geträufelt.

Vielleicht lag das zuerst wirklich in der Intention des Stücks. „Es war", schreibt Kleist später, „von Anfang eine ganz vortreffliche Erfindung, und nur die Absicht, es für die Bühne passend zu machen, hat mich zu Mißgriffen verführt, die ich jetzt beweinen möchte." Tieck erinnerte sich noch an Einiges, wodurch das Mährchenhafte stärker hervortrat: Kunigunde sollte einmal als Wasserungethüm erscheinen und Käthchen durch Gesang und Reden locken, sich hinabzustürzen: „Da quillt es wieder unterm Stein hervor!" Seltsamer Weise machte Tieck, der doch grade am „Donauweibchen" arbeitete, Einwendungen, und Kleist ließ im Verdruß die Stelle weg.

Kleist hat sich über die Art seines Schaffens nie ausgesprochen: für das Verständniß desselben sind die Aufzeichnungen eines spätern Dichters sehr werthvoll, der ihm verwandt war wie kein anderer: Otto Ludwig.

„Es geht eine Stimmung voraus, eine musikalische, die wird mir zur Farbe; dann seh' ich Gestalten, eine oder mehrere in irgend einer Stellung und Gebärdung für sich oder gegen einander. . . . Wunderlicherweise ist jenes Bild oder jene Gruppe gewöhnlich nicht das Bild der Katastrophe, manchmal nur eine charakteristische Figur in irgend einer pathetischen Stellung; an diese schließt sich aber sogleich eine ganze Reihe, und vom Stück erfahr' ich nicht die Fabel zuerst, sondern bald nach vorwärts, bald nach dem Ende zu von der erst gesehenen Situation aus schießen immer neue plastisch-mimische Gestalten und Gruppen an, bis ich das ganze Stück in allen seinen Scenen habe; dies alles in großer Hast, wobei mein Bewußtsein ganz leidend sich verhält, und eine Art körperlicher Beängstigung mich in Händen hat. Den Inhalt aller einzelnen Scenen kann ich mir dann auch in der Reihenfolge willkürlich reproduciren; aber den novellistischen Inhalt in eine kurze Erzählung zu bringen, ist mir unmöglich. Nun findet sich zu den Gebärden auch die Sprache. Ich schreibe auf, was ich aufschreiben kann, aber wenn mich die Stimmung verläßt, ist mir das Aufgeschriebene ein todter Buchstabe. Nun geb' ich mich daran, die Lücken des Dialogs auszufüllen. Dazu muß ich das Vorhandene mit kritischem Auge ansehn. Ich suche die Idee, die, mir unbewußt, die schaffende Kraft und der Zusammenhang der Erscheinungen war; dann such' ich ebenso die Gelenke der Handlung, um den Causalnexus mir zu verdeutlichen, die psychologischen Gesetze der einzelnen Züge; ich ordne das Verwirrte und

mache nun meinen Plan, in dem nichts mehr dem bloßen Instinct angehört, alles Absicht und Berechnung ist. Jedes Stück Charakterentwickelung ist gleichsam ein psychologisches Präparat. . . . Nun mach' ich mich an die Ausführung, das Stück muß aussehn, als wäre es blos aus dem Instinct hervorgegangen. Alles Abstracte wird in Concretes verwandelt. Die Personen müssen ihren Charakter wider ihren Willen zeigen, sie müssen, indem sie ihren vermeinten schildern wollen, unwillkürlich und ohne es zu wissen ihren wirklichen schildern."

Aus dieser Darstellung Otto Ludwigs wird vieles auch bei Kleist klar. Zuerst geht ihm in hellster Farbe eine Scene auf, die gewöhnlich nicht die Katastrophe ist: so in der Familie Schroffenstein das wollüstige Geplauder über die Mysterien der Hochzeitnacht; an diese schießt das Flechten des Kranzes, der vermeintliche Giftmordversuch, eine Reihe kleiner reizender Genrebilder: die große Dialektik des Stücks bildet dann eine andre Reihe, die sich in diese verwebt. So im Homburg das allerliebste Bild von der Vision des Mondsüchtigen, im Käthchen die Stelle, wo Friedrich das schlafende Kind ausfragt; so in jedem seiner Stücke. Aber bei diesem Doppelschaffen blieb in dem Stoff stets ein irrationeller Rest.

Die einzelnen Eigenschaften, die den großen Dichter machen, besaß Kleist in einem ungewöhnlichen Grade. Zunächst eine plastische Kraft, wie wir sie bei keinem andern deutschen Dramatiker antreffen, auch bei Schiller und Goethe nicht. Jedes Ereigniß, jede Figur, die er darstellen wollte, zeigte sich den Augen seines Geistes in sinnlicher Gegenwart, und seine Hand war sicher genug, was er gesehn, nicht blos in allgemeinen Umrissen, sondern bis in die kleinsten einzelnen Züge wiederzugeben. Die Farben und Linien, die er anwendet, sind oft hart und schreiend, aber nie undeutlich, und sie kommen ihm ungesucht, das Bild lebt wirklich in seiner Seele. Die Kunst der Farbe geht so weit, daß die jedesmalige Stimmung, der Duft des Ereignisses sich auf das Bestimmteste der Phantasie einprägen, bei einem sehr großen Reichthum an Stimmungen: es gelingt ihm zuweilen, das Unmögliche glaubhaft zu machen. Diese Kunst hängt mit seiner Wahrheitsliebe zusammen. In einer Zeit, wo fast alle Dichter die Menge durch wohlklingende Phrasen zu bestechen suchten, wagte er, den Gedanken und das Gefühl in seiner völligen Nacktheit vorzuführen. Niemals opferte er die herbe Wahrheit seinen Gelüsten; wenn er die Probleme aus der Entzweiung seines Herzens nahm, so machte er für die Verkörperung derselben sehr ernste und mühsame Studien nach der Natur. — Ebenso

besitzt er die Macht der Leidenschaft: wenn bei einem seiner Helden das Blut in Gährung kommt, so ist kein Widerstand möglich; wie sie wahrhaft aus des Dichters Seele hervorquillt, so reißt sie alles mit sich fort. Ihr Ausdruck streift häufig an den Wahnsinn, und doch empfindet man nicht blos die Gewalt des innern Lebens, sondern auch jene angeborne Anmuth, die bei einem der Natur angehörigen Organismus zuweilen selbst das Häßliche adelt. — Zwar wird die Erde, die er darstellt, fast immer von wilden, finstern Wolkengebilden überdeckt, aber sie hat doch das Gefühl, daß ein Himmel über ihr steht, wenn auch dieses Gefühl zuweilen sich nur in grellen Schmerzenslauten äußert. Das Göttliche ist ein Verborgenes, aber die Menschen suchen danach, ja dies Suchen ist ihr eigenster Lebensinhalt. Das Leben erscheint als ein Räthsel, dessen Wort man nicht ahnt, aber man hat die Empfindung, daß es irgendwo vorhanden sein muß. Die heftigen Zuckungen seines kühnen Verstandes verrathen nur den Pulsschlag des wild bewegten Herzens.

Wenn trotz so hoher Gaben der Dichter nicht verstanden wurde, so liegt der Grund in seiner Vereinsamung. Seine Art der Empfindung trifft weder das allgemein Menschliche, noch die sittlichen Voraussetzungen oder Liebhabereien des Tages; sie sind ihm gänzlich fremd, er ignorirt sie in schweigender Verachtung. Die Abneigung gegen die Phrase verleitet ihn nicht selten zur Reaction gegen die Ideen; er versteht sich nur in den seltensten Fällen dazu, die Erscheinung in das Gebiet des Gedankens zu erheben. Aus diesem übertriebenen Realismus erklärt sich die Neigung, auf die letzten Gründe des Geistigen, von der Psychologie auf die Physiologie zurückzugehn und so jenem dunkeln Naturgebiet anheimzufallen, das keine Kunst zu enträthseln im Stande ist. Das gilt namentlich von dem geschlechtlichen Verhältniß. Fast in jeder seiner Dichtungen, namentlich in den Novellen, finden sich anstößige Scenen, zuweilen durch gar keinen innern Grund gerechtfertigt, oder mit einer beabsichtigten Paradoxie vorgetragen. Zwar wird er nie lüstern, er stellt nicht das Sinnliche dar, sondern nur das Nackte, aber die Menge erträgt eher die Verletzung der Moral als eine Beleidigung der Scham.

Das Gefühl spricht selten bei ihm unmittelbar, ungehemmt; es hat Mühe, durch die Eisrinde des Verstandes durchzubrechen, und dieser Ausbruch erfolgt deshalb stets mit einer Explosion, die alles Maaß verkennt. Der erste Grund seines Schaffens ist eine höllenheiße, qualvolle Empfindung, die aber das Hirn ebenso angreift als das Herz; und so

wird scheinbar der Verstand, das Denken der Träger der Leidenschaft. Zuweilen ist es ein Fieber der Dialektik, die sich im Frost schüttelt, um gegen die innere Gluth zu reagiren. Dieser Proceß macht die Darstellung seiner Stücke so schwer: welcher Schauspieler hat Seele genug, um diesem dämonischen Spiel einer ureignen Natur zu folgen!

Die erschütternde Wahrheit seiner Dichtungen ganz zu verstehn, muß man sich in die Seele des Dichters vertiefen, in jene Seele, die schmerzvoll nach dem Licht des Glaubens ringt, und in dem Nebel des von Gott verlassenen Daseins mit finstrer Grübelei sich selbst belauscht, um eine Spur des göttlichen Funkens zu entdecken. Fast in allen seinen Werken ist Folgendes die Aufgabe. Ein Mensch von kräftiger und edler Anlage wird durch die Ereignisse, deren sittlichen Zusammenhang er nicht versteht, die ihm Gott verbergen, in Verwirrung gesetzt, sein eignes Gefühl wird ihm unsicher. Aus dieser beklemmenden Herzensangst sucht er sich durch verschiedene Mittel zu retten, nicht selten durch ein scheinbar frostiges Raisonnement. Hat er dann auf die eine oder andre Weise den Punkt gefunden, wo sein Gefühl mit sich selbst einig den Ereignissen gegenüber eine bestimmte Haltung gewinnt, so concentrirt sich die ganze Kraft seines Gemüths zu einer Explosion, die etwas Furchtbares hat. Das Tragische ist fast überall, daß er sich irrt, daß der Punkt des Friedens, den er gefunden zu haben glaubt, ein trügerischer ist. Indem der Dichter das Gefühl seines Helden entwirrt, verwirrt er sein eignes. Die Voraussetzungen sind hart oder gar unmöglich, und wenn man dem Dichter während der Handlung, durch den Zauber seiner Plastik umstrickt, Glauben schenkt, so treten Zweifel ein, sobald man sich dem Bann entzieht: es ist, als ob etwas Fremdartiges, Unvermitteltes in die Dichtung eintritt. Man könnte nicht selten den Punkt bezeichnen, wo der Dichter aufhört, Herr über seine Gedanken zu sein, wo sie über ihn kommen, wie angstvoll er sich ihrer zu erwehren sucht, und ihn willenlos mit sich fortreißen. Wenn die andern Romantiker mit den dunkeln Mächten ein frevelhaftes Spiel treiben, so steigen diese bei Kleist mit finsterm Schauer aus dem tiefsten Kern seines Gemüths hervor. Selbst die plötzlich hervorbrechende Wildheit einer lange verhaltenen Leidenschaft erschreckt noch nicht so, als was ebenso oft bei ihm begegnet: das brütende Versinken in die Nacht des Innern, die Grübelei über seine Zustände, das krampfhafte Wühlen in dem eignen Herzen.

Goethe sagt von ihm: „Mir erregte Kleist bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Theilnahme nur Schauder und Abscheu, wie ein von

Natur schön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre."

„Herrn v. Kleist", schreibt Dora Stock, Körners Schwägerin, 11. April 1808, „sehn wir oft in unserm Hause und schätzen ihn als Menschen. . . . Aber ich fürchte, daß Adam Müller einen schädlichen Einfluß auf ihn hat. Seine Penthesilea ist ein Ungeheuer, welches ich nicht ohne Schaudern habe anhören können; sein zerbrochener Krug ist eine Schenkenscene, die zu lange dauert, und die ewig an der Grenze der Decenz hinschießt. Seine Marquise v. O. kann kein Frauenzimmer ohne Erröthen lesen. Wohin soll dieser Ton führen!" Ihre Nichte Emma Körner, 15. April: „Er ist ein ganz eigner Mensch, man muß ihn genau kennen, um ihn zu verstehn. Er hat eine reiche Phantasie, welche, wenn ihr die Zügel mehr angelegt werden, gewiß noch große Dinge hervorbringen wird." Sie wünscht, er möchte sein außerordentliches Talent auf andre Gegenstände lenken: „er liebt es, mit dem Stoff zu kämpfen, aber es ist Schade, wenn er sein Talent verschwendet". — Aber was für Gegenstände? —. December 1808 berichtet Körner seinem Sohn Theodor, daß Kleist eine Herrmannsschlacht bearbeite: „sonderbarerweise hat es Bezug auf die jetzigen Zeitverhältnisse und kann daher nicht gedruckt werden. Ich liebe es nicht, daß man seine Dichtungen an die wirkliche Welt anknüpft: eben um den drückenden Verhältnissen des Wirklichen zu entgehn, flüchtet man sich ja so gern in das Reich der Phantasie."

War das etwa der Grund, der auch Goethe bestimmte? — Es muß wohl stark Persönliches mitspielen, denn es ist eigentlich unerhört, daß diese ungeheure Kraft ihn garnicht sollte berührt haben. — „Mit den Dresdnern", schreibt er 3. Mai an Knebel, „habe ich gleich gebrochen; es ist ein probates Sprichwort: der erste Undank ist besser als der letzte!" Seine Gesellschaft sprach sich stets über Kleist mit äußerster Verachtung aus. — Schon im Sommer war das Schicksal des „Phöbus" entschieden, und mit ihm vorläufig das Schicksal des Dichters. — Auch Tieck mußte er bald entbehren: er ging Juli 1808 nach Wien. — Die Schlegel scheinen Kleist garnicht gekannt zu haben, von Frau v. Staël wird er nicht erwähnt.

Indeß regte sich in dem scheinbar zertrümmerten Preußen, wie durch ein Wunder, ein jugendlich kräftiges Leben. Auf die dringende Bitte der Königin kehrte 30. Septbr. 1807 der schwer gekränkte Freiherr v. Stein nach Königsberg zurück und übernahm die Leitung des

Staats. Bald fühlte man die feste eiserne Hand; ein Gewaltiger war erschienen, der dem Eroberer zu trotzen wagte. Trotz der gräßlichsten Erpressungen, die sich willkürlich steigerten, kamen die Finanzen in eine leidliche Ordnung; trotz des Mißtrauens, das jeden Schritt bewachte, wurde durch Gneisenau und Scharnhorst ein schlagfertiges Heer geschaffen. Große Opfer wurden dem Volk zugemuthet, dafür wurden ihm auch große Güter zu Theil: die Erleichterung des Verkehrs, die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Verbesserung der Gerichte, die neue Ordnung des Grundbesitzes. Preußen darf stolz sein auf diese Zeit des Elends und der äußern Schmach!

Der Gipfel der Kühnheit war, bei dieser Noth die Gründung der Universität vorzubereiten! Von Fichte, Schleiermacher, Steffens, Wolf gingen großartige, zuweilen wunderliche Entwürfe ein: „Sie würden verloren sein", schreibt der Deutschfranzose Villers über einen dieser Entwürfe an Steffens, „wenn Sie nicht für Ihre Darstellung eine Sprache gewählt hätten, die einem Franzosen ein völlig unverständliches Sanscrit ist!" Humboldt, 6. Jan. 1809 zum Cultusminister berufen, wußte weise zu mäßigen: die Hauptsache war, daß durch die schon lange bestehenden öffentlichen Vorlesungen die Universität vorbereitet war.

Auch für Deutschland schienen neue Hoffnungen zu erwachen. Napoleon hatte im Frühling 1808 das Attentat gegen Spanien verübt, ein allgemeiner Volksaufstand war ausgebrochen, und man sah voraus, daß er genöthigt sein werde, persönlich hinzugehn. Von Oestreich erwartete man trotz der sehr lahmen Haltung des Cabinets eine neue Kriegserklärung; Napoleon sprach schon 15. Aug. gegen Metternich in grober Form seine Befürchtungen aus. Um sich freie Hand zu sichern, beschied er den Kaiser Alexander zu einem Congreß nach Erfurt, das Werk von Tilsit fortzusetzen. In einer Denkschrift vom 11. Aug. drang der Freiherr v. Stein, nur das eine große Ziel, die Vertreibung der Franzosen im Auge, auf eine entschlossene Politik; man müsse sich mit Oestreich und England heimlich in Verbindung setzen, den Krieg in der Stille vorbereiten und eine Volkserhebung organisiren; die Künste der Diplomatie reichten in einer so furchtbaren Krisis nicht mehr aus. Der König konnte sich nicht entschließen. Die ganze Existenz des Staats stand auf dem Spiel, und gegen die Absichten des Wiener Cabinets hatte man gerechtes Mißtrauen. Kaiser Alexander, der auf dem Wege nach Erfurt durch Königsberg kam, rieth zur Geduld. 8. Sept. veröffentlichte der Moniteur mit höhnischen Bemerkungen ein aufgefangenes Schreiben des Freiherrn v. Stein, das dessen Absichten

ziemlich deutlich enthüllte. Stein bot seine Entlassung an, die aber abgelehnt wurde.

26. Sept. kam Alexander in Weimar an, gleichzeitig Napoleon in Erfurt; der Congreß begann. Goethe, eben aus Karlsbad zurückgekehrt, mußte dem Hof nach Erfurt folgen. 2. Oct. ließ Napoleon ihn kommen. Die stattliche Figur des Dichters imponirte dem Kaiser, und er verhehlte das nicht. Daru erwähnte die Uebersetzung des Mahomet, Napoleon erklärte das Stück für schlecht, es sei unschicklich, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache; er forderte Goethe auf, ein Stück zur Verherrlichung Cäsars zu schreiben. Er verwarf die Schicksalstragödie, die einer dunklern Zeit angehöre; jetzt sei die Politik das Schicksal. Dann nahm er Goethe bei Seite und fragte ihn über seine Verhältnisse zum fürstlichen Hause aus. „Ich antwortete auf eine natürliche Weise; er schien zufrieden und übersetzte sich's in seine Sprache, nur auf eine etwas entschiednere Art, als ich mich hatte ausdrücken können." In einem spätern Gespräche forderte Napoleon ihn dringend auf, nach Paris zu kommen: „Sie werden da eine größere Weltanschauung gewinnen und ungeheure Stoffe für Ihre dichterischen Schöpfungen finden".

6. Oct., schreibt Wieland, kamen alle diese Majestäten, Hoheiten, Durchlauchten und Excellenzen nach Weimar, wo zu ihrem Empfang alles drunter und drüber ging. Der französische Kaiser hatte seine Comédiens von Erfurt kommen lassen, und auf ein großes Treibjagen und ein großes Diner folgte la mort de César von Voltaire, und auf diesen ein glänzender Ball. Der alte Wieland wollte sich nicht zeigen, aber er wurde gefordert. „Napoleon sagte mir sehr leutselig das Gewöhnliche, indem er mich zugleich scharf in's Auge faßte. Schwerlich hat wohl jemals ein Sterblicher die Gabe, einen Menschen gleich auf den ersten Blick wegzuhaben, in einem höhern Grade besessen. Er sah, daß ich meiner leidigen Celebrität zum Trotz ein schlichter alter Mann war, und da er einen guten Eindruck auf mich machen wollte, so verwandelte er sich augenblicklich in die Form, in welcher er sicher sein konnte, seine Absicht zu erreichen. In meinem Leben habe ich keinen einfachern, ruhigern und anspruchslosern Menschensohn gesehn; er unterhielt sich wie ein alter Bekannter mit seinesgleichen, anderthalb Stunden lang. . . Da ich ein sehr ungeübter, schwerzüngiger Orateur bin, so war es glücklich, daß er die frais de la conversation fast ganz allein auf sich nahm." — Napoleon erklärte, Cäsar würde der größte Kopf der Weltgeschichte gewesen sein, wenn er nicht einen einzigen, aber un-

verzeihlichen Fehler gemacht hätte: „er kannte ja längst die Menschen, die ihn auf die Seite schafften, und so hätte er sie auf die Seite schaffen müssen!“ In der Poesie schätzte er nur das Starke, Erhabene, Pathetische, und meinte, die andre Gattung spanne nur ab und mache weichlich: „wobei er“, setzt Wieland hinzu, „freilich nicht wissen mochte, daß er mir selbst eine Ohrfeige gab.“ Einmal fragte ihn Wieland, warum er den von ihm restaurirten Cultus nicht dem Geist der Zeit mehr angepaßt habe? Napoleon lachte: „Ja, mein lieber Wieland, für Philosophen ist er auch nicht gemacht! Die Philosophen glauben weder an mich, noch an meinen Cultus, und den Leuten, die daran glauben, kann man nicht Wunder genug thun und lassen.“ — Die Herzogin Luise, die ihm sehr gefiel, forderte Napoleon einmal auf, zu trinken, er möchte sie gern etwas bespitzt sehn: „Wenn er uns nur nicht alle mitnimmt, um in seinen Balleten zu figuriren!“ schreibt Frl. v. Knebel.

Dann ging der Zug zurück nach Erfurt, auch Wieland wurde 9. Oct. dahin beschieden. Drei Stunden mußte man antichambriren: „ein Paar schöne Herzoginnen von Würtemberg so gut wie wir andern“. Endlich öffnet sich die Thür, und man sieht Napoleon frühstücken. „Der Kaiser, der nicht bei sonderlicher Laune zu sein schien, adressirte bald an diesen bald an jenen eine kurze unbedeutende Frage; sein Bruder war unter den Umstehenden: il avait l'air de ne pas s'amuser infiniment du rôle qu'il jouait.“ — Alexander fand seine Erwartungen nicht ganz befriedigt, doch wurde der Vertrag 12. Oct. unterzeichnet.

Während der Congreß zu Erfurt tagte, kamen Schleiermacher, Steffens, Reimer, v. Lützow und andre Patrioten in Dessau zusammen, um sich über die Organisation des öffentlichen Geistes zu verständigen; daran schloß sich eine Reihe kleiner Verschwörungen, die keinen besondern Zweck, aber den gefährlichen Reiz des Geheimnisses hatten. Einer dieser Verschwornen schließt seinen Bericht an den Freiherrn v. Stein, 28. Oct. 1808: „Die Stimmung der Nation ist jetzt so, daß wir uns allein retten können; aber alle Maaßregeln müssen schnell und mit Energie ergriffen werden. Der Himmel gebe, daß man den Zeitpunkt nicht vorüberläßt; jede Spannung erzeugt Erschlaffung, und diese wird auch auf die gegenwärtige Stimmung der Nation folgen, wenn sie den Glauben verliert.“

24. Nov. erhielt Stein auf Grund eines Napoleonischen Bülletins die ihm mehrfach verweigerte Entlassung. Vorher hatte er sein „politisches Testament“ unterzeichnet. „Man muß bemüht sein, die ganze Masse der in der Nation vorhandenen Kräfte auf die Besorgung ihrer Angelegenheiten zu leiten; denn sie ist mit ihrer Lage und ihren Be-

dürfnissen am besten bekannt, und auf diese Art kommt die Verwaltung in Uebereinstimmung mit dem Culturzustand der Nation. . . Die Nation erhält eine ihrem wahren Besten angemessene Theilnahme an der Regierung, indem dem ausgezeichneten Talent in jedem Stand Gelegenheit geboten wird, zum Besten der Verwaltung davon Gebrauch zu machen, und indem neu angeordnete Stände zugezogen werden." — 16. Dec. kam aus Madrid ein Decret, welches „le nommé Stein, der Unruhen zu erregen suche", überall, wo man ihn träfe, zu verhaften befahl. Er eilte über Berlin nach Prag.

11. März 1809 erließ die östreichische Regierung einen Aufruf an die Landwehr: „keiner von euch will fremden Hohn und fremde Fesseln tragen; dieser Entschluß verbürgt den Sieg!" — 9. April brach der Aufstand der Tyroler gegen Bayern los. 17. April kam Napoleon bei Donauwörth an: die Rheinbundtruppen fühlten sich sehr geschmeichelt, unter dem berühmten Feldherrn zu dienen. 20. und 22. April warf er die Oestreicher bei Abensberg und Eckmühl. 23. April scheiterte Dörnbergs Versuch, König Jerome in seiner Hauptstadt Cassel gefangen zu nehmen. 28. April rückte Major Schill aus Berlin aus, um auf eigne Hand gegen Napoleon Krieg zu führen.

Ein Zeugniß der damaligen Stimmung ist Kleists „Hermannsschlacht". Das lichtscheue Treiben der Tugendbündler betrachtete der Dichter mit Verachtung. „Die schreiben, Deutschland zu befreien, mit Chiffern, schicken mit Gefahr des Lebens einander Boten, die die Römer hängen, versammeln sich um Zwielicht, essen, trinken, und schlafen, kommt die Nacht, bei ihren Frauen." „Meinst Du, die ließen sich bewegen, auf meinem Flug mir munter nachzuschwingen? Die Hoffnung, morgen stirbt Augustus! lockt sie, bedeckt mit Schmach und Schande, von einer Woche in die andre." — Jetzt zeigen die Spanier, wie man es machen müsse: die eignen Dörfer und Städte verheert, die Feinde wie wilde Thiere gehetzt, kein menschliches Band, kein Wort, kein Eid ihnen gegenüber heilig! — Konnte Kleist die rettende That nicht selber thun, so mußte er wenigstens den Retter sich ausmalen, in dessen Seele jedes Gefühl erstickt war, als Haß gegen die Franken! — Wenn man menschlich wahr und stark empfindet, wird man allen Zeiten gerecht; die Hermannsschlacht giebt keine antiquarische Ausbeute, man könnte mit Aenderung der Namen das Ganze in die Gegenwart verlegen, und doch verstößt das Stück in keiner Weise gegen das deutsche Alterthum. — Das Undramatische des Stoffs hat Kleist dadurch überwunden, daß er die Kälte der Entschlossenheit aus der Wuth des Hasses

herleitet. Hermann kennt das Gefühl: menschlich schöne Seiten in der Persönlichkeit der Feinde rufen einen Funken in seiner Seele wach, aber er flucht ihnen desto mehr, weil sie sein Gefühl zu verwirren drohen; den Römer, der kein persönlicher Schurke ist, haßt er doppelt. Er will unverstanden bleiben, um souverän zu sein: seinen Landsleuten kommt es nur auf Erhaltung des Landes an, ihm auf die Freiheit; um das träge Blut der Deutschen zum Haß gegen Rom anzustacheln, läßt er durch seine eignen Leute Greuelthaten begehn, er täuscht und betrügt seine Werkzeuge — wenn auch mit schwerem Herzen. Dieser Idealismus des Zorns versöhnt uns mit seiner Staatsklugheit; sein dämonischer Haß entfaltet die innern Bewegungen einer groß angelegten Natur. Die Wildheit, mit der er sein eignes Gefühl bekämpft, die plötzlichen Ausbrüche einer lange verhaltenen Leidenschaft, die sich wie ein Bergstrom ergießt, selbst die tödtliche Ironie, mit der er seinen vertrauenden Feinden ebenso begegnet wie den Gleichgesinnten, die an die Höhe seines Hasses nicht hinaufreichen: das alles erregt unser unmittelbares Mitgefühl, und in dem Augenblick, wo er während des Bardengesangs sein Herz zusammenrafft, werden wir tragisch erschüttert. Die Scenen, wo Thusnelda sich aus ihrer Gefühlsverwirrung durch die „zottelschwarze Bärin von Cheruska" befreit, wo der Leichnam des geschändeten Mädchens zerstückelt wird, wo Hermann mit seinen Verbündeten um die Ehre kämpft, den Varus zu erlegen, gehören in dieses Nachtgemälde, das doch im Ganzen einen schauerlichen Eindruck macht, und uns Gott danken läßt, daß nicht auf diese spanische, sondern auf deutsche Weise der spätere Befreiungskrieg vor sich ging.

Noch schrieb er an dem Stück, als die östreichischen Rüstungen begannen. Jetzt wurde die unhistorische Versöhnung zwischen Marbod und Hermann ein dringender Warnungsruf an Preußen; jetzt bekam der Bannfluch gegen die Rheinbundfürsten, die sich auf das Staatsrecht beriefen, eine tiefere Bedeutung. „Ich weiß, Aristan, diese Denkart kenn' ich, Du bist im Stand' und treibst mich in die Enge, fragst, wo und wann Germanien gewesen? ob in dem Mond und zu der Riesen Zeiten? und was der Witz sonst an die Hand Dir giebt. Doch jetzo, ich versichre Dich, jetzt wirst Du mich schnell begreifen, wie ich es gemeint: führt ihn hinweg und werft das Haupt ihm nieder!" In der Hoffnung einer allgemeinen Erhebung Deutschlands schrieb er die feurige Kriegshymne: Germania an ihre Kinder. „Schäumt", ruft er dem Volke zu, „ein uferloses Meer, über diese Franken her! Alle Triften, alle Stätten färbt mit ihren Knochen weiß! welchen Rab' und Fuchs

verschmähten, gebet ihn den Fischen preis! Dämmt den Rhein mit ihren Leichen! laßt, gestäuft von ihrem Bein, schäumend um die Pfalz ihn weichen und ihn dann die Grenze sein! — Eine Lustjagd, wenn die Schützen auf der Spur dem Wolfe sitzen! Schlagt ihn todt! das Weltgericht fragt euch nach den Gründen nicht."

In Begleitung Dahlmanns, der nach Dresden gekommen war, Vorlesungen über griechische Geschichte zu halten, — „man wußte in dieser Napoleonischen Zeit nichts mit sich anzufangen!" — reiste Kleist 29. April mit einem östreichischen Paß versehn aus Dresden ab, um sich dem Kriegsschauplatz zu nähern. „Was ich eigentlich in diesem Lande thun werde", schreibt er 3. Mai aus Teplitz, „das weiß ich noch nicht; die Zeit wird es mir an die Hand geben."

„Wie wäre es möglich", schreibt der alte Wieland 3. Mai, „daß ein Deutscher dem blutströmenden Kampf um Existenz und Vernichtung kalt zusehn könnte! Die angestammte Verfassung zertrümmert! Die Deutschen nicht länger ein Volk, nur noch Sprachgenossen! Und ach, wie lang wird uns auch nur dies Band zusammenhalten! Vielleicht daß diese Sprache in hundert Jahren eine todte, oder doch ein so jämmerliches Kauderwelsch sein wird, daß kein honetter Mensch sie mehr reden noch schreiben mag!"

„Es ist nicht möglich", schreibt Jacobi aus München, „daß wen alle hassen, in der Dauer über alle herrsche! Ich sehe doch, es giebt eine Menge echt deutscher Gemüther; Deutschland geht nicht unter! — Würde Er sich einmal mäßigen, wir wären verloren! Aber das ist nicht zu befürchten. Er wird sich noch anbeten lassen! Er hat so gar keinen Glauben an etwas Ober oder Unter; er sieht sich so bestimmt als das Werkzeug des Fatums an, daß das Schrecklichste noch an den Tag kommen wird, was bis jetzt nur in dunkeln Sagen herumirrt."

13. Mai rückten die Franzosen in Wien ein. Kaiser Franz schwankte zwischen verschiedenen Rathgebern; in den maßgebenden Kreisen traute Keiner dem andern. Erzherzog Karl siegte bei Aspern, 21. 22. Mai, aber sein Heer war sehr geschwächt, und er unterließ, den Sieg zu verfolgen. Kleist, der sich auf dem Schlachtfeld einfand, besang den Sieger, den „Ueberwinder des Unüberwindlichen". 31. Mai fiel Schill in Stralsund; gegen seine Anhänger begannen grausame Verfolgungen. Der Herzog von Braunschweig entkam mit seiner Freischaar über Helgoland nach England. 5. 6. Juli siegte Napoleon bei Wagram, gleich darauf wurde Waffenstillstand geschlossen.

Kleist war dazu bestimmt, sein Leben lang aus Hoffnung in Ver-

zweiflung geschleudert zu werden. Er hatte jetzt beschlossen, sich in Prag niederzulassen, um für den Zweck des Kriegs litterarisch zu wirken: er beabsichtigte eine politische Zeitung herauszugeben, für welche er zur Geißelung der Feinde satyrische Briefe verfaßte und im Geist der Hermannsschlacht Manifeste an die deutsche Nation entwarf. Sie sollte „Germania" heißen und „der erste Athemzug der deutschen Freiheit sein"; sie sollte alles aussprechen, „was unter dem Druck der Fremdherrschaft in den Brüsten wackrer Deutschen hat verschwiegen bleiben müssen," d. h. sie sollte den überwitzigen Idealismus belehren, daß das Vaterland etwas so Heiliges sei, daß ihm jedes Opfer geschuldet werde, und daß den Unterdrücker zu bewundern, ehe man ihn vernichtet, eine namenlose Schande sei; sie sollte mit einem Wort den Willen der Patrioten entflammen, zu siegen oder zu sterben.

Der östreichische Gesandte, Baron von Buol, der schon in Dresden Kleist Wohlwollen bezeugt, führte ihn in die Prager Gesellschaft ein; hier fand er Gelegenheit, seine Aufsätze vorzulesen, und man faßte die Idee, das Wochenblatt zu Stande zu bringen, lebhaft auf, als die Kriegswendung allen Hoffnungen ein Ende machte. „So lange ich lebe", schreibt Kleist 17. Juli an Ulrike, „vereinigte sich noch nicht so viel, um mich eine frohe Zukunft hoffen zu lassen, und nun vernichten die letzten Vorfälle nicht nur diese Unternehmung — sie vernichten meine ganze Thätigkeit. Ich habe ein paar Manuscripte zu verkaufen; doch das eine wird wegen seiner Beziehung auf die Zeit schwerlich einen Verleger, das andre, weil es keine solche Beziehung hat, wenig Interesse finden. Kurz, das ganze Geschäft des Dichters ist mir gelegt, denn ich bin, wie ich mich auch stelle, in dieser Alternative. Was ich ergreifen werde, weiß ich nicht; denn wenn es auch ein Handwerk wäre, so würde bei dem, was nun die Welt erfahren wird, nichts herauskommen. Aber Hoffnung muß bei den Lebenden sein."

Die Tyroler trieben die Feinde 14. Aug. von Neuem heraus; der östreichische Hof übte an dem treuen Volk schmählichen Verrath. 17. Aug. wurden die Friedensunterhandlungen eröffnet; 14. Oct. der Friede zu Wien unterzeichnet: Oestreich hatte stark eingebüßt, der Rheinbund war beträchtlich vergrößert. 12. Oct. machte ein Jüngling in Schönbrunn den Versuch, Napoleon zu ermorden. Kleist hatte sich mit demselben Gedanken getragen: er verfiel in eine schwere Krankheit, die ihn mehrere Monate dem Gesichtskreis aller Freunde entzog. In Berlin verbreitete sich das Gerücht, er sei in einem Carmeliterkloster zu Prag gestorben.

4.

Goethes isolirte Schöpfungszeit.

1807—1809.

Goethe überstand die Katastrophe von 1806 auf seine Weise Es war nicht seine Art, müßig zu declamiren; er trieb das fort, wos er verstand und wovon er ein Ziel absah, Farbenlehre, vergleichende Anatomie, Dichtung. Er hatte in der Champagne und vor Mainz die französischen Freiheitsapostel kennen gelernt, aber ebenso gründlich die Misere des heiligen Römischen Reichs. Der Untergang dieser Misere konnte ihm nicht ans Herz greifen, und da er gegen die unmittelbare Noth keine Hülfe absah, so beschränkte er sich eigensinnig auf den Kreis seiner Kunst- und Naturstudien.

Schon in Sturm und Drang hatte Goethe den Kreis, den eigne Wirksamkeit erfüllt, als eine sichere Zuflucht des von Gott verlassenen Titanen gepriesen. In dem Festspiel, das er 19. Sept. 1807 zur Feier der Rückkehr des Herzogs aus dem Krieg aufführen ließ, feiert er Thätigkeit als die Alles heilende, verjüngende, aus einer zerstörten Schöpfung eine höhere Ordnung wieder aufbauende Göttin. Der ist Patriot, der in dem Unheil der Zeit sich selbst getreu, in der Sorge für das nachwachsende Geschlecht sein Tagewerk vollendet. Wie er selbst diese Bürgertugend übte, empfand er nicht ohne Heroismus; daß er aber auch sich gedrängt fühlte, die entgegengesetzten Pole menschlicher Thätigkeit am Werth für das Gemeinwohl einmal abzuwägen, zeigt sein nächstes Festspiel „Pandoras Wiederkunft", eine Dichtung, in der die Welt der Kunst mit ihrem stillen Heiligthum dem gebieterischen Andringen der Wirklichkeit entgegentritt. Die äußere Veranlassung zu dieser Arbeit gab Leo v. Seckendorf, Goethes alter Schützling, der ihn Aug. 1807 um einen Beitrag für die Zeitschrift „Prometheus" ersuchte, die er in Wien herausgeben wollte. In Folge dieser Aufforderung dictirte Goethe in wenig Wochen ungefähr ein Drittel des Fragments, dann aber gerieth es ins Stocken und wurde, so weit wir es überhaupt haben, erst im Jahr 1810 „lakonisch zusammengestellt".

Die Doppelnatur, die Goethe fast in all seinen Werken darstellt, ist in der Pandora, auf den umfassendsten Gegensatz gebracht, zu ihrem

rein symbolischen Ausdruck gekommen. Der Gegensatz ist ein ruhender, keiner Ausgleichung fähig. Prometheus versinnlicht die Arbeit, die sich in der Geschichte bethätigt, die in unabläßig rastlosem Fortschritt jeden Augenblick mit dem Bilde eines bestimmten endlichen Zwecks erfüllt, aber nur um, wenn dieser erreicht ist, sich sofort einen neuen zu setzen; die keine Ruhe und keine Betrachtung kennt, die das Spiel, die Empfindung und die Kunst flieht und jeden Augenblick für verloren achtet, der nicht für einen zukünftigen Zweck arbeitet. Jedes Wort, das Prometheus spricht, ist markvoll, in sich selbst und in den Gesetzen der Geschichte fest gegründet; nie hat jene rastlose Praxis, welche den Zusammenhang im Leben der Gattung herstellt, eine würdigere und gehaltvollere Darstellung gefunden, es ist ein Charakter in dem edelsten Stil umrissen und nur zu massenhaft gedacht, um einer individuellen Bewegung fähig zu sein. Epimetheus, das Bild des sehnsuchtsvollen Dichters, repräsentirt die weibliche Seite der menschlichen Natur, die weiche Betrachtung, die nur in den Bildern der Vergangenheit und Zukunft weilt, aber nicht um ihnen den gegenwärtigen Augenblick zu opfern, sondern um sie im gegenwärtigen Augenblick zu genießen; jenes Spiel des Lebens, welches von der rastlos fortstrebenden Geschichte nur gestört und verwirrt wird, in dem aber die schönsten Blüthen der Menschheit, die Künste, sich krystallisiren. Was die Dichtkunst dem Menschen Süßes und Zartes bereitet, wie sie ihn quält und ihn beseligt, ihn an die kleinsten Endlichkeiten des Lebens bindet und ihn zu den Sternen trägt, das ist in diesem lieblichen Schattenspiel seelenvoll angedeutet. „Epimetheus nannten mich die Zeugenden, Vergangnem nachzusinnen, Raschgeschehenes zurückzuführen, mühsamen Gedankenspiels, zum trüben Reich gestaltenmischender Möglichkeit." Wie zarte Träume drängen sich Elpore, Epimeleia, Phileros — Hoffnung, Sorge, Liebe — zwischen Leben und Poesie; erst in der Dämmerung der Mondnacht, dann hell von der Morgenröthe beschienen: in unklarem Beginnen, voller Schmerzen und Enttäuschungen, aber verklärt durch den glücklichen Leichtsinn, der das Leben immer neu gebiert, in ihrem bacchantischen Taumel ein anmuthvolles Schauspiel für die Götter, die über dem Ocean aufsteigend dem trunknen Spiel des Lebens zuschaun. Die Macht des Lebens, scheint diese holde Lebensfabel zu sagen, geht nur aus dem einseitigen überwältigenden Drang hervor; aber über diesen Drang erhaben, gleicht der Himmel die Widersprüche aus, und zwingt die Zufälligkeiten des Kampfs unter das liebevolle Joch höherer Nothwendigkeit. „Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es; was zu geben sei, die wissen's droben.

Groß beginnet ihr Titanen, aber leiten zu dem ewig Guten, ewig Schönen, ist der Götter Werk; die laßt gewähren."

Die Leidenschaften und Zustände äußern sich massenhaft wie in der Oper, und wie die Chöre in durchaus musikalischer Weise sich darstellen, so verflüchtigt sich die Action in Stimmungen und Betrachtungen; allein in keinem seiner Werke ist es Goethe so gelungen, in den Stil der griechischen Tragiker die bedeutendsten Ideen des modernen Denkens einzuführen. Leicht und jugendlich ist die Sprache nicht, die Empfindungen quellen nicht in unmittelbarem Leben hervor, sie erscheinen in einer Art priesterlicher Würde, und man muß das Ohr erst an diese dunkeln Rhythmen gewöhnen, in denen der Sinn ebenso entflieht, wie er reizt, ihm zu folgen, um ihre Schönheit zu empfinden; aber dann üben sie einen mächtigen Zauber aus, und man kann sich nur schwer von ihnen trennen; neben den griechischen Formen treten gleichberechtigt die romanischen auf; nur die deutsche Weise hat keine Stelle gefunden.

Der Schauplatz ist in einem großartigen Stil gedacht, in einer symbolischen Architektur, welche die Geschichte des aus der Natur sich herausarbeitenden Geistes versinnlicht. Die Mythologie giebt nur die äußern Umrisse und auch diese sind mit größter Freiheit behandelt. Pandora ist nicht das Trugbild der antiken Mythe, sondern eine wahrhaftige Botin der Götter, welche immer höhere Güter, die Ideale der Menschheit von den Göttern herabbringt, sie selbst das höchste Gut des Dichters, die Schönheit, die göttliche Gestalt. „Sie steiget hernieder in tausend Gebilden, sie schwebet auf Wassern, sie schreitet auf Gefilden, nach heiligen Maaßen erglänzt sie und schallt, . . mir erschien sie in Jugend- in Frauengestalt."

Bald nach Schillers Tod, Sept. 1805, hatte Goethe sich bereit erklärt, die neue Sammlung seiner Werke mit dem „Faust" zu eröffnen. Dies geschah zwar nicht, weil die ursprüngliche Absicht war, den ganzen Faust zu geben, der dann doch nicht fertig wurde. Mai 1808 kam der erste Theil heraus, wie wir ihn jetzt haben, die Helena und was sonst für den zweiten Theil bestimmt war, blieb liegen.

Wie vieles Herrliche war seit 1790 hinzugekommen! Es war, wenn man nur nicht ein Theaterstück verlangte, das Größte, was die deutsche Poesie bisher geschaffen: die höchste Vereinigung des gesunden Menschenverstandes und des überquellenden Gefühls in der edelsten Sprache, die sich melodisch dem Ohr einprägte; individuelle Empfindungen, die doch so reiche Perspectiven und Ahnungen eröffneten, daß man in dieser Fabel das Gesetz des Lebens versinnlicht meinte. Man

fühlte das Wehen eines hohen Geistes, der ein souveränes Spiel mit den Gedanken trieb, an denen die übrige Welt krankte, und der doch so stark von ihnen ergriffen war, daß er sie in der ganzen Fülle individuellen Lebens darstellen konnte.

Gleichwohl brach sich das Gedicht nur langsam Bahn. Steffens, der zu den lebhaftesten Enthusiasten für das erste Fragment gehörte, empfand die scheinbare Vollendung mit einem gewissen Schmerz.

„Die poetische Kraftfülle im Faust", schreibt Jean Paul an Jacobi, „begeistert mich. Eigentlich ists gegen die Titanenfrechheit geschrieben, die Goethe sehr leicht in seinem Spiegel, wenigstens sonst finden konnte. — Daß ihn der Teufel nur dann holen sollte, wenn er einmal wahrhaft befriedigt und selig wäre, für diesen Punkt giebts mir keine andere Auflösung als die, daß er sich bekehrte und sein hungriges Herz durch den Himmel stillte — und dann käme der Teufel." — „Ich bin begierig zu wissen", schreibt Wieland (20. Juni 1808) an einen Gönner in Wien, „welche Sensation dies excentrische Geniewerk macht, besonders wie Ihnen die Walpurgisnacht auf dem Blocksberg gefallen wird, worin unser Musaget mit dem berühmten Höllenbreughel an diabolischer Schöpfungskraft und mit Aristophanes an pöbelhafter Unfläterei um den Preis zu ringen scheint. Man muß gestehn, daß wir in unsern Tagen Dinge erleben, wovon vor 25 Jahren noch kein Mensch sich nur die Möglichkeit hätte träumen lassen. Vous voyez qu'à présent il n'y a qu'oser, pour être sûr de réussir! Bei alledem fürchte ich, unser Freund Goethe hat sich selbst durch dies Wagstück mehr geschadet, als ihm sein ärgster Feind jemals schaden könnte."

Als Goethe seine Christiane zum Altar führte, glaubte er nur seine Pflicht zu erfüllen; seine Stellung in Weimar wurde dadurch nicht gebessert. An das Concubinat hatte man sich gewöhnt; die Heirath gab argen Anstoß. Frau von Stein war empört, und die meisten Damen der guten Gesellschaft schlossen sich ihr an; auch bei Hof war man ungehalten. Sehr erfreulich war daher für Goethe der Verkehr mit der Wittwe Johanna Schopenhauer, die grade um die Zeit der Schlacht von Jena aus Danzig nach Weimar gekommen war. In ihren bescheidenen, strebsamen, unbefangenen Gesellschaften fühlte sich Goethe wie zu Hause; hier ließ er sich in der glücklichsten Laune gehen. „Seid ihr denn garnicht verliebt, verdammtes junges Volk!" rief er einmal lustig, als die Gesellschaft ins Stocken gerieth, „ich bin sechzig Jahre und kann es besser!" Durch Frau Schopenhauer wurde auch Christiane gesell-

schaftsfähig, man gewöhnte sich allmälig auch an sie, obgleich ihre Manieren nicht die besten waren.

Das „Miseln" in alter Art wollte Goethe nicht aufgeben; eine Zahl junger Damen in Jena und der Nachbarschaft, im Alter von 16 bis 22 Jahren, wurde von dem Dichter protegirt: er machte Gedichte an sie, schrieb ihnen eigenhändig — was viel sagen wollte — liebenswürdige, wenn auch kurze Billets, und die Backfische fühlten sich geschmeichelt durch die Huld des „lieben alten Herrn", um die sie viel beneidet wurden. Dazu gehörten Adele, die häßliche, aber geistvolle Tochter der Frau Schopenhauer, Pauline Gotter, die Tochter des Dichters, und Sylvia v. Ziegesar in Drakendorf. Auch Bettine Brentano ließ sich 23. April 1807 bei ihm einführen. Ihre Großmutter, Sophie Laroche, war 18. Febr. 1807, 76 Jahr alt, gestorben; ihre Freundin Caroline v. Günderode hatte sich 1. Aug. 1806 erdolcht, weil der Philolog Creuzer, den sie liebte, sich mit seiner Gattin wieder ausgesöhnt hatte. Bettine war in Frankfurt mit Goethes Mutter viel zusammen gewesen und hatte sie über die Jugend des angebeteten Dichters ausgefragt. Aus der Ferne hatte sie ihm einmal übermüthig sagen lassen, sie wäre in ihn entbrannt wie Mignon: nun war sie in Weimar und hatte nicht den Muth, zu ihm zu gehn, der alte Wieland mußte sie geleiten.

„Als kleines art'ges Kind nach Feld und Auen sprangst du mit mir so manchen Frühlingsmorgen. Für solch ein Töchterchen, mit holden Sorgen, möcht' ich als Vater segnend Häuser bauen! Und als du anfingst, in die Welt zu schauen, war deine Freude häusliches Besorgen: solch eine Schwester! und ich wär' geborgen: wie könnt' ich ihr, ach wie sie mir vertrauen! — Nun kann den schönen Wachsthum nichts beschränken; ich fühl' im Herzen heißes Liebetoben. Umfaß' ich sie, die Schmerzen zu beschwicht'gen? — Doch ach! nun muß ich dich als Fürstin denken: du stehst so schroff vor mir emporgehoben! ich beuge mich vor deinem Blick, dem flücht'gen." — Das ist eins von den Sonetten, die Goethe 11. Nov. bis 18. Dec. 1807 dichtete, und deren Gegenstand er durch ein Anagramm als Minna Herzlieb verrieth. Sie war 18 Jahr alt, als Waise im Frommannschen Hause in Jena erzogen. — Als die „Wahlverwandtschaften" erschienen, fand die Familie doch angemessen, sie aus Jena zu entfernen. „Das Liebste ward vom Herzen weggescholten!"

„Bei der ungemeinen Weichheit des Gemüths", berichtet eine Verwandte, „wohnte ihr doch ein überaus strenges Pflichtgefühl bei.

Ich habe sie zuweilen bei der Erziehung eines kleinen Mädchens Thränen vergießen sehn, weil sie dem Kinde einen Wunsch nicht erfüllen durfte, ohne von ihren Grundsätzen abzuweichen. Und dabei war sie doch ein so schwankender Charakter, daß sie stets einer Leitung bedurfte." — Sie hatte die unbegrenzte Fähigkeit, sich für Andre zu opfern. — „Aber so lieblich sie gern mittheilte, in der letzten Tiefe blieb ein Verschlossenes, Verschleiertes ihr eigen. Gern theilte sie Leid und Freude mit Andern, aber bei allem, was sie hatte und war, hat das, was ihr fehlte, ihr selbst und Andern tiefes Leid bereitet. Ihr fehlten Klarheit und Entschluß, was ihr im Tagesleben für Viele den größten Reiz gab. Wer sie gekannt, kann sie nicht vergessen, aber es bleibt schwer, ein Bild von ihr zu geben, weil sie gern vor grellem Tageslicht sich in ihr Schneckenhaus zurückzog und leicht verletzt war."

Eine Gestalt, bestimmt, wenn nicht besonders günstige Umstände eintraten, schwer zu leiden, aus einem Irrthum in den andern zu verfallen, aber dennoch, verklärt durch die Neigung eines großen Dichters, der Nachwelt in der Glorie einer poetischen Schöpfung aufbewahrt zu bleiben.

Während eines Aufenthalts in Karlsbad Sommer 1807 schrieb Goethe in rascher Folge die Novellen: „St. Joseph", „die neue Melusine", „die pilgernde Thörin", „die gefährliche Wette", „der Mann von funfzig Jahren"; dazu kamen später „die wunderlichen Nachbarskinder" und „das nußbraune Mädchen". Das Vorbild des Cervantes ist in allen sichtbar: es handelt sich um leicht hingeworfene eigenartige, oft wunderliche Charaktere, die nicht psychologisch erläutert, sondern der Neugier als Problem hingestellt werden. Sie waren sämmtlich bestimmt, in den Rahmen der „Wanderjahre" aufgenommen zu werden.

Unter diesen Novellen nun, die für den Rahmen der „Wanderjahre" bestimmt waren, wuchs die eine über den Rahmen hinaus, die „Wahlverwandtschaften": sie sollte ungefähr einen Umfang haben wie „der Mann von funfzig Jahren"; dann aber wurde ein Moment nach dem andern darin aufgenommen, bis sie endlich zum Umfang eines Romans wuchs. 28. April 1809 las der Dichter ein gut Stück vor: „er hat uns", schreibt Fräulein v. Knebel, „aus dem bösen Weltgetümmel ganz in seinen Zauberkreis gezogen und Geist und Sinne auf das lieblichste gefesselt." 3. Oct. erschien der Roman.

„Weltverwirrung zu betrachten, Herzensirrung zu beachten, dazu war der Freund berufen, schaute von den vielen Stufen unsers Pyramidenlebens viel umher, und nicht vergebens."

„Unreine Lebensverhältnisse soll man Niemand wünschen; sie sind aber für den, der zufällig hineingeräth, Prüfsteine des Charakters und des Entschiedensten, was der Mensch vermag."

Die Arbeit an den „Wahlverwandtschaften" fällt fast gleichzeitig mit der Pandora: „beide drücken das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus und konnten also neben einander gar wohl gedeihen." — „Ach warum, ihr Götter, ist unendlich alles, alles, endlich unser Glück nur! Sternenglanz, ein liebereich Betheuern, Mondenschimmer, liebevoll Vertrauen, Schattentiefe, Sehnsucht wahrer Liebe — sind unendlich — — endlich unser Glück nur!"

Wer die Wahlverwandtschaften mit Andacht und nicht blos mit dem Verstand, sondern mit dem Herzen aufnimmt, wird gewahr, daß sich in ihnen eine Stimmung ausspricht, düstrer in gewissem Sinn als im Werther. Hier tobt sich die unbändige Leidenschaft eines liebenswürdigen aber unreifen Jünglings aus, der noch keine andern Schranken kennt, als äußerliche; dort vernehmen wir das tiefe aber gehaltene Gefühl des reifen Mannes, der entsagt und die Schuld dieser Entsagung nicht mehr dem äußern Weltgang aufbürden darf, sondern den Zwiespalt als einen innerlichen empfindet. „Niemand verkennt in diesem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet." Der verhaltene Schmerz brennt tiefer, als der laut ausgesprochene. — Ungleich stärker als irgend eine andere Heldin Goethes enthält Ottilie eine Reihe individueller Züge, die angeschaut sein müssen; mehr als eine andre macht sie den Eindruck einer lebendigen Person, die, wie die Wirklichkeit überhaupt, nur einzelne Seiten ihres innern Kerns an die Oberfläche treibt, daneben aber vieles Unauflösliche bietet. — Gegen keine andre Figur endlich fühlt man eine so innig leidenschaftliche Neigung des Dichters heraus: so wie Ottilie nur auftritt, wird sein Gemüth gleichsam geheiligt. Diese Stimmung steigert sich bis zum Ausgang hin, ihr Tod wirkt wie der Tod einer angebeteten Heiligen, und wie sich auch der Dichter sonst die Sache vorstellen mag, er spricht symbolisch die Empfindung aus, wie die geliebte Gestalt vor seinen Augen sich gleich einer Madonna in den Aether erhebt. Selbst der Schmerz wird milder: in ihrem Bilde bleibt sie sein Besitz.

Dergleichen Stimmungen erfindet man nicht, sie wollen erlebt sein. Noch sieben Jahre später sprach Goethe zu Boisserée über sein Verhältniß zu Ottilie, „wie er sie lieb gehabt und wie sie ihn unglücklich gemacht: er wurde zuletzt fast räthselhaft ahnungsvoll in seinen Reden."

Nicht blos der Stoff der Wahlverwandtschaften erinnert an Werther: auch die Form, während an den Wilhelm Meister kein Anklang sich findet. Der Meister fließt in behaglicher epischer Breite dahin, der Schluß ist mehr zufällig, Personen und Ereignisse drängen sich in äußerer, sinnlicher Klarheit auf: Werther und die Wahlverwandtschaften sind ganz aufs Innere gerichtet, und der Zug ist dramatisch. In beiden zwei stark markirte Theile; im ersten allmäliges Aufkeimen der Leidenschaft bis zum Höhepunkt, dann Versuch der Trennung; im zweiten ein stark retardirendes Moment, bis die Trennung sich als unmöglich erweist und die Katastrophe in ungestümer Hast eintritt. In beiden Romanen spielt die Natur, die Landschaft mit, die im Meister nicht einmal im Hintergrund sich zeigt; freilich ist die ländliche Gegend von Garbenheim traulicher als der anspruchsvolle Park des fränkischen Edelmanns, dafür hat es etwas sehr Reizendes, wie vor unsern Augen der Park entsteht, in die Handlung hineinwächst, sich mit ihr vermischt. Das Gespinnst der unfertigen Zustände, das gleich zu Anfang Unheil ahnen läßt, knüpft sich so überall an ein sinnliches Zeichen. Freilich wie der Park zur freien Gegend, so verhält sich die Composition der Wahlverwandtschaften zu der des Werther. Hier kommt alles wie von selbst, dort nimmt man in jeder Verknüpfung die Hand des Meisters wahr, der fein und absichtsvoll gruppirt; fast zu sehr nimmt man sie wahr.

Im „Werther" gießt ein edel angelegter, aber sehr unfertiger Jüngling, der von der Welt noch nichts gesehn hat, in Briefen seine Empfindungen und Ideale aus; in den „Wahlverwandtschaften" schiebt ein reifer Mann in höherem Alter seine Weltbetrachtungen und Maximen, die eine fein eindringende, umfassende scharfe Beobachtung der Wirklichkeit voraussetzen, dem Tagebuch eines jungen Mädchens unter. Der Dichter des „Werther" ist bis auf einen gewissen Punkt mit seinem Helden eins, es kommt ihm nur darauf an, sein Herz aufzuschließen; der Dichter der „Wahlverwandtschaften" will in den individuellen Fällen das allgemeine Gesetz des Lebens ergründen. Sein Buch tritt aus dem Rahmen der Novelle heraus, es erweitert sich zu einem Roman; es scheint in der Absicht des Dichters zu liegen, in den einzelnen Vorfällen eine höhere Tendenz durchblicken zu lassen. In diesem Sinn erinnert das Buch an den „Woldemar"; es hätte gleich diesem „eine Seltenheit aus der Naturgeschichte" benannt werden können.

„Woldemar" dreht sich um die Natur der Freundschaft, die „Wahlverwandtschaften" um die Natur der Ehe. Was ist sie? was

soll sie sein? — Mittler und der Graf vertreten die beiden entgegengesetzten Ansichten: jener will die Ehe, und zwar jede, unauflöslich; dieser will sie nur auf Kündigung. Beide führen gute Gründe an; der Gesetzgeber könnte manches daraus lernen, der Richter weiß nichts damit zu machen. Mittler sucht in dem Leben eine Reihe von Pflichten, der Graf eine Reihe von Genüssen. Das Gespräch wird nicht zu Ende geführt; welcher Seite neigt sich der Dichter zu? — Mittler wird wiederholt lächerlich gemacht, aber die Ideen des Grafen sehn nicht sauber aus.

Die Ehe, wie jedes gesetzliche Institut, basirt auf der Sitte, die Sitte auf einem stark ausgesprochenen Gemeingefühl. Dies Gemeingefühl war in der Zeit des Meister ein andres als in der Zeit der Wahlverwandtschaften. Damals wollte man das Glück und das Gewissen des Individuums von der Ueberlieferung lösen, jetzt suchte man das Individuum wieder an das Allgemeine zu binden. Die entsetzliche Noth lehrte das Volk beten, das Recht und die Sitte achten. Die Familien schlossen sich enger an einander, man wurde unnachsichtig gegen den Bruch des Hausrechts, man erwartete die Wiederherstellung der Freiheit von der Wiederherstellung der Sitte. Der Tugendbund war ein sprechendes Symptom für die Umkehr der Zeit. Freilich bäumt sich gerade in solchen Uebergangszeiten die individuelle Willkür am stärksten auf. Ein Bild dieses Uebergangs ist Goethes Roman.

Ein Charakter bildet sich in der Hingebung an das allgemeine Leben. Diese Bildung haben die Personen der „Wahlverwandschaften" nie durchgemacht; sie haben eigentlich nichts zu thun, keine höhern Zwecke; sie jagen nach Zeitvertreib, wenn es hoch kommt, nach gebildetem Genuß, weil die Langeweile auf ihnen lastet: daher kommt es, daß in ihrer Leidenschaft wie in ihrer Entsagung jedes Lebensmotiv, welches nicht etwa aus einem Naturproceß hervorgeht, in Reflexionen zerbröckelt. Die Familie ist aufgelöst, der Staat existirt nicht. In den Jahren 1807—1809 zitterten in Deutschland alle Gemüther, die das allgemeine Leben ausdrückten, zornig unter dem Fußtritt des Fremden; was Krieg war, hatte das Volk mit Entsetzen erfahren. In den „Wahlverwandtschaften" wird er noch als Sport betrachtet. „Im Gedränge treten zuletzt alte Gewohnheiten, alte Neigungen wieder hervor, um die Zeit zu tödten und den Lebensraum auszufüllen: Jagd und Krieg sind eine solche für den Edelmann immer bereite Aushülfe."

Der Graf, die Baronesse, Luciane; der Leichtsinn, mit dem sowohl Eduard wie Charlotte sich früher einer unwürdigen Ehe anbequemt

haben; die Frivolität, mit der sie sich darüber aussprechen: das alles ist typisch für eine Periode, die Goethe nur zu gut kannte. Nirgend war die sittliche Ungebundenheit so zu Hause als in Weimar: ebenso leichtfertig wie man eine Ehe einging, löste man sie wieder, der Eine trat dem Andern seine Frau ab, zweimal oder auch dreimal geschiedene Frauen gehörten zur guten Gesellschaft.

Denkt man an diese Gesellschaft, so wird man Goethes häufigen Wechsel eher begreifen. Und doch lag in seinem Gemüth viel Treue: 13 Jahre hatte er das illegale Verhältniß zu Frau v. Stein heilig gehalten, ebenso 15 Jahre die Gewissensehe mit Christiane. Nun hatte der Ernst der Zeit ihn durchschauert; er gab jetzt erst der Stella den tragischen Schluß; er gab seiner Gewissensehe die gesetzliche Weihe und legte sich damit Pflichten auf, die zu brechen wohl manchmal die Versuchung an ihn herantrat. Aber wie leidenschaftlich auch seine Phantasie mitunter sich regte, die Erkenntniß war bei ihm zum Durchbruch gekommen, daß der sittliche Mensch resigniren muß.

Die Vorgänge der Wahlverwandtschaften gehören der alten Periode, der sittliche Ernst, mit dem sie dargestellt werden, der neuen an.

Ueber Eduard täuscht sich der Dichter so wenig, daß er ihm bei seinem ersten Auftreten das Gepräge des ewig Unfertigen aufdrückt. „Er ist im Alter Woldemars, ein hoher Dreißiger, in den Jahren, wo der Mann erst liebefähig und erst der Liebe werth wird." — Werther dachte anders! — „Sich etwas zu versagen, war er nicht gewohnt. Von Jugend auf das einzige verzogene Kind reicher Eltern, die ihn zu einer seltsamen aber höchst vortheilhaften Heirath mit einer viel ältern Frau zu bereden wußten, von dieser auch auf alle Weise verzärtelt, indem sie sein gutes Betragen durch die größte Freigebigkeit zu erwidern suchte, nach ihrem baldigen Tode sein eigner Herr, jeder Abwechselung, jeder Veränderung mächtig, nichts Uebertriebenes wollend, aber viel und vielerlei wollend." „Er hatte bei zunehmenden Jahren immer etwas Kindliches behalten." Er mag mit Bauern und Bürgern nichts zu thun haben, wenn er ihnen nicht geradezu befehlen kann. „Man sagt, ich pfusche, ich stümpere nur in den meisten Dingen. Es mag sein, aber ich hatte das noch nicht gefunden, worin ich mich als Meister zeigen kann: ich will den sehn, der mich im Talent des Liebens übertrifft."

Charlotte ist wohlmeinend, aber was man von ihr sieht, ist nicht sehr erbaulich. Es fehlt ihr die Würde des Hauses; sie ist als Mutter nichts werth, die Art, wie sie von Lucianen das Haus umwerfen läßt,

ist außer dem Spaß; nichts als Hausfrau: kaum ist Ottilie im Hause, so überläßt sie dieser die Zügel, ja selbst das neugeborene Kind; was sie thut, sind auch bloße Liebhabereien. Sie hat sich, wie Eduard, ohne Anstand an einen reichen Alten vergeben lassen; ihre Liebe zu Eduard ist nicht weit her, der erste beste Hausfreund verführt sie durch den Reiz der Neuheit, und sie hat dabei eine Art der Pedanterie, die auch den ruhigsten Ehemann toll machen könnte. „Laß mich mit einer allgemeinen Bemerkung anfangen. Die Männer denken mehr auf das Einzelne, auf das Gegenwärtige, weil sie zu wirken berufen sind; die Weiber mehr auf das, was im Leben zusammenhängt, weil ihr Schicksal an diesen Zusammenhang geknüpft und auch gerade dieses Zusammenhängende von ihnen gefordert wird." Und so kommt sie bei jeder Kleinigkeit auf den Spruch: „das ist wohl zu überlegen und von mehr als einer Seite zu betrachten". Was soll der lebhafte Eduard mit ihr anfangen!

In Kleinigkeiten zu umständlich, nimmt sie es in ernsten Dingen wieder zu leicht: „immer gewohnt, sich ihrer selbst bewußt zu sein, wird es ihr nicht schwer, durch ernste Betrachtung sich dem gewünschten Gleichgewicht zu nähern"; die Art, wie sie geschehne Dinge geschehn sein läßt, ist etwas oberflächlich. Sie täuscht sich über sich selbst und die Andern, wenn sie wähnt, „in einen frühern beschränkten Zustand könne man zurückkehren, ein gewaltsam Entbundenes lasse sich wieder ins Enge treiben". Sie versteht nicht recht zu gewinnen, nicht recht zu entbehren; ihr Leiden würde rührender sein, wenn die Entsagung sie mehr kostete. Es ist schön, daß trotz aller Kränkungen kein Haß in ihr aufkommt, aber es liegt auch im Temperament.

Wie in Correggios heiliger Nacht geht alles Licht, welches auf diese wunderliche Gruppe fällt, von einer reizenden Figur aus. „Wenn der Smaragd dem Gesicht wohlthut, ja sogar einige Heilkraft an diesem edlen Sinn ausübt, so wirkt die menschliche Schönheit noch mit weit größerer Gewalt auf den äußern und innern Sinn. Wer sie erblickt, den kann nichts Uebles anwehn, er fühlt sich mit der Welt und mit sich selbst in Uebereinstimmung." Man kann nicht schöner den Zauber wiedergeben, den Ottiliens Erscheinung auf das Gemüth ausübt. Es ist wieder Mignon, die verschleierte aber innerlich heiß erregte Natur. Wie bei Mignon das Zucken des Mundes, so nimmt bei Ottilie die flehend ablehnende Handbewegung ein; über jede ihrer Bewegungen ist der Hauch der Anmuth ergossen, man sieht sie. Die kleinsten unscheinbarsten Züge dienen dazu, dieser reizenden Gestalt Farbe zu leihen, und

sie standen alle dem Dichter zu Gebot, dem sich wie keinem die Natur in ihrer ganzen Fülle zu Füßen geworfen hatte. Am rührendsten ist sie in ihrem stillen Leiden, der schärfsten Prüfung der Schönheit: wie sie einsam in der Kapelle sitzt, „und es schien ihr, indem sie auf- und umherblickte, als wenn sie wäre und nicht wäre, als wenn sie sich empfände und nicht empfände, als wenn dies alles vor ihr, sie vor sich verschwinden sollte;" — das vergißt sich nicht wieder.

Goethe wollte in dem Roman die Heiligkeit der Ehe vertreten und den Versuch ihrer Lösung als eine Schuld darstellen. Die Gesellschaft aber in ihren damaligen Sitten bot ihm nicht die Bedingungen eines tragischen Conflicts. Diese Ehe wenigstens hätte ohne allen Schaden gelöst werden können, ein Aergerniß wäre nicht gegeben, denn in der Gesellschaft, wie sie hier erscheint, war man an dergleichen völlig gewöhnt. Mit unvergleichlicher Kunst schürzte sich der Dichter daher seinen tragischen Knoten außerhalb der Gesellschaft: in jener seltsamen Umarmung Charlottens und Eduards — „die Sonne schien über ein Verbrechen zu leuchten!" — Durch den tiefen Ernst, mit dem er es erzählt, weiß Goethe einen gewissen Schauer zu erregen; die Natur selbst wird beleidigt, was auf jedes zarte Gefühl ebenso abstoßend wirkt, als die Verletzung der Sitte. Zugleich wird durch diese aus subjectiver Willkür abgeleitete Scene das fatalistische Verhängniß seiner Blindheit enthoben, es erhält einen durchsichtigen, die natürliche Verkettung menschlicher Dinge wiederspiegelnden Grund. Und endlich entwickelt sich aus ihr die Katastrophe, durch welche Ottiliens Gemüth, das sich in seiner weltfremden Reinheit gar keines Vergehens bewußt war, zuerst in Verwirrung und einen Zustand der Fühllosigkeit versetzt, sodann aber zur Erkenntniß der Schuld geführt wird. Eine Erfindung also, durch welche die bestimmende Gewalt ganz von der Peripherie weg in den innersten Mittelpunkt eines reinen Herzens verlegt und die Möglichkeit gegeben war, mit einer wahren Katharsis abzuschließen.

„Glücklicherweise kann der Mensch nur einen gewissen Grad des Unglücks fassen; was darüber hinausgeht, vernichtet ihn oder läßt ihn gleichgültig. Es giebt Lagen, in denen Furcht und Hoffnung eins werden, sich einander wechselseitig aufheben und in eine dunkle Fühllosigkeit verlieren. . . Alles scheint seinen gewöhnlichen Gang zu gehn, wie man auch in ungeheuern Fällen, wo alles auf dem Spiel steht, noch immer so fortlebt, als wenn von Nichts die Rede wäre."

Ottilie hat sich früher über ihr Verhalten zu Charlotte Gesetze gebildet. „Aber ich bin aus meiner Bahn geschritten, ich habe meine

Gesetze gebrochen, ich habe sogar das Gefühl derselben verloren. . . Auf eine schreckliche Weise hat Gott mir die Augen geöffnet, in welchem Verbrechen ich befangen bin. . . Ich will es büßen; auch diesmal habe ich mir meine Bahn vorgezeichnet. . .

Ein starkes edles Pflichtgefühl, und ebenso stark das Bewußtsein eines Schwankens im Entschluß! Daher im Moment der Krisis das äußerliche Binden des Willens an einen Schwur, der, eingegeben vom Moment, zweckwidrig in sich selbst, dennoch jeder Reflexion widersteht, weil er als letzter Nothanker ergriffen wurde.

Durch ihre Reue, durch ihren Entschluß „fühlt sie sich auch befreit von der Last jenes Vergehens, jenes Mißgeschicks". Die Rücksichtnahme auf Andre weist sie hart von sich: „das Geschick ist nicht sanft mit mir verfahren; wer mich liebt, hat nicht viel Besseres zu erwarten." — Sie knüpft ihren Entschluß an ein Symbol: zufällige Umstände zerreißen dies Symbol. „Ich bin aus meiner Bahn geschritten und ich soll nicht wieder hinein. Ein feindseliger Dämon, der Macht über mich gewonnen, scheint mich von Außen zu hindern, hätte ich mich auch mit mir selbst wieder zur Einigkeit gefunden." Im Gefühl der Unmöglichkeit, länger zu leben, stirbt sie den Hungertod.

Die Darstellung ist meisterhaft, und der Leser wird in jedem Augenblick zum innigsten, schmerzlichsten Mitgefühl gestimmt; aber bei der lehrhaften Haltung kann er nicht umhin, sich die sonst unzulässige Frage vorzulegen: ist Ottiliens That wirklich freies geniales Ergreifen des waltenden höhern Gesetzes? oder ein individuelles Naturspiel, eine Caprice der Natur?

Es zeigen sich in dem Leben Ottiliens die seltsamsten physikalischen Erscheinungen; ihre Nerven stehn mit Metallen und Steinen in Rapport, und es hat den Anschein, als ob dieser Naturzusammenhang auch ihr geistiges Leben erklären solle. Der Titel, die hervorragende Stellung, die dem Gespräch über chemische Affinitäten gegeben ist, die beständige Aufmerksamkeit auf körperliche Zustände: das alles führt auf den Verdacht, der Dichter wolle eine Folge sittlicher Acte als einen Naturproceß behandeln: nicht als ob Natur die Einheit von Geist und Körper wäre, sondern im gewöhnlichen Sinn, da die Natur dem Geist gegenübersteht. Der Verdacht ist zwar unbegründet, die Ereignisse würden grade so eintreten auch ohne Rhabdomantie und Magnetismus, aber der Schein verwirrt.

„Dies liebliche Wesen", schreibt schon Reinhard an Goethe, „steht unter einer Art Naturnothwendigkeit, die von ihr auf alle ihre Umge-

bungen ausgeht, durch Anziehen und Zurückstoßen. Sie existirt so zu sagen in einem beständigen Zustand der Magnetisation. Weder in ihrem Wirken noch in ihrem Leiden ist volles, helles Bewußtsein; sie handelt und empfindet, sie lebt und stirbt so und nicht anders, weil sie nicht anders kann."

Das Reich des Zufalls ist allwaltend; Andeutungen und Vorzeichen umstricken das Leben, aber man beachtet sie nicht, und wo man sie einmal festhält, erweisen sie sich als trügerisch. „Wir spielen mit Ahnungen und Träumen, und machen dadurch das alltägliche Leben bedeutend. Aber wenn das Leben nun selbst bedeutend wird, wenn alles um uns sich bewegt und braust, dann wird das Gewitter durch jene Gespenster nur noch fürchterlicher."

„Es giebt gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt; vergebens daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen: es soll etwas geschehen, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint, und so geht es zuletzt durch, wir mögen uns gebärden, wie wir wollen."

Der ganze Roman beschäftigt sich geflissentlich damit, Gesetze und Maximen des Lebens aufzusuchen und gegen einander abzuwägen, Ottiliens Tagebuch ist voll davon, und die verschiedenen Personen, die in den Roman eingeführt werden, dienen nicht dazu, die Handlung zu beschleunigen oder zu retardiren, sondern entweder Ottiliens Zauber zu empfinden oder, wie Luciane, gegen sie in Schatten gestellt zu werden. So scheint ihr nicht blos das Recht einer schönen und eigenartigen Individualität eingeräumt, sondern sie scheint als Ideal den andern vorgehalten zu werden: ihr Tod scheint nicht blos wie der Selbstmord Werthers, Mitleid, sondern als Selbstopferung Anbetung hervorrufen zu sollen. Wie es sich mit den Wundern, die im Glauben der Menge mit ihren Gebeinen vorgehn, verhalten mag: sie drücken eigentlich nur die Andacht des Dichters aus, Ottilie ist seine Heilige.

Solche Stimmungen, wie sie der Dichter der „Wahlverwandtschaften" gegen Ottilie ausspricht, erfand Goethe nicht, aber er wußte sie künstlerisch zu verarbeiten. Er ging nie ganz in Liebe auf, ja es regte sich immer etwas wie der Trotz des Bären gegen die Herrschaft der Schönheit. Wieweit seine Neigung zu Minna Herzlieb ging, ist schwer zu ermitteln: auf alle Fälle, er hatte entsagt, so schwer es ihm ankommen mochte. Der Schluß der Stella war nicht umsonst verändert.

Die Aufnahme des Romans war eine sehr verschiedene.

„Man kann nicht leugnen", schreibt Frau v. Staël, „qu'il y a dans ce livre une profonde connaissance du coeur humain, mais une connaissance décourageante. La vie y est réprésentée comme une chose assez indifférente, de quelque manière qu'on la passe: triste quand on l'approfondit, assez agréable quand on l'esquive, susceptible de maladies morales qu'il faut guérir si l'on peut, et dont il faut mourir si l'on n'en peut guérir. Les passions existent, les vertus existent; il y a des gens qui assurent qu'il faut combattre les unes par les autres; il y en a d'autres qui prétendent que cela ne se peut pas: voyez et jugez, semble dire l'écrivain qui raconte, avec impartialité les arguments que le sort peut donner pour et contre chaque manière de voir . . . Ce qui manque surtout à ce roman, c'est un sentiment religieux ferme et positif: les principaux personnages sont plus accessibles à la superstition qu'à la croyance, et l'on sent que dans leur coeur la religion comme l'amour n'est que l'effet des circonstances et pourrait varier avec elles."

Wilh. Grimm (Oct. 1809) findet die erste Hälfte des ersten Bandes „über alle Begriffe langweilig; die andere aber herrlich, rührend und von einer seltnen Gewalt der Darstellung." Sein Bruder kann das nicht zugeben: „in dergleichen Geschichten aus moderner Zeit muß man recht leise in das eigentliche Leben durch alle Convenienzen hindurch, durch alles förmliche Wesen einbrechen." „Ich begreife", erwidert Wilhelm, „daß das ganze Verhältniß sehr langsam und sorgfältig mußte entwickelt werden, nur nicht so durchaus langweilig." Uebrigens möchte Wilhelm den Gehülfen, Jacob Luciane und Mittler streichen. „Auffallend ist", bemerkt der Letztere, „wie Goethe den Zufall und ein heimliches Schicksal gegen seine sonstige Art hat walten lassen." Auch Reichardt und Steffens konnten sich nicht recht finden; Savigny war begeistert. Ebenso der junge Philolog Passow, Knebels Schützling: „dieser Schatz von Verstand und Liebe, von classischer Vollendung und ewiger Jugendgluth! Goethe fängt an zu unvergänglicher ewiger Jugend zurückzukehren!" — Am vollsten stößt die Jenaische Litteraturzeitung ins Horn: „von dem Augenblick, wo Ottilie anfängt, sich die Nahrungsmittel zu entziehn, erscheint sie als ein überirdisch Wesen, als eine verklärte Heilige, die, ohne mit den Sterblichen ein Bedürfniß zu theilen, tröstlich und freundlich unter ihnen einherwandelt!"

Dagegen Wieland im äußersten Verdruß: „das ist ein Buch

für die jetzige Generation, die vor lauter ästhetischer und moralisch sein sollender Schwärmerei und Raffinerie allen Sinn für Wahr, Schön und Gut verloren hat!" — Bertram, Boisserées Freund, tadelt das böse Wühlen in den Eingeweiden des menschlichen Herzens: „Goethe mahnt mich an den Faust, nur daß umgekehrt bei ihm das Leben von der leichten, sinnlichen, genußreichen Seite anfing, und nun erst aus Ermüdung und Verzweiflung zum Grübeln überschlägt." — „Man sieht", schreibt Raumer, „nicht das wahrhaft Incommensurable, das in menschlichen Verhältnissen bisweilen collidirend hervortritt, sondern statt dieser aus den Tiefen unsrer Natur hervorbrechenden, das Leben aus einander treibenden Kräfte eine äußere Wahlverwandtschaft, die sich mit etwas mehr Salzen und Säuren willkürlich umstellen ließe." — W. v. Humboldt findet im Roman „eine gewisse Trockenheit und Weitläufigkeit in Herzählung des äußern Lebens, der Parkanlagen" u. s. w. „Dann kommen die großen Evenements so plötzlich und unvorbereitet, daß sie mehr Zufall scheinen als Schicksal. Endlich ist eine Tendenz im Ganzen, die zerreißt, ohne wieder durch Versetzung ins Unendliche zu beruhigen. Die Charaktere entfernen sich von der Bahn gewöhnlicher Pflichten und gehn doch nicht recht ins Idealische über. Es sollte mich nicht wundern, wenn manche die Wahlverwandtschaften unmoralisch fänden."

5.

Die Romantik und das Erwachen des reactionären Geistes.

1806—1812.

Die classische Periode hatte dadurch gesündigt, daß sie gegen das geschichtliche Leben gleichgültig war. Dieser der Wirklichkeit abgeneigte Idealismus wurde jetzt durch einen andern abgelöst, der Ehrerbietung vor dem Wirklichen bekannte. Kunst und Wissenschaft zeigen gleichmäßig das Bestreben, sich im geschichtlichen Leben zurecht zu finden. Joh. Müller hatte mit seiner Schweizergeschichte den Weg gebahnt: sie war weder ausschließlich für den Gelehrten, noch für den Staatsmann bestimmt, sie wollte weder blos das Wissen vermehren noch die ewigen Regeln des Geschehenden entdecken; sie wollte die alte Zeit in ihrer

Farbe, ihrer Sprechart, ihrer Gesinnung in einem künstlerischen Bilde wiedergeben.

Was Justus Möser vom Geschichtschreiber verlangte, besaß Müller fast garnicht: die Fähigkeit, sich aus einzelnen Notizen durch Analogie mit bekannten Größen der modernen Staatsverwaltung und des modernen Rechts mit Hülfe einer geschäftigen und geschulten Phantasie ein Bild der sittlichen Zustände auch derjenigen Kreise zu entwerfen, die nicht unmittelbar in die Action eingriffen, der stillen unscheinbaren Kräfte im Volk. Er hörte nicht das Gras wachsen. Talent und Neigung bestimmte ihn zu einer leidenschaftlichen Verehrung der Thatsachen: er hielt es für die Aufgabe des Geschichtschreibers, durch umfassendes Studium der Quellen ein anziehendes Bild der Ereignisse herzustellen und einen moralischen Eindruck hervor zu wirken. Daher sein dreifacher Haß: gegen die Revolution, die altehrwürdige Zustände über den Haufen warf; gegen die Metaphysik, welche durch Spaltung der Begriffe auch die Thatsachen zu verschlingen drohte, und gegen die historische Kritik, welche die lebendigen Helden zu blutlosen Schemen verflüchtigte. „Unser Zeitalter der Auflösung meint mit dem Lämpchen der Kritik eingeschobene Steinchen zu entdecken, und schabt an dem Moos des Alterthums, auf daß es nicht mehr so ehrfurchtgebietend erscheine; aber lange werden diese gelehrten Arbeiten bei den Bücherströdlern modern, wenn noch Jesaias Himmel und Erde aufrufen und der Donner seiner Rede Himmel und Erde bewegen wird ... Das hat unser Jahrhundert gestürzt, weil der Sinn des Großen und Edlen uns abgeschwatzt worden."

Bei seinen Schülern wird bereits die Verherrlichung des Mittelalters einer Gegenwart gegenüber, die nur noch ein großes, von Napoleons Faust durcheinander geworfenes Trümmerfeld darbietet, der leitende Gedanke.

„Unsere Väter", schreibt Niklas Voigt in Frankfurt, „haben ihre Kirchen- und Staatsverfassungen auf Grund und Boden, und ihre Reiche nach Sprachen, Gebirgen und Meeren getrennt, wie es die Natur ausweist. Daher die Festigkeit der Reichs- und Landstände, des Heerbanns und der Landwehr, die sichre Vertheidigung der Grenze. Das hierarchisch-politische Gebäude der europäisch-christlichen Republik stand groß und ehrwürdig da wie der Straßburger Münster. In unsern Zeiten wechseln Priester, Könige, Adel, Reichthum und Gut fast alle Jahre. Der heute ein mächtiger König war, zieht morgen wie ein Narr herum; der heute Millionen gewonnen, bettelt morgen an der

Thür; der heute Christus gepredigt, rühmt morgen die Göttin der Vernunft: nichts Festes, nichts Zusammenhängendes mehr; ein ewiges Schwanken in Meinung, Charakter, Verfassung, Sitten und Gebräuchen!"

In Sartorius Geschichte des hanseatischen Bundes 1802—1808 heißt es: „Die Hansa, ein merkwürdiges Monument des stolzen Geistes dieser deutschen Bürger! Es werden die schwächlichen Nachkommen die Erzählung ihrer verschwundenen Größe um so mehr bewundern, da sie des Gefühls ihrer eignen Ohnmacht sich nicht entschlagen können. Das ganze gothische Gebäude kann nicht mehr in all seinen Theilen zu voller Anschauung hervorgezaubert werden, doch die Trümmer lassen den Aufwand von Kraft noch deutlich erkennen. Spätere rühmen sich einer größern Geistescultur: der Vorfahren verschwundene Kraft können sie nicht ohne Wehmuth vernehmen. Statt ihrer Herrschaft über fremde Länder erkennen die Nachkommen fügsam das Recht Ausländern zu, daß über ihr Loos auf fremden Tischen gewürfelt werde. In jenen Zeiten war der deutsche Name durch die Kraft der städtischen Corporationen geehrt: den Nachkommen bleibt, in der Ideenwelt Reiche zu erobern. Jene hatten Liebe zu ihrer Corporation; diese haben sich in die Arme der allgemeinen Menschenliebe und des Kosmopolitismus geflüchtet."

Dieser vorzugsweis auf die eindrucksvolle Erscheinung des Mittelalters gerichteten Darstellung schlossen sich nun tiefere Forschungen an nach den Institutionen und Kräften, deren Wirken seine Erscheinung hervorgebracht.

In ein und demselben Jahr, Mai 1808, erschienen der Schluß von Hüllmanns „Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland", Hallers „Handbuch der allgemeinen Staatenkunde" und der Anfang von Eichhorns „Deutscher Staats- und Rechtsgeschichte". Alle drei gingen von den Grundanschauungen J. Mösers aus, die durch die descriptive Form Joh. Müllers zurückgedrängt, nun in der Wissenschaft zur Geltung kamen.

„Es ist ein allgemeiner Grundsatz", heißt es bei Hüllmann, „daß das Hauptgewerbe einer Nation die Form ihrer Verfassung bestimmt. Aus allen Krümmungen der bürgerlichen Verfassung von Deutschland leuchtet der landwirthschaftliche Charakter hervor, und man kann mit Recht sagen, die öffentliche Verfassung der altdeutschen Völkerschaften sei nichts Anderes als eine erweiterte und veredelte Nachbildung der Verfassung eines damaligen großen Gehöfts. Die Hintersassen

einer gutsherrlichen Familie leisteten für die Nutzung einiges Landes verschiedne Dienste im herrschaftlichen Haus oder Hof, begleiteten ihren Herrn auf Kriegszügen; der Grundherr war Gesetzgeber und Richter über seinen Hof, jedoch mit Zuziehung der nicht leibeignen Hintersassen. So auch im Großen. Der reichste Landeigenthümer, der angesehenste, war Haupt des Grundherrenvereins in Nationalkriegen, Volksversammlungen, bei der Selbstgerichtsbarkeit der Staatsbürger. Die besondre fränkische Verfassung wurde noch genauer dieser ursprünglichen Verfassung eines altdeutschen Gehöfts nachgebildet, die wirthschaftlichen Privatbeamten des Königs wurden Reichsbeamte. In den Zusammenfluß zweier uralter Gewohnheiten, von dem Landeigenthum Parcellen als nutzbares Eigenthum den Hintersassen zu überlassen, und dann eben diesen Leuten Theil an der Beute zu geben, muß die Grundveranlassung des Lehnwesens gesetzt werden. Staatsrechtliche Freiheit im alten Deutschland war keine andre, als auf eignem erblichen Grund und Boden zu sitzen, in keinem Privatverhältniß der Ministerialität zum Könige zu stehn. Das Ganze dieses Zustands von Deutschland, nach welchem die zerstreut liegenden Gehöfte lauter kleine Staaten bildeten, die unter einander in weniger Gemeinschaft des Rechts und der Polizei standen, wurde verändert durch allmäligen Uebertritt der Freisassen in königliche Dienste, wozu die damit verbundnen Vorzüge reizten. Die alten grundherrlichen Haus- und Hofleute wurden Reichsministerialen, insofern sie für die Nutzung reichssässiger Güter dem König dienten, nach den verschiednen Abstufungen der Dienste. Die persönliche Unfreiheit der königlichen Leute verlor sich nach und nach durch den Uebertritt vieler Reichsfreiherrn unter die Immediatleute; dadurch, daß die Reichsministerialen auch ihre Staatslehngüter auf den Fuß ihrer Allodialherrschaften zu behandeln, diese durch jene zu vermehren anfingen, und dadurch sich Rechte anmaßten, welche altverfassungsmäßig nur dem Eigenthum zukamen; endlich durch die Theilnahme an der gesetzlichen Gewalt: alle Reichsstandschaft, wie in der Folge alle Landstandschaft, geht aus dem Ministerialen- und Vasallenwesen hervor, der Grundlage, die das ganze fränkisch-deutsche Staatswesen trägt. Es waren mit dem Untergang der alten Zustände viel unerfreuliche Erscheinungen verbunden, aber das Lehnwesen hat auch den Despotismus der vielen kleinen Grundherrn, unter welche in den ältesten Zeiten der deutsche Boden getheilt war, gesprengt; das Grab der vermeintlichen altdeutschen Freiheit ist die heilsame Grundlage einer neuen gesellschaftlichen Ordnung geworden."

Haller kündigte als seinen Lebensplan an, eine ganz neue Lehre des Staatsrechts auszuarbeiten.

Da Staaten allenthalben angetroffen werden, so hätte die Allgemeinheit der Thatsache vermuthen lassen sollen, daß sie ihren Grund in nothwendigen Gesetzen der Natur habe; dennoch hat man einen, allen geselligen Verhältnissen vorangegangenen Stand der Natur vorausgesetzt, in welchem die Menschen in vollster Freiheit und Gleichheit gelebt, wobei aber kein Recht, keine Sicherheit, sondern nur Streit und Krieg gewesen sei, dem man durch den gesellschaftlichen Vertrag und durch Uebertragung der Gewalt an einen oder mehrere abgeholfen habe. Dies System hat sich selbst an den Höfen verbreitet; die französische Revolution ist die Geschichte seiner versuchten, aber mißlungenen Realisirung. Ein andres rechtliches Fundament zeigt sich in der vor Augen liegenden Erfahrung. Der Stand der Natur hat nicht aufgehört; aber er ist nicht ein Stand der Unabhängigkeit, Freiheit und Gleichheit, sondern er begründet durch Ungleichheit der Fähigkeiten und Kräfte, durch das Vermögen der einen und das Bedürfniß der andern mannigfaltige Verhältnisse der Herrschaft und Dienstbarkeit. Väter, Hausherrn, Anführer, Lehrer, Grundbesitzer, alle herrschen; keiner hat seine Macht durch die Untergebnen, diese sind vielmehr durch die Natur von jenen abhängig. Diese Verhältnisse sind so alt als die Welt. Die Natur ist noch immer dieselbe. Jeder Herrschaft liegt eine natürliche Ueberlegenheit, jeder Abhängigkeit ein Bedürfniß zum Grunde. Beides hängt nicht von dem Willen des Menschen ab. Der Mächtigere herrscht, sobald man seiner Macht bedarf, und wo Macht und Bedürfniß zusammentreffen, da wird ersterer die Herrschaft, letzterm die Dienstbarkeit zu Theil. Es ist ein allgemeiner Hang der Menschen, sich freiwillig und ungezwungen dem anerkannt Mächtigern anzuschließen und sich seiner Leitung zu unterwerfen, niemand will von Seinesgleichen oder von Geringern beherrscht werden. Dies Gesetz macht ungleiche Kräfte zu Freunden, schafft Ordnung und Frieden, bildet Staaten und Gesellschaften. Den Mißbrauch der höchsten Gewalt durch menschliche Einrichtungen hindern zu wollen, ist thöricht, sie kann nur durch Moralität und Religiosität gezügelt werden. Auch liegt die Neigung, Schwächere zu beleidigen, nicht in der Natur des Stärkern. — Macht und Ueberlegenheit sind relative Begriffe. Man kann in einer Hinsicht mächtig, in der andern schwach, in einer herrschend, in der andern dienstbar sein. Diese Verkettung und Unterordnung der menschlichen Verhältnisse muß jedoch bei irgend einem ganz Freien aufhören, der niemand über sich hat. Wo sich dieser Freie

findet, da ist der Staat vollendet. Der Staat ist nichts weiter als ein natürliches Verhältniß zwischen Freien und Dienstbaren, das sich von andern ähnlichen Verhältnissen nur durch die Unabhängigkeit des Oberhauptes unterscheidet. — Die Fürstenthümer entstehn, wie alle herrschaftlichen Verhältnisse von oben herab, d. h. sie gehn alle von einem einzelnen Menschen aus, der unabhängig ist, und erhalten und vermehren die Zahl ihrer Untergebnen durch successive Aggregation. Ueberall geht der Staat nicht aus einem Vertrag hervor, nicht durch eine widersinnige Uebertragung von Seiten Schwächerer, sondern aus dem natürlichen Abhängigkeitsverhältniß des Schwachen und Hülfsbedürftigen gegen den Starken. Die ersten unabhängigen Menschen finden sich unter den großen Landeigenthümern, die von Bedürfnissen frei sind und fremde Bedürfnisse befriedigen können. Grundeigenthum entsteht durch Besitznahme: die Anerkennung eines solchen Besitzes und die Vertheidigung des seinigen ist dem Gemüth des Menschen angeboren. Alle Gesetze entstehn erst *nach* dem Eigenthum. Der Landeigenthümer herrscht natürlich und rechtmäßig über seine Familie, Beamte, Diener, Knechte, Pächter, Grundsassen, Lehnleute. Aus der Unabhängigkeit und dem Grundeigenthum lassen sich alle landesherrlichen Rechte ungezwungen und vollständig herleiten. Der Fürst hat die Verhältnisse mit seinen Nachbarn zu ordnen, über seine Diener — alle sogenannten öffentlichen Beamten — frei zu verfügen, in seinem Gebiet Verordnungen zu erlassen. Allgemeine Gesetze sind fast immer despotisch, und je weniger derselben in einem Lande vorhanden, desto glücklicher wird es sein. Criminalgesetze sind nur landesherrliche Instructionen für die Richter. Die oberste Gerichtsbarkeit ist eine natürliche Folge der Macht, welche schützen kann; sie entspringt aus dem Bedürfniß der Unterthanen, Schutz zu haben gegen Gewaltthätigkeit, und ist daher weniger ein Recht des Fürsten, als eine Wohlthat, die er seinen Untergebnen auf Ansuchen erweist. Der Fürst selbst ist keinem Gericht unterworfen. Begeht er ein Verbrechen an seinen Unterthanen, so bleibt den Beleidigten nur das Recht der Nothwehr oder die Flucht. — Der Fürst lebt, wie der Grundbesitzer, von seinen Domänen und hat aus denselben die Regierungskosten zu bestreiten: wenn Steuern nöthig sind, müssen dieselben von den Freieren des Landes bewilligt werden, und es ist eine entsprechende ständische Einrichtung hiezu erforderlich. Solche Stände repräsentiren dann aber nur sich, nicht das Volk. Das Verhältniß der Unterthanen ist wesentlich privatrechtlicher Art und richtet sich nach dem Grade des Schutz- und Hülfebedürfnisses des Einzelnen oder der ein-

zelnen Classen. — Was von der Monarchie, gilt ebenso von den Republiken: sie sind unabhängige, begüterte und mächtige Corporationen, deren Mitglieder unter sich gleich sind, und welche sich anderweitige Besitzungen erworben haben. Den Unterthanen gegenüber verhält sich die Gemeinde als Collectivfürst.

J. Mösers Paradoxie, den Staat als eine Deichgenossenschaft darzustellen, wird zur Breite eines Lehrbuchs verarbeitet. Dazu kommt ein pfäffischer Beigeschmack, von dem bei Möser keine Spur ist, der Haller veranlaßt, ganz gegen sein Princip den Priesterstaat als die glücklichste Staatsform darzustellen; ferner eine kleinliche Verbissenheit in der Geschichte der staatsrechtlichen Lehren, die seit einem Jahrhundert lediglich auf einer Verschwörung der Encyklopädisten, Illuminaten, Jacobiner und Freimaurer beruhen sollen.

Der Begriff des Sollens ist durch Empirie nicht zu widerlegen. Wenn es an dem ist, daß Gewalt und Bedürfniß die bestehenden Staatsformen hervorgebracht haben, warum soll es dabei bleiben, wenn Gewalt und Bedürfniß ihre Natur verändert haben, wenn sittliche Bildung eine Macht, gemeines Recht ein Bedürfniß geworden ist?

„Hingerissen", schreibt ihm Joh. Müller Mai 1808, „wurde ich von dem trefflichen Buch, das alle meine Ueberzeugungen, die Resultate der ganzen Historie so lebendig und ergreifend ausdrückt. Es war eine Herkulesarbeit, den Augiasstall der revolutionären Meinungen zu säubern. Sie haben den einzig wahren Weg gewählt, die Begriffe scharf gefaßt und das Licht der Erfahrung nicht verschmäht."

Um Haller historisch nicht Unrecht zu thun, muß man die Staatenkunde nicht mit der dickleibigen „Restauration der Staatswissenschaft" verwechseln, die 8 Jahr später erschien. Der Inhalt ist derselbe, nur in einer gemeineren Form: was man 1808 gegen das revolutionäre Weltreich Napoleons aufthürmte, wendet sich 1816 gradezu gegen Freiheit und Vernunft. Diese historische Beziehung darf man auch bei Eichhorns deutscher Staats- und Rechtsgeschichte nicht vergessen. Er richtete den Blick auf die alte Größe Deutschlands und die Eigenthümlichkeit seines Rechts, als Deutschland aufgehört hatte, eine rechtliche Einheit zu sein. In solcher Zeit war es nicht nur ein großmüthiger Entschluß, jahrelange Forschungen dem verlassenen und scheinbar einem völligen Untergang geweihten vaterländischen Recht zu widmen, sondern eine politisch wichtige That. Aller Speculation abgeneigt, war Eichhorn vor allen Dingen praktischer Jurist, nicht blos in sämmtlichen Theilen der Rechtswissenschaft zu Hause, sondern von jener eigenthüm-

lichen Organisation, welcher sämmtliche Lebensverhältnisse gleichsam von selbst in rechtswissenschaftliche Kategorien fallen. Dieser praktische Sinn zeigt sich auch in seiner historischen Forschung. Bloße Antiquitäten ohne Beziehung auf das heutige Recht hatten für ihn keinen Werth. Nur da, wo bestehendes Recht, wenn auch in seinen entferntern Wurzeln, Halt und Ursprung nahm, ward ihm die Erkundung und Darstellung geschichtliche Aufgabe. Sein geschichtlicher Sinn zeigte sich in der großartigen Auffassung des untrennbaren Zusammenhangs aller Rechtsinstitute seines Volks, in der Energie, die getrennten Theile des deutschen Rechts zu einem umfassenden Ganzen zu verbinden, ihre Wechselwirkung und geschichtliche Entwicklung zu zeigen.

Bald darauf, in den „Elementen der Staatskunst", trat Adam Müller, der sich in Berlin immer mehr den Feudalen anschloß, leidenschaftlich gegen die liberale Auffassung der Volkswirthschaft auf, wie sie seit Adam Smith sich auch in Deutschland mehr und mehr einbürgerte. Adam Smith hatte sich so sehr in die wirthschaftlichen Elemente und Kräfte vertieft, daß ihm die sittliche Aufgabe des Staats weniger hervortrat. Der Arbeiter wird von ihm nur als eine ökonomische Kraft in Erwägung gezogen, das Gemeinwesen nur als eine Summe von Individuen. In der Ueberzeugung, daß der Privategoismus, wenn er frei walte, von selbst in der besten Weise das Gemeinwesen verwirkliche, verlangte er Aufhebung aller überflüssigen staatlichen Bande.

Für Adam Müller hat der Einzelne seine Existenz nur im unlöslichen Verband mit dem Gemeinwesen; der Mensch existirt ihm nur als Bürger. Er verlangt ein neues System der Volkswirthschaft, welches neben der Theilung der Arbeit ihre nationale Concentration berücksichtige. Die Aufgabe der Gegenwart sei, das natürliche Gleichgewicht der gesonderten Stände wiederherzustellen und jeden in seine alten Rechte wieder einzusetzen.

„Die Revolutionen unseres Jahrhunderts haben uns den politischen Leichnam kennen gelehrt und dadurch die Wissenschaft von dem Irrthum abgeleitet, den Leichnam mit dem lebendigen Leibe zu verwechseln. Glaube niemand, daß er den Leib begriffen habe, weil er die Anatomie gelernt, oder daß er den Staat verstanden, weil er in der politischen Section die Elemente des Staats unterschieden. Unter dem Messer des Anatomen entweicht das wahre Lebensgeheimniß, das geistige Band, wodurch alle Organe ihren Werth und ihre Bedeutung erhalten."

„Ein strenges Privateigenthum von Grund und Boden, von der

Nahrungsquelle, auf die nicht blos der vorübergehende Inhaber, sondern das ganze menschliche Geschlecht angewiesen ist, ist so unmöglich als unrechtlich. Der Bodenbesitz ist ein göttliches Amt. Es ist nothwendig, daß das Grundeigenthum, d. h. die bestehende Verbindung des Menschen und des Bodens, bleibe. Dies aber ist nur möglich dadurch, daß der mit dem Grund und Boden eigenthümlich verbundene Mensch und seine Arbeit auch den bleibenden Charakter dieses Grundeigenthums annehme, und daß Willkür und veränderlicher Sinn, selbst Witz, Verstand und Geschicklichkeit, im Gebiet der eigentlichen Industrie mit Nutzen zu verwenden, im Gebiet der Landwirthschaft dem großen Zweck der Erhaltung einer bestehenden Verbindung nachgesetzt werden. Die ewige Ordnung der Dinge erfordert ein dienstbares und Unterthänigkeitsverhältniß im Ackerbau, und der unselige Irrthum, daß eine blos industrielle Bewirthschaftung des Bodens möglich und das ganze Dienst- und Unterthänigkeitswesen beim Landbau in ein Arbeits- und Lohnwesen zu verwandeln sei, hat, außer der revolutionären Richtung des Zeitgeists überhaupt, nur darin seinen Grund, daß die Herrn und Eigenthümer des Bodens vergessen haben, wie sie selbst durch Gottes ewige Ordnung glebae adscripti, Unterthänige und Diener seien, und es Hochverrath sei, über ein Gut, dem sie als bloße Beamte zu dienen berufen sind, nach Willkür zu verfügen." — Mit Behagen spricht Ad. Müller wiederholt den Satz aus: „Freiheit ist ein thierisches Vermögen, wenn sie nicht durch Dienstbarkeit vermenschlicht und veredelt wird." — In dem Ueberwiegen der bürgerlichen Verfassung findet er das reine Princip der Revolution: sie betrachte den Staat nur als ein Industriegeschäft. Bürgerliche Thätigkeit, Industrie, Gewerbe, freier Handel u. s. w. dürfe erst in zweiter Linie stehn: als materielle Grundlage des Staats bleibt der feudalistisch geregelte Landbau mit großem befestigten Grundbesitz und Leibeigenschaft, das zünftige Gewerk und der in Innungen und Gilden geschlossene Binnenhandel.

In diesen Schriftstellern, die aus historischen und staatswissenschaftlichen Studien herkommen, haben wir bereits das vollständige Evangelium der politischen Reaction, die Verkündigung der Nothwendigkeit, das Mittelalter künstlich wieder herzustellen. Für den poetischen Dilettantismus der romantischen Schule, welche längst aus ästhetischem Wohlgefallen sich dem Mittelalter zugewendet, war es nur der letzte Schritt, mit dem Glauben an das Mittelalter Ernst zu machen, darin nicht blos ein die Phantasie entzückendes Bild, sondern den nor-

malen Lebenszustand der Menschheit zu erblicken, zu dem sie zurückstreben müsse.

In der Kritik eines „Dichtergartens", den Novalis' Bruder herausgab, 19. September 1807, bezeugt A. W. Schlegel die Umstimmung in den Gesinnungen der Romantik. „Wenn nüchterne Beschränktheit sich der Poesie anmaßt, wenn die gemeinen Ansichten und Gesinnungen, über welche uns eben die Poesie erheben soll, aus der Prosa des wirklichen Lebens sich verkleidet und unverkleidet wieder in ihr einschleichen, durch ihre Schwerfälligkeit ihr die Flügel lähmen und sie zum trägen Element herunterziehn: dann entsteht ein Bedürfniß, das Dichten wiederum als freie Kunst zu üben, in welcher die Form einen vom Inhalt unabhängigen Werth hat. Der Phantasie werden die größten Rechte eingeräumt, und sie verwendet die übrigen Kräfte und Antriebe der menschlichen Natur zu sinnreichen Bildungen, gleichsam nur in ihrem eignen Dienst und mit keinem andern Zweck, als sich ihrer grenzenlos spielenden Willkür bewußt zu werden. Diese Richtung ließ sich vor einigen Jahren in Deutschland spüren. Man ging den kühnsten und verlorensten Ahnungen nach; oft wurde mehr eine ätherische Melodie der Gefühle leise angegeben, als daß man sie in ihrer ganzen Kraft und Gediegenheit ausgesprochen hätte; die Sprache suchte man zu entfesseln, während man die künstlichsten Gedichtformen und Sylbenmaaße aus andern Sprachen einführte oder neue ersann; man gefiel sich in den zarten, oft eigensinnigen Spielen eines phantastischen Witzes. — Andre Umstände schaffen andre Bedürfnisse. In einer Lage, wo man nur an einem begeisternden Glauben einen festen Halt zu finden wüßte, wo dieser Glaube aber durch den Lauf der weltlichen Dinge gefährdet wäre, da würde in der Poesie jenes luftige Streben nicht mehr angebracht sein. Nicht eine das Gemüth oberflächlich berührende Ergötzung sucht man alsdann, sondern Erquickung und Stärkung; und diese kann die Poesie nur dann gewähren, wenn sie in ungekünstelten Weisen ans Herz greift und, ihrer selbst vergessend, Gegenständen huldigt, um welche Liebe und Verehrung eine unsichtbare Gemeinschaft edler Menschen versammeln." —

„Es ist ein Anblick, der mit Staunen und Wehmuth erfüllt, wenn wir die von drohenden Anzeichen schwangere, ruinenvolle Geschichte des letzten Jahrhunderts gegenwärtig haben und nun die ersten Geister der Deutschen in eine blos ästhetische Ansicht der Dinge so ganz verloren sehn, bis endlich jeder ernste Gedanke an Gott, Vaterland, jede Erinnerung des alten Ruhms bis auf die letzte Spur verloschen war. Diese ästhetische Träumerei, dieser unmännliche pantheistische Schwindel,

diese Formenspielerei müssen aufhören: sie sind der großen Zeit unwürdig und nicht mehr angemessen." Der so schrieb, Fr. Schlegel, hatte einst am meisten zur Verbreitung des Uebels beigetragen, das er anklagte, und auch der weitere Gang seiner Entwickelung war noch kometenhaft genug.

„Daß Du Dich an Preußen halten würdest, so lange es noch besteht," schreibt er 26. August 1807 an Schleiermacher, der einen Ruf nach Bremen ausgeschlagen und in Berlin Vorlesungen hielt, „habe ich mir wohl gedacht und billige es von ganzem Herzen. Eigentlich finde ich Dich in allen diesen äußern Widerwärtigkeiten zu beneiden. Es liegt eine besondre Süßigkeit in einem solchen Verhältniß zu seiner Provinz, wie in den Leiden, die man mit der Geliebten übersteht. Ein solches besondres Vaterland ward mir nie; weder Hannover noch Sachsen konnten mir sein, was Dir Preußen. Die Liebe zu dem ganzen großen Vaterlande aber findet fast nirgends einen Anklang und wird endlich zur Flamme, die den Einsamen verzehrt. Leider muß ich Dir Recht geben in Deiner traurigen Ahnung gänzlicher Auflösung; seit der Moment, sich auf ewig mit Oesterreich zu verbinden, versäumt war, ließ sich nichts mehr erwarten als Elend und Untergang." — An demselben Tage schreibt er an Tieck: „der Herr Schleiermacher giebt in allerlei Darstellungen einen kleinen Messias nach dem andern von sich. Aber man sieht dem vernünftigen Püppchen das Professorkind gar zu sehr an der Nase an. Es herrscht in seinen Schriften, was man hier zu Lande ein calvinisches Feuer nennt, nämlich ein solches, das nicht recht brennen will."

„Hat Italien", so horcht er Tieck aus, „denn gar keine Früchte in Deinem Geist zur Reife gebracht? und wirst Du nicht auf irgend eine Weise uns davon mittheilen? Wie hat Dich dort der katholische Gottesdienst befriedigt?" Er hatte das Gerücht, Tieck sei in Rom übergetreten, für wahr gehalten; „die öffentliche Handlung", schreibt Dorothea, „wäre nicht nöthig, im Herzen war er es längst und viele Andre mit ihm!"

„Wem soll unser Herz denn huldigen, wer errettet uns die Welt? Schon vergehn die Sündenschuld'gen, aber wann erscheint der Held?" — Auf diese Frage findet Fr. Schlegel keine andre Antwort, als den Hinweis auf das Haus Oestreich, dessen großer Kaiser Ferdinand II. für die Einheit des Glaubens kämpfte!! Mit dem Abfall von Gott, d. h. mit der Reformation begann Deutschlands Elend. „Als Gott ihr widersprochen, die Treu ihm habt gebrochen, da war es, wo's begann; ihr wolltet alles fassen, als wild ein wüthend Hassen mit Blindheit euch

umspann... Lasst euch die Worte mahnen, kehrt zu den alten Fahnen getreuer wieder hin!" „Ich sage Dir," schreibt Dorothea an ihre Freundin Paulus, „es ist jetzt in ganz Deutschland kein Heil als unter dem Hause Oesterreich! .. Welch teuflischer Hochmuth steckt in Fichtes neuesten Schriften, und wie kann man sich so verpreußen!"

„O ihr Blinden, die verderbend, ja schon sterbend, doch den Hader nicht vergessen! Dünkels noch vermessen, nicht vernehmt die Hand, die euch geschlagen! Fruchtlos, ohne Reue, schallt nur eitel euer Klagen, fern von Demuth und von Treue endet euer Stolz nun in Verzagen." — „Frei ist von Schuld nicht Einer! ja von uns allen Keiner ist, der nicht schwer geirrt. Nun laßt uns frei bekennen, was uns so lang verwirrt." — Gedichte in ähnlichem Stil verfaßte Fr. Schlegel November 1806 bis Mai 1807 während seines erneuten Aufenthalts bei Frau von Staël auf Schloß Accosta in der Normandie, wo diese vorübergehend verweilte, um den Druck ihrer „Corinna" in Paris zu überwachen.

Um Weihnacht 1807 begleitete A. W. Schlegel seine Gönnerin nach Wien; vorher hatte er in einer französischen Abhandlung über „Phädra" den Euripides gegen Racine vertheidigt. Unterwegs in München besuchte er Caroline, seine geschiedene Frau. „Er war", erzählt diese, „sehr gesund und heiter, die Verhältnisse die freundschaftlichsten, er und Schelling unzertrennlich." In Wien hielt er vor einem auserlesenen Publicum Vorlesungen über die Geschichte des Dramas; sie haben ihn eigentlich erst zum berühmten Mann gemacht; sie sind in alle europäischen Sprachen übersetzt, und haben überall als leichte, unterhaltende und belehrende Lectüre das Urtheil der feinen Welt beeinflußt. Für das geistige Leben Deutschlands sind sie von ungleich geringerer Wichtigkeit als seine frühern aufreizenden und anregenden Kritiken. Die Griechen und Shakespeare sind gut behandelt, das französische Theater dagegen mit einer wahren Virtuosität des Hasses, namentlich Molière Auch über das spanische Theater hätte man vom Uebersetzer Calderons mehr erwartet. Am schlechtesten ergeht es der deutschen Bühne. Von Lessing als einer prosaischen Natur wird geringschätzig gesprochen. Clavigo wird gegen den „Triumph der Empfindsamkeit" herabgesetzt. Von Schiller erfährt man nicht viel mehr, als daß er ein tugendhafter Dichter gewesen. Für die Zukunft empfiehlt Schlegel das versificirte romantische Lustspiel und das historische Drama.

März 1808 zeigte Fr. Schlegel in den Heidelberger Jahrbüchern die neue Gesammtausgabe Goethes an. Am wärmsten spricht er sich über die lyrischen Gedichte und Balladen aus. „Einen magischen Reiz

giebt ihnen das Abgerissene, Geheimnißvolle, Räthselhafte des Gedankens oder der Geschichte, bei der vollkommensten äußern Klarheit. Freilich artet das, sobald es mit Bewußtsein geschieht, in absichtliche Seltsamkeit aus, die dann auch bei den Nachahmern Goethes in reichem Maaß angetroffen wird." Die Gedichte in griechischem Stil „sind weniger eigen und unmittelbar; es fehlt der geheimnißvolle Reiz der Phantasie, in dem mehr Poetisches liegt als in dem ruhigen Genuß des kunst- und naturbeglückten Landes. Manche der Goethischen Lieder werden noch Jahrhunderte im Munde des Gesanges leben, während diese antiken Nachbildungen als vorübergehende Stufen der Bildung nur in der Kunstgeschichte ihre Stellung finden." — Wenn die Wirkung, welche Goethes Werke hervorgebracht haben, nicht immer der Größe der darin erscheinenden poetischen Kraft entsprach, so liegt der Grund darin, daß er seine Kraft zu oft „in bloße Skizzen, Umrisse, Fragmente, kleinere, blos zum Spiel gebildete Werke zersplittert hat."

Der Wilhelm Meister ist ein Roman „gegen das Romantische, der uns auf dem Umweg der modernen Empfindsamkeit zur antiken Gediegenheit, oder wenigstens zum Begriff derselben zurückführen soll." Es ist die verwickelte moderne Verstandeswelt mit ihren kleinlichen Einzelheiten, wie sie aus den vielfach die Phantasie erdrückenden Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens hervorgeht, an welcher der Dichter durch den Zauber der Darstellung seinen poetischen Sinn bewährt. — Bildung ist der Hauptbegriff, wohin alles in diesem Werk zielt: ein vieldeutiger Begriff, der oft ein Herumprobiren an den Fähigkeiten, oder gefährliche Versuche in den Empfindungen bezeichnet. — „Wenn der Genius des Werks die einzelnen Gestalten nicht immer blos mit einer sanften Ironie zu umschweben, sondern oft schonungslos seine eignen Hervorbringungen zu zerstören scheint, so ist dadurch nur der natürliche Erfolg jener Bildungsexperimente wahrheitsgemäß dargestellt: daß wahre und falsche Bildung in einander verfließen, ist grade die Art der modernen feinen Gesellschaft."

In der Schrift „über die Sprache und Weisheit der Indier", die Fr. Schlegel gleich darauf herausgab, blieb die Hinneigung zum Katholicismus nicht unbemerkt. „Wie eine zu eifrige Beschäftigung mit den Griechen den Geist zu sehr von der Quelle aller höhern Wahrheit entfernt hat, so dürfte die Anschauung des orientalischen Alterthums, je tiefer wir darin eindringen, zur Erkenntniß des Göttlichen zurückführen, die aller Kunst und allem Wissen erst Licht und Leben giebt." Dies ist nach Fr. Schlegel der Kern seines Buchs. Er will die indische

Religion von dem Vorwurf des Pantheismus rechtfertigen, den er in Schelling und seiner Schule auf das Bitterste bekämpft. Von den Indiern wird alles Dasein für unselig und die Welt selbst im Innersten für verderbt gehalten, als trauriges Herabsinken von der vollkommnen Seligkeit des göttlichen Wesens. Wenn in ihren Religionsbüchern die herrlichsten Sprüche über Gott neben grauenvoller Unsittlichkeit in einzelnen mythologischen Bildern auftreten, so erklärt sich das durch das Mißverständniß einer Offenbarung, in welcher Gott dem Menschen einen Blick in die unendliche Tiefe seines Wesens vergönnte. Eben dies Mißverständniß rechtfertigt es, daß der Eifer der jüdischen Propheten nur auf das Eine gerichtet war, das kostbare Kleinod der göttlichen Wahrheit rein zu halten.

Gestützt auf den großen Erfolg seiner Wiener Vorlesungen rieth Wilhelm Schlegel seinem Bruder, etwas Aehnliches zu versuchen; er stellte ihm sogar eine Anstellung in Aussicht. Vor seiner Abreise aus Köln trat Friedrich mit Dorothea 16. April 1808 heimlich zur katholischen Kirche über; gleich darauf wurde ihre Ehe „revalidirt". Die Kirche läßt zwar eigentlich die Wiederverheirathung einer geschiedenen Frau nicht zu, aber sie verstattet eine Ausnahme: wenn nämlich das Zusammenleben mit dem geschiedenen Gatten Gefahr für das Seelenheil einschließt. Das wurde hier angenommen.

Dorothea scheint bei dem Uebertritt die Treibende gewesen zu sein. Friedrich hatte nach seiner Art halb ironisch, halb poetisch für die Herrlichkeit der katholischen Kirche geschwärmt, das hatte bei ihr Feuer gefangen, und sie, eine grade Natur, wünschte den offnen Schritt. Interessanter ist sie durch den Uebertritt nicht geworden: ihre früheren Briefe sind mitunter ein Sprühfeuer von Geist, Uebermuth und toller Laune; in den spätern überwiegt die Salbung, und sie sitzt ein wenig Tableau.

Für seinen Freund Boisserée war es eine fatale Ueberraschung, weil die äußerlichen Motive zu stark hervortraten. Seine Vorstellungen müssen sehr ernst gewesen sein; Fr. Schlegel schreibt ihm: „halten Sie das Schweigen doch ja nicht für Mangel an Vertrauen! Es scheint, wir haben uns nicht verstanden, sonst würden Sie mich wohl deutlicher gewarnt haben."

Ebenso ging es dem französischen Residenten in Köln, Reinhard, der Schlegels Vorliebe für den Katholicismus nur ästhetisch aufgefaßt hatte. „Die zweideutige Rolle", schreibt er an Goethe, „hat er unter solchen Umständen mit wahrer Feinheit durchgeführt, und ich kann nicht

sagen, daß er sich verstellt, kaum daß er verheimlicht habe; es lag nur an uns, aus seinen Aeußerungen die Consequenz zu ziehn."

„Ich habe sie alle", schreibt Caroline Schelling, „in ihrer Unschuld, in ihrer besten Zeit gekannt. Dann kam die Sünde: sie ließen sich durch Bitterkeit gegen die Schicksale bestimmen, die sie sich doch selber zugezogen."

Bei Schlegels Uebertritt spielten die verschiedenartigsten Motive durch einander, und er war nicht Manns genug, sie zu unterscheiden; er hatte nicht einmal den Muth zur vollen Offenheit. Er fühlte die Unfähigkeit, eine neue Religion zu machen, wie er erst vorgehabt; ein Virtuose des Witzes und der Ironie, hatte er so lange den Glauben der Andern ironisirt, bis sich sein eigner Glaube verflüchtigte; ein Virtuose in Orakeln, hatte er so lange prophezeit, bis er sich endlich selbst einbildete, zu glauben. Sein Pathos wie seine Ironie wurden ein leeres Spiel, das sein sittliches Leben aushöhlte. — Den Ausschlag gab endlich, daß er eine Anstellung brauchte.

In Dresden traf Fr. Schlegel mit seinem Bruder zusammen, der im Gefolge der Frau v. Staël aus Wien nach Coppet zurückkehrte. „Frau v. Staël hat mich entzückt!" schreibt Gentz. „Eine solche Universalität und Tiefe des Geistes, mit einer solchen Leichtigkeit, Gewandtheit und Grazie der Conversation habe ich in der Welt noch nicht gefunden!" Einen ähnlichen Eindruck machte sie wieder in Weimar, wo sie sich 9.—23. Juni aufhielt.

Indeß war Fr. Schlegels Uebertritt ruchbar geworden. Das Juniheft der Heidelberger Jahrbücher brachte aus seiner Feder eine überschwengliche Kritik von Stolbergs „Geschichte der Religion Jesu": „ein Werk, worin die ruhige Kraft, der immer gleiche Ernst und jene schöne Klarheit herrscht, die nur da hervortritt, wo die höchste Erkenntniß zugleich das tiefste und lauterste Gefühl und Seele des Lebens geworden ist." — Wenn etwas das Mißtrauen zu rechtfertigen scheinen kann, sagt Schlegel, das wohlmeinende Protestanten gegen diejenigen äußern, welche die katholische Ansicht des Christenthums für sich wählen, so liegt das an den unberufenen Lobrednern, welche die katholische Religion von Seiten der ästhetischen Schönheit preisen, als ob man sich in der wichtigsten Angelegenheit des Lebens durch den Reiz der Schönheit bestimmen ließe. — Der Grundsatz, es sei nicht anständig, seine Religion zu wechseln, beruht auf einer gewissen Gleichgültigkeit gegen die Religion, als liege der Unterschied nur in den Formen; man sollte doch endlich erkennen, daß es nur Eine ewig wahre Religion giebt! — Spinoza sei

mit dem Christenthum durchaus nicht vereinbar, auch Aristoteles nicht sonderlich, weil er sich nicht zum Heiligen erhebt. Nur Plato, diesen letzten Wiederschein der ältesten orientalischen Philosophie, kann man zugleich als die schöne Morgenröthe des Christenthums betrachten.

„Ich bin neugierig", schreibt Gries 5. Juli an Paulus, „wie man diese erzkatholische Kritik, die unter den Auspicien einer protestantischen Facultät erscheint, aufnehmen wird."

„Der Charakter des Stolbergschen Werks", schreibt Marheineke in dasselbe Blatt, „ist eine so gediegene Gottseligkeit, daß ihr alles Uebrige, selbst Wissenschaft und Kritik, leicht zum Opfer gebracht wird". — „Der Protestantismus hat in ganz Europa Bildung, Wissenschaft und Gelehrsamkeit gefördert; dagegen besteht der katholische Cultus ungekränkt im Reich schöner Formen."

Den Proceß, aus einer künstlerischen Verherrlichung der Religion zu einer grob materialistischen Gestalt derselben zu gelangen, stellt abstoßender, aber lehrreicher als einer der andern Apostaten, der Ostpreuße Zacharias Werner in seiner Entwickelung dar. Er hatte seit 1795 als Kammersecretair in Warschau gedient und einen poetischen Kreis um sich gesammelt, wozu Mnioch und der junge Referendarius Hitzig aus Berlin, später auch T. A. Hoffmann gehörten. Nach einer übermäßig liederlichen Jugend hatte er sich der Mystik in die Arme geworfen, ein halb verrückter Abenteurer hatte ihn in die Geheimnisse der Maurerei eingeweiht, zu deren Verherrlichung er seit 1799 ein Drama „die Söhne des Thals" ausarbeitete. Sein neuer Glaube hielt ihn nicht ab die alten Ausschweifungen fortzusetzen. Zweimal hatte er sich in Warschau scheiden lassen, zuletzt hatte er eine junge Polin geheirathet, die kein Wort deutsch verstand. Wegen Erkrankung seiner Mutter hatte er 1801 Urlaub genommen und war in seine Vaterstadt Königsberg zurückgekehrt.

Seinen Freund Hitzig, der um dieselbe Zeit Warschau verlassen und wieder in Berlin war, ermahnte er 18. März 1801, sich den dortigen Romantikern anzuschließen. „Gott hat nach seinem unerforschlichen Rathschluß diesen Sammelplatz aller Schaalheit, Frivolität und Renomisterei gewürdigt, in ihm ein neues Licht — nicht aufgehn, aber in einem Brennpunkt concentriren zu lassen." Mit Feuer hat er die „Reden über Religion" gelesen, findet aber, daß Schleiermacher eigentlich nur dem großen Jacob Böhme nachgebetet habe, in dessen „Morgenröthe" er das Vorbild der neu auftauchenden Dichtung sieht. Er hält in dieser nüchternen Zeit die Maurerei für hochwichtig; er möchte sich Feßler

nähern: „er ist einer der allerbedeutendsten Maurer, Katholik, und dadurch in Rapport mit mir, der ich zwar nicht selbst katholisch, aber fest überzeugt bin, daß poetisch der Katholicismus das größte Meisterstück menschlicher Erfindungskraft, und auf seine Urform zurückgeführt, für ein Zeitalter, welches den Sinn der schönen Griechheit für immer verloren hat, allen übrigen Religionsformen vorzuziehen sei." Die Tendenz seines Dramas sei „der Sieg des geläuterten Katholicismus mittelst der Maurerei über den prosaischen Drang eines durch keine Phantasie begrenzten Kriticismus". „Nur unter dem Glockenklang der Religion und dem Harfenspiel der Kunst kann der auf den Tempel gepfropfte Bund gedeihen."

„Ich betheure Dir, daß ich alle poetischen Lorbeerkronen für die Freude hingäbe, nicht etwa Stifter, blos Mitglied einer echt religiösen Secte zu sein, denn ich bin überzeugt, daß das die Hauptsache ist, warum es der Welt Noth thut, und daß alle Kunst nur Propyläen zu diesem Endzweck. Darum thut es mir in der Seele weh, wenn ich die herrlichen Kräfte der neuen Menschen, Schlegel, Tieck, Schleiermacher u. s. w. verschwendet, den einen eine Komödie, den andern ein Journal, den dritten romantische Dichtungen und Gott weiß was liefern sehe, sie von großen Zwecken prahlen höre, und doch keine ernste Tendenz zum höchsten Zweck erblicke. Wäre ich mit diesen Menschen einen Tag zusammen, sie müßten mich entweder in ihren Bund aufnehmen und sich zu einer kräftigeren Wirksamkeit entschließen, oder mich für einen incurablen Narren erklären. Alles poetische Andeuten von einbrechender Morgenröthe kann nichts helfen; geben muß man der jämmerlichen, von Gott entfremdeten Welt das Beispiel einer solchen Verbindung in Natura, sie mag Secte, Orden oder wie sie will getauft werden. Kann ich zu einem solchen Zweck mitwirken, so will ich gern meine poetische Feder, die mir nur dazu Vehikel ist, niederlegen auf ewig."

Die „Söhne des Thals" erinnerten die junge Generation lebhaft an die Grillen des vorigen Jahrzehends. — Ein ungerechter Proceß wird gegen die Templer geführt, wir sehen sie leiden und sterben, und können ihnen nur jenes kränkende Mitleid schenken, welches diejenigen trifft, die mit Unrecht untergehn, für deren Dasein sich aber auch kein erheblicher Grund anführen läßt. Der Untergang der Templer ist dem Dichter nicht ein nothwendiger, durch die Naturkraft der Geschichte vollzogener Act, sondern wird durch eine geheime Gesellschaft veranlaßt, das Thal, welche die Vorsehung auf Erden vertritt, und der die weltlichen Leidenschaften, Intriguen und selbstsüchtigen Absichten der Großen als

Werkzeug dienen. Durch diese Erfindung zerfällt das Stück in zwei Massen, die in der Stimmung wie in der historischen Farbe einen schreienden Contrast bilden. Im historischen Theil steht man zwischen Schiller und Kotzebue, wie denn auch beide Dichter an diesem Drama großes Gefallen fanden. Die Effecte sind stark und durch äußerliches Beiwerk geschickt hervorgehoben; die Charaktere von der einfachsten Anlage und leicht zu unterscheiden, weil durch die dicksten Farben charakterisirt. Am glücklichsten ist Werner in der Zeichnung jener polternden Alten, die hinter einer borstigen Außenseite ein weiches, ja zartfühlendes Innere verbergen. Nun sind diese treuherzigen Leute, aus denen die Masse des ersten Theils besteht, in der wunderlichen Lage, einem Orden anzugehören, dessen geheimnißvolle oder vielmehr lächerliche Ceremonien uns in großer Breite vorgeführt werden. In diesem Opernspuk tritt nur ein Punkt deutlich hervor: daß die Recipienden genöthigt werden, das Kreuz mit Füßen zu treten und dem Abgott, dem sie bisher gedient, zu entsagen; möglicherweise kann es der Fürst dieser Welt sein, möglicherweise auch der Gott, den die Kirche lehrt; die „Wissenden" scheinen darüber selbst nicht im Klaren. —

Nun spielt aber in diese historische Welt ein Spuk hinein, der mit ihr in keinem verständlichen Zusammenhang steht. Die intelligible Welt des Thals wird verkündigt durch abgeschiedene Geister, bald in Prophezeiungen und Gebeten, bald in Warnungen, in lyrischen Extasen und Träumen. Im ersten Theil ist das Geisterwesen unter zwei Personen vertheilt, die bei bedenklichen Auftritten als Propheten oder Gewissensräthe unversehens erscheinen in mancherlei Gestalten, und zuweilen blos ihre Stimmen bald hier, bald da hören lassen. Diese Geistermanier ist weiter nicht originell; sie wird es erst, wenn beide ganz häuslich unter sich sind, denn sie haben am Meer ein eignes Hüttchen und ihre eigne Wirthschaft. Eudo, der Geist eines bereits vor hundert Jahren gestorbnen Herzogs von Aquitanien, ruft die junge Astralis, eine 14jährige Anachoretin der thebaischen Wüste, aus dieser Hütte, bricht ein Brod und „giebt Astralis ihre Hälfte, die sie mit Freudigkeit genießt; als er die andre Hälfte an seinen Mund bringt, wird solche fließend, und reinigt, indem sie tropfenweise zum Theil auf sein Gewand herabträuft, einige Flecken an demselben. Nachdem er das Uebrige genossen, legt er sich hin und schlummert so lange, als die Oekonomie des Stücks es irgend erlaubt. Während daß er schläft, macht Astralis sich ganz munter allerlei zu thun, pflanzt Blüthenkeime, und las diese aufgegangen, mischt sie sich in deren Gespräch mit den sie

lockenden Meereswogen, begießt die Blumen, pflückt sie, bekränzt mit ihnen das im Hüttchen befindliche Isis- oder Marienbild; dann erwacht Eudo wieder. — Hast Du geopfert? — Nein, gestaltet nur. — Hast Du gebetet? — Ja, geglüht für Robert. — Ein schön Gebet!" U. s. w. Wir werden fortwährend daran erinnert, daß die Söhne des Thals sich überall den klimatischen und nationalen Vorurtheilen accommodiren, daß sie sich auf ihren Weltreisen der Formeln jeder einzelnen Religion bedienen. Astralis, die ihrer Jugend wegen weniger Uebung hat, verspricht sich alle Augenblicke und redet von Horus, wo sie Christus nennen sollte. „Isis, Du gottbegnadete Mutter, die Du tränkest alle Wesen mit göttlichem Licht, die Du die Zarte, die Ewige, als Jungfrau Dich nahend den sündigen Menschen, verkläret, gewältigt durch ewige Kraft, den Meister, den Heiland gebarst! O Horus, mein Meister, wenn Du mir flammtest im Blute des Frührothes, wenn Du, o Isis, mir strahltest im Spiegel der Meerflut! Stärkt zum gewaltigen Werk mich, die Zarte; genug zu thun für ihn, der mein ist, zu glühn mit ihm, in dem, der All ist — durch Schönheit zu sühnen den Sohn der Kraft!"

Im Anfang des zweiten Theils werden wir dem Wirken der geheimen Gesellschaft näher geführt. Erzbischof Wilhelm, der die Inquisition gegen den Orden leitet, ist von der Ungerechtigkeit der Verfolgung überzeugt, verachtet seine Helfershelfer, liebt und ehrt die Ritter, die er opfern muß. Ein menschlich fühlender Cardinal stellt ihm die Greuel vor, die auf sein Anstiften mit den unschuldigen Templern vorgenommen sind, und fragt ihn, ob sie nicht sein Gewissen drücken. Wilhelm zeigt dem Freund, daß die Templer, ursprünglich zum Dienst der Kirche bestimmt, nicht mehr an Christus glauben. „Sie sagen ihren Bübchen ohne Bart, daß der nicht Gott ist, der's für uns sein soll. Das ist doch dumm — nicht wahr?" — Deshalb muß die Kirche sie ausrotten. „Sie lechzt nach Blute nicht; doch sie zertritt, was ihr im Wege steht, und das Zertretne verdichtet wieder sich zu kräft'germ Leben." Glaubst du im Ernst, daß ich die Ketzereien vertilgen will, wenn ich die Ketzer opfre? Ist Verfolgung nicht die Kelter, in die das Schicksal alles Kühne preßt? Was Wahrheit sei, wir können's nicht entscheiden; doch wenn im Elend sie die Probe hält, dann zeigt sie erst sich in verklärtem Glanze." Genug, ein Ungläubiger, wie Schillers Großinquisitor, treibt mit Gefühl und Gewissen ein frevelhaftes Spiel, schürt die Scheiterhaufen, zerreißt alle Bande der Menschlichkeit für ein Ideal des bloßen Verstandes! — Erzbischof Wilhelm ist übrigens nur Lehrling; im Innersten der Thalgrotte, die unter dem Karmeliterkloster zu Paris liegt, setzt ein

„Aeltester des Thals" diese Belehrungen fort. Er beweist zuerst die Nothwendigkeit einer Association der Guten gegen das Böse; die Nothwendigkeit, im Kampf gegen das Schlimme die Waffen der Schlangen zu gebrauchen. Das Schlimmste aber ist, wenn man dem Menschen den Glauben an das Göttliche raubt. „Was Dir Dein Glaube an Dein Ideal, das ist dem Volk sein Heiland und sein Fetisch. Man kann ihm alles nehmen, nur nicht das, am wenigsten, wenn man's ihm nicht vergütet. Man soll es ihm nicht nehmen; denn der Glaube an etwas Göttliches ist ja der edelste Krystall der Schöpfung. Wie die Natur im Phantasienspiel übt sich der Geist in regellosen Launen; doch immer bleibt's Krystall, in welchen Formen er anschießt, das ist einerlei; und besser, der Formen abenteuerlichste dulden, als den Krystall zerbröckeln. Das ist der Grund, warum wir jedes Volkes Glauben ehren, warum wir Klosterbrüder hier, am Ganges Braminen sind; und da der Mensch es einmal nicht vermag, die Gottheit ohne Mittler anzuschauen, warum wir, durch Messias und Prometheus, durch Horus, Wischnu, Eros, Thor und Christus, dem staubbedeckten Geiste Flügel liehn, um sich zu seinem Urquell aufzuschwingen." —

Den Glauben des Pöbels angetastet zu haben, ist das eine Vergehn der Templer; schwerer fällt ein zweites in's Gewicht. Sie haben den gemeinen Interessen des Pöbels, der Politik u. s. w. zu Liebe die höhern Zwecke der Geweihten geopfert; der höchste Zweck ist aber — die Stoffe zu verwandeln und dadurch die Menschheit allmächtig zu machen!! „Der Mensch kann alles, wenn er nur sich selbst vergißt und sich der Sinnenwelt entäußert: die erste Handlung dieser Selbstentäußerung ist Reinigung, die letzte ist der Tod; und das, was uns dem Ganzen wiedergiebt, die herrliche Verwesung ist die Krone. Um diese zu erlernen sind wir hier. Die Wissenschaft der Größen und die Kunst, ins Unermeßliche sie zu zerflößen, das ist die Weisheit eines Thals genossen. Des Stoffs Zerlegung lehrt uns unsre Allmacht, die Auflösung giebt uns Allgegenwart. . . . Nur wenn Dir Geist und Stoff Erscheinung sind, gespiegelt im Unendlichen, nur dann kannst Du ihr launenhaftes Wechselspiel mit regelrechtem Willen umgestalten." Diese Lehren regen den Schüler Robert, der zu Anfang des Stücks gegen die Regel des Ordens gefrevelt, zu einem neuen Gedanken an: „Der Tod, so dämmert's mir, er soll vielleicht, er, der von uns so gar nichts übrig läßt, vielleicht Symbol sein dieser Selbstverleugnung — vielleicht noch mehr — ich hab' es! — Die krüpplichte Unsterblichkeit — nicht wahr? die unser

eignes jämmerliches Ich mit allem Unrath fortspinnt in's Unendliche — auch sie muß sterben; unser schales Selbst, wir sind in Ewigkeit nicht dran genagelt, wir können es, wir müssen es verlieren, um einst in aller Kraft zu schwelgen!" — „Triumph! ertönt der Chor des Thals, er hat es selbst gefunden! Preis dem Licht!" Und Robert wird zum Großmeister des neuen Ordens der Kreuzesbrüder ernannt, der die Principien des Thals in Schottland verjüngt wiederherstellen soll. — Jetzt gewinnt der Untergang der Templer eine andre Beleuchtung, er ist nicht Strafe, er ist Verklärung; sie werden gefoltert, gepreßt, zerrissen, verbrannt, um als Heilige in das All aufzugehn; Molays Name strahlt neben Christus, und mit den scheußlichsten Farben wird das Entzücken der „weiß und grünen" Verwesung gefeiert. Zuletzt unterscheiden wir in diesem Leichenduft nichts mehr, da uns vor Thränen, Gebeten, begeisterten Reden, Blicken gen Himmel, feierlichen Kleidern, Gott, Ewigkeit und andern schönen Dingen so himmelangst wird, daß alle Gedanken schwinden. Bengalische Flammen, unter- und überirdische Stimmen, Hoboen und Flöten, lebende Geister und fühlende Statuen, redende Sphinxe und musicirende Memnonssäulen, der Vogel Phönix und der in der Luft schwebende jugendliche Großmeister, kurz die vollständige Zauberflöte in einer überschwenglichern und schwülstigern Sprache, als diese mystische Posse Schikaneders, aber nicht mit einem Gran mehr Verstand. Vergebens würden wir uns in diesen schreienden Dithyramben nach der Spur eines Gedankens, nach der Spur eines wahren Gefühls umsehn. Die Tragödie hat sich in den gemeinsten Opern- oder eigentlich Balletspuk verwandelt.

Alle Menschen, die Werner schildert, mit Ausnahme der nöthigen Bösewichter, sind weiche, mit dem Uebermuth der Schwäche nach einem subjectiven Halt strebende Phantasiebilder. Harte eiserne Menschen zu schildern, ist er ebenso unfähig wie Kotzebue. Wo er es unternimmt, wird unter seinen Händen daraus ein Renommist. Man muß lange alles natürliche Gefühl für Wahrheit untergraben haben, um solche weichmütige Menschenfresser zu erfinden wie den Erzbischof Wilhelm und den spätern Attila. Werner that sich am meisten auf die empfindsamen Stellen zugute: von einer Scene, wo ein Vater seinen Sohn wiederfindet, und im Hintergrund der Troubadour dazu die Harfe schlägt, begriff er gar nicht, wie er so etwas hätte schreiben können. Er nennt sie eine Einwirkung, deren ihn Gott gewürdigt habe. „Dies wenige Göttliche abgerechnet, wovon man in dem, was ich geschrieben, und zwar in den trivialen Stellen besonders, hin und wieder schwache Spuren

entdecken kann, bin ich ein erbärmlicher Mensch. Ich versuchte es, die Leute zum Heiligen mit Schellen zusammenzuklingeln, und diesen Klingklang hat man gelobt; sollte es Gottes Wille sein, so werde ich künftig vielleicht einmal die Schellen ablegen, und das wird man dann ebenso albernerweise tadeln. Indessen man muß auch das Alberne zu guten Zwecken benutzen, und also klingle ich, so lange die Leute noch darauf hören."

„Vom Staube die Kindlein im rosigen Schimmer des Maien, Männlein und Fräulein sich sonnen und herzen und freuen; Flöt' und Schalmeien lallen zu Strahlen-Choralen, es streuen Engel die Blüthen und hüten der Treuen. Hüten der Treuen, wenn Gluten die Seele entzünden, Sonne und Maien und Klänge und Blüthen verschwinden, Augen erblinden, Lippen sich schließen, zerfließen die Leben, brechend die Herzen, mit Schmerzen zum Lichte entschweben. Lichte entschweben die Sterne, dem Lichte zu fröhnen, ahnend erheben sich Geister aus glühenden Tönen; Marter zu krönen, nahet in Pracht die Brautnacht — zu söhnen ewige Minne, entbrinne das Opfer des Schönen!" — So singt in einem andern Stück Werners, „das Kreuz an der Ostsee", der in einen Citherspieler verkleidete Geist des heiligen Adalbert. So oft er redet, strahlt ein Flämmchen aus seinem Kopf; wenn die Mitternachtsstunde schlägt, spricht er mit ernster dröhnender Stimme und geht mit starken nachhallenden Tritten ab. Die Heiden macht sein Anblick wahnsinnig; seelenvolle Gemüther haben schon in der Kindheit von ihm geträumt. „Ein überirdisch Wesen ist uns nahe," sagt Bischof Christian, „doch weiß ich nicht, von wannen und woher." — — Warmio, der Sohn des preußischen Priesterkönigs Waidewut, wird von den Polen gefangen und durch die Liebe einer polnischen Prinzessin zum Christenthum bekehrt. Sein Bruder Samo sucht ihn mit seinen heidnischen Haufen auf, wird aber vor Plock zurückgeschlagen, vorzüglich durch den heiligen Adalbert, der die Braut auf seiner Schulter mitten durch die Feinde entführt und sie durch den Glanz, der von ihm ausstrahlt, in die Flucht treibt. Warmio und seine Braut befinden sich einsam auf einer Insel, und sollen wie Huon und Rezia im Oberon geprüft werden. Fast wären sie gefallen, aber eine Monstranz, die zur rechten Zeit zwischen sie kommt, vermittelt durch das brünstige Gebet des heiligen Adalbert, hält sie im kritischen Moment zurück, und so bestehn sie die Prüfung und sind des Märtyrertodes würdig. Der heilige Adalbert giebt ihnen noch einige Aufklärungen über die christlichen Mysterien, z. B. „Nur einer ist Vater, nur eine ist Mutter! verhörst Du die Stimme

der heiligen Minne? Der Mutter vom Staube entreißt sie die Männin und führt sie im Manne zum Vater, dem Licht." Dann kommt Samo mit seinen Heiden dazu, tritt die hülfreiche Hostie mit Füßen, mit welcher das Mädchen sich selbst decken will, und wird deshalb von seinem entrüsteten Bruder erschlagen. Diesen schleppen die Heiden fort, um ihn sammt seinem Vater Waidewut, dessen neuer Gottesdienst ihnen unbequem geworden ist, zu opfern. Bengalische Flammen erleuchten die Scene, und der heilige Adalbert erklärt den Zuschauern unter Harfenklängen, daß er jetzt ins Thal zu seiner Klause zurückkehrt.

Am 24. Febr. 1804, ein Tag, der ihm so verhängnißvoller schien, daß er später seine Schicksalstragödie nach ihm taufte, hatte Werner zugleich seinen besten Freund Mnioch und seine Mutter verloren. Letztere war mehrere Jahre gemüthskrank gewesen und hatte sich für die Jungfrau Maria, ihren Sohn für den Weltheiland gehalten. Voll Zerknirschung über seine Ausschweifungen, durch die er sie so oft gekränkt, schreibt Werner an Hitzig: „Ich wünschte Worte, um Dir malen zu können, wie über allen Ausdruck erbärmlich mir meine Söhne des Thals in der Stunde vorkamen, in der ich nach 18 Jahren zum erstenmal wieder zur Communion ging! Wie schwer liegen meine Verirrungen auf mir! Wie viel gäbe ich darum, mein gepreßtes Herz in Reuethränen zu entladen!" Er kehrte darauf in seine amtliche Stellung zurück und ließ sich im Herbst 1805 nach Berlin versetzen. Gleich nach seiner Ankunft wurde er von seiner dritten Frau, der schönen Polin, die seine Ausschweifungen nicht mehr ertragen konnte, gerichtlich geschieden. Er bekannte sich als den schuldigen Theil und heirathete nicht wieder.

Als Werner sein „Kreuz an der Ostsee" auf das berliner Theater bringen wollte, machte Iffland die Einwendung, daß sich die Flämmchen auf dem Haupte des heiligen Adalbert mit der gewöhnlichen Theatermaschinerie nicht herstellen ließen. In einer desto glänzenderen Ausstattung wurde Juni 1806 „Martin Luther oder die Weihe der Kraft aufgeführt." Iffland, der den Luther spielte, forderte dringend die Kritiker zur Nachsicht auch gegen die Schwächen des Stücks auf. — Uebrigens hat das Stück seine Verdienste, Werner hat Schiller mit Nutzen studirt: der Einzug in Worms sowie Luther vor dem Reichstag sind theatralisch musterhaft ausgearbeitet. — Auch die Ouvertüre: das Bergwerk, wo die Bergknappen des jungen Predigers, der aus ihrer Mitte hervorgegangen ist, mit lebendiger Theilnahme gedenken, giebt dem Ganzen eine lebhaftere Farbe, und den allegorischen Gesang vom Bergmannsleben, welches das Gold aus der Nacht zum Tageslicht emporführt, läßt man sich gefallen,

weil er dem Sinn der Reformation wirklich entspricht. — Leider wissen sich sämmtliche Personen zu viel mit ihrem göttlichen Beruf, und wenn die ausgesprochenen Gesinnungen protestantisch scheinen, so ist die Art, wie sie ihnen aufgehn, jesuitisch: nicht durch das Gemüth, sondern durch Extase vermittelt. — Was ist aus dem schönen Verhältniß zwischen Luther und Katharina geworden! Dies visionäre Ahnen und Sehnen der Jungfrau nach ihrem Stern, diese fieberhaften Extasen und Verzückungen sind das Gegentheil von dem, was das neuerweckte Christenthum über Liebe und Ehe fühlte und lehrte. — Zwischen den realen Erscheinungen des Lebens bewegen sich das ganze Stück hindurch höchst zudringlich zwei Kinder, Theobald und Therese, eigentlich verkleidete Seraphe. Die eine spricht und singt beständig von der Hyacinthe, der andre vom Karfunkel, und sämmtliche Personen, die mit ihnen in Berührung kommen, bilden den Chorus zu dieser Karfunkelpoesie. Diese Kinder des Thals mit ihren mystischen Eingebungen erinnern ein wenig an die altklugen und naseweisen Jungen Kotzebues.

„Daß er aus Luther und Elisabeth solche zerflossene Fratzenschatten gemacht," schreibt Jean Paul, „dafür hätt' ihm Luther seinen ächten Band Tischreden an den Kopf geworfen. Nicht die Darstellung des Mystischen ist hier die Entheiligung desselben, sondern die Armuth daran bei dem Bestreben, den Leser in der Guckkastennacht unbestimmter Floskeln mehr sehn zu lassen, als der Kastenkünstler selber sieht und weiß."

Als die Unsicherheit aller Verhältnisse nach dem Einzug der Franzosen ihn unruhig machte, legte Werner seine Stelle nieder und begab sich auf Reisen.

In Wien, wo er sich ein halbes Jahr aufhielt, mußte er die sonderbare Erfahrung machen, daß man nach der protestantischen berliner Bildung als nach einem Ideal hinblickte. „Aberglaube und Bigotterie werden auch hier durch aufgeklärte Journale mit soviel Glück verfolgt, daß man den Katholicismus noch geringer achtet als in Berlin; man ist fest entschlossen, Berlin in der Bildung schleunigst zu erreichen. Wenn ich mir nun dazu denke, daß Berlin seinerseits Porstels Gesangbuch im Nähbeutel mit nach dem Thiergarten nimmt, und der Strahl des christkatholischen Glaubens immer tiefer in die berlinischen ohnehin von Natur so tiefen Geheimraths-mamsells dringt, so glaube ich, daß ganz Deutschland ein Tollhaus ist, und möchte gleich morgen mich mit der ersten besten Gelegenheit aufpacken und nach Italien reisen; nicht um dort, wo auch Tollheiten genug sind, zu wirken, sondern um unter Trümmern und Blüten alles und mich selbst zu vergessen!" — Oct. 1807 kam er nach Weimar. 3. Dec.

las er seine mystischen Sonetten vor: „es kommt mir, einem alten Heiden," schreibt Goethe an Jacobi, „ganz wunderlich vor, das Kreuz auf meinem eignen Grund und Boden aufgepflanzt zu sehn und Christi Blut und Wunden poetisch predigen zu hören, ohne daß es mir grade zuwider ist."

Werner hatte ein Stück fertig, „Wanda, Königin der Sarmaten", das Goethe 30. Jan. 1808 mit großer Pracht aufführen und öfters wiederholen ließ: ein andres Stück, „Attila", vollendete er in Berlin, wohin er März 1808 abging. Nach Vollendung desselben brach er auf nach dem Süden.

„Wanda" ist ein Decorationsstück. Held und Heldin lieben sich, ein tolles Mißverständniß trennt ihre Liebe; die Amazone tödtet erst den Geliebten, dann sich selbst. Das „Thal" wird diesmal durch den Geist der Königin Libussa vertreten, deren Erscheinung stets von einer sanften Flöten- und Hörnermusik begleitet ist. Ebenso redselig wie der heilige Adalbert hält sie einmal einen langen Vortrag in Canzonen, worin sie die mystische Tendenz des Stücks auseinandersetzt. — Zuletzt erscheint sie in einem weiten rosafarbnen Duftschleier, und als Wanda sich gleich Sappho ins Wasser stürzt, steigt auf derselben Stelle eine kolossale, durch den klaren Morgenhimmel strahlende, von einem Palmenzweig umwundene Lilie empor; alle Umstehenden stürzen voll Entsetzen auf die Knie, und die Priester singen unter Posaunenbegleitung: „Ob auch, was sie begehret, der alten Fluth gewähret: die Göttin bleibt verkläret als Palm' und Lilia! Wir haben es erfahren, wir müssen's offenbaren: die Götter sind noch da!"

Im „Attila" ist ein glücklicher historischer Contrast auf die roheste Weise ausgebeutet. Die einzelnen Momente sind vorhanden: das schwächliche Kaiserthum mit seinen Palastintriguen und Ausschweifungen, die Kirche mit der Elasticität ihres dem Leben feindlichen Geistes, das barbarische Lehnsgefolge in seiner derben übermüthigen Kraft; dazwischen als gebrochne Momente auf der einen Seite der vom Geist des alten Roms erfüllte Aëtius, der aber in der Durchführung seiner Pläne selbst in gemeine Intriguen verstrickt wird, auf der andern die gefangene Burgunderin, deren Vater und Bräutigam Attila erschlagen, und die ihm nun wie das Gespenst seiner Schuld folgt. In Attila schildert Werner einen von der Idee der Gerechtigkeit durchdrungenen Idealisten, der die Mission zu haben glaubt, das Unrecht aus der Welt zu vertilgen, und zu diesem Zweck unerhörte Greuel verübt. Bei dem Entwurf hat ihm Napoleon vorgeschwebt, dessen welthistorische Mission den Grüblern viel

zu schaffen machte. Aber wie unwahr, wie kränklich, wie faul erscheint seine Empfindung, wenn wir dieses Stück mit Kleists Hermannschlacht vergleichen! Attila ist nicht blos Schwärmer, sondern empfindsam: er versinkt alle Augenblicke in tiefe Gedanken und Träume, schwärmt für die Freiheit der Welt und philosophirt über die Natur der Liebe. Nach einer Schlacht wird er durch die Erinnerung an seine erste Gemahlin Ospiru — den gewöhnlichen Hebel seiner Thränen — gerührt, und beschließt in diesem Zustande Gericht zu halten. Nun folgt eine Reihe sonderbarer Urtheilssprüche der subjectiven Gerechtigkeit. Zuletzt wird ein junger Mann, den Attila sehr liebt, des Meineids überführt: Attila umarmt ihn unter Thränen und läßt ihn dann von Pferden zerreißen. Eine noch lächerlichere Puppenkomödie führen die andern Personen auf. Jene Burgunderin hat sich den dunkeln Göttern geweiht und zuckt jedesmal krampfhaft zusammen, sobald das Wort Licht ausgesprochen wird; sie schielt mit gräßlichen Seitenblicken auf Attila, während sie ihn liebkost. Später wird sie durch eine Erscheinung von oben zu Gemüthskrämpfen angeregt, dann aber doch wieder von den bösen Geistern gefaßt, und bringt zuerst Attilas Sohn, dann ihn selber um, der es auch gutwillig geschehn läßt; sie fährt zur Hölle, aber weil sie noch immer ihren Bräutigam liebt, wird ihr eine gewisse Linderung ihrer Qualen verheißen. Papst Leo sympathisirt mit den Ideen Attilas, hat über die Sittlichkeit die unkirchlichsten Begriffe; er spricht über die Liebe in ebenso mystischen Sonetten als der heilige Adalbert, sinkt dann von der Anstrengung erschöpft zusammen und ist unzufrieden, das Mysterium profanirt zu haben. Er hebt sich während seines Gebets allmälig immer höher, so daß er zuletzt bis auf die Fußspitzen in einer fast schwebenden Stellung steht. Er wirkt auf Attila mit elektrischer Kraft, unterzieht ihn einer moralischen Prüfung und verkündet ihm dann Vergebung der Sünden. Um diese vollständig zu machen, bringt er dem Sterbenden die Prinzessin Honoria, die beständig von Attila geträumt, wie Katharina Bora von Luther, als Todesbraut, segnet sie ein, und schließt mit einigen mystischen Sentenzen das Stück.

In einem kleinen Stück „der vierundzwanzigste Februar" hat Werner wirklich dramatisches Leben entwickelt, fast ohne Klingklang. Ein kräftiger, wenn auch wilder Realismus; der Dichter schildert Zustände und Charaktere, die er beherrscht; die wilde Schweizerlandschaft mit ihrer grausigen Farbe spielt mit; der wüste alte Soldat und seine schreckhafte Frau sind nicht bloße Gliederpuppen der Abstraction; das Elend der Famile spricht gewaltig an die Phantasie. Das Stück wurde an dem entsprechenden

Datum 1810 in Weimar aufgeführt und galt später seines prädestinirten Mordmessers wegen für die Mutter der Schicksalstragödien: mit Unrecht, Tiecks „Karl von Berneck" war 15 Jahre älter.

Vollendet war der vierundzwanzigste Februar unter dem Dach der Frau von Staël, unsrer lieben Frau von Coppet, wie Werner sie nannte. Werner war ihr 17. Aug. 1808 durch den Kronprinzen Ludwig von Bayern in Interlaken vorgestellt worden, 14. Oct. war er zu längerem Aufenthalt nach Coppet gekommen; unterwegs hatte er alle vermeintlichen Gesinnungsgenossen, hauptsächlich in maurerischen Zwecken aufgesucht. Sein Reisetagebuch wimmelt von Zoten und Verzückungen. Seine Religion, meint der jüngere Voß, „ist eine poetische Coquetterie mit Gott, Maria, den Wunden Jesu und dem heiligen Karfunkelstein".

In Coppet fand er außer A. W. Schlegel, der fast mit all seinen alten Anhängern gebrochen hatte und sich auf das bitterste über sie aussprach, auch den dänischen Dichter Oehlenschläger, der an dem Trauerspiel „Correggio" arbeitete, Benjamin Constant, Sismondi, Bonstetten, Henriette Mendelssohn, den Bildhauer Tieck. Die Gespräche betrafen fast durchweg die Religion; man lauschte den Einfällen des deutschen Mystikers mit einer Andacht, die etwas unendlich Komisches hat. Für das Trauerspiel „Kunigunde", das er unter der Feder hatte, zog er A. W. Schlegels historische Kenntniß zu Rath und ließ sich von ihm über die tiefere Bedeutung des Sündenfalls wie der Astrologie belehren: es ist schwer zu sagen, ob Schlegel mehr den Sohn des Thals oder sich selbst zum Narren hatte. — 3. Nov. nahm Werner von Frau v. Staël Abschied. „Diese große und seltne Frau, die mich die ganze Zeit mit unendlicher Güte behandelt hatte, ist in äußerster Rührung. Ich kniee vor ihr nieder, wir trennen uns beide in Thränen, und ich muß sagen, dies Weib ist in ihrer Art einzig und würde ein Rüstzeug, wenn die Gnade ihr Herz ergriffe!" — Bei einem neuen Aufenthalt in Weimar erregte er durch seine süßliche Frömmigkeit so sehr Goethes Zorn, daß ganz Weimar zitterte. Auch Oehlenschläger (Nov. 1809) fiel wegen seines „Correggio" in Ungnade. — Juli bis Nov. 1809 war Werner wieder in Coppet. Er konnte seiner Gönnerin mancherlei erzählen, namentlich von den Gespenstern und Nachtunholden, die in Deutschland ihr Wesen trieben, und über welche Jung-Stilling eben ein förmliches Lehrbuch „Geisterkunde" geschrieben hatte; es wurde von den Weisen verlacht, aber von der Masse der Thoren verschlungen. Ferner von dem thierischen Magnetismus . . . .

Von Coppet ging Werner nach Rom, wo er 19. April 1811 katho-

lisch wurde: in welcher Gemüthsbeschaffenheit er diesen Schritt that, sagt sein Tagebuch vom 5. Mai.

Er ist in Neapel, und es soll eben das Blut des h. Januar in Fluß gebracht werden. „Ich betete in der unbeschreiblichsten Angst meines Herzens, daß das Wunder geschehn möge; umsonst! Endlich, fast einer Ohnmacht nahe, betete ich mit noch tieferer Inbrunst: Gott! wenn ich durch Deinen Geist getrieben den größten und entscheidendsten Schritt meines Lebens that, wenn wirklich dieser Glaube der alleinseligmachende ist, so gieb mir durch Flüssigwerdung des Bluts Deines Heiligen ein untrügliches Zeichen und ende die Angst und Zweifel meiner Seele! Kaum hatte ich das gebetet — Dank sei Dir, ewig allwaltende, mit unsern kindlichen Unarten barmherzige Gnade! — so in demselben Augenblick fast schrien Priester und Volk auf: das Blut fließt! Jubelnd fing die Musik an, alles jauchzte vor Freuden, und ich war außer mir vor Entzücken: ich werde diesen Moment des Wunders, womit mich Gott begnadigte, nie vergessen!" — —! — So endete das frivole Spiel mit dem Heiligsten! — Es ist immer noch zu rühmen, daß Werner seine alten Ideale Goethe und Frau v. Staël in Ehren hielt.

Frau v. Staël litt schwer unter ihrer Verbannung. Immer wieder einmal machte sie den Versuch, sich der versagten Hauptstadt zu nähern. Im Sommer 1810 finden wir sie auf Schloß Chaumont-sur Loire. Zu den Gästen, die hier wieder einen stattlichen Hof um die berühmte Frau bildeten, zählte der junge Adalbert v. Chamisso. Sohn eines französischen Emigrirten, hatte er in Berlin erst eine Stelle unter den königlichen Pagen gefunden, dann ein Officierspatent erhalten. Er gehörte zu Rahels Verehrern; mit Fouqué, Varnhagen und andern Freunden — dem sogenannten Orden vom Polarstern — hatte er im Stil der romantischen Schule gedichtet. Mit schwerem Herzen hatte er sich an dem französischen Kriege betheiligt, war bei der Capitulation von Hameln in Gefangenschaft gerathen und hatte nach dem Frieden von Tilsit seinen Abschied genommen. Eine ihm in Aussicht gestellte Professur in der Vendée, die sich übrigens als illusorisch erwies, hatte ihn vermocht, nach dem alten Vaterland zurückzukehren; der Präfect des Departments, Prospère de Barante, hatte ihn bei Frau v. Staël eingeführt.

„In dieser alten Burg," schreibt er aus Chaumont 1. Aug. „hausen denn die vornehmen Geister alle, der kluge, zierliche, kühle, schwerfällige A. W. Schlegel; die dicke, feurige Staël, leichter, froher, anmuthiger Bewegung; der fromme Montmorency, die schöne Récamier. Und ich, nach Zauberers Sitte, räuchere diese Geisterschaar nach Herzenslust ein,

worüber sie die seltsamsten Gesichter schneiden. — Die Staël ist kein gemeines Weib. Sie hat Gradheit und Enthusiasmus, sie faßt alle Ideen mit dem Herzen an, sie ist leidenschaftlich und stürmisch. Andrerseits ist die Welt ihr Geburtsort, sie bewegt sich nur in ihren Formen, und aus Paris vertrieben, ist sie eben aus der Welt verbannt. Trotz meiner Fremdheit in ihrer Sphäre hat sie mich gesucht und erkannt, sie weiß viel von meinem Leben, ich viel von dem ihrigen. Schlegel ist eitel, aber uneigennützig und bieder. Er liebt eifersüchtig, drohend, gebietend; wird nur mit der größten Freundschaft und Hochachtung erwidert. — Man hat häufig explications; der Teufel ist immer los, Freundschaft ist hier zu Lande eifersüchtiger als Liebe."

Um diese Zeit vollendete Frau v. Staël ihr Werk über Deutschland, für uns von der größten Wichtigkeit, weil uns zum ersten Mal von fremder Hand ein Spiegel vorgehalten wurde. Freilich war es zunächst für die Franzosen berechnet, deren einseitige Geistesrichtung durch die Achtung vor einer bisher fast unbekannten und doch großartigen Nationalentwicklung erzogen werden sollte, und in dieser Beziehung hat man es nicht ohne Grund mit Tacitus' Germania verglichen. „Nous n'en sommes pas, j'imagine, à vouloir élever autour de la France littéraire la grande muraille de la Chine, pour empêcher les idées du dehors d'y pénétrer." „La stérilité dont notre littérature est menacée, ferait croire que l'esprit français lui-même a besoin d'être renouvelé par une sève plus vigoureuse." „Le bon goût en littérature est, à quelques égards, comme l'ordre sous le despotisme, il importe d'examiner à quel prix on l'achête."

Um nun den Contrast recht malerisch zu machen, wird Deutschland tief romantisch gefärbt: die Landschaften sind von dichten Wäldern bedeckt, gothische Thürme, Burgen, Hexen und Gespenster zeigen sich im Uebermaß. Aber was sie wirklich gesehn, hat sie recht gut gesehn. Als Hauptvorzug der Deutschen rühmt sie ihre innere Wahrheitsliebe; es ist gegen ihre Natur, was sie denken, ihren Plänen dienstbar zu machen. Aber diese Wahrheitsliebe verkümmert unter der Vereinzelung. Die Zersplitterung Deutschlands „funeste à sa force politique, était cependant très-favorable aux essais de tout genre que pouvaient tenter le génie et l'imagination. Il y avait une sorte d'anarchie douce et paisible, qui permettait à chaque homme le développement entier de sa manière de voir individuelle. Comme il n'existe point de capitale, l'esprit de société y exerce peu de pouvoir; l'empire du goût et l'arme du ridicule sont sans influence. La plupart des écrivains et des

penseurs travaillent dans la solitude, ou seulement entourés d'un petit cercle qu'ils dominent; ils se laissent aller, chacun séparément, à tout ce que leur inspire une imagination sans contrainte: et si l'on peut apercevoir quelques traces de l'ascendant de la mode en Allemagne, c'est par le désir que chacun éprouve de se montrer tout-à-fait différent des autres." Dadurch wird nicht blos das Gemeingefühl der Nation beeinträchtigt, sondern auch die Thatkraft, weil man nie das Gefühl hat, zu einem großen Ganzen zu gehören und sich selber mißtraut, sobald es zu handeln gilt. „Les hommes éclairés de l'Allemagne se disputent avec vivacité le domaine des spéculations, et ne souffrent dans ce genre aucune entrave; mais ils abandonnent assez volontiers aux puissants de la terre tout le réel de la vie. Ce réel, si dédaigné par eux, trouve pourtant des acquéreurs, qui portent ensuite le trouble et la gêne dans l'empire même de l'imagination. L'esprit des Allemands et leur caractère paraissent n'avoir aucune communication ensemble: l'un ne peut souffrir de bornes, l'autre se soumet à tous les jougs; l'un est très-entreprenant, l'autre très-timide. L'étendue des connaissances dans les temps modernes ne fait qu'affaiblir le caractère, quand il n'est pas fortifié par l'habitude des affaires et l'exercice de la volonté. Tout voir et tout comprendre, est une grande raison d'incertitude; et l'énergie de l'action ne se développe que dans ces contrées libres et puissantes, où les sentimens patriotiques sont dans l'âme comme le sang dans les veines."

In den kleinen Städten (wozu denn doch auch Weimar gehört) „l'esprit des hommes s'y rétrécit; on y vit tellement en présence les uns des autres, qu'on est oppressé par ses semblables: ce n'est plus cette opinion à distance, qui vous anime, et retentit de loin comme le bruit de la gloire: c'est un examen minutieux de toutes les actions de votre vie, une observation de chaque détail, qui rend incapable de comprendre l'ensemble de votre caractère; et plus on a d'indépendance et d'élévation, moins on peut respirer à travers tous ces petits barreaux." Und noch schlimmer erscheint diese Kleinstädterei, da sie von keinen festen sittlichen Verhältnissen getragen wird. Am meisten befremdet die Leichtigkeit der Scheidungen: „On change aussi paisiblement d'époux que s'il s'y agissait d'arranger les incidents d'un drame . . . et comme il y a chez les Allemands plus d'imagination que de vraie passion, les évènemens les plus bizarres s'y passent avec une tranquillité singulière. C'est ainsi que les

moeurs et le caractère perdent toute consistance; l'esprit paradoxal ébranle les institutions les plus sacrées."

Der entscheidende Zug der deutschen Literatur „est de rapporter tout à l'existence intérieure; et comme c'est là le mystère de mystères, une curiosité sans bornes s'y attache. Une délicatesse exagérée, ou plutôt une façon bizarre de concevoir le coeur humain, peut intéresser en théorie, mais non quand on la met en action, et qu'on en veut faire ainsi quelque chose de réel."

„L'extrême susceptibilité du caractère des Allemands est une des grandes causes de l'importance qu'ils attachent aux moindres nuances du sentiment, et cette susceptibilité tient souvent à la vérité des affections. Toutefois il faut se garder de ces codes de sentimens si subtils et si nuancés, que beaucoup d'écrivains allemands ont multipliés de tant de manières, et dont leurs romans sont remplis. Les Allemands ne sont pas toujours parfaitement naturels. Certains de leur loyauté, de leur sincérité dans tous les rapports réels de la vie, ils sont tentés de regarder l'affectation du beau comme un culte envers le bon, et de se permettre en ce genre des exagérations qui gâtent tout. De là cet enthousiasme obligé pour la lune, les forêts, la campagne et la solitude; de là ces maux de nerfs, ces sons de voix maniérés, ces regards qui veulent être vus, tout cet appareil enfin de la sensibilité, que dédaignent les âmes fortes et sincères." Am meiſten komiſch ſind die ſchönen Seelen, die kaum mehr im Stande ſind, ein wahres Wort zu ſagen. — „Les nations ardentes ne parlent de la sensibilité qu'avec terreur; les nations paisibles et rêveuses croient pouvoir l'encourager sans crainte. Au reste l'on n'a peut-être jamais écrit sur ce sujet avec une vérité parfaite, car chacun veut se faire honneur de ce qu'il éprouve ou de ce qu'il inspire. Les femmes cherchent à s'arranger comme un roman et les hommes comme une histoire; mais le coeur humain est encore bien loin d'être pénétré dans ses relations les plus intimes."

Die Deutſchen könnten auch von den Franzoſen noch manches lernen, z. B. „à se montrer moins irritables dans les petites circonstances, afin de réserver toute leur force pour les grandes; ils devraient aussi, lorsqu'ils sont capables du dévouement entier de leur vie, ne pas la rattraper en détail par une sorte de personnalité minutieuse que ne se permettrait pas le véritable égoisme."

Mit vielem Geiſt ſetzt ſie den Einfluß der Philoſophie auf die Geſellſchaft, auf die Converſation, auf das Leben auseinander. Die

Franzosen fragen bei jedem philosophischen Satz: wie kann man ihn praktisch anwenden? Aber es ist mit der Philosophie wie mit einem rafaelischen Gemälde: „elle est la beauté de la pensée, elle atteste la dignité de l'homme qui peut s'occuper de l'éternel et de l'invisible, quoique tout ce qu'il y a de grossier dans sa nature l'en éloigne.“ Wie zeigt sich bei den deutschen Idealisten diese Fülle neuer Anschauungen schon im Gespräch! „Il circule en Allemagne une telle quantité d'idées neuves, qu'un étranger pourrait très-bien prendre pour un génie supérieur celui qui ne ferait que répéter ces idées.“

Freilich zeigen die Anhänger der neuen Philosophie für diejenigen, die sie nicht verstehn, eine Verachtung, die um so unbilliger scheint, da sie nicht eben die Gabe besitzen, sich verständlich zu machen. „Ils s'attaquent les uns les autres avec amertume, et l'on dirait, à les entendre, qu'un degré de plus en fait d'abstraction ou de profondeur donne le droit de traiter en esprit vulgaire et borné quiconque ne voudrait pas ou ne pourrait pas y atteindre. Aber auch das hat sein Gutes. „Les nouveaux philosophes, en élevant leur style et leurs conceptions à une grande hauteur, ont habilement flatté l'amour-propre de leurs adeptes, et l'on doit les louer de cet art innocent: car les Allemands ont besoin de dédaigner pour devenir les plus forts; il y a trop de bonhommie dans leur caractère comme dans leur esprit.“

„Il semblerait qu'un système de philosophie qui attribue à ce qui dépend de nous, à notre volonté, une action toute-puissante, devrait fortifier le caractère et le rendre indépendant des circonstances extérieures; mais nulle théorie abstraite n'est assez efficace pour donner à une nation de l'énergie. Nul individu n'arrive, ni par la philosophie spéculative, ni par la connaissance des affaires seulement, à toute la dignité du caractère de l'homme; et les institutions politiques et religieuses ont seules l'avantage de fonder dans les nations une morale publique, qui donne aux sentimens exaltés l'occasion de se développer dans la pratique de la vie. — Les Allemands sont vertueux, intégres comme hommes privés, comme pères de famille, comme administrateurs; mais leur empressement complaisant pour le pouvoir fait de la peine. La sagacité de l'esprit philosophique leur a seulement appris à connaître en toutes circonstances la cause et les conséquences de ce qui arrive, et il leur semble que, dès qu'ils ont trouvé

une théorie pour un fait, il est justifié. — Les spéculations philosophiques ne conviennent qu'à un petit nombre de penseurs, et loin qu'elles servent à lier ensemble une nation, elles mettent trop de distance entre les ignorants et les hommes éclairés. Il y a en Allemagne trop d'idées neuves et pas assez d'idées communes en circulation. Les pensées et les intérêts qui réunissent les hommes entr'eux, doivent être d'une nature simple et d'une vérité frappante. Lorsqu'on fait intervenir la métaphysique dans les affaires, elle sert à tout confondre pour tout excuser, et l'on prépare ainsi des brouillards pour asile à sa conscience." Aber ein schönes Werk hat doch die Speculation gethan, indem sie das Recht des Enthusiasmus gegen die bisher herrschende Nützlichkeitsphilosophie gerettet hat. Das hochmüthige 18. Jahrhundert wollte durch das Raisonnement alle Perspectiven der Einbildungskraft, allen Schrecken des Gewissens, allen Glauben des Herzens zerstören; man erröthete über jene Seite des Gemüths, die schwach und unverständig schien: „mais ils sont arrivés ces hommes qui, à force de penser, ont trouvé la théorie de toutes les impressions naturelles, et loin de vouloir les étouffer, ils nous ont fait découvrir la noble source dont elles sortent. Les moralistes allemands ont relevé le sentiment de l'enthousiasme des dédains d'une raison tyrannique, qui mettait sur le lit de Procruste l'homme et la nature, afin d'en retrancher ce que la philosophie matérialiste ne pouvait comprendre."

Mehr noch als die Wärme für die deutsche Literatur und die englische Verfassung mißfiel den regierenden Kreisen der Seitenblick auf die Unterdrückung alles Individualismus in Frankreich. „Oh France!" heißt es am Schluß, „terre de gloire et d'amour! si l'enthousiasme un jour s'éteignait sur votre sol, si le calcul disposait de tout, et que le raisonnement seul inspirât même le mépris des périls, à quoi vous serviraient votre beau ciel, vos esprits si brillans, votre nature si féconde? Une intelligence active, une impétuosité savante vous rendraient les maîtres du monde: mais vous n'y laisseriez que la trace des torrents de sable, terribles comme les flots, arides comme le désert."

Das Buch war in 10,000 Exemplaren gedruckt, als der Polizeiminister Savary, noch eh die Censoren ihr Gutachten eingereicht, plötzlich die ganze Auflage einstampfen ließ und Frau v. Staël die Weisung gab, Frankreich binnen 24 Stunden zu verlassen. Auf ihre Bitte um Auskunft erwiderte er 3. October 1810: „Votre exil est une conséquence naturelle

de la marche que vous suivez constamment depuis plusieurs années. Votre ouvrage n'est point français. Il m'a paru que l'air de ce pays-ci ne vous convenait point, et nous n'en sommes pas encore reduits à chercher des modèles dans les peuples que vous admirez." Dabei immer höflich: „Je suis aux regrets, Madame, que vous m'ayez contraint de commencer ma correspondance avec Vous par une mesure de rigueur; il m'aurait été plus agréable de n'avoir qu'à Vous offre des témoignages de la haute considération avec laquelle j'ai l'honneur d'être, Madame, Votre très-humble et très-obéissant serviteur." Sie ging nach Coppet zurück, wo ihr untersagt wurde, sich über eine Meile im Umkreis zu entfernen.

„Die Bücher", schreibt Görres aus Coblenz, „werden hier bei ihrer Ankunft unter Leute zur Beurtheilung vertheilt, die sie nach Gutdünken Monate lang behalten; doch nur die politischen . . . Die Erbärmlichkeit der Deutschen kommt den französischen Anordnungen auf halbem Wege entgegen; sie denunciren mit Lust . . . Der Kaiser hat wohl eine instinctartige Abneigung gegen die Literatur, aber keinen Haß, betrachtet sie schon lange als das Spielwerk der deutschen Nation, und wird nicht einmal einen Versuch machen, sie uns zu entreißen. Zwar werden die für das eigentliche Frankreich getroffenen Anordnungen auch auf uns übertragen; um das ungeheure Ganze übersehn zu können, soll überall Gleichförmigkeit sein . . . Das kleinste Grundmaß hat Napoleon vom Menschen angenommen, und alles was größer ist, wird abgehauen, und so werden Rasenplätze glatt geschoren und gleich gewalzt; aber man achtet und scheut keine andre Opposition als die materielle, und hat gar keinen Begriff davon, daß in Deutschland noch eine andre Widerstandskraft lebt."

Napoleon, der sich von Josephine hatte scheiden lassen und sich mit einer alten Herrscherfamilie alliiren wollte, in St. Petersburg kühl aufgenommen, fand in Wien bereitwilliges Gehör: 2. April 1810 vermählte er sich mit der Kaisertochter Marie Luise. Kaiser Franz, Metternich und auch Gentz fügten sich willig in die französische Allianz. Wunderlicher Weise hielt grade damals (Feb. bis Mai) Fr. Schlegel, im vorigen Jahr zum Hoffecretair ernannt, Vorlesungen über neue Geschichte, die neben dem Enthusiasmus für Habsburg unbedingten Haß gegen Frankreich athmeten. „Es war mir im Anfang etwas bange, da ich an zwanzig Herzoginnen und Fürstinnen auf der Liste hatte: unter denen, die nie fehlten, war der Bruder des Königs von Württemberg. Im Ganzen 162 Subscribenten.

Die deutsche Geschichte wahrhaft zu begreifen, fehlte es Schlegel an allem Verständniß des Volks; für das Städtewesen, die Hansa, die Entwickelung des Handwerks, die Reformation war er blind. Er suchte frischweg das deutsche Wesen im Kaiserthum, in der Kirche und im Adel, hauptsächlich aber im Gegensatz gegen die französische Bildung. Frankreich hatte theils durch seine Eroberungspläne, theils durch seine Aufklärung und seine Revolution den deutschen Organismus verrückt; mithin wurde als deutsch alles Antifranzösische verherrlicht, und was in irgend einer Beziehung zu Frankreich stand, als undeutsch gebrandmarkt. Daher die Lobpreisungen von Männern wie Karl 5., Philipp 2., Alba, Ferdinand 2., daher die Anklagen gegen Moritz von Sachsen, Heinrich 4. von Frankreich, Gustav Adolf und Friedrich 2. von Preußen, den „Erbfeind". Indem Schlegel einen Gesichtspunkt, der für die augenblickliche Auffassung der politischen Verhältnisse, wenn er mit Maaß und Vernunft behandelt wäre, ersprießlich hätte werden können, der ganzen Geschichte aufzwängte, arbeitete er seinem eignen Zweck entgegen: denn es wurde nicht eine Verherrlichung der Gesammtheit und Fülle des deutschen Lebens, sondern die Verherrlichung einer Partei. In Preußen suchten damals die Vertreter der nationalen Ideen das Volk zu gewinnen, indem sie eine freiere Bewegung des Staatslebens verhießen und zum Theil auch anbahnten. Der östreichische Publicist thut das Gegentheil. Alle Staatsverfassungen, die auf irgend eine Weise dem französischen Liberalismus Zugeständnisse machen, werden als Verkehrungen des göttlichen und natürlichen Rechts verworfen. Als Ideal des Staats wird eine Mischung der mittelalterlichen Feudalität und des Ritterthums mit dem monarchisch aristokratischen Prunkwesen des französischen Hofs unter Ludwig 14. aufgestellt. Schlegel sprach sich für Stände aus, die aber wesentlich nur aus dem hohen Adel und der Geistlichkeit bestehn und den Glanz des Hofs erhöhen sollten. Der Staat sollte wieder der Kirche unterworfen werden, das Rechtswesen sich in die patriarchalischen Verhältnisse des Mittelalters zerspalten. Das väterliche Regiment des Adels auf dem Lande, die Wiederherstellung des Zunftwesens in den Städten sollte dem Staat eine Dauerhaftigkeit und Gliederung wiedergeben, die ihm durch die liberalen Doctrinen geraubt war.

Fr. Schlegel schwankte noch immer über seinen eigentlichen Beruf, bald wollte er nur noch Poetisches liefern, bald eine Philosophie des Lebens erfinden im Gegensatz zu der herrschenden todten. Seine kritische Thätigkeit dachte er aufzugeben: „Sie wissen", schreibt Dorothea an Boisserée, „daß ihm seine Arbeiten keineswegs leicht werden, daß jede,

anscheinend noch so geringe seine ganze Kraft erfordert, weil er sie mit seiner ganzen Kraft umfaßt." Gleichwohl ließ er sich wieder auf ein Journal ein, das „Museum", in welches u. a. sein Bruder seine Arbeit über die Nibelungen, W. v. Humboldt die ersten Gedanken zu seiner Sprachphilosophie lieferte.

In den „Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur", die er zwei Jahr später hielt, trägt er Wolfs Hypothese über die Entstehung des Homer, Niebuhrs Hypothese über die römischen Volkslieder, Grimms Hypothese über die altheidnische Basis der deutschen Volksdichtung und Aehnliches wie eine ausgemachte Sache vor. — Die Darstellung der griechischen Poesie sieht mitunter so aus, als sei sie aus seinem ältern Buch abgeschrieben, die Tendenz ist aber die entgegengesetzte. Er stellt die Grundlage des griechischen Empfindens, die Religion, als eine unrichtige dar, und findet in der gesammten griechischen Poesie einen durchklingenden Schmerz, die Klage über den Verlust einer bessern Menschheit, eines bessern Göttergeschlechts. Diesen Schmerz sucht er im Aeschylus, im Thucydides, im Aristophanes nachzuweisen, im Pythagoreischen Bunde und in den Mysterien. Der leichtfertigen attischen Poesie stellt er die tiefere dorische gegenüber (Pindar). Sokrates habe das Leben überhaupt, wie viel mehr in dem damaligen Zustand der Welt, als ein Gefängniß der Seele betrachtet, von welcher der sonst so heitere Weise gern zufrieden war, durch den Tod, da es sich nun so fügte, geheilt und befreit zu werden. Des Aristoteles Philosophie sei unbefriedigender als Platos, weil er die höhere Quelle der Erkenntniß verschmähte und sich mit seinem Verstand nur im Endlichen bewegte. — Die Römer kommen weit besser weg als sonst, da sie, unpoetisch in allem Uebrigen, doch von einer großen poetischen Idee getragen wurden: der Idee von Rom. Er macht darauf aufmerksam, die Periode, wo die verschiedenen orientalischen Denkarten in Europa eindrangen und mit einander kämpften, von Hadrian bis Justinian, schärfer ins Auge zu fassen, so unerfreulich sie für den Kunstfreund ist. Es giebt Epochen, wo das Genie des Einzelnen zur glücklichsten Entwickelung gelangt und weit vorragt über sein Zeitalter; andere, wo jede einzelne Kraft im Geist des Ganzen und in dem Kampf der Entwickelung der allgemeinen Denkart verschwindet. Eine Geschichte der Literatur muß beiden Zuständen des menschlichen Geistes, dem ruhigen der kunstreichen Entwickelung und dem schöpferischen der chaotischen Gährung, ihr Recht widerfahren lassen. Er sucht für den Dichter der Nibelungen nach einem berühmten Namen und glaubt ihn in Ofterdingen gefunden zu haben. Die Kraft und Schönheit

der germanischen Heldensage wird warm vertreten. In der durch orientalische Einwirkung veränderten Gemüthsrichtung der Deutschen vergißt Schlegel sein leitendes Princip. Während er die wahrhaft nationale Erhebung der Araber im Islam mit einem völlig unhistorischen Verdammungsurtheil abfertigt, überschätzt er den wohlthätigen Einfluß der orientalischen Phantasie auf die germanische Dichtkunst bei weitem. In seiner Begeisterung für die Poesie des Mittelalters macht er keinen Unterschied zwischen der naturwüchsigen Poesie des Volks und den künstlichen Erfindungen der ritterlichen Sänger. Hier verläßt ihn die Idee der Nationalität völlig, er wittert überall Symbole und Mysterien, er beschäftigt sich mit den Geheimnissen der Tempelherrn, er sucht nach einer Wahlverwandtschaft zwischen den Deutschen und Persern, zuletzt findet er die Blüthe der Symbolik in der gothischen Baukunst. Die großen Baugesellschaften haben nach ihm nicht blos Steine über einander häufen wollen, sondern Gedanken darin ausdrücken. „Alle Baukunst muß symbolisch sein. Was am nächsten liegt, ist der Ausdruck des zu Gott emporsteigenden Gedankens, der vom Boden losgerissen kühn und grade aufwärts zum Himmel zurückfliegt. Aber auch alles Andere in der ganzen Form ist bedeutend und sinnbildlich. Der Altar wurde gegen Aufgang der Sonne errichtet; drei Thürme entsprachen der Dreizahl des christlichen Grundbegriffs von dem Geheimniß der Gottheit; der Chor erhob sich wie ein Tempel im Tempel mit verdoppelter Höhe; die Gestalt des Kreuzes war schon früh in der christlichen Kirche gesucht worden. Die Grundfigur aller Zierrathen ist die Rose; daraus ist selbst die eigenthümliche Form der Fenster, Thüren, Thürme abgeleitet; auch aller Blätterschmuck und die reichen Blumenzierrathen. Das Kreuz und die Rose sind demnach die Grundformen und Hauptsinnbilder dieser geheimnißreichen Baukunst." Ganz verändert ist seine Ansicht von der eigentlich romantischen Poesie. Schlegel merkt diesmal, namentlich bei den Italienern, eine geheime Frivolität heraus. Er findet es anstößig, die Religion zum Gegenstand der Dichtung zu machen; er tadelt an Dante den ghibellinischen Trotz, die grausame Härte des Gemüths; er tadelt bei den Epikern die durchgehende Persiflage und die Nachahmung der Antike. Sein Liebling ist diesmal Camoëns wegen seines nationalen Gehalts. Machiavellis Fürsten erklärt er nach Fichtes Anleitung als einen Ausfluß des zur Verzweiflung getriebenen Nationalgefühls. Er declamirt gegen die Erfindung der Buchdruckerkunst und des Schießpulvers. Von einer empörenden Frivolität ist seine Darstellung der Reformation. Die Geschichte der Philosophie hat ein trostloses Ansehn. „Die ältere

Philosophie erkannte in Raum und Zeit den unendlichen Schauplatz der Verherrlichung des Ewigen und den lebendigen Pulsschlag in dem ewigen Meere der Liebe u. s. w." Spinoza erhält einige aufmunternde Lobsprüche, doch wird die irreligiöse und unsittliche Richtung seiner Philosophie sanft getadelt. „Das Größte, was Kant geleistet hat, bleibt immer, wie er gezeigt, daß die Vernunft in sich selbst streitend und für sich leer und ohne Inhalt sei, mithin nur in ihrer Anwendung auf die Erfahrung und im Gebiet derselben giltig, eine Erkenntniß von Gott oder göttlichen Dingen durch sie zu erreichen also nicht möglich sei. Statt aber nun anzuerkennen, daß diese nur durch innere Wahrnehmung erlangt werde, daß die höhere Philosophie eine Erfahrungswissenschaft sei, statt der Vernunft auch hier im Gebiet der übersinnlichen Erfahrung dieselbe zweite, ordnende und dienende Stellung anzuweisen, stellte er sie, obwohl unter der ihr gar nicht anstehenden Maske des Glaubens, wieder auf den Thron u. s. w." — Fichte muß sich mit einer kümmerlichen Existenz neben Kotzebue und Jean Paul als ein Symptom von den Unarten des Zeitalters begnügen. Daß Schiller ein unbefriedigter Skeptiker genannt wird, kann nicht Wunder nehmen.

Auffallender ist der Ton, in welchem von Goethe gesprochen wird; durch die ganzen Vorlesungen ziehn sich versteckte Seitenhiebe auf die Werke des Dichters. Zuletzt wird zwar seine Kunstvollendung gelobt, aber er wird getadelt, daß er so häufig seine Poesie an die Gegenwart angeknüpft und an moderne Gegenstände so viel Kunst verschwendet habe. „Sieht man, wie im Tasso der Künstler in seinem Gegensatz zur äußern Welt, im Faust der in seinen Ideen lebende Geist in seinem innern Kampf dargestellt wird, und vergleicht damit den Wilhelm Meister, so wird die Gedankenfülle und der kunstreiche Stil im letztern allerdings einen großen Vorzug zu behaupten scheinen. Aber dort reißt uns die Poesie unwiderstehlich in ihre Zaubersphäre, während wir in seinen Prosa-Gedanken nur den unbefriedigten Kampf einer nicht zum Ziel gelangten großen Natur erblicken." „In Rücksicht auf die Denkart, wie sie sich auf das Leben bezieht und das Leben bestimmt, könnte unser Dichter auch wohl ein deutscher Voltaire genannt werden. Es wird unter all der mannigfaltigen Bildung, der geistreichen Ironie und dem nach allen Directionen hinstrebenden Witz fühlbar, daß es dieser verschwenderischen Fülle von geistigem Spiel an einem festen innern Mittelpunkt gefehlt hat."

Der einzige Weg, auf welchem die Zeit wieder ihr Heil finden kann, ist die Rückkehr zur alleinseligmachenden Kirche. „In einfacher

Würde und mit der schönsten Klarheit hat Stolberg die Herrlichkeit jenes Glaubens entfaltet, die nicht blos seinem Herzen Beruhigung, sondern auch seinem Geist und seinem Talent eine höhere Entwickelung und ganz neue Kräfte gegeben hat. Schon werden Annäherungen zur Wahrheit fast überall gefunden, und ich hoffe, die Rückkehr soll ganz allgemein stattfinden, und die deutsche Philosophie eine Gestalt gewinnen, wo man sie nicht mehr als Zerstörerin der Wahrheit wird zu fürchten haben, sondern sie als eine Vertheidigerin und Dolmetscherin derselben wird betrachten dürfen." — „Wenn es eine unsichtbare Kirche geben könnte, die im Widerspruch wäre mit der wirklichen, so würde diese Trennung noch schrecklicher sein wie eine Trennung von Körper und Seele und uns mit einer ganzen Auflösung bedrohn. Doch dem ist nicht also: Leib und Seele der Menschheit sind nicht getrennt, und die Wahrheit ist nur Eine. Wer den Felsen verlassen hat, auf dem sie ruhe, der wird ihren Tempel nicht erbauen!"

6.

Die Philosophie während der Fremdherrschaft.

1807—1812.

Während die Kanonen der Schlacht von Jena donnerten, schrieb Hegel in dem Zimmer eines Thurms, der einst der alten Befestigung des Städtchens gedient hatte, das Vorwort zur „Phänomenologie des Geistes". Die Auflösung aller Verhältnisse, welche nach der Schlacht über den weimarischen Staat und die Universität Jena hereinbrach, nöthigte den Philosophen fürs erste die akademische Laufbahn aufzugeben. Er ging zunächst nach Bamberg und gründete seine Existenz auf die Redaction einer politischen, das napoleonische Interesse vertretenden Zeitung; er redigirte trocken und geschäftsmäßig, ohne alle Metaphysik und ohne Doctrin, doch verrieth ein gelegentlicher Spott über den „nordgermanischen Patriotismus" seine völlige Ergebung in die neuen Verhältnisse.

In dem Vorwort zur „Phänomenologie des Geistes", die Anfang 1807 erschien, erfolgte die Lossagung Hegels von dem System, dem er bisher anzugehören schien. Er tadelte laut die Unwissenschaftlichkeit der Schellingschen Lehre, wie sie namentlich von seinen Schülern gehandhabt

wurde. Statt der Bestimmtheit des Begriffs werde trübe Begeisterung gelehrt; dies prophetische Reden meine recht im Mittelpunkt und in der Tiefe zu bleiben und halte sich absichtlich entfernt von der endlichen Reflexion. Wie aber eine leere Breite, so gebe es auch eine leere Tiefe: die Kraft des Geistes sei nur so groß als ihre Äußerung und seine Tiefe nur so tief, als er in seiner Ausbreitung sich zu verlieren getraue.

Ein Philosophiren, das sich zu gut für den Begriff und durch dessen Mangel für ein anschauendes und poetisches Denken halte, bringe willkürliche Combinationen einer durch den Gedanken nur desorganisirten Einbildungskraft zu Markte. Wahre Gedanken seien nur durch die Arbeit des Begriffs zu gewinnen, das Scheiden sei die Thätigkeit des Verstandes, der größten, ja der absoluten Macht. In der Schellingschen Schule dagegen gelte die Auflösung des Unterschiedenen und Bestimmten für speculative Betrachtungsart. „Irgend ein Dasein betrachten, heißt es wörtlich, „wie es im Absoluten ist, besteht hier in nichts Andrem, als daß davon gesagt wird, es sei zwar jetzt davon gesprochen worden, als von einem Etwas; im Absoluten, dem A=A jedoch gebe es dergleichen gar nicht, sondern darin sei alles Eins. Dies eine Wissen, daß im Absoluten Alles gleich ist, der unterscheidenden und erfüllten oder Erfüllung suchenden Erkenntniß entgegenzusetzen, oder sein Absolutes für die Nacht auszugeben, worin alle Kühe schwarz sind, ist die Naivetät der Leere an Erkenntniß."

Schelling hatte mit gespannter Erwartung dem Erscheinen des Werks entgegen gesehn. „Was muß entstehn, wenn Deine Reife sich noch Zeit nimmt, ihre Früchte zu reifen!" Nachdem er am 2. Nov. die Vorrede gelesen, erklärte er dem alten Freunde, er müsse doch zu gering von sich denken, um diese Polemik auf sich zu beziehn; sie möge also immerhin auf die Nachschwätzer fallen, obgleich dieser Unterschied in der Schrift selbst nicht gemacht worden. „Auch bekenn ich", setzt er hinzu, „bis jetzt Deinen Sinn nicht zu begreifen, in dem Du den Begriff der Anschauung opponirst. Du kannst unter jenem doch nichts andres meinen, als was Du und ich Idee genannt haben, deren Natur ja eben ist eine Seite zu haben, von der sie Begriff und eine, von der sie Anschauung ist." Es war sein letzter Brief an Hegel, und es ist nicht ersichtlich, ob er das Werk selbst jemals gelesen.

Hegels „Phänomenologie des Geistes" gehört zu den seltsamsten Erscheinungen der Periode; das Buch enthält die tiefsten Blicke in die Natur des Denkens und sprudelt von Geist, aber es setzt durch seine Form jeden Leser in Verwirrung. — Die Aufgabe ist, die Entwicklung

des menschlichen Bewußtseins von seiner niedrigsten Stufe bis zur höchsten, von der sinnlichen Gewißheit und dem Meinen bis zum absoluten Wissen zu zeichnen; den Weg der Seele, welche die Reihe ihrer Gestaltungen als durch ihre Natur ihr vorgesteckte Stationen durchwandert, damit sie sich zum Geist läutere. Nun macht aber nach Hegel der Geist der Menschheit einen ähnlichen Proceß durch wie der Geist des Individuums: für jedes Entwicklungsstadium des letztern bietet die Geschichte sprechende und bedeutende Analogien. Gleichsam als Erläuterung werden also in die Entwicklung des individuellen Bewußtseins verwandte Beispiele aus der Geschichte aufgenommen, aber nicht als Beispiele kenntlich gemacht, sondern so, als gehörten sie zum Text: man weiß nie recht, ob von einer historischen oder einer psychologischen Thatsache die Rede ist. Die Perspectiven ins historische Leben sind von einer überraschenden Größe und Tiefe, aber will man genauer zusehn, verschwinden sie plötzlich und ein andres Bild tritt ein. Man glaubt einen mythologischen Traum zu erleben, in welchem in langer Reihe historische und psychische Geister vor dem Thron des Absoluten erscheinen. „Die begriffene Geschichte," heißt es zum Schluß, „bildet die Erinnerung und die Schädelstätte des absoluten Geistes, die Wirklichkeit, Wahrheit und Gewißheit seines Thuns, ohne den er das leblose Einsame wäre: nur aus dem Kelch dieses Geisterreiches schäumt ihm seine Unendlichkeit."

Um sich vorzustellen, was Hegel eigentlich vorschwebte, muß man an den zweiten Theil des Faust denken.

Wie wir von der Helena nicht recht erfahren, ob sie ein lebendiges Wesen sein soll oder ein Gespenst oder eine Allegorie, so geht es uns mit den Schattengebilden, welche Hegel in die Hallen seiner Phänomenologie gebannt hat: sie sehn uns fragwürdig an und scheinen sprechen zu wollen, aber es kommt zu keinem lösenden Wort; wir fürchten immer, es würde ihnen gehn wie dem schönen griechischen Weib, das plötzlich in alle Lüfte zerfließt und nichts zurückläßt als den Schleier, in den sich hohnlachend Mephistopheles einhüllt.

Wie mit den Bildern, so geht es mit den Gedanken. Sie leuchten so ahnungsvoll, daß wir athemlos erwarten, nun muß es kommen, nun muß der Schleier sich lüften! Aber dann verschwindet plötzlich die Erscheinung, und wir sind in einer wildfremden Gegend, in der wir uns nur mit Mühe zurecht finden.

In dieser beständigen Erwartung und Täuschung liegt ein ganz eigner Reiz. Zuerst wird die Phänomenologie jeden gesund organisirten Menschen abstoßen; überwindet er aber die erste Scheu, so wird er sich

schwer davon trennen und immer gern wieder in die seltsame Räthselwelt zurückkehren.

Das Mystische reizt, wenn man etwas Lebendiges darin ahnt. Das Labyrinth der Phänomenologie führt uns fortwährend auf tiefe Gedanken, die wir ausdenken möchten. Sie eröffnet uns einen Blick — nicht, wie sie sich den Anschein giebt, in die Weltgeschichte — sondern in das geistige Leben der Zeit, aus der sie hervorging.

Der ernsthafteste Gegner der Naturphilosophie blieb Jacobi.

Schon 1802 hatte ihm sein Verehrer Schenk, jetzt bayrischer Staatsrath, eine lebenslängliche Pension und den Geh. Rathstitel ausgewirkt, er vermittelte Oct. 1804 seine Berufung an die neu eingerichtete Akademie der Wissenschaften in München mit 3000 Thaler Gehalt. Auf der Reise dahin, Juni 1805, kam Jacobi mit seinen Schwestern zum letzten Mal zu Goethe nach Weimar. „Seine Ankunft," erzählt Goethe später, „machte mich glücklich; Neigung, Liebe, Theilnahme, alles war lebendig wie sonst. Nur in der Folge der Unterhaltung that sich ein wunderbarer Zwiespalt hervor. Mit Schiller, dessen Charakter und Wesen dem meinigen völlig entgegenstand, hatte ich Jahre ununterbrochen gelebt, und unser wechselseitiger Einfluß hatte dergestalt gewirkt, daß wir uns auch da verstanden, wo wir nicht einig waren. Bei Jacobi fand ich das Gegentheil. Wir hatten uns in vielen Jahren nicht gesehn; alles was wir erfahren, gethan und gelitten, hatte jeder in sich verarbeitet. Das alte liebevolle Vertrauen zeigte sich in seiner ganzen Reinheit und belebte den Glauben an vollkommne Theilnahme. Allein wir liebten uns, ohne uns zu verstehn. Nicht mehr begriff ich die Sprache seiner Philosophie; er konnte sich in der Welt meiner Dichtung nicht behagen. In diesem Gefühl begnügten wir uns, den alten Bund treulich zu bekräftigen und von unserm philosophischen und dichterischen Thun und Lassen nur im Allgemeinen wechselseitige Kenntniß zu nehmen." 11. Aug. war Jacobi in München. Im folgenden Jahr zum Präsidenten der Akademie ernannt, eröffnete er 27. Juli 1807 ihre Sitzungen durch eine Rede „über gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und Zweck", welche eine historische Uebersicht über die Fortschritte der Menschheit durch solche Institute, namentlich im 15. und 16. Jahrhundert gab. Der Realismus und die Nützlichkeitslehre, der Unglaube und der Materialismus wurden mit einer gewissen Verbissenheit bekämpft. Schleiermacher sagt: „ein so geistvoller Mann mit so wenig wissenschaftlicher Virtuosität, so voll herrlichen Eifers für die Sache und dabei so ängstlich bedacht das Aeußere zu schonen, mag übel genug daran sein als Präsident einer solchen neuen

Akademie". Im Ausland wurde die neue Morgenröthe von München überschätzt. Rumohr forderte Tieck dringend auf, nach München zu gehn: dort sei jetzt der Mittelpunkt der deutschen Cultur; ähnlich äußerte sich Gentz gegen Ad. Müller. Hegel, der in Bamberg die Sache aus der Nähe ansah, war weniger sanguinisch: „Sonst unterschieden sich in Regierungsangelegenheiten laufende Geschäfte und außerordentliche Einrichtungen; es hat jetzt das Ansehn, als ob das Organisiren selbst das laufende Geschäft würde. Vor lauter Begießen und Treibhausarbeiten, will man es gar nicht zu einem ruhigen Ansetzen kommen lassen."

Schelling, seit Sept. 1806 gleichfalls Mitglied der Akademie, hielt am Namenstag des Königs, 12. Oct. 1807, eine Rede über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur, die den belebenden Einfluß der Naturphilosophie auf das künstlerische Schaffen nachzuweisen unternahm. Die früheren Zeitalter, denen die Natur etwas Todtes, ein bloßes Aggregat von Kräften und Materie war, konnten auch aus der Nachahmung der Natur keine wahren Ideale, sondern wieder nur todte Producte hervorbringen. — Und auch als man später, durch Winkelmann geleitet, an Stelle der Natur die Antike setzte, war wenig gebessert, das Princip der Nachahmung blieb unverändert, blos der Gegenstand wurde ein andrer. Die Schönheit erschien bei Winkelmann nur in ihren getrennten Elementen, das lebendige Band bestimmte er nicht, er lehrte nicht, wie die Formen vom Begriff aus erzeugt werden können. Erst die höhere Auffassung der Natur, die in ihr ein inneres zusammenhängendes, mit Nothwendigkeit fortwirkendes Leben erkennt, stellt den Grundsatz der Nachahmung richtig auf. Der Künstler muß sich vom Product entfernen, um sich zu der schaffenden Kraft zu erheben und diese geistig zu ergreifen. Jenem im Innern der Dinge wirksamen, durch Form und Gestalt nur wie durch Sinnbilder redenden Naturgeist soll der Künstler allerdings nacheifern, und nur insofern er diesen lebendig nachahmend ergreift, hat er selbst etwas Wahrhaftes erschaffen. Welche höhre Absicht könnte die Kunst haben, als das in der Natur in der That Seiende darzustellen? Wie kommt es, daß jedem einigermaßen gebildeten Sinn die bis zur Täuschung getriebenen Nachahmungen des sogenannten Wirklichen als unwahr erscheinen, ja den Eindruck von Gespenstern machen, indeß ein Werk, in dem der Begriff herrschend ist, ihn mit der vollen Kraft der Wahrheit ergreift? Woher kommt es, wenn nicht aus dem mehr oder weniger dunkeln Gefühl, welches ihm sagt, daß der Begriff das allein Lebendige in den Dingen ist, alles andre aber wesenlos und eitler Schatten? Hat ein jedes Gewächs der Natur nur einen Augenblick der

wahren vollendeten Schönheit, so dürfen wir sagen, daß es auch nur einen Augenblick des vollen Daseins habe. In diesem Augenblick ist es, was es in der ganzen Ewigkeit ist: außer diesem kommt ihm nur ein Werden und Vergehn zu. Die Kunst, indem sie das Wesen in jenem Augenblick darstellt, hebt es aus der Zeit heraus, sie läßt es in seinem reinen Sein, in der Ewigkeit seines Lebens erscheinen.

In Folge dieser Rede, die einen ungemeinen Eindruck hervorrief, wurde Schelling bei der Einrichtung der neuen Akademie der bildenden Künste zu Rath gezogen und im nächsten Jahr Generalsecretair, später Director derselben. Caroline berichtet, Freund und Feind seien von der Würde, Männlichkeit und Begeisterung des Vortrags hingerissen gewesen, Jacobi habe geäußert, seine Bewunderung sei gegen das Ende bis zur Bestürzung gestiegen „und in der That", setzt sie hinzu, „sah man ihm das auch etwas an". Jacobi selbst erläuterte die Bestürzung Goethe und Fries gegenüber als „Empörung" über die darin angewendete, „berückende Methode" und theilte letzterem, 28. Nov. 1807 bereits mit, er fühle sich seitdem zu einer neuen Erörterung der Schellingschen Lehre unwiderstehlich getrieben.

Unter diesem Antrieb vollendete Jacobi seine letzte philosophische Schrift, „von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung", die, seit vielen Jahren bereits vorbereitet, ihre Spitze gegen die Identitätslehre richtete ohne von der neusten Wendung Notiz zu nehmen, welche Schellings System indeß genommen hatte.

Schelling hatte damit begonnen, durch eine Naturphilosophie, welche in dem System Fichtes gefordert aber nicht gegeben war, diese Lücke seinerseits auszufüllen. Dann war ihm die Einsicht aufgegangen, daß man die Natur in ihrer Wahrheit nicht zu erkennen im Stande sei, wenn man sie blos aus dem Ich begreife, wobei man dahin gelangen müsse, sie zum bloßen Mittel herabzusetzen. Dagegen hatte sich Schelling immer gesträubt, aber er erkannte dies als die Consequenz seines Meisters Fichte; er brach daher mit diesem und gab der Natur ein Princip des Ursprungs, welches ihr gemeinsam sei mit dem Geist. Er ist jedoch nicht lange auf diesem Standpunkt verharrt, er hat das Absolute, welches nur die Identität von Natur und Geist enthalten sollte, bald wieder verlassen und nach einem Absoluten gesucht, welches, seinem Wesen nach Persönlichkeit, sich aus der Natur als seinem Grunde emporhebt. Er ist mit der Entdeckung dieses neuen Princips aber weder zu Fichte zurückgekehrt, noch hat er eine Entfaltung objectiv geistiger Bestimmungen gleich Hegel gefunden, er suchte sich vielmehr, zuerst durch Steffens und Schleiermacher

angeregt, den theologischen Begriffen zu nähern. In den „philosophischen Untersuchungen über das Wesen der Freiheit" 1809, in welchen sehr stark Jacob Böhme durchklingt, wird Spinoza Leblosigkeit des Systems, Gemüthlosigkeit der Form und Dürftigkeit der Begriffe nachgesagt. Doch soll er darum nicht ganz aufgegeben werden. Gott ist etwas Realeres als eine bloße moralische Weltordnung. Er hat den Grund seiner Existenz (die Natur) in sich selber, aber die Philosophie muß diesen Grund von seiner Existenz, seine Natur von seinem Wesen unterscheiden und beides gewissermaßen entgegensetzen. Ohne einen solchen Grund könnte Gottes Existenz keine persönliche sein. Er kann diesen Grund nicht aufheben, aber er kann ihn durch Liebe bewältigen und ihn sich zu seiner Verherrlichung unterordnen. „Auch in Gott wäre ein Grund der Dunkelheit, wenn er sich mit der Bedingung seiner Existenz nicht zur absoluten Persönlichkeit verbände. Der Mensch bekommt die Bedingung nie in seine Gewalt, obgleich er im Bösen danach strebt; sie ist eine ihm nur geliehene, von ihm unabhängige. Dies ist die allem endlichen Leben anklebende Traurigkeit, und wenn auch in Gott eine wenigstens beziehungsweise unabhängige Bedingung ist, so ist in ihm selber ein Quell der Traurigkeit, die aber nie zur Wirklichkeit kommt, sondern nur zur ewigen Freude der Ueberwindung dient. Daher der Schleier der Schwermuth, der über die ganze Natur ausgebreitet ist, die tiefe unzerstörbare Melancholie alles Lebens." — Nachdem nun im Lauf der Weltgeschichte die Manifestation dieses mystischen „Grundes", der mitunter an den Teufel erinnert, nachgewiesen ist, kommt Schelling an die Zeit, da das Christenthum sich von Weitem ankündet. „Der Glaube an Götter verschwindet, eine falsche Magie strebt die fliehenden zurückzurufen; durch die Annäherung des Guten wird der Geist des Bösen erregt . . Das Licht war von Anbeginn in der Welt, aber unbegriffen und noch verschlossen: es erscheint nun, um dem persönlichen Bösen entgegenzutreten, ebenfalls in persönlicher Gestalt: der Gott muß Mensch werden, damit der Mensch wieder zu Gott komme. Der Anfang der Heilung ist ein Zustand des Hellsehens, eine Zeit der Zeichen und Wunder, in welcher göttliche Kräfte den dämonischen entgegenwirken . . Endlich ein erklärter Kampf des Guten gegen das Böse, in welchem Gott als Geist, d. h. wirklich sich offenbart." — Der ungläubige Heinz Widerporst hat sich in einen mystischen Seher verwandelt!

23. Sept. 1811 veröffentlichte Jacobi seine lang vorbereitete Schrift „von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung." Er bekannte sich in diesem „philosophischen Testament" zum Glauben an einen über der Natur

stehenden Gott und beschuldigte die Naturphilosophie, die viel schlimmer sei als Fichtes System, den Unterschied zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, zwischen Gott und Natur aufzuheben: sie suche mit den Worten Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, Gut und Böse, nur zu täuschen; sie wolle nichts wissen von dem wahren Gott, scheue sich aber, ihn zu leugnen mit den Lippen. „Die Natur verbirgt Gott, weil sie überall nur eine ununterbrechbare Kette von wirkenden Ursachen ohne Anfang und Ende offenbart. Ein freies ursprüngliches Beginnen ist das in ihr und aus ihr durchaus Unmögliche. Willenlos wirkt sie und rathschlagt nicht; auch schafft sie nicht, sondern verwandelt bewußtlos aus ihrem finstern Abgrund ewig nur sich selbst; nie erzeugend, was allein aus Gott ist und Freiheit voraussetzt: die Tugend, das Unsterbliche. Der Mensch offenbart Gott, indem er mit dem Geist sich über die Natur erhebt und, kraft dieses Geistes, sich ihr als eine von ihr unabhängige, ihr unüberwindliche Macht entgegenstellt, sie bekämpft, überwältigt, beherrscht. Wie der Mensch an diese ihm inwohnende, der Natur überlegene Macht lebendig glaubt, so glaubt er auch an Gott; er fühlt, er erfährt ihn.... Der sich unverhohlen zu sich selbst bekennende, aufrichtige, klare und baare Naturalismus steht als speculative Lehre neben dem Theismus gleich unsträflich da. Nur muß er, um sich in dieser Unsträflichkeit zu erhalten, auch dieselbe aufrichtige, kecke Sprache unverändert führen. Er muß nie reden wollen auch von Gott und göttlichen Dingen, nicht von Freiheit, von sittlich Gutem und Bösem, von eigentlicher Moralität; denn nach seiner innersten Ueberzeugung sind diese Dinge nicht, und von ihnen redend sagt er, was er in Wahrheit nicht meint. Wer aber solches thut, der redet Lüge."

Einen unerwarteten Verbündeten fand Jacobi an Fr. Schlegel. „Ich glaube gern, daß der liebe Gott auch das Böse hervorzubringen hinreichenden Gleichmuth und allerlei Gelüste in sich spüren möchte, wenn er so universell wäre, wie Schelling; ich fürchte aber, daß er viel einseitiger sein mag, als die herrlichen Herrn sich einbilden." „Es freut mich, daß die sämmtlichen Herrn Zwerge sich nun ganz zum Pantheismus bekennen, die Täuschung hat lange genug gedauert. Bisher war es mit dem Pantheismus wie mit dem Judesein in Portugal, ein offenbar Geheimniß, in dem fast jeder befangen war. Ich denke mir die Zeit nicht sehr entfernt, wo ich die sämmtlichen Insecten einmal zum Gegenstand eines rhetorischen Feuerwerks machen werde; ich sammele nur noch.... Schelling bin ich es lange schuldig; der große Schleier-

macher, Verfasser des calvinischen Krippenspiels, der verächtlichen Religion und ähnlicher, soll zuletzt daran kommen."

Schelling antwortete 13. Dec. 1811 in dem „Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen." „Das sind die traurigsten Gottesgelehrten, die Gott von der Natur trennen. Grade durch einen solchen Theismus wird die Quelle eines wissenschaftlichen Atheismus offen erhalten, der Achtung verdient und gewinnt, weil er im Grund nur für das Interesse der Wissenschaft streitet. . . . Der Theismus schwebt ohne den Naturalismus völlig im Leeren. Unablösbar vom Sehnen und Fühlen des Individuums, muß dieses Wesen, für welches schon der Begriff zu kräftig, zu objectiv ist, vor aller Luft der Wissenschaft bewahrt werden, aus zarter Sorgfalt, sie möchte es verwehn. Das Gold göttlicher Erkenntniß wird nicht auf dem nassen Wege thatloser Thränen und müßigen Sehnens gefunden, nur im Feuer des Geistes wird es gewonnen."

Keine Beschimpfung hatte Schelling seinem Gegner erspart, dessen Werk er als eine litterarische Schandthat bezeichnete. Goethe hatte es erst ziemlich ruhig aufgenommen: freilich trete Jacobi der lieben Natur etwas zu nahe, allein das verarge er ihm nicht. Nach seiner Natur und dem Wege, den er von jeher genommen, müsse Jacobis Gott sich immermehr von der Welt absondern, wie der seinige sich immermehr in sie verschlinge. Nachdem er aber Schelling gelesen, schrieb er (8. April 1812) an Knebel, „daß es mit Jacobi so enden müsse, habe ich lange vorausgesehn und habe unter seinem beengten und doch immerfort regen Wesen selbst genugsam gelitten. Wem es nicht zu Kopf will, daß Geist und Materie, Gedanke und Ausdehnung die nothwendigen Doppelingredienzien des Universums sind, der hätte das Denken längst aufgeben und auf gemeinen Weltklatsch seine Tage verwenden sollen. Wer ferner nicht dahin gekommen ist, einzusehn, daß wir Menschen einseitig verfahren müssen, daß aber unser einseitiges Verfahren blos dahin gerichtet sein soll, von unsrer Seite her in die andre einzudringen und selbst bei unsern Antipoden wieder aufrecht auf unsre Füße gestellt zu Tage zu kommen, der sollte einen so hohen Ton nicht anstimmen. Aber dieser ist leider grade die Folge von jener Beschränktheit."

10. Mai 1812 an Jacobi selbst: „Ich bin nun einmal einer der ephesischen Goldschmiede, der sein ganzes Leben im Anschauen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin und in Nachbildung ihrer geheimnißvollen Gestalten zugebracht hat, und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung erregen kann, wenn irgend ein Apostel seinen Mitbürgern einen andern und noch dazu formlosen Gott aufdringen will."

Endlich in den Annalen: „Wie konnte mir das Buch willkommen sein, worin ich die These durchgeführt sehe: die Natur verberge Gott. Mußte, bei meiner reinen, tiefen, angebornen Anschauungsweise, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehn unverbrüchlich gelehrt hatte, so daß diese Vorstellungsart den Grund meiner ganzen Existenz machte, mußte nicht ein so seltsamer, einseitig beschränkter Ausspruch mich dem Geist nach von dem edelsten Mann, dessen Herz ich verehrend liebte, für ewig entfernen? Doch ich hing meinem schmerzlichen Verdruß nicht nach, ich rettete mich vielmehr zu meinem alten Asyl und fand in Spinozas Ethik auf mehrere Wochen meine tägliche Unterhaltung, und da sich indeß meine Bildung gesteigert hatte, ward ich, im schon Bekannten, gar manches, das sich neu und anders hervorthat, auch ganz eigen frisch auf mich einwirkte, zu meiner Verwunderung gewahr."

So wurde nun bei Goethe die Erinnerung an die alte Polemik wach gerufen, die er 1784 bis 1787 mit Jacobi über Spinoza geführt; diese beiden Zeiten mischten sich in seiner Phantasie und spielten auch in die Zeit von 1774 hinein, wo er Jacobi zuerst lieben gelernt: er konnte sie nicht mehr recht auseinanderhalten. Was seit 1790 Kant, was später die Leibnizsche Philosophie auf ihn gewirkt, trat für den Augenblick in den Hintergrund.

Im Grund ging es ihm nicht viel anders als Jacobi. „Ich kann bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben: als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist als Naturforscher, und eins so entschieden als das andre; bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist auch dafür schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen."

Bis an das Ende seines Lebens fragte Jacobi bei allen Gläubigen seiner Bekanntschaft herum, wie sie es gemacht, zum Glauben zu gelangen? Er suchte eifrig, konnte ihn aber nicht finden; sie verwiesen ihn stets auf die individuelle Erfahrung, und die wollte ihm nie kommen. „Du siehst, daß ich noch immer derselbe bin: durchaus ein Heide mit dem Verstand, mit dem ganzen Gemüth ein Christ, schwimme ich zwischen zwei Wassern, die sich nur nicht vereinigen wollen, so daß sie gemeinschaftlich mich trügen; sondern wie das eine mich unaufhörlich hebt, so versenkt zugleich auch unaufhörlich mich das andre."

7.

Vor der Erhebung.

1809—1811.

Das System brutaler Gewalt lastete immer schwerer auf Deutschland: 13. Dec. 1809 wurden wiederum 600 Quadratmeilen deutschen Gebiets Frankreich einverleibt.

23. Dec. 1809 kehrte der preußische Hof aus Königsberg nach Berlin zurück. „Was blickst Du doch zu Boden schweigend nieder?" so singt Heinrich von Kleist den König an. „Blick auf, o Herr! ... Wie hoch auch jener Cäsar triumphirt: ihm ist die Schaar der Götter zugefallen, jedoch den Menschen hast Du wohlgefallen." Kleist war Nov. 1809 aus Oestreich zurückgekehrt, er fand eine ganze Reihe gleichgestimmter Freunde: Adam Müller, Alexander von der Marwitz, Fouqué, Arnim u. A. Rahel schreibt von ihm: „er ist wahr und sieht wahr! wir wollen auch grausam wahr sein!" — Eine neue Hoffnung schien ihm aufzublühn: er durfte 10. März 1810 der Königin Luise zu ihrem Geburstag ein Sonett überreichen, das sie zu Thränen rührte; sein „Prinz von Homburg" wurde auf dem Privattheater des Fürsten Radzivill aufgeführt.

Die römische Legende von Brutus und Manlius, die um des Vaterlands willen ihre Söhne hatten hinrichten lassen, war namentlich für die französische Tragödie ein beliebter Stoff gewesen; sie gewann nun in der Bedrängniß des Vaterlandes eine neue Bedeutung. Wo Sitte und Vorschrift des Alltagslebens nicht ausreichte, mußte der Mann in den eignen Busen greifen, den heilbringenden Entschluß zu finden. Alle Welt jauchzte dem Unternehmen Schills und Dörnbergs zu, und doch war Schill dem Gesetz gegenüber ein Verbrecher. — Wenn nun Schill gesiegt hätte? sollte das Gesetz in römischer Art auch an dem Befreier des Vaterlands gehandhabt werden? Der republicanische Dictator, der wider das Gesetz bewaffnet in die Volksversammlung gekommen, vollzieht die Strafe an sich selbst; in einer Monarchie ist es anders. Schon die Verschwornen unter Brutus bemerkten: leges rem surdam, inexorabilem esse; regem hominem esse: esse gratiae locum, esse beneficio, et irasci et ignoscere posse. So kann sich auch der preußische Officier

seinen geliebten Fürsten nicht anders als großmüthig vorstellen. „Mein Vetter Friedrich will den Brutus spielen, und sieht, mit Kreid' auf Leinewand verzeichnet, sich schon auf dem curulschen Stuhle sitzen: die schwedschen Fahnen in dem Vordergrund und auf dem Tisch die märkschen Kriegsartikel. Bei Gott, in mir nicht findet er den Sohn, der unter'm Beil des Henkers ihn bewundert. Ein deutsches Herz von altem Schrot und Korn bin ich gewohnt an Edelmuth und Liebe; und wenn er mir in diesem Augenblick wie die Antike starr entgegenkommt, thut er mir leid, und ich muß ihn bedauern!" — Kleist stammte aus einer alten Soldatenfamilie, hatte selbst gedient und fühlte sich noch immer als preußischer Officier, auch nachdem er den Dienst quittirt.

Kleist wollte das große ethische Problem, das immer wiederkehrt, nicht in scharfsinniger Dialectik, wozu er sonst wohl geneigt war, sondern in einer lebendigen Folge von Stimmungen und Empfindungen klar legen. Er erfand zu diesem Zweck — das ist das zweite Motiv des Stücks — die eigenthümliche Natur des Prinzen von Homburg.

Er erfand sie; vielmehr sie wurde ihm durch die Natur seiner eignen Seele aufgezwungen. Denn der Prinz von Homburg ist der Dichter selber, oder das Ideal, das in seiner Seele lebte. Aber er handelte zugleich mit dem Bewußtsein des dramatischen Künstlers; wollte er das Mitleid für den Prinzen in Anspruch nehmen, also den Conflict in die Seele des Prinzen legen, so konnte er nicht einen Helden brauchen, der mit vollem Bewußtsein, mit dem Gefühl einer überlegnen Einsicht gegen das Gesetz verstieß, die Folgen dann auf sich nahm und es dem Fürsten überließ, den Gemüthsconflict mit sich auszumachen, sondern er brauchte einen Menschen, der ohne Mitwirkung des Bewußtseins aus dem innern Drang seiner Natur heraus handelte, mithin durch die Folgen überrascht und erschüttert wurde, und den es einen starken Kampf kostete, das Gefühl seines innern Rechts mit der Anerkennung des Weltrechts ins Gleiche zu setzen.

So weit hat also Kleist seinem Plan gemäß richtig empfunden: sein Held mußte sehr starker Eindrücke fähig und unfertigen Gemüths sein. Das Befremdliche liegt nur darin, daß die Empfindungen, die ihn schuldig machen und ihn nachher befreien, nicht aus dem Kern des Gegenstands heraus wachsen, um den es sich handelt, sondern ganz seitab liegen.

Hätte der Prinz, durch den Stand der Schlacht angeregt, gegen den ihm vollkommen gegenwärtigen Befehl des Kurfürsten dem vermeintlichen Gefühl der augenblicklichen Nothwendigkeit gefolgt und darüber

den bleibenden Zweck vergessen, so wäre er damit in dem Rahmen des sittlichen Gemäldes geblieben, welches das Stück ausmacht. Er handelt aber nicht aus Leidenschaft, sondern aus Zerstreutheit. Er hat in seiner Zerstreuung den Plan der Schlacht überhört, er hat sogar die Warnung überhört, die der Kurfürst vor der Schlacht unmittelbar an ihn richtete; er hat von einem Ruhmeskranz geträumt, der ihm aus den Sternen entgegenwinke, und diesem stürzt er jetzt blindlings nach wie Penthesilea ihrem Stern. Er läßt Fanfare blasen, nicht weil er es im Augenblick für nöthig hält, sondern weil er es nicht unterlassen kann. Mit dieser Art, seine Entschlüsse zu motiviren, sind wir nicht mehr im märkischen Kriegslager, sondern im Land der Allegorie und Romantik, wo wir uns umsehn, ob nicht Amazonen und Feen auftreten. Der ernste Inhalt des Gemäldes wird durch diese Mond- und Traumsphäre abgedämpft: das Gefühl, welches sonst vielleicht zu stark afficirt würde, findet sich erleichtert: indes bleiben es immer zwei verschiedene Lichtmotive, die sich freilich finden, aber nicht von einem Punkte ausgehn.

Des Prinzen Leben ist nur in der Phantasie, seine Empfindungen werden ihm nur durch die Phantasie vermittelt. Er nahm sein Todesurtheil nicht ernst, weil seine Phantasie sich nicht so rasch aus dem Land der Träume in das Land der märkischen zehn Gebote finden konnte; er glaubt sofort an den Ernst der Lage, als ein Freund durch eine ganz unglaubliche Geschichte seine Phantasie anregt: der Kurfürst habe noch besondere Gründe, seinen Tod zu wünschen. Nun überkommt ihn das Entsetzen; er sieht das Grab, in dem sein Leichnam bestattet werden soll, und das regt seine Phantasie so auf, daß er darüber momentan den Kern seines Daseins verliert. Aus Furcht vor dem Tode wirft er, der verwegene Held, sich weg. Diese Scene gab den Officieren bei dem ersten Versuch der Aufführung großes Aergerniß; sie behaupteten nicht blos, daß der Prinz zu tadeln sei — darin hätte ihnen Kleist nicht widersprochen — sondern sie bestritten die Möglichkeit eines solchen Betragens: der Prinz mochte so *empfinden*, aber der märkische Officier konnte sich nicht so *gebärden*. Wenn man Lessings Ausspruch dagegen anführt, nur bei Gladiatoren werde der Ausdruck des Schmerzes unterdrückt, homerische Menschen weinen und schreien: so ist der Prinz eben kein homerischer Mensch, sondern ein märkischer Officier, dem die äußere Haltung in Momenten innern Kampfs anerzogen wird. Auch wendet sich die edle und liebevolle Natalie mit Schaudern und Entsetzen von diesem Schauspiel ab, grade wie Prothoe von Penthesilea, als diese von ihrer ungeheuren That zurückkehrt.

Kleist legte grade auf diese Scene großen Werth: die Haltlosigkeit seines Helden sollte der Spiegel sein, in dem er die Fehler seines Charakters, die Fehler auch seines frühern Handelns wahrnimmt. Er fühlte sich bis dahin als Held, er erkennt nun, daß er in seinem voreiligen Verfahren bei Fehrbellin als Stimmungsmensch gehandelt hat: weder so noch so darf der echte Officier sich benehmen. Von dieser Seite faßt ihn der Kurfürst. Er hat erst seinen Uebermuth brechen müssen, nun appellirt er an das Bessere seiner Natur, wie sie durch die militärische Erziehung veredelt ist: er überläßt ihm selbst das Urtheil, und der Prinz, aus seinem Traum erwacht, entscheidet sich für den kategorischen Imperativ.

Der alte Kottwitz, eine der prächtigsten Figuren, die je ein Dichter erfunden, versteht wohl die Subordination, aber auch ihre Grenze. „Die schlechte kurzsicht'ge Staatskunst, die um eines Falles, wo die Empfindung sich verderblich zeigt, zehn andere vergißt, da die Empfindung einzig retten kann! . . Gesetzt, um dieses unberufnen Siegs brächst Du dem Prinzen jetzt den Stab, und ich, ich träfe morgen, gleichfalls unberufen, den Sieg wo irgend: — bei Gott! ein Schelm doch müßt ich sein, wenn ich des Prinzen That nicht munter wiederholte! Und sprächst Du, das Gesetzbuch in der Hand: Kottwitz, Du hast den Kopf verwirkt! so sagt' ich: das wußt' ich Herr! da nimm ihn hin!"

Bei solchen Gesinnungen des Heers durfte wohl Versöhnung eintreten, und im Jubel ruft Kottwitz, ohne an sein früheres Wort zu denken: „nun könntest Du am Rand des Abgrunds stehn, und ich schwöre Dir, ich käme Dir nicht zu Hülfe ohne Ordre!" — Erst durch dies befreiende Wort schlägt die sehr ernste Situation ins Heitre um, und auch der richtige Leitton zum Schlußtableau ist gefunden. Der Prinz hat das Knabenhafte seines frühern Beginnens erkannt, das war nöthig, den Kurfürsten zu rechtfertigen; trotzdem ist er der Liebling des ganzen Heers und im Grunde auch des Kurfürsten. Auch das mußte gerechtfertigt werden, und der alte Kottwitz hat das Wort gefunden.

Mit dem „Prinzen von Homburg" schließt die eigentliche Blüthe unserer dramatischen Kunst, die mit „Wallenstein" beginnt. In der Sprache und Charakteristik gehört es zum Schönsten, was die deutsche Dichtung je hervorgebracht. Keine Spur von der phrasenhaften Deutschthümelei damaliger Barden; das preußische Soldatenkind weiß besser, wo das lebendige Vaterland zu finden ist. Alle Figuren sind sprechend und erregen das „liebe heimathliche Gefühl", das Solger so schön als das Charakteristische des Stücks bezeichnete.

Es ist nicht möglich, daß Preußens Königin sich dem Adel dieser Dichtung hätte verschließen können, wenn sie noch in ihre Hände gelangt wäre: 19. Juli starb sie, 34 Jahr alt. Eine aufrichtige Trauer, der Schenkendorf den poetischen Ausdruck lieh — „Rose, schöne Königsrose, hat auch Dich der Sturm getroffen? Gilt kein Leben mehr, kein Hoffen, bei dem schreckenvollen Lose?" — ging durch die ganze Nation. Ihr Tod weckte in vielen Gemüthern erst einen wahren Ingrimm gegen die Fremdherrschaft, als deren unwiederbringliches Opfer sie erschien.

In Berlin stand Fichte noch immer im Mittelpunkt der Gesellschaft; seine rücksichtslose patriotische Kühnheit verschaffte ihm die Anerkennung auch der Männer, von denen er wissenschaftlich getrennt war. Neben ihm gewann Schleiermacher durch seine Katheder- und Kanzelwirksamkeit Einfluß auf alle Kreise der Gesellschaft. „Berlin", erzählt Steffens, „ward durch ihn wie umgewandelt und würde sich nach Verlauf einiger Jahre in seiner früheren Oberflächlichkeit selbst kaum wiedererkannt haben. Sein mächtiger, frischer, stets fröhlicher Geist war einem kühnen Heer gleich in der trübsten Zeit."

Mai 1809 heirathete Schleiermacher (41 Jahr) die junge Wittwe eines Freundes, mit der er lange väterlich correspondirt hatte. Der Briefwechsel mit seiner Braut hatte ihm viel Gelegenheit gegeben, den empirischen Schatz seines ethischen Bewußtseins zu mehren. „O wie wollen wir immer unsre frommen Rührungen mit einander theilen und am wenigsten soll ein heiliger Augenblick, deß der eine sich erfreut, jemals verloren sein für den andern." Der Lehrer der Ethik sollte in diesem Verhältniß noch einmal auf die Probe gestellt werden, und er bestand sie.

Es war ein großer Entschluß, daß man 3. Aug. 1810 die neue Universität Berlin einweihte. 15. Oct. wurden die Vorlesungen eröffnet. Es war eine stattliche Gesellschaft, die süddeutschen Universitäten hatten ihre besten Kräfte hergeben müssen. Die erste Rectorwahl traf Fichte, 48 Jahr. Neben ihm standen Wolf 51 J., Hufeland 48 J., Schleiermacher 42 J., v. Savigny 31 J., Marheineke 30 J. — eben war seine „Christliche Symbolik" erschienen; de Wette 30 J., Solger 30 J., v. d. Hagen 30 J., Eichhorn 29 J., Boeckh 25 J.; dazu in andern Stellungen: A. v. Humboldt 41 J., Bernhardi 41 J., Woltmann 40 J., Süvern 35 J., Niebuhr 39 J., Adam Müller 31 J., v. Arnim 29 J., F. v. Raumer 29 J. Jahn, 32 J., der eben sein buntscheckiges Buch vom „deutschen Volksthum" veröffentlicht,

schlug seinen Turnplatz in der Hasenheide auf und verkündete sein Ideal eichelfressender Germanen in altdeutschen Röcken.

Höchst förderlich für die Universität war die enge Verbindung mit der Akademie, in welcher Schleiermacher 10. Mai 1810 eine tief durchdachte Rede über ihre Bedeutung für das Ineinandergreifen aller Wissenschaften hielt: nun erst, nach mehr als hundert Jahren, kam Leibniz' großes Werk zu seinem vollen Recht.

Im Uebrigen wollten sich die zerrissenen Glieder des Staats noch nicht zusammen fügen; die neue Ordnung der Finanzen, in der Grundsteuerfrage ziemlich durchgreifend, erregte die leidenschaftliche Opposition der Privilegirten. Zum Wortführer derselben gab sich Ad. Müller her. Die Verbindung mit diesem Mann ward für Kleist verhängnißvoll. Er hatte Oct. 1810 wieder ein kleines Journal gegründet, für welches er auf die Unterstützung des Staatskanzlers rechnete. Ad. Müller schnitt diese Möglichkeit ab, indem er in eben diesem Blatt die Reformgesetze des Staatskanzlers bekämpfte. Abgesehn davon, daß sein Blatt ohne Hilfsmittel mit dem neuen Jahr eingehn mußte, gerieth Kleist, von Ad. Müller aufgestachelt, in seiner Aufregung auch noch in unangenehme Verwickelungen, die ihm eine empfindliche Zurechtweisung vom Staatskanzler zuzogen.

Im Febr. 1811 berief Hardenberg Notabeln nach Berlin, die nothwendige Reform des Staatslebens vorzubereiten. Die Opposition der Feudalen wurde so wüthend, daß ihre Führer Finkenstein und der ältere Marwitz nach Spandau geschickt werden mußten. In der auswärtigen Politik wich der Boden unter den Füßen; schon sah man dem russisch-französischen Krieg entgegen, der Preußen von zwei Seiten aufzuwickeln drohte. Hardenberg ließ in Paris ein enges Bündniß anbieten, zugleich unterhandelte Scharnhorst in Petersburg. „Unsre Verhältnisse", schreibt Kleist, „sind peinlicher als jemals: man erwartet den Kaiser Napoleon zum Besuch, und wenn dies geschehn sollte, so werden vielleicht ein Paar Worte ganz leicht und geschickt alles lösen, worüber sich hier unsre Politiker die Köpfe zerbrechen. Wie diese Aussicht auf mich wirkt, können Sie sich leicht denken, es ist mir ganz stumpf und dumpf vor der Seele, und es ist auch nicht ein einziger Lichtpunkt in der Zukunft, auf den ich mit einiger Freudigkeit und Hoffnung hinaus sähe."

Ad. Müller hatte sich durch seine Beziehungen zu den Feudalen unmöglich gemacht. Er siedelte Mai 1811 nach Wien über, wo er eine Anstellung erhielt. Seit seiner Abreise fühlte sich Kleist besonders ver-

einsamt. „Das Leben, das ich seitdem führe, ist gar zu öde und traurig! Ich bin fast täglich zu Hause, vom Morgen bis auf den Abend, ohne einen Menschen zu sehn, der mir sagte, wie es in der Welt steht. Den Trost, durch meine Einbildung meine Lieben aus allen Weltgegenden in mein Zimmer zu versammeln, muß ich unbegreiflich unseliger Mensch entbehren: so geschäftig dem weißen Papier gegenüber meine Einbildung ist, und so bestimmt in Umriß und Farbe die Gestalten sind, die sie alsdann hervorbringt, so schwer, ja ordentlich schmerzhaft ist es mir, mir das Wirkliche vorzustellen; es ist als ob diese in allen Bedingungen angeordnete Bestimmtheit meiner Phantasie Fesseln anlegte."

„Ich will einmal wieder etwas recht Phantastisches vornehmen. Es weht mich zuweilen wie ein Luftzug aus meiner frühsten Jugend an; das Leben, das ganz öde vor mir liegt, gewinnt mit einem Mal eine wunderbar herrliche Aussicht, und es regen sich Kräfte in mir, die ich erstorben glaubte."

„Ich fühle, daß mancherlei Verstimmungen in meinem Gemüth sein mögen, die sich lösen könnten, wenn ich einmal aus dem Drang der widerwärtigen Verhältnisse herauskäme. In diesem Fall würde ich die Poesie auf ein Jahr oder länger ganz ruhn lassen, und mich, außer einigen Wissenschaften, in denen ich noch nachzuholen habe, mit nichts als mit Musik beschäftigen."

In den Erzählungen, die Kleist 1810—1811 veröffentlichte, ist noch immer die alte dämonische Kraft des Dichters, aber man wird ihrer wenig froh. Die schönste — noch aus früherer Zeit stammend — ist „das Erdbeben von Chili", ein wildes glühendes Gemälde der tropischen Natur: das Entsetzen vor dem Dämon, der die Erde erschüttert, wird weit überboten durch das Entsetzen vor dem menschlichen Fanatismus, der jenen überdauert. In den stillen Scenen ist ein wunderbarer Schmelz. — In den andern Novellen steigert sich die Herzensirrung ins Fried- und Hoffnungslose. Im „Zweikampf" spricht das Gottesurtheil gegen die Unschuldige; in der Raserei glaubt sie sich schuldig. — In der „Verlobung von St. Domingo" findet die wilde Mulattin in der Umarmung des Fremden eine neue Seele; kühn hat sich der Dichter wieder an die geschlechtlichen Mysterien gewagt. — Der „Findling" und „die heilige Cäcilie" sind nur gräßlich; das „Bettelweib von Locarno" hätte von Tieck sein können.

Auch seine letzte Stütze wankte. Als er einmal nach Frankfurt herüberkam, Ulrike wieder um Geld anzugehn, schauderte sie vor ihm zurück. — „Ich wollte lieber", schreibt er 10. Nov. an seine kranke

Cousine, Marie v. Kleist, „zehnmal den Tod erleiden, als noch einmal erleben, was ich in Frankfurt zwischen meinen Schwestern empfunden habe.... Ich begreife meine Traurigkeit als eine höhre, festgewurzelte und unheilbare." — „Die Allianz, die der König jetzt mit den Franzosen schließt, ist auch nicht geeignet, mich am Leben festzuhalten. Die Zeit ist ja vor der Thür, wo man wegen der Treue gegen den König, der Aufopferung und Standhaftigkeit und aller andern bürgerlichen Tugenden, von ihm selbst gerichtet, an den Galgen kommen kann."

In einer solchen Stimmung dichtete Kleist das „letzte Lied". — Aufgethürmt am Horizont, lauert das Verderben auf die Welt; die alten Staaten werden zertrümmert, wo früher das Leben jauchzte, ist es lautlos wie im Schattenreich. Ein unheimliches Geschlecht, nicht des Lebens, nicht des Todes Art, spielt mit der Dichtung; das alte Lied, „bei dessen Klang empor in's Reich der Sonnen von allen Banden frei die Seele strebt", es verstummt. „Und stärker rauscht der Sänger in die Saiten, der Töne ganze Macht lockt er hervor; er singt die Lust, für's Vaterland zu streiten — und machtlos schlägt sein Ruf an jedes Ohr! Und wie er flatternd das Panier der Zeiten sich näher pflanzen sieht, von Thor zu Thor, schließt er sein Lied: er wünscht mit ihm zu enden, und legt die Leier thränend aus den Händen."

Ein kalter Lebensüberdruß hatte sich seiner bemächtigt, und das Schicksal bot ihm die traurige Gelegenheit. — Durch Ad. Müller war er mit Frau Henriette Vogel bekannt geworden, die an derselben Hypochondrie litt; sie betrachtete den Todesgedanken als eine Würze des geschmacklosen Lebens. Einmal fragte sie ihn, ob er sich noch des Wortes erinnre, welches sie ihm abgenommen, ihr jeden, selbst den größten Freundschaftsdienst zu leisten? Seine ritterliche Antwort war: er sei jeder Zeit bereit. „Wohlan! so tödten Sie mich! Meine Leiden haben mich dahin geführt, daß ich das Leben nicht mehr zu ertragen vermag. Es ist freilich nicht wahrscheinlich, daß Sie dies thun, da es keine Männer mehr auf Erden giebt; — allein..." „Ich werde es thun", fiel ihr Kleist in das Wort, „ich bin ein Mann, der sein Wort hält!" — In dem Motiv war es noch der Kleist von 1801.

20. Nov. 1811 kam Kleist mit Henriette aus Berlin in einem Wagen im Krug zum Stimming an, am Ufer des Wannsee, eine Meile vor Potsdam. Sie machten einen Spaziergang am See. Man hörte zwei Schüsse fallen, und fand beide todt. Im Zimmer fand man ein versiegeltes Packet und darin folgenden Brief an Adam Müllers Frau.

„Der Himmel weiß, meine liebe Freundin, was für sonderbare Gefühle, halb wehmüthig, halb ausgelassen uns bewegen, in dieser Stunde, da unsre Seelen sich, wie zwei fröhliche Luftschiffer, über die Welt erheben, noch einmal an Sie zu schreiben. Wir waren doch sonst, müssen Sie wissen, wohl entschlossen, bei unsren Bekannten und Freunden keine Karten p. p. c. abzugeben. Der Grund ist wohl, weil wir in tausend glücklichen Augenblicken an Sie gedacht, weil wir uns tausendmal vorgestellt haben, wie Sie in Ihrer Gutmüthigkeit aufgelacht (aufgejauchzt) haben würden, wenn Sie uns in der grünen Stube beisammen gesehn hätten. Ja, die Welt ist eine wunderliche Einrichtung! — Es hat seine Richtigkeit, daß wir uns, Jettchen und ich, wie zwei trübsinnige, trübselige Menschen, die sich immer ihrer Kälte wegen angeklagt haben, von ganzem Herzen lieb gewonnen haben, und der beste Beweis davon ist wohl, daß wir jetzt mit einander sterben. — Leben Sie wohl und seien Sie auf Erden, wie es gar wohl möglich ist, recht glücklich! Wir unsrerseits wollen nichts von den Freuden dieser Welt wissen und träumen lauter himmlische Fluren und Sonnen, in deren Schimmer wir mit langen Flügeln an den Schultern umherwandeln werden." Und an Ulrike: „Ich kann nicht sterben, ohne mich, zufrieden und heiter wie ich bin, mit der ganzen Welt und soweit auch vor allen Andern, meine theuerste Ulrike, mit Dir versöhnt zu haben. Laß sie mich, die strenge Aeußerung, die in dem Brief an die Kleist enthalten ist, laß sie mich zurücknehmen; wirklich, Du hast an mir gethan, ich sage nicht, was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten: die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war. Und nun lebe wohl; möge Dir der Himmel einen Tod schenken, nur halb an Freude und unaussprechlicher Heiterkeit dem meinigen gleich: das ist der herzlichste und innigste Wunsch, den ich für Dich aufzubringen weiß."

Wenige Wochen nach diesem unglücklichen Ereigniß schrieb Uhland an seinen hypochondrischen Freund Just. Kerner: „Glaube nicht, daß jene Schmerzen Dir allein gehören. Welches edle Gemüth kennt sie nicht? Was kann Dich so tief niedergeschlagen haben, als Poesie und Liebe? Auf einmal aber sprichst und dichtest Du wieder von alten und neuen Bildern, die in Dir aufsteigen in Goldglanz und Rosenhelle. So gebiert die Poesie den Schmerz, und der Schmerz wieder die Poesie. Nein, laß uns nicht sterben! Wenn uns kein Handeln vergönnt ist, so laß uns leiden und dichten."

„Von Kleist", schrieb Rahel an Alex. von der Marwitz, „befremdete

mich die That nicht, er war wahrhaft und litt viel .... Ich freue mich, daß mein edler Freund, denn Freund ruf ich ihm bitter und mit Thränen nach, das Unwürdige nicht duldete; gelitten hat er genug. Keiner von denen, die ihn etwa tadeln hätte ihm zehn Thaler gereicht, Nächte gewidmet, Nachsicht mit ihm gehabt, hätt' er sich ihm nur zerstört zeigen können .... Wer verließe nicht das abgetragne incorrigible Leben, wenn er die dunkeln Möglichkeiten nicht noch mehr fürchtete; uns loszulösen vom Wünschenswerthen, das thut der Weltgang schon."

Rahel war heimlich schon mit Varnhagen verlobt, schien aber mehr Interesse für den jungen Marwitz zu haben, dessen Briefwechsel mit ihr eine ganz andere Herzensfülle verräth. Sein Leben wurde durch jene Leidenschaft umdüstert; die auch Schleiermachers sittliche Grundsätze auf die Probe zu stellen drohte. Einen Blick in diese Verhältnisse läßt ein Brief von Marwitz an Rahel werfen (Dec. 1812.) — „Vorgestern erhielt ich den einliegenden, himmlischen und schrecklichen Brief von Schleiermacher. Ob er mich umgeworfen hat, mögen Sie ermessen!.. Diese himmlische Gelassenheit und Liebe bei der entsetzlichen Niedergeschlagenheit! — Ich antwortete ihm den ganzen Sonntag und gestern früh, und habe überhaupt seit dem Empfang seines Briefs das Labyrinth der ewigen Gedanken an diese Verhältnisse nicht verlassen können ... Ich bin nie in der Stimmung gewesen, wo ich Ihnen ganz hätte sagen können, wie sehr ich die Frau liebe... An sie mag ich nicht schreiben, um nicht durch Unsicherheit oder Leidenschaftlichkeit von Neuem zu verwirren... Wenn es so ist, wie Schleiermacher meint, so kann nichts hergestellt werden, die Tulpe ist vom Stengel abgebrochen, und es ist vergebliche Mühe, sie anheilen zu wollen. Im Gegentheil wird seine Gegenwart ihr unerträglich werden und sie wird sich von ihm trennen. Ich denke, daß ich sie dann heirathe... Ich will mich gewiß nicht von einer momentanen Wallung hinreißen lassen und dadurch neues Unheil hervorrufen, sondern besonnen bleiben und prüfen."

Auch er hatte mit dem Dämon des Selbstmordes zu ringen: „Machen Sie sich meinetwegen keinen Kummer", schreibt er 9. Juni 1811 an Rahel, „untergehn kann ich, aber mir zum Ekel, Andern zur Last leben, oder auf eine unanständige, gemeingrausame Art endigen, das kann ich nicht, und das ist doch noch sehr glücklich. Ich habe in dieser Zeit zuweilen an den Selbstmord gedacht, und immer ist es mir vorgekommen wie eine verruchte Rohheit, das heilige Gefäß so blutig, so überlegt zu zerstören. Auch die kann unvermeidlich werden durch Uebermaß der Noth, das fühle ich wohl. Wunderlicher Zustand. Indem ich dies schreibe, wird es mir

klar, wie bei jeder nicht gemeinen Natur der Körper nach muß, so wie die Seele erstorben und er eben dadurch entheiligt ist, und wie es blos ein Glück dieser Zeiten ist, daß andere äußerlich anständigere Wege offen stehn, die einen ablenken von dem gewöhnlichen grausamen." — Marwitz wartete auf diesen „äußerlich anständigeren Weg"; er starb den Heldentod im Freiheitskriege, während Kleist durch die Ungeduld, mit der er den Faden abschnitt, das höchste Glück verscherzte, das er sich geträumt, noch mit dem letzten Athemzug die aufgehende Sonne seines Vaterlandes zu segnen.

Mit Fouqué, Arnim und Brentano hatte Kleist sich gesellschaftlich berührt, sie hatten auch für seine „Abendblätter" beigesteuert, tiefere Beziehungen scheinen jedoch nicht Wurzel gefaßt zu haben.

Arnim war in Erwartung von „Landtagen voll großer Seelen, Vaterlandsliebe, Aufopferung" Ende 1808 nach Berlin zurückgekehrt, er fand hier aber keine Gelegenheit, seine Vaterlandsliebe im öffentlichen Leben zu bethätigen, welche Enttäuschung man seinen überstürzten poetischen Erzeugnissen wohl anfühlt. Brentano fand sich Sept. 1809 bei ihm ein. Er hatte das Jahr über mit seiner Frau in Landshut im Hause Savignys gelebt, wo auch Bettina seit dem Tode der Großmutter Unterkunft gefunden. In einem Brief an Görres schildert er seine tragikomische Ehestandsgeschichte, wie er seiner tollen Frau aus Landshut nach München entflieht, wie sie ihm dahin nachfolgt und eine burleske Selbstmordscene spielt, während der arme Clemente in der Verzweiflung sich auf ein Walddorf zu einem Benedictiner flüchtet und ihm hilft Insekten aufzukleben. Auch in Berlin läßt sie ihn nicht in Ruhe; sie reitet in Mannskleidern als Uhlan in der Stadt herum. „Ich hatte die größte Angst, sie möchte mich antreffen und Skandal machen. Einmal entdeckte sie mich in ihrer Loge im Parterre, und eben als sie anhub sich leidenschaftlich zu bewegen und ihr Schnupftuch nach mir werfen wollte, entfloh ich zur rechten Zeit aus dem Hause." — Mit Arnim lebte er recht angenehm: „wer Geld hat, borgt es dem Andern; aber wir haben meist beide keins, der preußische Adel ist bettelarm geworden." Auch Fouqué, der damals mit unglaublicher Schnelligkeit alles mögliche dichtete, sah er viel; bald schmeichelte, bald versöhnte er ihn. Fouqué schwur ihm, bei der Arbeit am Sigurd habe er mit Gott gerungen! — „Die meisten" schreibt ihm Brentano, „decretiren mich kurz und gut als einen witzigen Schäker, als einen vagirenden Teufels-Comödianten... Sie sind besser mit mir umgegangen: es ist Ihnen unheimlich bei mir

geworden." — Er arbeitete an einem Romanzen-Cyclus, die Erfindung des Rosenkranzes, für den er von Runge Hieroglyphen wünschte.

Arnim und Brentano glaubten „unschuldig" und „keusch" zu erzählen, wenn sie sich streng an den Ton der Quellen hielten: sie schilderten nicht die historisch begriffene Vorzeit vom Standpunkt ihrer eignen Bildung und Empfindung, sondern sie versetzten ihren Augenpunkt in die Vorzeit. So in den Novellen, die Arnim 1809 im „Wintergarten" sammelte, ungefähr wie es Goethe mit den „Wanderjahren" vorhatte. Arnim hat sich mit allem Aufgebot der Phantasie in das 16. und 17. Jahrhundert vertieft, in den närrisch verständigen Sinn, die durchgebildete Detailempfindung und die ehrbar grotesken Beschäftigungen jener Zeit; es ist eine grellbunte Mannigfalt der Farben. Die unbehülfliche Anmuth der alten Chroniſten, das Eckige oder Falsche der Zeichnung wird absichtlich nachgeahmt und noch überboten als etwas Kindliches, Unschuldiges, Ursprüngliches. Außerordentlich empfänglich für die kleinen Züge des geschichtlichen Lebens war er außer Stande, das Leben zu gruppiren und zu gliedern. Dabei that er doch viel von dem Seinigen hinzu: die alten Volksbücher wurden unter seinen Händen noch träumerischer, phantastischer und fratzenhafter.

Eigentlich war ihm die Form der Novelle zu enge, seine Phantasie brauchte Platz. Bei dem kleinsten Gemälde suchte er sich sofort die allgemeinen festgegliederten historischen Zustände zu vergegenwärtigen, durch die es bedingt war. So sollte „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores, eine wahre Geschichte zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein," gleich den „Wahlverwandtschaften", zuerst nur eine Erzählung werden: „kaum aber hatte er es", erzählt Brentano, „als solche vollendet, als ihm noch allerlei dazu einfiel, und es wurde nun ein mit schönen Novellen und Liedern durchwebter Roman." Görres, ein entschiedener Verehrer obgleich kein Nachahmer Jean Pauls, erklärte „Dolores" für das Beste, was seit dem „Titan" erschienen sei.

Ein deutscher Minister von großer Bildung und wenig Charakter fällt in Ungnade und geht, um seinen Gläubigern zu entfliehn, nach Indien, indem er seine Familie in Armuth zurückläßt. Die Familie stirbt aus bis auf zwei Mädchen, die in dem alten verfallnen Schloß fortleben. Es ist reizend geschildert, wie das Unkraut die Werke der Kunst überwuchert, wie Gassenjungen sich in den verwilderten Baumgängen herumtreiben, die ehemals der Aufenthalt der feinsten Welt gewesen, und einer umgestürzten Venus mit Nesseln den marmornen Hintern

geißeln. In diesem Zustand werden die beiden Mädchen von einem jungen Grafen gesehn. Er verliebt sich in Dolores, die leichtfertige kleine Kokette, und heirathet sie, während die andre Schwester Klelia die Gemahlin eines sicilianischen Herzogs wird. Der Graf ist das Ideal des Dichters, christlich fromm und dichterisch kühn, göttlich hart und von liebevollem Erbarmen, mädchenhaft schüchtern und männlich besonnen. Als Jüngling war er mit den revolutionären Gedanken der Zeit erfüllt; die Art, wie er davon zurückgeführt wird, verräth eine tiefe, überraschend wahre Auffassung der Revolution. Ein frecher Mensch, der unter dem Namen des häßlichen Barons auftritt, hat ihm eine schwere Beleidigung zugefügt. „Viel hundertmal hatte der Graf demonstrirt, daß der Zweikampf nur zwischen gewissen Ständen eingeführt, eine elende Taschenspielerei mit der Ehre sei, aber mit dem Augenblick der Leidenschaft faßte ihn die gewohnte Gesinnung seines Standes. Der Baron war aber längst über dergleichen Verhältnisse hinaus, er lachte den Grafen an, ob er ihn denn für wahnsinnig halte, sich auf so etwas einzulassen; er dictirte in großer Ruhe eine so beschämende Abbitte, daß der Graf, der von dem Muth des Barons manche Proben wußte, über eine Natur staunte, die aus dem ganzen Ehrenkreise seiner Zeit, seines Volks ohne große Begebenheiten, blos durch sich selbst herausgerissen worden; mit Schrecken dachte er, daß eine Revolution nothwendig gerade solche Menschen an ihrer Spitze tragen müsse, und mancher jugendliche Umwälzungsplan, den er mit dem gährenden Moste der Zeit getränkt hatte, verschwand vor seinen Augen in dem Einen bedeutenden Augenblick: nur der Ruchlose fängt eine neue Welt an in sich." — Neben diesem Cyniker führt der Dichter eine Reihe von Charakterbildern ein, in denen sich die Hohlheit und Lügenhaftigkeit des Zeitalters ausprägt: der Dichter Waller, einer von jenen unglücklichen Genies, deren Leben sich im Anempfinden fremder Begeisterung ausgiebt, die, weil sie jede Empfindung in ein Gedicht umwandeln, sich wie Nachtwandler in einer dichterischen Traumwelt bewegen, aber durch die Fäden, welche diese Traumwelt mit der sittlichen Welt verbinden, mit verhängnißvoller Unsittlichkeit in das Reich der Wirklichkeit übergreifen. Seine Gedichte sind durch einen sonderbaren Zufall in einen Kirchthurmknopf eingemauert, und er ist untröstlich über ihren Verlust, bis er sie sich endlich von seinem clairvoyanten Sohn von da aus vorlesen und wieder dictiren läßt. Die interessanteste Erfindung ist jener sicilianische Herzog, der Gemahl der frommen Klelia. Hochgebildet und mit den feinsten Empfindungen ausgestattet, wendet er

seine Gaben nur zur Lüge an. Er hat die Kunst, alle Seelen zu durchschauen und in seine Gewalt zu bringen. Ein routinirter Weltmann, der die ausgedehntesten Studien gemacht, um schrankenlos genießen zu können, die physische Lust wie den höchsten geistigen Reiz, tritt er in entgegengesetzten Masken auf, bald als Diplomat, bald als Gelehrter, bald als Schwarzkünstler. Die Rollen, die er spielt, gehören gewissermaßen zu seinem Wesen: er empfindet in dem Augenblick wirklich, wo er die Empfindung spielt. Dieser Herzog, der sich unter einem fremden Namen bei seinem Schwager, dem Grafen eingeführt hat, verführt die schöne Dolores dadurch, daß er sich ihr als eine Art Messias darstellt. Nachher reist er ab und Dolores entdeckt im Schlaf ihre Schuld ihrem Gemahl. In seinem Gram des Lebens überdrüssig, giebt er ihr ein geladnes Gewehr in die Hand, das sie ohne Absicht auf ihn abdrückt. Er fällt zur Erde, aber stirbt nicht daran, und die schreckliche Folge macht in ihr das Gefühl ihrer Schuld lebendig. Beide Gatten treten getrennt von einander eine Wallfahrt an, um zu büßen, und finden sich dann unter dem Schutz eines Muttergottesbildes zusammen, durch welches sie versöhnt werden.

Die Begebenheiten sind lose aneinandergefädelt. Eine Figur nach der andern tritt auf, um irgendwelche Reflexion einzuleiten und verschwindet alsbald; die Handlung stockt auf einmal, um durch allerhand Nebengeschichten unterbrochen zu werden. Mitten in einer Scene, die mit der scharfen Zeichnung und dem farbenreichen Humor der niederländischen Schule ausgeführt ist, umspannt plötzlich das Grau einer nebelhaften Allegorie den Horizont, und dieselben Figuren, die wir eben lebensfrisch neben uns gesehn, mit denen wir uns unterhalten, uns verständigt, verwandeln sich in Abstractionen oder Gespenster. Von der einen Seite spielt die dunkle physikalische Macht, von der andern das unheimliche Licht der übernatürlichen Welt in die Realität des Menschenlebens hinein, und durch diese falsche Beleuchtung wird das Wirkliche selber sich unverständlich und unheimlich. Der Schluß übersteigt allen Glauben. — Jener Minister, von dessen feiger Flucht wir zu Anfang des Romans gehört hatten, kehrt aus Indien als Nabob zurück, mit einem indischen Weibe. Er findet sein Schloß festlich erleuchtet, seine zurückgelassene Gemahlin empfängt ihn an der Schwelle mit ihren Kindern, und da er seiner neuen Heirath wegen etwas in Verlegenheit geräth, so beruhigt sie ihn, erzählt ihm, sie habe das Gleiche gethan, und stellt ihm eben jenen sicilianischen Herzog als ihren neuen Gemahl vor. Man behandelt sich gegenseitig sehr höflich, obgleich in der Art und Weise

doch etwas Besonderes ist. Der Herzog beeilt sich, der schönen Tochter Hindostans die Cour zu machen und reussirt. — Auf den Leser macht die ganze Geschichte den Eindruck, als ob er im Fiebertraum wäre. Die Gemahlin des Ministers ist lange vor Anfang des Romans gestorben, der Herzog, der nicht mit ihr, sondern mit ihrer Tochter vermählt war, ist gleichfalls todt; das Schloß ist viele Jahre hindurch unbewohnt und verfallen, und die Anverwandten, die wir plötzlich darin treffen, wissen wir in weit entlegenen Landen. Dem Minister fängt die Sache an unheimlich zu werden: es wird ihm endlich klar, daß er es mit Gespenstern zu thun hat, und er reist heimlich ab, ohne sich etwas merken zu lassen. Mit dem Schlag Eins verschwindet der Spuk, das Schloß wird von dem aufgeregten Landvolk an allen vier Ecken angezündet.

„Manchmal," schreibt Goethe, „machen sie mir's doch zu toll. So muß ich z. B. mich wirklich zurückhalten, um nicht gegen Arnim, der mir seine Dolores zuschickte, und den ich recht lieb habe, grob zu werden. Wenn ich einen verlornen Sohn hätte, so wollte ich lieber, er hätte sich von der B. bis zum Schweinekoben verirrt, als daß er sich in den Narrenwust dieser letzten Tage verfinge, denn ich fürchte sehr, aus dieser Hölle ist keine Erlösung."

In Arnims Novelle: „die schöne Isabella von Aegypten, Kaiser Karls 5. Jugendliebe" 1811 ist einzelnes von hinreißendem Zauber. Bei Eröffnung der Scene sehn wir die junge Zigeunerin Isabella unter dem Galgen, wie sie eine Alraunwurzel ausgräbt, als eben ihr Vater, der gehängte Zigeunerherzog Michael, die Krone auf dem Haupt, auf dem vorüberfließenden Strom nach Aegypten schwimmt. Als die Wurzel ausgerissen wird, hört man einen herzzerreißenden Schrei, der das Mädchen tödten würde, wenn sie sich nicht die Ohren verstopft hielte. Der Alraun ist eine Art lebendiges, aber sehr häßliches Wesen, welches von der schönen Isabella mütterlich geliebt und gehegt wird. Sie setzt ihm eine Hagebutte als Mund ein, die sie aus übergroßer Zärtlichkeit schief küßt: ein Paar Wachholderbeeren als Augen und zum Ueberfluß noch ein drittes in dem Rücken, mit welchem er in den Seelen der Menschen liest, bis man es ihm endlich eindrückt. Isabella ist ein naives Kind, die in aller Unschuld den Erzherzog Karl bittet, sie mit einem Kind zu beschenken, das laut einer Wahrsagung bestimmt sei ihr Volk in die Heimath zurückzuführen, welches Gesuch auch erfüllt wird. Sie versteht mit ihrer lustigen Koketterie den strengen Erzieher Karls, den nachmaligen Papst Hadrian, so zu bethören, daß er die Augen zudrückt; dabei muß auch jenes Alräunchen eine Rolle spielen. Dies kleine

Männchen ist boshaft und eitel. Er nennt sich Cornelius Nepos und will Feldmarschall, wenigstens Corporal werden. Mit geheimem Verdruß erinnert er sich an die frühere Zeit seines Lebens, wo er unter dem Galgen mit gemeinem Volk, mit Ameisen und ähnlichem Ungeziefer hat Bekanntschaft machen müssen. Wilhelm von Oranien stellt ihm für Geld und gute Worte die schriftliche Bescheinigung aus, er sei kein Gespenst, er sei vielmehr im Kriege sehr gut zu gebrauchen, da man ihn den Soldaten in die Tasche stecken könne. Der schlaue Chievres, Karls Erzieher, macht ihn zum Finanzminister, weil er als Wünschelruthe verborgene Schätze zu entdecken weiß, und läßt ihm Isabella zur linken Hand antrauen. Der arme Cornelius nimmt aber ein böses Ende. Statt der wirklichen Isabella wird ihm ein Golem in die Hände gespielt, eine Lehmfigur, die durch Hexerei Leben und Verstand erhält, und als diese durch neue Hexerei wieder in Staub verwandelt ist, verfällt das Männchen in Verzweiflung und läßt sich vom Teufel zerreißen. Neben diesem Alräunchen spielt die Hauptrolle ein „todter Bärenhäuter", das Gespenst eines Geizhalses, der neben seinem Schatz begraben liegt, und der durch seinen fortlebenden Geiz, als dieser Schatz gehoben wird, sich angetrieben fühlt, ihm zu folgen und bei dem neuen Besitzer in Dienst zu gehn. Er erhält täglich einen bedeutenden Lohn und hofft dadurch seinen Schatz allmälig wieder zu erwerben. Obgleich Gespenst, hat er einen starken Appetit, und dadurch wächst ihm immer neues Fleisch an. In diesem neuen Fleisch liegt zugleich menschliche Gutmüthigkeit, und während er als Gespenst dem gemeinsten Egoismus folgt, läßt er sich als Halblebendiger von natürlichen Gefühlen bestimmen. Isabella führt endlich ihr Volk, die Zigeuner, nach Aegypten zurück und wird als Herzogin anerkannt. Sie stirbt in demselben Jahre mit ihrem alten Liebhaber Karl 5., nachdem sie vorher ein Todtengericht über sich hat halten lassen.

„Die lebendige Begeisterung", urtheilt W. Grimm über Arnim, „die wahrhaftige treue Poesie, sein reiner Stil wird nicht leicht von einem Aufrichtigen verkannt werden. Mir sagt auch das Individuelle darin zu, darum kehre ich gern zu seinen Dichtungen zurück. . . Oft fängt er mit einem charakteristischen ganz heimlichen Leben im Walde, im Felde an, und in dieser schönen Begrenzung tritt alles nah, klar und ergreifend vor uns hin; dies führt er bis zu einem gewissen Punkt. Dann aber tritt plötzlich eine neue Beleuchtung ein, verborgene Thüren thun sich auf, die Geschichte verbreitet sich nach allen Gegenden. Der Dichter hat einmal das Bedürfniß, es ist ja auch in der Wissenschaft der Gedanke

lebendig geworden, daß erst im Zusammenhang mit dem Ganzen das Geringe seine Bedeutung gewinnt. Allein dieser Uebergang ist in der Poesie noch schwerer als in der Wissenschaft, da der Werth der Dichtung im Begrenzten liegt." — „Arnim", setzt Jacob Grimm hinzu, „gedenkt immer seiner heiligsten Verhältnisse auf eine ungemein fromme Art, so daß er gleichsam in alles, was er schreibt, seine herzeigene Geschichte niederlegt." — Eben darum fürchteten die Freunde, mit einer ästhetischen Kritik der Dichtung das Herz des Menschen zu verletzen; und nur durch das Medium seiner Freunde sah Arnim sein Schaffen, mit dem Publikum hatte er keine lebendige Berührung; sein Gefühl wie sein Humor war schwerer zu greifen als bei Jean Paul, weil nicht blos die Formen seines Denkens, sondern auch der Inhalt seiner Gedanken ganz subjectiv war.

„Arnim," erklärt Görres, „achtet zu wenig der Regeln der Perspective. — Wir sind eben Fische, die unten am Meeresboden liegen und im Tang weiden. Setzen wir uns eine künstliche Schwimmblase an und fahren herauf, dann entgeht der Athem, die Augen bluten, und die Sonne wird strahlenlos."

„Arnims Schriften," schreibt Steffens, „scheinen alle ein geschichtliches Gespräch einzuleiten, welches, noch immer unverständlich, sich im Fortgang mehr zusammenraffen müßte. Er rang danach, das Undarstellbare darzustellen. Es schien ihm ein Bedürfniß, was in bestimmter Form als Gedanke, Gestalt, That oder Ereigniß hervortrat, so lange zu verfolgen, bis der Gedanke in überschwänglichem Gefühl, die That in verworrenem Entschluß, die Gestalt in formlosem Leben, das Ereigniß in seiner eignen dunkeln Zukunft zerrann, so daß ein Chaos von Gefühlen, Entschlüssen, unsichern Gestalten und verworren in einander verflochtenen Ereignissen sich mischten, die zuletzt in einen gemeinschaftlichen Hauch sich verloren, in welchem sich das anfänglich Unterscheidbare kaum mehr erkennen ließ." — Persönlich beschreibt er ihn „als eine edle, echt vornehme Gestalt; er sprach wenig, erschien durchaus ruhig, ja zurückhaltend, und erwarb in jeder Rücksicht Vertrauen".

Als Savigny dem Ruf an die Universität folgte, war auch Bettina in Berlin erschienen. „Dem Teufel zum Trotz", schreibt Arnim 14. April 1811 an Görres, „der mich mit doppelten Aufgeboten heimgesucht hat ... nachdem die Frankfurter ein halb Dutzend Taufscheine und Erlaubniß von meine ganzen Sippschaft verlangten ... (Ich fahre nach einem Monat Stillstand fort) .. bin ich nun Ehemann, habe Küche und Keller und Magd und viel häusliche Besorgung, aber angenehmer wurzelt kein Haus der

Welt in der sichern Erde als das meine, in einem großen Garten mitten in der Stadt gelegen .. Wenn Du nun hörst, daß Bettina Brentano meine Frau ist, so kannst Du Dir denken, daß die Franzosen und die Literaturzeitung mir sehr gleichgültig sind." Er fordert Görres dringend auf, sich um eine Stelle in Berlin zu bewerben. „Wir essen zusammen, sowie ich oft bei Dir gegessen habe, als ich nicht viel hatte. Wenn ich auch durch die Zeit in aller Art meines Vermögens geschmälert und bedrängt bin, so habe ich doch mehr als damals." — „Du wirst es errathen haben, daß Bettina die Ungenannte ist, der ich den Wintergarten zugeeignet habe. Nun sie mein ist, ist auch der Rhein mein ... Wir sind ohne irgend Jemands Wissen hier in der Stadt fünf Tage verheirathet gewesen .. Die Schwierigkeit wirst Du begreifen, wenn Du weißt, daß ich Zimmer an Zimmer mit Clemens wohnte, und Bettina bei Savignys. Es ging aber wie in tausend Komödien, eine Kammerjungfer vermittelte alles. Heimlich wurde ich Morgens auf dem Zimmer eines alten achtzigjährigen Predigers getraut, kam Abends wie gewöhnlich zu Savignys, polterte die Treppe hinunter, schlug die Hausthür zu und schlich mich heimlich in Bettinens Zimmer zurück, das recht fröhlich mit Rosen und Myrthen belaubt war. Morgens ging ich fort, behauptete dem Clemens, ich hätte in der Nacht eine heftige Kolik bekommen, daß ich mich in ein Wirthshaus begeben müssen. Du wirst fragen, wozu alle diese Umstände? Im Allgemeinen wegen der Klatscherei, insbesondre wegen der von Clemens; zudem, weil alle lauteren Hochzeiten, wie unsre unvermeidlich geworden wäre, zu dem widrigsten Spott alles Sacraments, zu den heillosesten Zoten gehören, wobei die Leute sich noch gar verpflichtet halten, einige Thränen zu vergießen."

Nun führte er seine junge Frau nach Weimar zu Goethe. „Ein altes Vertrauen", erzählt dieser, „hatte sich sogleich eingefunden; aber eben durch solche freie unbedingte Mittheilung erschien erst die Differenz, in die sich ehemalige Uebereinstimmung aufgelöst hatte; wir schieden in Hoffnung einer künftigen glücklichern Annäherung": d. h. es erfolgte damals ein Bruch, weil, wie es heißt, Bettina einmal Frau v. Goethe eine tollgewordene Blutwurst schalt. Für den Anfang seiner Selbstbiographie hatte Bettina dem Dichter Material geliefert.

Als Knebel, 6. April 1811, Weimar besuchte, fand er Goethe milder und wenig theilnehmend für die Außendinge; er sagte: wir müssen anfangen alt zu werden. — In seiner Selbstbiographie war er bis zum 20. Jahr gekommen. Im Sommer fand sich Steffens, der durch einen Ruf nach Breslau von der Last der Verschwörungen, in die man ihn

in Halle verwickelt hatte, befreit wurde, bei Goethe ein: bald darauf wurde eine ganze Zahl seiner Gesinnungsgenossen in Halle verhaftet. „Goethe schien durch seine ruhige gebietende Gegenwart die ganze Bedeutung seines gewaltigen Daseins in einen mächtigen Moment zusammenzufassen; die bevorstehende Trennung erschütterte mich, aber der ernsthafte Mann gebot Ruhe: mein Schmerz war stumm, ich verbeugte mich und verließ ihn."

Boisserée hatte Goethe Zeichnungen vom Kölner Dom zugeschickt und seinen Besuch angemeldet. „Ein Schüler von Fr. Schlegel", schreibt Goethe 22. April, „müßte eine ziemliche Zeit um mich verweilen, und wohlwollende Geister müßten uns mit besondrer Geduld ausstatten, wenn etwas Erfreuliches aus der Zusammenkunft entstehn sollte."

3. Mai stellte sich Boisserée ein. — „Der alte Herr ließ mich eine Weile warten, dann kam er mit gepudertem Kopf, seine Ordensbänder am Rock; die Anrede war so steif vornehm als möglich ... Ich sprach kurz von der Schönheit des Doms ... Er machte ein Gesicht, als wenn er mich fressen wollte. Erst als wir von der alten Malerei sprachen, thaute er etwas auf ... Ich war so bestimmt und frei wie möglich, und ließ mich garnicht irre machen durch seine Stummheit ... Die Erwähnung der persönlichen Verhältnisse machte den alten Herrn freundlicher, das Lächeln wurde häufiger." — Den folgenden Mittag wurden Cornelius' Zeichnungen zum Faust und zu den Nibelungen vorgelegt. „Je weiter wir in's Essen und Trinken kamen, desto mehr thaute er auf. Im Saal hingen Runges Arabesken, symbolische Darstellungen von Morgen, Mittag, Abend und Nacht. Goethe merkte, daß ich sie aufmerksam betrachtete, griff mich in den Arm und sagte: da sehn Sie einmal, was das für Zeug ist! zum Rasendwerden, schön und toll zugleich. Ich antwortete: ganz wie die Beethoven'sche Musik, wie unsre ganze Zeit. Freilich, sagte er, das will alles umfassen und verliert sich darüber immer in's Elementare, doch noch mit unendlichen Schönheiten im Einzelnen; da sehn Sie nur, was für Teufelszeug! und hier wieder, was da der Kerl für Anmuth und Herrlichkeit hervorgebracht! Aber der arme Teufel hat's auch nicht ausgehalten, er ist schon hin; es ist nicht anders möglich, was so auf der Kippe steht, muß sterben oder verrückt werden, da ist keine Gnade!"

Nun begann das Studium der mitgebrachten Blätter. „Ich gewann hauptsächlich dadurch, daß ich rein die Sache wirken ließ. Ja was Teufel! sagte Goethe, man weiß da, woran man sich zu halten hat! Ich fühlte die uns im Leben so selten beschiedene Freude, einen

der ersten Geister von einem Irrthum zurückkehren zu sehn, wodurch er an sich selber untreu geworden war. Ich sprach, wie meine Stimmung mir es eingab, ich weiß nicht, wie ich die Worte setzte, sie mußten meine Bewegung kundgeben, denn der Alte wurde ganz gerührt, drückte mir die Hand und fiel mir um den Hals, das Wasser stand ihm in den Augen."

„Ich gestehe gern", schreibt Goethe 13. Mai, „daß in seinem Umgang jene für mich schon verblichene Seite der Vergangenheit sich wieder aufgefrischt, und daß ich seine Behandlungsart gar wohl zu billigen Ursache habe. Er hat mir auch als Katholik sehr wohl gefallen, ja ich hätte gewünscht, noch genauer einzusehn, wie gewisse Dinge bei ihm zusammenhängen."

Boisserée schreibt ihm: „grade diese stete Forderung dessen, was da wirklich und leibhaftig ist, bei allem Suchen und Erkennen eines höhern geistigen Lebens, bei allem Spiel einer freien schöpferischen Einbildungskraft, bei aller Innerlichkeit eines tiefen Gefühls, grade dieser treue, ruhige Sinn für menschliches Maaß und Wahrheit: das ist es, woraus mir trotz dem ungeheuern Abstand ein freundschaftliches Verhältniß mit Ihnen erwachsen kann, das zur Erhebung meines ganzen Thuns und Treibens wie ein edler Wein wirken, und Ihnen eben dadurch zum Wohlgefallen gedeihn muß."

Den Nazarenern aus der Schule des Klosterbruders, die sich in Rom sammelten und zum großen Theil katholisch wurden — Overbeck, Veit (Dorotheas Sohn) u. A. — blieb Goethe ebenso abhold wie früher; auch Cornelius' geniale Schöpfungen lockten ihm nur einen mäßigen Beifall ab.

8.

Goethe während des Befreiungskampfes.

1812—1814.

Im Dec. 1811 schrieb der König von Westphalen an seinen kaiserlichen Bruder: „Die Gährung", ist auf dem höchsten Gipfel; die thörichtsten Hoffnungen werden mit Begeisterung gepflegt, man stellt sich das Beispiel Spaniens vor Augen. Die mächtige Ursache dieser Bewegungen ist nicht allein der Haß gegen die Franzosen und die Ungeduld, das fremde

Joch zu tragen; sie liegt noch stärker in dem Unglück der Zeiten, dem Ruin aller Classen, der Ueberbürdung mit Auflagen, Kriegssteuern, Unterhaltung der Truppen, Durchmärschen und Quälereien aller Art, die sich ohne Unterlaß wiederholen. Die Verzweiflung der Völker, die nichts mehr zu verlieren haben, ist zu fürchten."

Der russische Feldzug war beschlossen. 24. Febr. 1812 schloß Frankreich mit Preußen ein Bündniß. Gneisenau, Scharnhorst u. A. verließen den preußischen Staatsdienst. Fichte, der den Geist der Studirenden durch strenge Zucht bilden wollte, und darüber mit seinen Amtsgenossen, namentlich Schleiermacher, in den schlechtesten Verhältnissen stand, reichte 14. Febr. das Gesuch ein, des Rectorats enthoben zu werden; es wurde angenommen, „da er ohnehin wegen seiner Reden bei den französischen Behörden übel notirt sei!"

9. Mai reiste Napoleon aus Paris ab; in Dresden erfolgte die Huldigung seiner sämmtlichen Vasallen: es war der glänzendste Tag des großen Weltreichs; schon träumte er davon, über Moskau nach Indien zu ziehn.

Mitte Juli begrüßte Goethe im Namen der karlsbader Bürgerschaft die Kaiserin Marie Luise als „Vermittlerin nach Götterart"; er hoffte als Resultat des russischen Kriegs den allgemeinen Frieden, d. h. einen europäischen Bundesstaat unter Napoleons Schutz. „Das Kleinliche ist alles weggeronnen!"

„Goethe", schreibt Arnim 8. Sept. aus Teplitz, „hat das Continentalsystem besungen und zwar im Namen der Karlsbader, die nichts davon wissen mögen. Was wird die Zukunft von den großen Männern unsrer Zeit denken? Ich habe ihn nicht gesprochen und fühle mich von ihm getrennt."

28. Juni war die große Armee in Wilna, 14. Sept. in Moskau, 18. Oct. begann der Rückzug. 28. Nov. war die Schlacht an der Beresina, 30. Dec. hatte York die Kühnheit, die Convention von Tauroggen abzuschließen.

„Wir können uns jetzt alle", schreibt Goethe 14. Nov. an Reinhard, „als Strandbewohner ansehn und täglich erwarten, daß einer vor unsrer Hüttenthür, wo nicht mit seiner Existenz, doch mit seinen Hoffnungen scheitert. In einem so ungeheuren, unübersehbaren Unglück fühlen wir denn freilich, wie hoch ernst wir sein müssen, um nach alter Weise heiter sein zu können."

21. Jan. 1813 starb Wieland, 79 Jahr alt. Die ironische Laune verließ ihn keinen Augenblick, so daß seine Enkelinnen meist immer lachen

mußten. Er schien, seines Zustandes wohl bewußt, ihn spielend vergessen zu wollen. Den Tag vor seinem Tode perorirte er noch das To be or not to be! und sagte, beides sei ihm nun gleich: die Götter seien etwas grob gegen die Menschen, aber die Menschen seien vernünftig genug, um es ertragen zu lernen. — Goethe schreibt an Reinhard: „Ist wohl in diesen Augenblicken jemand zu bedauern, der hinweggehoben wird?"

25. Jan. 1813 verlegte der König, um Freiheit des Entschlusses zu gewinnen, seine Residenz nach Breslau: Yorks Schritt hatte er hart gemißbilligt, aber dem allgemeinen Drängen des Volks konnte er nicht widerstehn; 3. Febr. erfolgte das Aufgebot der Freiwilligen; neben einander schlugen in Breslau Steffens und Jahn ihre Werbeplätze auf. „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los! wer legt die Hände noch feig' in den Schooß! Pfui über Dich Buben hinter dem Ofen, unter den Schranzen und unter den Zofen! Bist ein ehrlos erbärmlicher Wicht, ein deutsches Mädchen küßt Dich nicht, und deutscher Wein erfreut Dich nicht." So Theodor Körner, Schillers Jünger.

Es wurde Ernst. „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte, drum gab er Säbel, Schwert und Spieß dem Mann in seine Rechte, drum gab er ihm den kühnen Muth, den Zorn der freien Rede, daß er bestände bis auf's Blut, bis in den Tod die Fehde. Laßt brausen, was nur brausen kann, in hellen lichten Flammen! Ihr Deutschen alle, Mann für Mann, für's Vaterland zusammen! und hebt die Herzen himmelan und himmelan die Hände, und rufet alle, Mann für Mann: die Knechtschaft hat ein Ende!"

„Alle Deutsche hatten Leid zu tragen um den Untergang des uralten und heiligen Reichs der Germanen, um die Vernichtung der Gesetze, die Vertilgung der Sprache, die Verderbniß der Sitten, die Schmach und das Elend des Volks; aber nicht alle hatten gleich Großes verloren. Das Reich und seine Herrlichkeit hatten viele deutsche Herzen schon lange nicht gefühlt; was sollten sie betrauern, was sie kaum gekannt? Die meisten hatten sich vereinzelt; als Bürger kleiner Staaten, als Theilnehmer kleiner Verhältnisse, Geschäfte und Ansichten hatten sie nichts Großes zu verlieren gehabt; gewohnt, Mächtigern zu folgen und durch die Beschlüsse der großen deutschen Staaten bestimmt zu werden, empfanden viele die Herrschaft der Fremden kaum als Unglück. Andres widerfuhr den Preußen. Sie hatten einen großen Namen, einen unsterblichen Ruhm verloren; sie konnten ohne Ehre nicht mehr glücklich sein. Auch die vor einigen Jahren noch so mit hingedämmert und hin-

geträumt hatten, waren aus der schweren Starrsucht erwacht: alle fühlten das Unglück, aber bittrer fühlten sie die Schande; sie trauerten, aber sie zürnten noch mehr. Napoleon hatte gemeint, der preußische Staat sei durch die grausamen Bedingungen, die er gemacht hatte, durch die Gewalt, die er sich wider alle Treue der Verträge genommen, genug zermalmt; er könne ihn zerrissen nun so liegen lassen, bis die Zeit da sei, ihn ganz zu vernichten. Napoleon hatte Recht, soweit ein gemüthloser Mensch, der die Menschheit nur nach ihren Schwächen und Lastern beurtheilen kann, die Welt versteht; er hatte zermalmt, was zermalmt werden konnte; die Gefahr, welche in einer niedergetretenen Ehre droht, die nicht ehrlos gewesen ist, konnte er nicht messen."

Die prachtvolle Stelle steht im „Geist der Zeit", in welchem Arndt während des Krieges den Entschluß der Deutschen befeuerte. Er war mit dem Freiherrn v. Stein in Rußland gewesen und hatte in dessen Auftrag mit einer Reihe von Flugschriften sich an den Ereignissen betheiligt. Der große Freiherr zeigt sich in Arndts „Wanderungen" nur im Hintergrund: ein Bild von ihm, wo diese gewaltige, dämonische Willenskraft, diese herbe, despotische Natur mit all ihren Vorurtheilen, dieser edle Mensch von strengster Sittlichkeit und Gottesfurcht ohne alle Spur von Menschenfurcht, in der ganzen Anschaulichkeit hervorträte, ist noch nicht vorhanden. Die schroffen, knorrigen, zuweilen wilden Gestalten, die mit ihm das Werk der Befreiung leiteten, verblaßten in der langen Friedenszeit mehr und mehr: was in unsern Tagen geschehn, wird auch ihrem Bilde wieder helleres Licht und sattere Farben leihen.

„Was ist des Deutschen Vaterland?" — Wohl konnte man so fragen, als man von deutscher Nation nur durch Klopstocks Bardite und durch Pütters Staatsrecht wußte. „Das ganze Deutschland soll es sein!" Kein Fußbreit Landes darf den Franzosen überlassen werden; eine Kritik der Frage vom engern Bundesstaat, die 34 Jahr später aufgeworfen wurde, konnte Arndt natürlich nicht beabsichtigen. Das neue Deutschland konnte nur durch einseitige Gewalt geschaffen, das alte mußte, wenn auch in unvollkommener Form, durch gemeinsame Gewalt wiedergewonnen werden.

Arndts Gedichte sind die besten Zeugnisse der damaligen Stimmung. „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!" Heute versteht man die stolzen Klänge wieder richtig. „Wer ist ein Mann?" Das erste Wort, das Arndt zur Antwort giebt, ist: „Der beten kann, und Gott dem Herrn vertraut". Die Noth lehrte beten, in der Zeit der Sklaverei

und des Aufstandes lernte das Volk, daß die resignirte heidnische Philosophie nicht trösten kann; das zum Humanismus abgeklärte Griechenthum hatte den Barbaren des Westens nicht Widerstand geleistet. Jetzt predigten ihm seine Sänger den deutschen Gott, den Gott der Schlachten, und nach einiger Besinnung ward man gewahr, daß er schon in den alten Psalmen verkündet sei. „Was uns bleibt?" fragt Th. Körner, als er die Möglichkeit bespricht, daß Deutschland wieder der Knechtschaft verfalle — „Rühmt nicht des Wissens Bronnen, nicht der Künste friedensreichen Strand! Für die Knechte giebt es keine Sonnen, und die Kunst verlangt ein Vaterland." — Ein neuer Lebensinhalt war für Deutschland gewonnen.

Mit Verdruß erlebte Goethe den Einmarsch der ersten Preußen in Weimar: „die Freiwilligen betragen sich unartig und nehmen nicht für sich ein." Er entfloh 17. April nach Teplitz; dort legte er sich, um die Gegenwart ganz zu vergessen, mit Eigensinn auf die chinesische Geschichte; das frivole Lied: „ich habe geliebet, nun lieb' ich erst recht!" und die Balladen „Todtentanz", „der getreue Eckardt" und „die wandelnde Glocke" entstanden hier. „Wer es jetzt möglich machen kann", schreibt er an Meyer, „soll sich ja aus der Gegenwart retten, weil es unmöglich ist, in der Nähe so mancher Ereignisse nur leidend zu leben, ohne zuletzt aus Sorge, Verwirrung und Verbitterung wahnsinnig zu werden."

Arndt, den er in Dresden bei Körners in Quartier traf, hinterließ er einen unerfreulichen Eindruck. Sein Anblick sprach aufgestörte Unruhe, seine Rede ungläubige Hoffnungslosigkeit aus. Einmal, als Körner von seinem Sohn sprach — er war 19. März in die Lützowsche Freischaar getreten — indem er auf seinen an der Wand hängenden Säbel wies, rief er aus: „Rüttelt nur an Euren Ketten, der Mann ist Euch zu stark!"

Gegen Professor Luden in Jena, der mit dem neuen Jahr die patriotische Zeitschrift „Nemesis" herausgab, äußerte er sich ebenso ungläubig. Er empfand wohl die Noth des Volks, aber das Durchziehn neuer wilder Völkerschaften, die nur eine andere Sklaverei drohten, der großsprecherische Ton, die Unterbrechung alles wissenschaftlichen und künstlerischen Treibens war ihm zuwider; die ganze Begeisterung kam ihm gemacht vor.

Nicht anders dachte man in Süddeutschland. „Wir sind", schreibt Creuzer in Heidelberg 15. März, „über die Preußen garnicht der Meinung, als werden sie viel ausrichten. Daub nannte es neulich treffend

einen Strohfeuer-Enthusiasmus, und wenn sie, was nicht zu erwarten, emergiren könnten, so würde ihr angestammter Hochmuth in unerträglichen Hohn und Härte gegen Andere ausarten."

Statt dessen durfte Arndt in seinen Liedern die Freiheitshelden von Sieg zu Sieg begleiten, er durfte zuletzt das Leipziger Schlachtlied anstimmen: „Wo kommst Du her in dem rothen Kleid und färbst das Gras auf dem grünen Plan? Ich komme aus blutigem Männerstreit, ich komme roth von der Ehrenbahn". Als die erste Sonne des neuen Jahrs heraufstieg, hatten die Helden von der Katzbach, Wartenburg und Möckern den Rhein überschritten: der schöne Strom, von dem Brentano jedem Deutschen aus dem Herzen sang: „Wer einmal in Dir geschwommen, wer einmal aus Dir getrunken, der ist vaterlandestrunken", war wieder unser.

„Die vor'm Jahr im Studentenrock auf unsern Subsellien saßen, kamen jetzt als ausstaffirte Landwehrmänner, mehrere mit dem wohlverdienten eisernen Kreuz .. Wir sind recht wohlgemuth, da wir das neue Leben und den deutschen Gemeingeist täglich bei Jung und Alt vor Augen sehn." So der bekehrte Creuzer 9. Jan. 1814.

23. Jan. erschien in Coblenz, herausgegeben von Görres, die erste Nummer des „Rheinischen Mercur", der damals von gewiegten Politikern die fünfte Großmacht genannt wurde. „Er führt," schreibt Sulpiz an Goethe, „eine tüchtige freie Sprache und ist voll der besten Einfälle. Der wilde Vogel, nachdem er lange in den Lüften herumgesegelt, hat endlich seinen rechten Ton gefunden; er singt jetzt ein jedem vernehmliches, allen Menschen von Sinn und Herz erfreuliches Lied." — Der Ton war leidenschaftlich bewegt und spielte in allen Modulationen; das Bild vom wiedergebornen Deutschland, das ihm vorschwebte, hatte keine sehr bestimmten Züge, aber sehr merklich und wirkungsvoll tritt die Sympathie für Preußen hervor.

27. Jan. starb in Berlin Fichte am Lazarethfieber, in der Blüthe seiner Kraft, 51 Jahr alt. „Deutschland hat sein eines Auge zugethan!" schreibt Rahel an ihren Bräutigam Varnhagen; „wie ein Einäugiger zittre ich für das andre ... Ich würde ihm, ohne noch hinzusehn, Ehre und Leben in die Hände gegeben haben." Fouqué, der den Versuch, den Feldzug mitzumachen, aus Kränklichkeit bald hatte aufgeben müssen, feierte sein Andenken in feurigen Stanzen.

Im Hauptquartier der Verbündeten in Frankreich wechselten die Stimmungen noch immer; von dort aus schreibt Jacob Grimm, zum Legationssecretair des hessischen Gesandten ernannt, am Tage der

Schlacht von Laon an seinen Bruder: „Mir wird mit jedem Tage trauriger im Sinn. Wieviel heller stellt Ihr Euch dort alles vor! Das Heiligste, Einfachste, das was der beste und größte Theil unsres Volks klar will, wofür Hunderttausende gestorben sind, steht so auf dem Spiel, daß uns nur Gott rettet, oder die finstre Verblendung unsres Widersachers."

Endlich, 31. März, zogen die Verbündeten in Paris ein; sie waren gewissermaßen beschämt, der Hauptstadt der Civilisation so etwas anzuthun! Der neue König wurde als Verbündeter begrüßt, Napoleon nach Elba geschickt, 30. Mai der Friede abgeschlossen auf Bedingungen, die für Frankreich über alles Maaß günstig waren. „Die Kerls", schreibt J. Grimm, „bilden sich ein, sie hätten uns aus bloßer Gefälligkeit hereingelassen! Um so sündlicher ist, daß man sie nicht fühlen läßt, was sie verbrochen haben."

„Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag, ein letztes Glück und einen letzten Tag. Das giebt man zu, doch wer gesteht sich frei, daß diese Liebe nun die letzte sei? daß sich kein Auge mehr mit frommer Glut zu unserm wendet? kein erregtes Blut, das überrascht dem Herzen leicht entquoll, verräthrisch mehr die Wange färben soll? daß kein Begegnen möglich, das entzückt? kein Wiedersehn zu hoffen, das beglückt? daß von der Sonne klarster Himmelspracht nichts mehr erleuchtet wird?" — Die Stelle dichtete Goethe für einen Epilog zum Trauerspiel „Essex", das 18. Oct. 1813 — am Tage der Schlacht bei Leipzig — in Weimar aufgeführt wurde.

Die neue Dichtung, welche aus den Freiheitskriegen entsprang, konnte ihn nicht anmuthen. Da war zunächst Th. Körners „Leier und Schwert"; der junge Dichter war, im 22. Jahr, den Heldentod gefallen. Seine ziemlich schwachen Dramen — deren völlig ausgeschriebene Hand wenig Hoffnung für die Zukunft gab — hatte Goethe protegirt; in den neuen Liedern, die den Mund sehr voll nahmen und eben deshalb der Menge bequem waren, hörte er nur den abgeschwächten Ton des Schillerschen Reiterliedes heraus, der überhaupt in sämmtlichen Freiheitsdichtern durchklingt. — Da waren die gehaltvollen, etwas steifen Zeitgedichte des Geh. Raths v. Stägemann, die ritterlichen, galanten, sanften Verse Schenkendorfs: „Freiheit, die ich meine, komm mit deinem Scheine, süßes Engelbild!" 30 Jahr alt, war er seit 15. Dec. 1812 mit der Wittwe Elisabeth Barclay verheirathet, die sich von Frau v. Krüdener aus Königsberg nach Karlsruhe hatte entführen lassen und dort unter

dem Schutz des frommen Jung-Stilling stand. Im Frauencultus blieb er kaum hinter Fouqué zurück: „Frauen haben mich erzogen, ihrem Dienst mich früh geweiht, haben meinen Sinn gebogen von der Rohheit zu der Weiblichkeit." Da waren endlich „Freimund Reimars geharnischte Sonette", geistreich und schwungvoll: aber wer ein feineres Ohr für die Schwingungen des Gemüths hat, wird nicht selten das Anempfundene herausfühlen. Der Dichter, Fr. Rückert, hatte sich mit seinem feinen Formtalent ganz an Goethe und den Romantikern gebildet. Schon in seinen frühesten Gedichten überrascht die spielende Leichtigkeit, die gegenständliche Welt dichterisch aufzufassen; einzelne von ihnen, z. B. „das versunkene Dorf", enthalten eine gesättigte, hochpoetische Anschauung; in andern ist der Tonmalerei zu viel.

Goethe legte um diese Zeit den Grund zur gesammten Spruchpoesie, das Buch des Unmuths, die zahmen Xenien setzten die ersten Triebe an. Hier wurde Allem Luft gemacht, was er augenblicklich gegen seine deutschen Landsleute auf dem Herzen hatte.

„Hab' ich euch denn je gerathen, wie ihr Kriege führen solltet? schalt ich euch nach euren Thaten, wenn ihr Friede schließen wolltet?" — Warum kümmert ihr euch um das, was ich thue? Ich weiß besser, was die Natur mit mir gewollt hat.

„Uebermacht, ihr könnt es spüren, ist nicht aus der Welt zu bannen; mir gefällt zu conversiren mit Gescheiten, mit Tyrannen." — Ihr habt ein großes Wesen davon gemacht, daß ich mich durch meine Unterredung mit Napoleon geschmeichelt fühlte; gleichwohl erinnre ich mich an diese Unterredung mit dem Timur unsrer Zeit, der doch etwas war, immer noch mit größerm Interesse als an meine Beziehungen zu den Halben und Eingeschränkten, die mich zu Ihresgleichen machen möchten.

„Was! ihr mißbilliget den kräft'gen Sturm des Uebermuths, verlogne Pfaffen! Hätt' Allah mich bestimmt zum Wurm, so hätt' er mich als Wurm geschaffen." — So spricht Timur, so spricht Napoleon, so spricht Goethe in seinem Unmuth.

„Am jüngsten Tag vor Gottes Thron stand endlich Held Napoleon. Der Teufel hielt ein großes Register gegen denselben und seine Geschwister, war ein wundersam verruchtes Wesen; Satan fing an es abzulesen. Gott Vater oder Gott der Sohn, einer von beiden sprach vom Thron, wenn nicht etwa gar der heilige Geist das Wort genommen allermeist: Wiederhol's nicht vor göttlichen Ohren! du sprichst wie die deutschen Professoren. Wir wissen alles, mach es kurz! am jüngsten Tag

ist's nur ein — — Getraust du dich, ihn anzugreifen, so magst du ihn nach der Hölle schleifen!"

„Wolltet ihr in Leipzigs Gauen Denkmal in die Wolken richten: wandert, Männer all und Frauen, frommen Umgang zu verrichten! Jeder werfe dann die Narrheit, die ihn selbst und andre quälet, zu des runden Haufens Starrheit! Nicht ist unser Zweck verfehlet. Ziehen Junker auch und Fräulen zu der Wallfahrt stillem Frieden: wie erhabne Riesensäulen wachsen unsre Pyramiden!"

„Die Deutschen sind recht gute Leut'; sind sie einzeln, sie bringen's weit. Nun sind ihnen auch die größten Thaten zum ersten Mal im Ganzen gerathen. Ein Jeder spreche Amen darein, daß es nicht möge das letzte Mal sein!" — —

Der wunderbare Zufall wollte, daß Frau von Staëls Buch über Deutschland den literarischen Ereignissen dieser Periode zugezählt werden muß. Frau von Staël hatte sich unmittelbar vor dem russischen Feldzug über Rußland und Schweden nach England geflüchtet und hier das gerettete Manuscript Oct. 1813 in Druck gegeben. In einzelnen Heften verbreitete sich das Buch über Deutschland, grade während die deutschen Truppen Frankreich überschwemmten. Es ist keine dichterisch-übermüthige Xenie, sondern ein ernstes Wort, das Goethe an das Erscheinen des Buchs knüpft.

„Man kann", schreibt Goethe 14. Feb. 1814, „das wunderbare Geschick des Buchs wohl auch unter die merkwürdigen Ereignisse dieser Zeit rechnen. Die französische Polizei, einsichtig genug, daß ein Werk wie dieses das Zutraun der Deutschen auf sich selbst erhöhen müsse, läßt es weislich einstampfen; gerettete Exemplare schlafen, während die Deutschen aufwachen und sich ohne eine solche geistige Anregung retten. In dem gegenwärtigen Augenblick thut das Buch einen wunderbaren Effect. Wäre es früher dagewesen, so hätte man ihm einen Einfluß auf die nächsten großen Ereignisse zugeschrieben. Nun liegt es da wie eine spät entdeckte Weissagung und Aufforderung an das Schicksal, ja es klingt, als wenn es vor vielen Jahren geschrieben wäre. Die Deutschen werden sich darin kaum wieder erkennen; aber sie finden darin den sichersten Maßstab des ungeheuren Schrittes, den sie gethan haben. Möchten sie, bei diesem Anlaß, ihre Selbsterkenntniß erweitern und den zweiten großen Schritt thun, ihre Verdienste wechselseitig anzuerkennen, in Wissenschaft und Kunst, nicht wie bisher, einander ewig widerstrebend, endlich auch gemeinsam wirken und, wie jetzt die ausländische Sklaverei, so auch den innern Parteisinn ihrer neidischen Apprehensionen unter ein-

ander besiegen. Dann würde kein mitlebendes Volk ihnen gleich genannt werden können."

Noch bevor der Friede 30. Mai abgeschlossen war, forderte man Goethe von Seiten des berliner Theaters auf, ihn in einem Festspiel zu verherrlichen. Erst stutzte er, aber in einem Monat war „Epimenides Erwachen" vollendet.

„In tiefe Sklaverei lag ich gebunden, und mir gefiel der Starrheit Eigensinn; ein jedes Licht der Freiheit war verschwunden, die Fesseln selbst, sie schienen mir Gewinn." — „Die Fesseln fallen ab von Händ' und Füßen, wie Schuppen fällt's herab vom starren Blick!" — Der weise Epimenides, der sein Sinnen früh und treu der Natur und Kunst geweiht, findet sich in seiner Zeit vereinsamt. Die Götter schläfern ihn ein, grade als ein wilder Kriegslärm ertönt. Die alten Pflanzstätten der Cultur werden zerstört, schon wächst Gras auf den Ruinen; der Dämon der Unterdrückung hat Glauben und Liebe gefesselt: nur die Hoffnung steht aufgerichtet und wendet gegen ihn den Speer. Er will auch sie fesseln, aber ein Nebelstreif entzieht sie seinem Blick und läßt ihn stattdessen das Schattenspiel der nahenden Erhebung schaun. „Verdichtet schwankt der Nebelrauch und wächst und webt, er webt undeutliche Gestalten, die deutlich, doch undeutlich, immerfort das Ungeheure mir entfalten. Gespenster sind's, nicht Wolken, nicht Gespenster, die Wirklichen, sie dringen auf mich ein. Wie kann das aber wirklich sein, das Webende, das immer sich entschleiert? Verschleierte Gestalten, Ungestalten, in ew'gem Wechseltrug erneuert! — Sie sind's! sie sind auch nicht, und aus dem Grauen muß ich voran lebendig Kräft'ge schauen: fürwahr es drängt sich Brust an Brust voll Lebensmacht und Kampfesluft; die Häupter in den Wolken sind gekrönt, die Füße schlangenartig ausgedehnt . . . Die breite Wolke senkt sich, eine Wolke lebendig tausendfach, vom ganzen Volke, von allen Edlen schwer; sie sinkt, sie drückt, sie beugt mich nieder, sie erstickt!"

Epimenides erwacht. „Während meines Schlafes hat ein Gott die Erd' erschüttert, daß Ruinen hier sich auf einander thürmen . . . So ist es hin, was alles ich gebaut und was mit mir von Jugend auf emporstieg . . . Wo der Mensch verzweifelt, lebt kein Gott, und ohne Gott will ich nicht länger leben." — Da klingen die Jubellieder der Jugend, die alten Tempel steigen aus dem Schutt empor. Epimenides richtet den Blick nach Oben. „Wie selig euer Freund gewesen, der diese Nacht des Jammers überschlief, ich konnt's an den Ruinen lesen, ihr Götter, ich empfind' es tief!" — Dann aber, sich zum Volk wendend:

„Doch schäm' ich mich der Ruhestunden, mit euch zu leiden, war Gewinn: denn für den Schmerz, den ihr empfunden, seid ihr auch größer als ich bin." — Vor diesem ernsten Wort verstummt jeder weitere Vorwurf, und freudig stimmt man in den Chor der Priester ein: „Tadle nicht der Götter Willen, wenn du manches Jahr gewannst: sie bewahrten dich im Stillen, daß du rein empfinden kannst; und so gleichst du künft'gen Tagen, denen unsre Qual und Plagen, unser Streben, unser Wagen endlich die Geschichte beut, und nicht glauben, was wir sagen, wirst du wie die Folgezeit."

Als wenn ein Alp von seiner Brust gelöst, athmete Goethe frisch und voll von Neuem auf.

15. Aug. machte er eine Pilgerfahrt nach der Rochus-Kapelle bei Bingen mit: die Schilderung des weinseligen Priesters gehört zu seinen gelungensten humoristischen Leistungen. 18. Sept. verweilte er eine Woche auf der Gerbermühle, einem Landsitz seines Freundes v. Willemer in der Nähe von Frankfurt. „Ich hatte mir ihn", schreibt dessen Tochter Rosette, „als einen schroffen unzugänglichen Tyrannen gedacht, und fand in ihm ein liebenswürdiges, jedem Eindruck offnes Gemüth; einen Mann, den man kindlich lieben muß, dem man sich ganz vertrauen möchte. Die ganze Natur, jeder Grashalm redet zu ihm und gestaltet sich zum Gefühl und Bild in seiner Seele, und so lebendig vermag er es wiederzugeben! Und wie wenig imponirt seine Nähe, wie wohlthätig freundlich kann man neben ihm stehn!"

Noch stärker war der Eindruck des 65jährigen Dichters auf Marianne Jung, die seit 14 Jahren in der Gerbermühle lebte; doch kam es in den zerstreuten Tagen nur zum Austausch heitrer Galanterien. Die „liebe Kleine" — 30 J. alt — gab 27. Sept. Willemer ihre Hand.

Und nun muß endlich als schönste Friedensgabe doch das Werk genannt werden, das Goethe in diesen Jahren der Erhebung vorzugsweise beschäftigte, das erste Buch, wie er bekennt, das er nicht seinetwegen, sondern seinen Deutschen zu Liebe schrieb, ein Werk, für dessen Vollendung man die Hälfte der gleichzeitigen Litteratur mit Freuden hingäbe. Der dritte Band von „Dichtung und Wahrheit" erschien Mai 1814. — Wenn man davon absieht, daß einem Sechzigjährigen manches Jugenderlebniß nur noch wie ein Traum vorkommt, muß man über das Gedächtniß und die Wahrhaftigkeit des Dichters staunen. Er hatte eine Neigung zur Selbstbeobachtung, wie sie bei einem vorwiegend handelnden Menschen nur selten vorkommt: er führte nicht nur sorgfältige Tage-

bücher, er las auch wiederholt darin und suchte sich über den Gang seiner Entwickelung Maximen zurechtzulegen; er hielt seine Briefe und Manuscripte sehr in Ordnung und wußte Bescheid darin. Jeder lebensfähigen Erscheinung, die außerhalb seines Kreises auftauchte, wandte er sorgfältige Aufmerksamkeit zu. Ueber die leidenschaftlichen Kämpfe seiner Jugend hinaus, lebte er doch noch voll in ihren Erinnerungen.

Das Buch war von vornherein darauf berechnet, mit Goethes Eintritt in Weimar seinen Abschluß zu finden: was vor demselben lag, war ihm bereits historisch geworden, er konnte sich mit voller Unbefangenheit darüber aussprechen; über Weimar durfte er das nicht, ohne höhere Herzenspflichten zu verletzen.

„Dichtung und Wahrheit" tritt dem Leser immer wieder von Neuem mit wunderbarer Macht entgegen. Wie vollendet schön ist das Buch in seiner künstlerischen Composition! Die Novelletten von Gretchen, Lucinde, Friederike, Lotte und Lilli, wie entzückend stechen sie in Farbe und Stimmung gegen die erfundenen Geschichten ab, die Goethe ungefähr gleichzeitig schrieb! wie weit bleiben die Herzilien, Hilarien u. s. w. dagegen zurück! die leicht hingeworfenen Charakterköpfe aus der Leipziger und Straßburger Zeit, wie spricht das alles! wie schön greift die eine Geschichte in die andre ein!

„Dichtung und Wahrheit" ist für die Zeit von 1764 bis 1775 die beste Litteraturgeschichte, die wir haben und je haben werden; sie bedarf nur eines Commentars. Wer in der Welt wäre auch im Stande gewesen, eine solche zu schreiben als der Mann, der aufnehmend allem Lebendigen das wärmste und empfänglichste Gemüth, fast kann man sagen, von Jugend auf auch das reifste Urtheil entgegenbrachte, und der schöpferisch bestimmter, stärker und voller das gestaltete, was die Andern geahnt oder geträumt! Wie Friedrich der Große am besten die Geschichte der deutschen Politik, so konnte Goethe am besten die Geschichte der deutschen Litteratur schreiben: beide waren die Helden dieser Geschichten.

Einen Fehler hat gleichwohl das Buch, der hervorgehoben werden muß, wenn er uns nicht irren soll.

Alle Figuren der Geschichte kommen vortrefflich heraus, nur eine nicht, und das ist der Held. Wer sich nach dem Helden von Wahrheit und Dichtung ein Bild von Goethe machen wollte, würde gänzlich fehl greifen. Dieser Held hat eine auffallende Familienähnlichkeit mit

Wilhelm Meister: dieselbe Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne, dieselbe liebenswürdige Hingabe, dasselbe Bedürfniß, sich anzuschmiegen und sich in Schule nehmen zu lassen: in „Wahrheit und Dichtung" in Weimar angekommen, sieht man sich nach dem Thurm der geheimen Gesellschaft um, welche die Erziehung des Helden vollenden und ihm die passende Natalie finden soll. Wie im „Meister" den Wilhelm, so hat Goethe in „Wahrheit und Dichtung" sich selbst behandelt. Mit fortlaufender Ironie, freilich wohlwollend: der junge Mann kann sich immer sehn lassen; aber ungefähr mit dem Gesicht, das Rector Albrecht in Frankfurt dem Knaben machte, der bei ihm hebräisch lernen wollte, und bei der Gelegenheit seine Zweifel an der Wahrheit des Christenthums vortrug. Davon, daß Goethe, wo er auftrat, der Herrscher war, daß ihm gegenüber gar kein Widerstand gedacht werden konnte, daß nicht blos alle Frauen von ihm hingerissen wurden wie auch von dem guten Wilhelm, sondern ebenso alle Männer von Bedeutung, daß sie stolz waren ihn anbeten zu dürfen, wenn er es nur zuließ: davon empfangen wir in „Wahrheit und Dichtung" keine Ahnung. Keine Ahnung von der dämonischen Natur, die er einmal beschreibt, aber keineswegs in Bezug auf sich selbst; von jener Natur, auf welche der Spruch angewandt wird: nemo contra deum nisi deus ipse! Es war nicht ungefährlich, in seine Nähe zu kommen, der arme Lenz wurde an ihm buchstäblich verrückt, für andre größere wurde er das Schicksal, so für Jacobi, am meisten für Herder. Keine Ahnung empfängt man von jener dämonischen Natur, die den Werther und Faust schuf, die im Prometheus, im Satyros und andern wilden Stücken sich austobte. Hätten wir nicht die Briefe aus jener Zeit, wir würden nichts davon wissen.

„Goethes Leben", schreibt W. Grimm an Görres, „hat Anlage zu einem Volksbuch, wenn man das Einfache, Unschuldige, Andringende und Vollendete darin sieht. Seine Liebesgeschichte und die Erzählung der Kaiserkrönung ist in aller Hinsicht so etwas Vollkommenes, daß man meint, es dürfe kein Buchstabe daran fehlen und keine Zeit könne dem etwas anhaben."

„Sie haben uns früher die Wahrheit immer nur in der Hülle der Schönheit vorgeführt", schreibt Sulpiz an Goethe, „jetzt decken Sie uns auch die ernste nackte Wahrheit auf. Der empfängliche herzliche Sinn für die ganze Sie umgebende Welt macht Ihr Leben recht eigentlich zum wahrsagenden Spiegel der Bildung Ihrer Zeit. Er gleicht einem klaren tiefen Strom, den wir allerwärts, wo er vorüberzieht, ein Bild aufnehmen sehn von der Landschaft, von den Menschen und ihrem

Treiben, während er uns in seinen stillen Thälern, von dunklen Felsen eingeschlossen oder vom gestirnten Himmel umwölbt, seine eignen Geheimnisse kundgiebt."

„Kein großer Geist", schreibt Görres, „steht allein in seiner Zeit, wie nicht leicht ein Berg auf weiter Ebne sich erhebt; die Kraft von Tausenden hat in jeder großen historischen Erscheinung sich verzehrt, der Größte oder Glücklichste nennt das Werk nach seinem Namen. — Es gefällt der Natur oft, alle frühern kleinen Bestrebungen einzureißen, damit jene, die am nächsten zum Ziel getroffen, allein stehn wie eine Himmelsceder, Repräsentanten ganzer Jahrhunderte, wie Tempel und Pyramiden mitten unter den Trümmern der Wohnungen ihrer Erbauer stehn. — So führt Homer allein den Zug griechisch-asiatischer Poesie, Shakespeare ragt um eine Kopflänge über seine Zeitgenossen heraus; Dante hat Jahrhunderte in die gothischen Bogen seiner dunkeln Gewölbe verbaut; mit dem zweischneidigen Flammenschwert des Witzes steht Cervantes am Ausgang des Paradieses der alten Ritterpoesie. Selbst der, welcher diese Zeit beherrscht, hat es nur dadurch gekonnt, daß er ihre stürmische Thätigkeit beherrscht, die dadurch geweckte Kraft aber in sich aufgenommen und damit, was unmöglich schien, aus seiner Einheit vollbracht. Die Geschichte", so schließt Görres, „muß gerechter sein als die Natur!" — In „Wahrheit und Dichtung" hat Goethe diese Gerechtigkeit der Geschichte bescheiden vorausgenommen.

Chronologisches Verzeichniß der Geburtstage.

1760, 11. Mai Peter Hebel, Basel † 1826.
1762, 19. Mai Gottlieb Fichte, Rammenau, Oberlausitz † 1814.
1763, 21. März Jean Paul, Wunsiedel b. Baireuth † 1825.
— 3. Juni Josephine Tascher de la Pagerie, Martinique † 1814.
— 2. Sept. Caroline Michaelis, verm. Böhmer, Schlegel und Schelling, Göttingen † 1809.
— 24. Oct. Dorothea Mendelsohn, Berlin † 1839.
— 7. Nov. F. A. Stägemann, Ukermark † 1840.
1764, 24. Feb. G. v. Brinkmann, Schweden † 1847,
— 5. Sept. Henriette de Lemos, verm. Herz † 1847.
— 2. Mai Friedrich v. Gentz, Breslau † 1832.
1765, 20. März Daub, Cassel † 1836.
— 27. März Franz v. Baader, München † 1841.
— 10. Sept. Hüllmann, Mansfeld † 1846.
— 4. Nov. Charles de Villers, Boulay, Lothringen † 1815.
1766, 23. Feb. Caroline v. Dacheröden, verm. v. Humboldt † 1849.
— 22. April Anne Germaine Necker, verm. de Staël, Paris † 1817.
— 25. Aug. Sartorius, Cassel † 1828.
— 11. Nov. Juliane Vietinghoff, verm. v. Krüdener, Riga † 1828.
— 22. Nov. Charlotte v. Lengefeld, verm. Schiller, Rudolstadt † 1826.
1767, 12. Jan. Pierre Ant. Daru, Montpellier † 1829.
— 9. April Chr. Ernst Benzel-Sternau, Mainz † 1850.
— 22. Juni W. v. Humboldt, Potsdam † 1835.
— 8. Sept. A. W. Schlegel, Hannover † 1845.
1768, 1. Aug. K. L. v. Haller, Bern † 1854.
— 18. Nov. Zacharias Werner, Königsberg † 1823.
— 21. Nov. Friedrich Schleiermacher, Breslau † 1834.
1769, 2. Feb. Ernst Wagner, b. Meiningen † 1812.
— 24. Juni Bernhardi, Berlin.
— 15. Aug. Napoleon I., Ajaccio † 1821.
— 4. Sept. René Chateaubriand, St. Malo, Bretagne † 1848.

1769, 14. Sept. Alexander von Humboldt, Berlin † 1859.
— 26. Dec. Ernst Moritz Arndt, Schoritz auf Rügen † 1860.
1770, 9. Feb. Carl Woltmann, Oldenburg † 1817.
— 20. März Friedrich Hölderlin, Laufen (Würtemberg) † 1843.
— 3. Aug. Friedrich Wilhelm III. † 1840.
— 27. Aug. Friedrich Hegel, Stuttgart † 1831.
Wilhelm v. Burgsdorf † 1822.
1771, 10. März Creuzer, Marburg † 1858.
— 27. März Sophie Schubert, verm. Mereau und Brentano † 1806.
— 17. Mai Rahel Levin, verm. Varnhagen † 1833.
1772, 10. März Friedrich Schlegel, Hannover † 1829.
— 2. Mai Fr. v. Hardenberg (Novalis), Grafschaft Mansfeld † 1801.
— 18. Nov. Prinz Louis Ferdinand † 1806.
1773, Wilhelm Wackenroder, Berlin † 1798.
— 2. Mai Henrik Steffens, Stavanger in Norwegen † 1845.
31. Mai Ludwig Tieck, Berlin † 1853.
1774, 14. Juli Ferdinand Hartmann, Stuttgart † 1842.
1775, Caroline v. Briest, verm. Rochow u. Fouqué † 1831.
— 3. Jan. J. W. Süvern, Lemgo † 1829.
— 27. Jan. Joseph Schelling, Leonberg (Würtemberg) † 1854.
— 7. Feb. Joh. Diederich Gries, Hamburg † 1842.
— 28. Feb. Sophie Tieck, verm. Bernhardi u. Knorring † 1833.
1776, 25. Jan. Joseph Görres, Coblenz † 1848.
— 10. März Königin Luise † 19. Juli 1810.
— 16. Aug. Amalia v. Imhof, verm. v. Helwig † 1831.
— 16. Dec. Joh. Wilh. Ritter, b. Hainau in Schlesien † 1810.
1777, 12. Feb. Friedrich de la Motte Fouqué, Brandenburg † 1843.
— 23. Juni Philipp Otto Runge, Wolgast † 1810.
— 18. Oct. Heinrich von Kleist, Frankfurt † 1811.
1778, 11. Aug. Fr. Ludwig Jahn, Lanz in d. Priegnitz † 1852.
— 8. Sept. Clemens Brentano † 1842.
1779, 21. Feb. Friedrich v. Savigny, Frankfurt † 1861.
— 30. Juni Ad. Müller, Berlin † 1829.
— 14. Nov. Oehlenschläger, b. Kopenhagen † 1850.
1780, 14. Jan. De Wette, Weimar † 1849.
— 11. Febr. Caroline von Günderode † 1806.
— 10. April Heinrich Luden, b. Bremen † 1847.
— 1. Mai Marheineke, Hildesheim † 1846.
— 17. Aug. Troxler, Schweiz.
— 28. Nov. Carl Solger, Schwedt, Ukermark † 1819.
1781, 26. Jan. Achim von Arnim, Berlin † 21. Jan. 1831.
— 27. Jan. Adalbert von Chamisso, Boncourt (Champagne) † 1838.

1782, 17. März Sophie v. Kühn † 1797.
1783, 26. Jan. Helmine v. Klenke, verm. Hastfer u. Chézy † 1856.
— 2. Aug. Sulpiz Boisserée, Cöln † 1854.
— 11. Dec. Max v. Schenkendorf, Tilsit † 1817.
1784, 15. Nov. Jerome Bonaparte † 1860.
20. Nov. Marianne Jung, verm. Willemer, Linz † 1860.
1785, 4. Jan. Jakob Grimm, Hanau † 1863.
— 21. Feb. August Varnhagen, Düsseldorf † 1858.
— 4. April Bettina Brentano, Frankfurt † 1859.
— 17. Mai Fr. Chr. Dahlmann, Wismar † 1860.
— 21. Juni Sylvia v. Ziegesar † 1855.
— 24. Nov. August Böckh, Karlsruhe † 1867.
1786, 24. Feb. Wilhelm Grimm, Hanau † 1859.
— 22. April Melchior Boisserée, Cöln † 1851.
— 18. Mai Baruch Börne, Frankfurt † 1837.
1787, 26. April Ludwig Uhland, Tübingen † 1862.
— 5. Oct. Alexander v. der Marwitz, Friederdorf, b. Küstrin † 1814.
1788, 16. Mai Friedrich Rückert, Schweinfurt † 31. Jan. 1866.
1789, 22. Mai Minna Herzlieb, Züllichau † 1865.
1791, 23. Sept. Theodor Körner, Dresden † 1813.

Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke) in Berlin N

328816 LG.H S352ge

Author Schmidt, Julian

Title Geschichte der deutschen Litteratur von Leibniz bis auf unsere Zeit. Vol.4.

University of Toronto Library

DO NOT REMOVE THE CARD FROM THIS POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED